Baumgarten

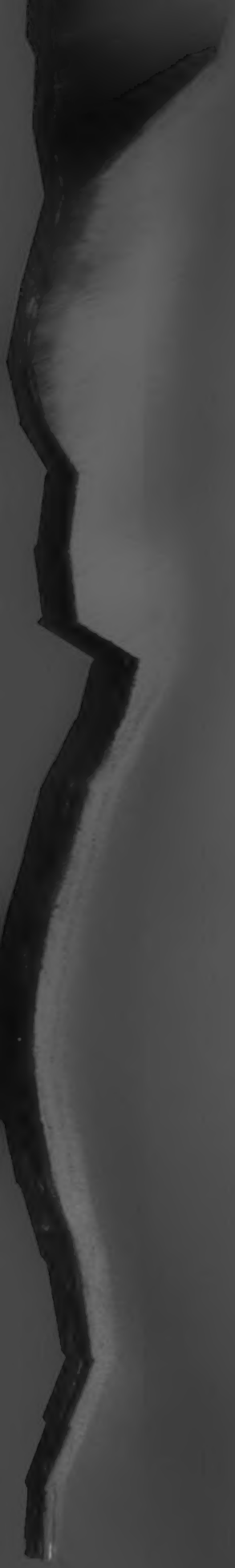
REESE LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received Oct, 1889

Accessions No. 39481 *Shelf No.* 867
B3482
v. 1



Göthe.

Sein Leben und seine Werke.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Göthe.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Erster Band.

Jugend, Lehr- und Wanderjahre.

(Von 1749 bis 1790.)

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1885.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

39481

Entered according to Act of Congress, in the year 1885, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder**, St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Jeder will gern etwas über Göthe ſchreiben: das iſt leicht, und der ganze heutige Schulunterricht leitet dazu an. Wenige dagegen nehmen die Mühe auf ſich, den Mann und ſeine ſämmtlichen Werke allſeitig und gründlich zu ſtudiren: das iſt eine umfangreiche, langwierige Arbeit. So iſt die Klein- und Einzel-Literatur über Göthe in's Unabſehbare angeſchwollen [1], der umfaſſenden Studien über ihn aber gibt es wenige. „Wir haben," klagt Otto Brahm [2], „in Briefwechſeln und maſſenhaften Publicationen aller Art Quellenmaterial empfangen in Hülle und Fülle, aber es fehlt an Sichtung des Gebotenen, an der Verwerthung nach der pſychologiſchen wie nach der künſtleriſchen Seite hin." Wie Adolph Stern aber, und gewiß nicht ohne Grund, verſichert, entſprechen nicht einmal die bisherigen Göthe-Biographieen ihrer Aufgabe: „Eine vollſtändig befriedigende, erſchöpfende,

[1] Die Schiller- und Göthe-Literatur in Deutſchland. Bibliographiſche Zuſammenſtellung von Ludwig Unflad. München 1878. — Salomon Hirzels Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortſetzung, herausg. von Ludw. Hirzel. Leipzig 1884. Dazu die Nachträge W. von Biedermanns in Schnorr von Carolsfelds Archiv für Literaturgeſchichte. Bd. VI ff. — Göthe's Briefe. Verzeichniß derſelben u. ſ. w. von F. Strehlke. 3 Bde. Berlin 1884. Die Zahl der gedruckten Briefe Göthe's betrug ſchon 1879 ungefähr 8600, über 1500 ungedruckte ſind Angaben vorhanden.

[2] Wochenbl. der Frankf. Zeitung. 1882. Nr. 24.

Digitized by Google

der großen Natur und der Lebensarbeit Göthe's allseitig gerecht werdende Biographie fehlt bisher." [1]

So wenig der Verfasser es sich vermaß, diese erschöpfende, allseitig befriedigende Biographie schreiben zu wollen, so ausführbar erschien es ihm, mit Hilfe des reichlich vorliegenden Materials die Arbeit der bisherigen Biographen weiterzuführen, sie zu ergänzen und zu vervollständigen, und das bisher unläugbar stark geschmeichelte Lebensbild durch ein möglichst objectives, aus den Quellen selbst geschöpftes Colorit der Wahrheit näher zu bringen. Eine solche Arbeit schien um so nützlicher, ja fast nothwendiger, als die gesammte Göthe-Literatur, mit wenigen Ausnahmen, von einer übermäßigen Verehrung des Dichters beherrscht wird, nicht etwa von jener künstlerischen Werthschätzung, welche alle Völker mit Recht ihren großen Dichtern entgegenbringen, sondern von einer nahezu religiösen Verehrung — einer „Art von Anbetung", wie Schiller schon im Jahre 1787 bemerkte [2], die nicht bloß die Dichtungen, sondern auch das gesammte Leben des Dichters, seine Anschauungen, Grundsätze, selbst seine Fehler und Irrungen vergöttert, ihn als Idealmenschen der ganzen civilisirten Welt zum Vorbild aufdrängt.

Eine derartige Apotheose ist offenbar keine bloße Sache der Literaturgeschichte mehr, sie greift in die philosophischen und religiösen Fragen der Gegenwart hinüber. Als das naturgemäße Heilmittel dagegen stellte sich die schlichte, nüchterne, objective Wahrheit dar, von jeder vorgefaßten Abneigung und Zuneigung gleichweit entfernt, aus sicheren, zuverlässigen Zeugnissen zusammengereiht, soviel als möglich mit den Worten der Quellen selbst ausgesprochen. In der Beurtheilung der Ideen und Werke Göthe's mußte dann freilich jene völlige geistige Freiheit und Unabhängigkeit behauptet werden, welche jedem denkenden Menschen zusteht und welche eine wissenschaftliche Prüfung auch dessen erheischt,

---

[1] Lexikon der deutschen Nationalliteratur 1882. S. 126.

[2] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1872. I. 88.

Digitized by Google

was von Andern seit einem Jahrhundert weiter gesagt oder als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Es liegt durchaus kein Grund vor, Göthe von vornherein als einen unübertrefflichen Idealmenschen, ein über allen Gesetzen stehendes Genie, einen erhabenen Wohlthäter des deutschen Volkes aufzufassen und darnach in tiefster Verehrung seine Biographie zu schreiben. Vielmehr muß der Biograph erst ausweisen, daß er das ist, und kann ihm deßhalb vorläufig nur aufrichtige Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und jenes Wohlwollen entgegenbringen, das wir allen Menschen schulden.

Das ist der Standpunkt der vorliegenden Biographie.

Ein längerer Aufenthalt in der Nähe von Weimar und in Frankfurt ermöglichte es dem Verfasser, nicht bloß die Göthe-Literatur nach ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen und außer dem vielen gedruckten Quellenmaterial auch noch ungedrucktes oder weniger beachtetes zu studiren, sondern sich auch mit den Plätzen, an welchen Göthe lebte und wirkte, völlig vertraut zu machen. Von Frankfurt aus wurde Straßburg und Wetzlar besucht, von Weimar aus Erfurt, Gotha, Jena und Leipzig. Göthe's Thüringen wurde nach allen Seiten durchstreift und selbst die Landschlösser Belvedere, Ettersburg, Tiefurt, Dornburg nicht vergessen, auf welchen die „Lustigen von Weimar" einst ihr fröhliches Wesen trieben.

Es freute mich, alle die Stätten zu sehen, an welchen die deutschen Classiker lebten und dichteten. Weimar ist so reich an ihren Reliquien und Erinnerungen, daß man sich leicht in ihre Zeit zurückversetzen kann. Wenn ich diesen Stätten, Erinnerungen und Ueberresten auch nicht jene götzendienerische Verehrung entgegenbrachte, die sich heute in einem großen Theil der Göthe-Literatur breit macht, so habe ich sie doch mit großem Interesse und mit dem Wunsche besucht, mir über Weimars Glanzperiode ein möglichst unbefangenes Urtheil zu bilden.

So freundlich waren die Eindrücke, die ich aus dem heutigen Weimar mit mir nahm, daß es mich wahrhaft schmerzte, als eingehendere Studien mir abermals das glänzende Bild jener classischen Blüthenperiode umdüsterten, das die Dichtungen

Göthe's und Schillers an dem Schauplatz ihrer Thätigkeit wachrufen müſſen.

Nicht ohne Herzeleid trete ich auch jetzt poetiſchen Illuſionen gegenüber, an denen ich mich früher ſelbſt mehr als einmal gefreut. Ich bin durchaus nicht der „Biedermann", der mit phariſäiſcher Selbſtgefälligkeit auf die tollen Sprünge eines großen Genie's herabſieht und feierlich ſpricht: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieſer Göthe da!" Noch weniger halte ich es mit dem frivolen Heine, der vor dem Olympier nur ſeinen Hut zog, um ihn deſto ſchamloſer vor ganz Frankreich zu verſpotten. Und noch viel, viel weniger halte ich es mit dem wetterwendiſchen Wolfgang Menzel, der, um „ſeinen" Chriſtus zu retten, Göthe ſein eclatantes Dichtergenie und ſeine ſonſtigen glänzenden Geiſtesgaben abläugnen zu müſſen glaubte. Ich liebe Poeſie nicht nur ein wenig, ſondern ſehr, und ich halte Göthe noch heute für kein bloßes Talent, ſondern für ein Genie, d. h. für einen Geiſt von den außergewöhnlichſten Anlagen. Sein hoher Sinn für alles Schöne, ſein für alles Concrete ſo durchdringend heller Verſtand, ſeine glänzend reiche Sprache bezauberten mich einſt ſo, daß ich ihn nicht nur weit allen unſern Dichtern vorzog, ſondern ihm ſogar ſeinen religiöſen Indifferentismus vergab, um ihn nur als Künſtler zu betrachten und mich an ſeinen Dichtungen zu freuen.

Erſt ein eingehenderes Studium aller ſeiner Werke, und vor Allem ſeines Lebens und ſeines Charakters, hat mich aus jener äſthetiſchen Verehrung aufgeſcheucht und das ſchöne Idealbild umdunkelt, das ich mir von dem großen Dichter entworfen. Die Göthe-Literatur und der Göthe-Cultus der letzten Jahrzehnte aber hat dieſen Zauber der Verklärung, in welchem Göthe früher vor mir ſtand, vollends zerſtört und mich vollſtändig überzeugt, daß er zum Theil durch ſeine Werke, weit mehr aber durch die Bemühungen ſeiner glaubensloſen Verehrer, der mächtigſte Prophet des modernen Indifferentismus und Naturalismus geworden iſt.

Vor dreißig, vierzig Jahren, da mochte man allenfalls es nicht ſo genau nehmen, Göthe's religiöſe Anſichten auf ſich beruhen laſſen, ihn nur als Dichter oder etwa, wie Eichendorff es

that, als eine wunderschöne Naturerscheinung betrachten, die außerhalb des religiös-politischen Lebens im Garten der Dichtung blühte; man mochte sein Leben aus seinen Werken, seine Werke aus seinem Leben zu erklären suchen, ohne über seine religiösen und sittlichen Grundsätze ein Urtheil zu fällen. Er stand auch den Lebenden noch nahe; man konnte jene Schonung walten lassen, welche christliche Nächstenliebe gegen einen noch kaum Verstorbenen einflößt. Doch heute ist das Alles anders geworden.

Schon ein halbes Jahrhundert ist seit Göthe's Tode dahingeflossen. Er gehört längst der Geschichte an. Seine Verehrer haben ihn auf jenen religiös-politischen Kampfplatz gezogen, den er sein ganzes Leben hindurch geflissentlich mied. Er ist zum Propheten eines neuen Evangeliums „der That und Gesinnung" proclamirt, welches das positive Christenthum als „Evangelium des Wortes und Glaubens" verdrängen soll. Er wird der Jugend als Ideal harmonischer Bildung empfohlen. David Strauß hat seine Werke als Surrogat für die abgethanen Evangelien vorgeschlagen [1], Düntzer hat ihn als „Hohenpriester der Liebe" glorificirt [2], Häckel seinen Prometheus zum Banner seiner materialistischen Entwicklungsgeschichte erhoben [3], Johannes Scherr [4] das „Haus zu den drei Leyern" neben, ja über Bethlehem gestellt, ein ansehnlicher Theil der deutschen Darwinisten segelt unter Göthe's Flagge. Der Cultusminister Dr. Falk hat das Studium der deutschen Classiker als ein Hauptmittel „christlicher" und nationaler Bildung anempfohlen [5]; man weiß, was das heißen

[1] Der alte und der neue Glaube. Bonn 1875. S. 303.

[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttg. 1852. S. VIII.

[3] Anthropogenie. Leipzig 1877. S. XXVII.

[4] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert. Leipzig 1874. S. 3. Da heißt es: „Einer der sinnvollsten Züge der christlichen Mythologie ist der, daß dem auf Golgatha gekreuzigten Propheten eine Stallkrippe zur Wiege gedient habe" — christlich-nationale Bildung!!

[5] In dem Rescript, durch welches Falk das ausgezeichnete Lesebuch von Bone (I. u. II. Thl.) verbot, heißt es: „Das königliche

will. Eine umfangreiche Literatur predigt unter der Deviſe „Göthe“ nur Unglauben, Darwinismus, Spinozismus, Naturalismus, alle Sorten von Gefühls-, Kunſt- und Naturchriſtenthum. Kaum eine der geleſeneren liberalen Zeitſchriften läßt ein Jahr vorbeigehen, ohne unter dem Titel „Göthe“ das poſitive Chriſtenthum direct oder indirect zu untergraben. Literaturgeſchichtliche Werke führen der Jugend nicht mehr bloß Göthe's Liebesgeſchichten, ſondern auch die Porträts ſeiner vielen Geliebten und die Laube von Seſſenheim vor[1]. Die unglücklichen Mädchen und Frauen, mit deren Gefühlen er ſchnöde geſpielt, werden als die glänzendſten Geſtalten der deutſchen Literaturgeſchichte verherrlicht. Seine unſauberen Herzensromane werden als ein Quell der Poeſie, der Bildung vorgeführt. Kurz, der Göthe-Cultus iſt zu einem wahren Inſtitut der Verführung gediehen. Gegen

---

Provinzialſchulcollegium wird demnach die Directoren, beziehungsweiſe Rectoren der beregten Schulen ſofort aufzufordern haben, von dem nächſten Semeſter ab für die Einführung eines andern geeigneten Leſebuchs Sorge zu tragen und ſeinerſeits darauf zu achten, daß unter den vorhandenen Leſebüchern für katholiſche höhere Lehranſtalten nur ſolche ausgewählt werden, welche geeignet ſind, eine ächt chriſtliche, nationale und humane Geiſtes- und Gemüthsbildung zu fördern, vor ungeſunder Sentimentalität zu bewahren und die Begeiſterung für die Schätze unſerer Literatur, ſowie die Verehrung für die hervorragenden Vertreter derſelben zu wecken und zu erhalten.“ Germania. 24. Juli 1876. — Die Verehrung für Göthe und die übrigen deutſchen Claſſiker gehört alſo mit zum Culturkampfs-Apparat. Was Falk unter ächt chriſtlicher Bildung verſteht, das weiß Jedermann. Wie aber die Verehrung für Göthe's Werther, Stella, Clavigo u. ſ. w. die Jugend vor ungeſunder „Sentimentalität“ bewahren ſoll, das iſt ſchwer zu begreifen. Vielleicht liegt das Präſervativ in den „Römiſchen Elegien“ und in den „Venetianiſchen Epigrammen“.

[1] R. König, Deutſche Literaturgeſchichte. Bielefeld 1881. S. 423—521. Düntzer, Göthe's Leben. Leipzig 1880. Düntzer bedauert ſogar, daß er von „Friederike“ kein Porträt, ſondern nur ein Facſimile ihrer Handſchrift bringen könne. S. 315.

das „Tagebuch“ hat die Polizei zwar ein paar Mal den Schnurrbart gestrichen, es aber bald laufen lassen, weil es Göthe geschrieben hat. Die „Wahlverwandtschaften“ aber, die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme u. s. w. sind in Jedermanns Händen und werden in den Literaturgeschichten als Bildungsmittel gepriesen. Julian Schmidt erklärt zwar unter vielem blauen Religionsdunst, daß es große Schichten des Volkes gibt, „für die das Christenthum das einzige sittliche Bildungsmotiv ist“ [1]; den Gebildeten aber empfiehlt er, gleich Göthe, Hypsistarier (d. h. 1/3 Christ, 1/3 Jude, 1/3 Heide) zu werden. Weil aber Göthe manche dem Christenthum günstige Stellen geschrieben hat (bei einem Hypsistarier war das nicht anders möglich), so lassen sich sogar gläubige Protestanten ein x für ein u vormachen und erklären ihn für „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit“ [2].

Ja, Hermann Grimm dürfte vollkommen Recht haben, wenn er sagt: „Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeiten einen in so viel Richtungen gleichzeitig wirkenden, vier auf einander folgende Generationen voll durchdringenden Einfluß gehabt, als Göthe.“ [3] Von ähnlicher Anschauung geleitet, hat Kuno Fischer den deutschen Dichter zum Seher und Propheten der modernen Welt erklärt: „Wie sich Dante's Göttliche Komödie zum Geiste des italienischen Volkes und des Mittelalters verhält, ähnlich verhält sich der Göthe'sche Faust zu dem Geiste des deutschen Volkes und der neueren Zeit. Dieses Gedicht ist unsere Divina commedia.“ [4] Und der französische Akademiker E. Caro gibt ihm Recht, wenn er eine Reihe von Göthe-Artikeln in der Revue des deux Mondes also beschließt: „Wie die beiden Worte

---

[1] Göthe-Jahrbuch (herausgegeben von L. Geiger). Frankfurt 1881. II. 63. 64.

[2] Dr. H. F. Müller, Göthe's Iphigenie (Zeitfragen des christlichen Volkslebens). Heilbronn, Henninger. 1882. S. 58.

[3] Göthe. Vorlesungen. Berlin 1877. I. 5.

[4] Deutsche Rundschau. 1877. XIII. 55.

Eklekticismus und Pantheismus die Philoſophie Göthe's kurz und vollſtändig bezeichnen, ſo erklären ſie uns auch gleichzeitig den wunderbaren Einfluß, den er auf unſere Zeitgenoſſen gehabt hat, und die Fortdauer ſeiner Herrſchaft auf unſere Generation, welche, der philoſophiſchen Syſtemmacherei müde, ſich in unwiderſtehlichem Drange einerſeits auf das Studium der Geſchichte und des encyklopädiſchen Wiſſens, anderſeits auf das Studium der exacten Wiſſenſchaften und der unter dem vagen Namen ‚Natur' vergötterten Wirklichkeit warf, beide gleich leidenſchaftlich erforſchte und ſich ſo ſehr darein verlor, daß ihr inneres Verſtändniß für die Metaphyſik völlig umdunkelt wurde. Indem wir die Philoſophie Göthe's ſtudirten, haben wir den Geiſt des 19. Jahrhunderts ſelbſt, dieſen zugleich ſo eklektiſchen und ſo naturaliſtiſchen Geiſt, in einem ſeiner vollendetſten Typen ſtudirt." [1] Während die Herren Franzoſen von der Revue des deux Mondes aber, unter gewiſſen Vorbehalten, den großen Eklektiker in Frankreich einzubürgern ſuchten, empfahl ihn Carlyle den Engländern, Ralph Emerſon den Amerikanern, und der Amerikaner G. Calvert iſt darauf ſo weit gekommen, ihn der neuen Welt nicht bloß als Dichter, ſondern als Vorbild „vollendetſter Tugend" anzupreiſen. Selbſt in Italien gibt es „Göthe-Gemeinden" [2], und in Spanien hat man noch kürzlich wacker gearbeitet, um unter dem Titel „Calderon" Göthe-Verehrung zu verbreiten. Göthe iſt längſt

[1] Revue des deux Mondes. 1865. LX. 338.

[2] Hier iſt der Göthe-Cultus allerdings ſelbſt bei den Fortgeſchrittenſten auf Schwierigkeiten geſtoßen. Der Satans-Dichter Joſue Carducci hat ſich nämlich jüngſt herausgenommen, von dem „Gretchen im Fauſt" als von dem „albernen Göthe'ſchen Mädchen" zu ſprechen, „das ſich dem erſten Beſten preisgibt, dann ihr Kind erdroſſelt und ſchließlich in's Paradies kommt". Dieſe stupida ragazza goethiana hat die Göthe-Gemeinde in Deutſchland ſehr geärgert. Zum Troſt dafür ſind 1880 aber nur drei engliſche Ueberſetzungen des Fauſt veröffentlicht worden, und ſo hat Mephiſtopheles den Streich ſeines enfant terrible ſchon zum Voraus gut gemacht.

über Deutschlands Grenzen hinaus eines der mächtigsten Idole der modernen Welt.

Es ist deßhalb offenbar durchaus nicht mehr gleichgiltig, welche Stellung wir Katholiken (und das gilt auch von den gläubigen Protestanten) zu diesem Mann und seinen Schriften nehmen, ob wir durch andachtsvolle Begeisterung für seine Poesie die damit innig verbundenen Ideen und ihren Einfluß verbreiten helfen, oder ob wir sie als ein trojanisches Pferd betrachten, das man uns mit ungeheurem Pomp, unter Absingung schöner Lieder zugeführt hat, um Schule und Leben für die modernen Ideen zu erobern[1]. Durchaus nicht gleichgiltig ist es mehr, sondern von den tiefgehendsten praktischen Folgen, ob wir noch mit Eichendorff in der Künstlergemüthlichkeit romantischer Tage diesen Göthe als unübertroffene poetische Wunderblume betrachten, als das Höchste, wozu die bloße Natur gelangen kann[2], oder ob wir ihn als eine jener feindlichen Mächte aufzufassen haben, welche den höchsten Schatz des deutschen Volkes, seinen positiv christlichen Glauben, seine positiv christliche Bildung, bedrohen.

Es ist einleuchtend, daß sich diese wichtige Frage nur historisch, biographisch lösen läßt. Göthe hat nie systematisirt, er hat

---

[1] Lange nicht so wichtig ist es wohl, ob man „Göthe" oder „Goethe" schreibt. Letztere Schreibart ist zwar jetzt Mode. Göthe selbst und sein Vater schrieben sich so; allein der Großvater hielt es noch für vornehmer, Goethé zu schreiben. Herzog Karl August, Wieland und Merck dagegen hielten sich an die allgemeine Schreibregel, und viele neuere Schriftsteller, wie z. B. Gervinus, H. Hettner, R. Virchow, C. G. Carus, Joh. Scherr, W. Menzel, K. A. Menzel, H. Leo, Jos. v. Görres, F. Binder, Johannes Janssen, Cardinal Hergenröther u. s. w. u. s. w., sind ihrem Beispiel gefolgt. Alfred Meißner hat noch in einem seiner letzten Aufsätze anerkannt, daß in seiner Jugend die Schreibung „Goethe" als „eine Marotte des Olympiers, auf die man nicht eingehen dürfe, empfunden und bezeichnet wurde".

[2] J. v. Eichendorff, Vermischte Schriften. Paderborn 1866. I. 304.

immer fragmentariſch, nach Laune geſchrieben. Aber ſein Leben als Ganzes verkörpert ſehr genau die geſammte Richtung ſeines Geiſtes, es iſt zugleich die Rechenprobe für die Güte und Annehmbarkeit der Grundſätze, die ihn beſeelten. „An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen“ [1] — das gilt auch von dieſem Propheten. „Die Früchte aber des Geiſtes ſind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Gütigkeit, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Glauben, Beſcheidenheit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit.“ [2]

Hiermit iſt genugſam angedeutet, daß mein Standpunkt durchaus kein ſubjectiver iſt, nichts mit dem eines ſelbſtgerechten Biedermannes zu ſchaffen hat. Was ich bin und thue, kommt hier gar nicht in Frage. Es fragt ſich nur, wie das Leben Göthe's jenem von dem Weltapoſtel aufgeſtellten Kriterium entſpricht. Das iſt eine ſeit 18 Jahrhunderten beſtehende Norm. Für dieſe Norm ſind Tauſende von Martyrern in den Tod gegangen, Schaaren von Heiligen haben ſie verkörpert, die ſittliche Cultur Europa's ruht auf ihr. Göthe ſelbſt hat am Abende ſeines Lebens bekannt [3]:

„Mag die geiſtige Cultur immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachſen und der menſchliche Geiſt ſich erweitern wie er will: über die Hoheit und ſittliche Cultur des Chriſtenthums, wie es in den Evangelien ſchimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

Damit wollte er zwar weder den übernatürlichen Urſprung des Chriſtenthums, noch den poſitiven Glaubensinhalt desſelben, noch viel weniger den verpflichtenden Charakter der chriſtlichen Offenbarung anerkennen — denn im ſelben Athemzuge bekannte er ſich auch als „Verehrer der Sonne“ —; aber was Hoheit und Sittlichkeit betrifft, hat er den Vorzug des Chriſtenthums vor den übrigen Religionen doch immerhin zugegeben.

Es iſt darum keine Anmaßung, keine Liebloſigkeit, keine ſubjective Willkür, keine phariſäiſche Selbſterhebung, Göthe's Größe

---

[1] Matth. 7, 20. [2] Galat. 5, 22.

[3] Eckermann, 3. Aufl. III. 256.

nach dem Maßstab dieſer chriſtlichen Bildung zu bemeſſen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, kann Niemand fordern, daß er das chriſtliche Ideal in höchſter und ſchönſter Weiſe verkörpere. Aber wenn er nicht einmal die gewöhnlichſten und allgemeinſten Forderungen desſelben erfüllt, wenn ſeine ganze Geiſtesrichtung die Grundſätze unſeres Glaubens offen oder verſtohlen bekämpft, dann müſſen wir es uns doch verbitten, daß man uns dieſen Mann als Idealmenſchen aufdrängt oder als Hauptquelle, aus der wir unſere eigene Bildung zu ſchöpfen haben; dann mag es doch wahrhaft genügen, daß wir ohne ſolchen Heroencult, im Frieden mit Gott und Menſchen, von ſeinen Werken dasjenige benützen, was Jeder ohne Schaden ſeiner Seele benützen kann. Seine ganze Geiſtesrichtung aber müſſen wir in ſolchem Falle ebenſo entſchieden von uns weiſen, als die Doctrinen eines Hegel, eines Hartmann, eines David Strauß. Um etwas Poeſie mehr oder weniger die höchſten und ewigen Intereſſen der Menſchheit gefährden, wäre ebenſo ſehr ein Frevel an der Wahrheit, als an der Liebe!

Blijenbeck bei Afferden (Holland), im Juni 1882.

Zur zweiten Auflage.

Bei der weiten Verbreitung des Göthe-Cultus war es vorauszuſehen, daß ein Buch wie das vorliegende auf Widerſpruch ſtoßen, ja vielleicht ſogar als „Tendenzſchrift“ und „Schmähſchrift“ verunglimpft werden würde. Das iſt denn auch in reichem Maße geſchehen, und da man um Gründe verlegen ſchien, ſo wurden Beleidigungen hinzugefügt. Da ſämmtliche Angriffe auf das Buch indeß nicht gegen die in demſelben enthaltenen Thatſachen und Urtheile, ſondern weſentlich nur gegen den Standpunkt des Verfaſſers und ſeinen Mangel an Götheverehrung gerichtet ſind, ſo halte ich eine Erwiderung einſtweilen für überflüſſig.

Die Antwort auf das Vorgebrachte iſt ſchon in dem Buche ſelbſt enthalten.

Im Uebrigen war ich bemüht, mit Zuziehung der neueſten Göthe-Literatur, die Schrift nochmals ſorgfältig durchzuſehen, vorhandene Lücken auszufüllen, ſachliche Fehler zu verbeſſern und der äußern Form noch mehr Abrundung zu geben.

Dabei darf ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das alljährlich neu herausgegebene ſogenannte Quellenmaterial meiſt ſehr überſchätzt wird. Herr von Löper hat jüngſt bei Eröffnung des Göthe-Archivs in Weimar (ſiehe Allgem. Zeitung. 1885. Nr. 173. Beil.) ganz offen geſtanden, „daß durch die vorgefundenen Originale der Inhalt der Werke kein anderer werden könne". Faſt dasſelbe läßt ſich von den aufgefundenen Briefen und Tagebüchern ſagen. Längſt von Göthe ſelbſt und ſeinen Vertrauten und Freunden ausgebeutet, werden ſie das Charakterbild des Dichters in ſeinen weſentlichen Zügen nicht mehr verändern. Die Menge nebenſächlicher Einzelheiten aber, welche ſie etwa bieten mögen, können höchſtens jenem „Reliquiencultus" dienen, von welchem R. von Gottſchall treffend ſagt:

„Die Verehrung für das Alte, welche eine marmorne Claſſicität zu fixiren ſucht, erblickt oft in einem aufgefundenen Göthe- oder Schiller-Blättchen etwas Werthvolleres, als in einer ganz neuen talentvollen Dichtung, und einzelne dilettantiſche Manien, wie die Sammlermanie, finden bei dieſem Cultus ebenſo gut ihre Rechnung, wie bei einer Münzen- oder Briefmarkenſammlung."

Blijenbeck bei Afferden (Holland), im Juli 1885.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erstes Buch: Jugendleben. (1749—1775.)

1. Vaterstadt und Vaterhaus. Liberale Jugenderziehung. (1749—1765.)

Die Familie Göthe. Schneidermeister Fridericus Georg Goethé 3. Herr Johann Kaspar Göthe, kaiserlicher Rath 4. 5. Die Familie Textor. Die junge Frau Rath, ihr Charakter und ihre Religion 5—7. Religiöse Zustände in Frankfurt 8. Joh. Wolfgang Göthe's Geburt und Kinderzeit 9. Erste Erziehung; Vielerlei; Lectüre; religiöse Eindrücke 10—14. Glaubenszweifel, Fräulein von Klettenberg 15. Die Franzosen in Frankfurt, erste Theaterstudien 16—18. Kaiserkrönung und Gretchenroman 19. 20. Abfall vom Bekenntnißglauben, Zweifelsucht und Irreligiosität 21—24.

2. Abschied von der alten Wissenschaft. Leipziger Studien und Leipziger Poesie. (1765—1768.)

In Leipzig 25. Hofräthin Böhme, Philosophie und Kräpfeln 26. 27. Abschied von den andern Facultäten, Poeten- und Stutzerleben 28—31. Käthchen Schönkopf, Freund Behrisch, Liebhabertheater und Musik 32. 33. Verworrenes Treiben in Kunst und Literatur 34. 35. Liebeleien. Das Leipziger Liederbuch. Die Launen des Verliebten. Die Mitschuldigen. Ein „etwas wüstes Leben" und dessen Folgen 36—39. Blumenchristenthum. Abschied von Leipzig 40. 41.

3. Pietistische Uebergangsstufe. Poetische Wiedergeburt. Straßburg, Herder und Friederike. (1768—1771.)

Krank im Elternhause 42. 43. Die schöne Seele. Gnostische Träumerei. Alchymie und Aberglauben 44—46. Reconvalescenz 47. Straßburg Die Tafelrunde daselbst. Stadt und Münster 48. 49. Vielleserei. Eindruck der französischen Encyklopädisten. Holbach, Rousseau, Voltaire 50—53. Joh. Gottfried Herder 54. Bibel,

Homer und Shakespeare 55. „Der Landprediger von Wakefield“ und das Sessenheimer Idyll 56—58. Die Zugabe des Idylls 59. Das mangelnde Organ der Treue 60. Die Dissertation des Licentiaten. R. Lenz und Friederike 61. 62.

4. Frankfurter Advokatur. Götz von Berlichingen. (1771—1772.)

Juristische Praxis in Frankfurt 63. 64. Shakespeare und die jungen „Genies“ 65. Die Shakespeare-Rede von 1771 66—68. Das Programm der Genie-Periode 69. Schwierigkeiten einer deutschnationalen Poesie 70. Die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen 71. Erste Bearbeitung des Götz 72. Aehnlichkeiten zwischen Götz und Göthe 73. Götz durch Adelheid verdrängt. Vollendung und Erfolg des Götz 74. 75. Erste Umarbeitung des Götz 76. Götz und die schulmäßige Zunftpoesie 77. Götz als Spiegelbild des deutschen Volkes 78. Genie-Poesie und Romantik 79.

5. Merck und der Darmstädter Kreis. Die Recension der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. (1771—1772.)

Die Schöngeister zu Darmstadt 81. An Lila, Urania und Psyche 82. Plan der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 83. Göthe als Recensent, über Sulzer und die Kunsttheoretiker 84. Ueber Theater, Bardenpoesie und Patriotismus 85. 86. Ueber Wielands Musarion 87. Gegen Haller, Bahrdt, die Orthodoxen und Pascal 88. 89. Ueber Lavaters Christenthum 90. Das poetische Ideal der Liebe 91. 92.

6. Der wirkliche Lotte-Roman. (1772 und 1773.)

Das Reichskammergericht zu Wetzlar 93. 94. Goué, Gotter, Kestner 95. Göthe von Kestner gezeichnet 96. Das deutsche Haus und die Familie Buff 97. Lotte und Kestners Brautstand 98. 99. Erste Bekanntschaft mit Lotte — Entwicklung des Romans — Peinliche Spannung. Abschied von Wetzlar 100—103. Lahnreise. In Ehrenbreitstein und Frankfurt. Die Silhouette der „goldenen“ Lotte 104. 105. Jerusalems Selbstmord. Wieder in Wetzlar. Hängenswerthe Gedanken 106. 107. Lotte, Lotte — und nichts als Lotte! 108. Confuses Treiben. Scheu vor fremden Diensten. „Ein recht toll und wunderbar Leben“ 109—111.

7. Literarische Früchte des Genielebens. Possen und Farcen. Clavigo. (1772—1774.)

Das Straßburger Münster und der Genius 112. 113. Genie-Schwindel. Von deutscher Baukunst 114. Nach Falconet und über Falconet 115. Der Brief des Pastors 116—118. Ueber die Bundestafeln und die Sprachengabe 119. Götter, Helden und Wieland 120. Satyros 121. Clavigo 121—123.

8. Werthers Leiden. (1774.)

Die wirklichen Vorlagen zum Werther 124. 125. Charakter des jungen Werther. Die Pathologie schwärmerischer Liebe 126. 127. Die Lotte des Romans und Albert 128. 129. Theologische Urtheile aus Mailand und Kopenhagen 130. Lessings Verdict über den Werther 131. Nicolai's Freuden des jungen Werther 132. Boie, Nicolai und Merck 133. Mildere Beurtheilung durch Claudius 134. Der Krankheitsstoff des Werther. Werther und Ardinghello. Vorzüge und Gefahr des Romans 135—137.

9. Lavaters Christenthum und Physiognomik. (1774—1775.)

Klopstocks Gelehrtenrepublick und Herders Aelteste Urkunde 138. 139. Die Idee der Physiognomik 140. Lavaters Leben, Frömmigkeit und republikanische Gesinnung 140. 141. „Der liebe Gottesschwätzer" 142. Göthe als Mitarbeiter der Physiognomik 143. Heidnischer Indifferentismus und fromme Gefühlstoleranz 144. Lavaters Besuch in Frankfurt 145. Mit Lavater am Rhein 146.

10. Spinozismus und Titanismus.

Das Jabach'sche Haus zu Köln 147. Friede mit den „Jackerls". Mondschein-Philosophie 148. Fritz Jacobi, sein Gefühlsglaube und seine Ansicht über Spinoza 150. Tante Fahlmer und Betti Jacobi 151. H. Grimms Göthemonument 152. Göthe's vorgeblicher Spinozismus 153. Oberflächliche Confusion von Gott und Natur. Verachtung aller wirklichen Philosophie 154. 155. Die vorgebliche grenzenlose Uneigennützigkeit. Praxis derselben. Zimmermann 156. 157. Naturfrömmigkeit und Titanismus nichts als voltairianische Freigeisterei 158. 159. Prometheus 160.

Digitized by Google

11. Der Lili-Roman. (1774—1775.)

Ausklänge des Lotte-Romans 161. 162. Besuche in Frankfurt 163. Klopstock und Göthe 164. Erste Begegnung mit Karl August von Sachsen-Weimar 165. Lili Schönemann 166. Der Bär in Lili's Menagerie 167. Auguste von Stolberg 168. Werther als allgemeiner Liebesbrief 169. Die Schweizerreise mit dem Grafen Stolberg 170. Lili's Herzchen und Italien 171. Galanterie und Bijouterie auf Borg 172. Schluß des Lili-Romans. Eine sonderbare Läuterung 173. 174.

12. Titanen-Poesie und Prosa. (1774—1775.)

Die Suche nach Heldenstoffen 175. Sokrates und Mahomet 176. Göthe auf Voltaire's Bahnen 177. Cäsar. Prometheus 178. Voltaire's Prometheus und die deutschen Genies 179. Die Sage vom ewigen Juden, blasphemische Mißhandlung derselben 180. 181. Die Faustsage und Göthe's Beziehungen dazu 182. 183. Die ersten Faustfragmente 184. Die Gretchentragödie 185. Erwin und Elmire. Claudine von Villa Bella 186. Stella, ein Schauspiel für Liebende 187. Stella als Bekenntniß des Dichters 188. Die sogen. Liebe als höchstes Lebensideal 189. Aufnahme der Stella 190. Kleine Prosafragmente. Physiognomik 191. 192. Wachsender Dichterruhm. Lessing 193. Zwischen Altessen und Ordenssternen. Abschied von Frankfurt 194. 195. Rückblick 195—200.

Zweites Buch: Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien. (1775—1790.)

1. Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia. (1748—1772.)

Frankfurt und Weimar im vorigen Jahrhundert 203. 204. Sociale Zustände in Weimar 205—207. Herzog Ernst August und dessen Bauthätigkeit 208. Rescripte über Bauwesen und Frauenregiment. Herzog Ernst August Konstantin 209. 210. Anna Amalia, ihre Bildung, ihr Christenthum 211. 212. Regierungsmaximen und Zustände bei Hofe 213. 214. Greiner und Fritsch. Finanzdruck im Lande 215. Fröhliches Hofleben. Hoftheater 216—218. Er-

ziehung der beiden Prinzen. Seidler. Graf Görtz. Berufung Wielands 219—222.

2. Wieland und der junge Herzog Karl August. (1772—1775.)

Wielands Jugendleben. Seine „Bekehrung" und Lebensphilosophie 223—225. Seine Anstellung in Weimar, sein Erziehungsprogramm 227. Die Wahl des Herkules. Enttäuschung der Herzogin über Wielands Pädagogik 228. Berufung Knebels. Schloßbrand. Karl Augusts erster Regentenstreich 229. 230. Reise der Prinzen nach Frankreich. Anna Amalia über die gründliche Verziehung ihrer Söhne 231. 232. Karl Augusts Regierungsantritt und Vermählung 233. Hofrechnungen aus Karl Augusts erstem Regierungsjahr 234. 235. Weimars Berühmtheiten. Wieland, Knebel, Einsiedel, Wedel, Stein, Kalb, Musäus, Jagemann, Bertuch, Kraus 236—239. Der Statthalter von Erfurt, Karl Theodor von Dalberg 240. Das weibliche Hofpersonal 241. Zwistigkeiten bei Hofe 242. Charakter Karl Augusts 243. Ankunft des amüsanten Dr. Göthe 244—246.

3. Eine sanfte Palastrevolution. (1775. 1776.)

Göthe's Flucht von Frankfurt. Seine ersten Beziehungen zum Weimarer Hof 247. 248. Wielands Thronentsagung. Verwickelte Wirthschaft 249—251. Besuch der Grafen Stolberg. Ihre Schilderung des Hofes 252—254. Weihnachtsfeier in Waldeck 255—257. Das Theatrum mundi und dessen Herrlichkeit. Geldnoth, Probiren des Regiments 258. 259. Göthe setzt Herders Berufung durch; der neue Messias und die 150 Esel 260—262. Göthe beschließt, zu bleiben; Fritsch remonstrirt gegen ihn 263. 264. Antonius-Komödie, lustige Faschingssaison 265. 266. Ankauf und Einrichtung des Gartenhauses 267. 268. Letzter Trumpf des Ministers Fritsch gegen Göthe's Anstellung 269. 270. Un grand bouleversement. Klopstocks erster Brief 271. 272. Des Herzogs lustiges Treiben 273—275. Bruch mit Klopstock. Göthe wird zum Geh. Legationsrath ernannt 276—278.

4. Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten. (1775. 1776.)

Göthe's bisherige Liebschaften 279. 280. Das Medium der Liebe 281. Die Oberstallmeisterin Charlotte von Stein 282—284. Einführung durch Zimmermann, Eröffnung der Correspondenz mit

ihr 285. 286. Die Billets-doux der ersten Monate 287—289. Göthe in Leipzig, Engagement der Sängerin Corona Schröter 290. 291. Seelengeschwisterschaft, neue Wertherei und die liebe Sünde 292—294. Andere Miseleien, die Christel von Artern und das Gedicht an Johannes Secundus 295. 296. Der gemäßigte Epikuräer und seine freiere Moral bei Hofe gebilligt 297—300.

5. Genieleben. (1775. 1776.)

Begriff des Genies und des Genielebens 301. 302. Göthe's Tagebücher 303. Proben daraus 304—309. Verdruß mit Lenz. Ankunft des Generalsuperintendenten Herder und der Sängerin Corona Schröter 310—313. Spatzenhaftes Durcheinander 314. Kunststücke der Biographen. Riemers Schablonen 315. Lewes und seine Miniaturen 316. Mischung von Studententhum und Philisterhaftigkeit. Die Legende vom Gartenhaus 317—319. Die Stürmer und Dränger. Kaufmann, Lenz, Klinger 320. 321. Göthe's Beziehung zu Wieland und Herder 322. 323. Geistige Verflachung 324. 325.

6. Die lustigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater. (1776—1778.)

Hofleben in Weimar 326. 327. Errichtung der Liebhaberbühne 328. Die Lustigen von Weimar 329. Proben und Einladungen 330. 331. Göthe als Schauspieldilettant und Regisseur 332. Aufführung der Mitschuldigen 333. 334. Die Geschwister und deren Psychologie 335. Mißvergnügen und Disharmonieen 336. 337. Lila 338. Fatale Verhältnisse. Die geflickte Braut. Proserpina 339—342. Selbstmord des Fräuleins von Laßberg 343. 344. Abwechselnd bei Corona und Charlotte. Das culinarische Element in Göthe's Liebesbriefen 345. 346. Park. Gartenfeste. Der Pater Decorator 347—350. Der Jahrmarkt von Plundersweiler. Der weise Mann und die Dummen 351.

7. Der zweite Mann im Herzogthum. (1776—1779.)

Göthe's politische Rolle 352. 353. Einführung als Reformminister durch Dalberg 354. Mentorschaft bei Karl August 355 bis 359. Wiederaufnahme des Bergwerks von Ilmenau; ein mißglückter Schwindel 360. 361. Des Herzogs Ausgelassenheit und Göthe's Uneigennützigkeit 362. Der Geheimexperte Kraft 363. Parkanlagen. Anbahnung von finanziellen und nationalökonomischen Reformen. Dilettanterieen aller Art 364—366. Uebernahme der

Kriegscommission; der neue Kriegscommissär und Friedrich II. 367—369. Betrachtungen über Politik, Kriegscommission und Wegebau. Rekrutenaushebungen. Zersplitterte Thätigkeit. Wunsch, noch Bauer zu werden 370. 371. Rückblick auf die Jugend, gute Vorsätze und dann wieder das alte Durcheinander 372. 373.

8. Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie. (1779.)

Göthe im Brillantfeuer der Liebe, bei völligem Mangel an Treue 374. 375. Seine Spiegelung in vielen weiblichen Herzen 376. Düntzers Anschauungen hierüber 377. Reflex von Göthe's Frauenstudien im Wilhelm Meister 378. Der Briefwechsel mit Frau von Stein 379. 380. Controverse über Göthe's Verhältniß zu ihr. Ansichten von Lewes, Stahr, Keil, Höfer 381—383. Düntzers Vertheidigung und Mystik 384. 385. Einfluß der Frau von Stein auf Göthe's Geistesleben 386. 387. Sein Verhältniß zu Corona Schröter. Die Schönen im Plural 388. Corona's Lebensschicksale 389. Aeußerungen Göthe's über sie 390. 391. Anderweitige Anregungen zur Iphigenie durch Gluck 392. Erste Abfassung der Iphigenie in Prosa. 393. 394. Einwirkung der beiden lebendigen Vorbilder auf die Dichtung 395. 396. Göthe-Orestes in seinem wirklichen Leben 397.

9. Iphigenie auf Tauris. (1779.)

Die Vorzüge der Dichtung und der Scholiastenapparat 398. 399. Ihr Verhältniß zur Iphigenie des Euripides 400. 401. Skizze der griechischen Tragödie 402—404. Göthe's Abweichungen davon. Poesie in Prosa 405. 406. Beseitigung des religiös-nationalen Charakters und des antiken Chors. Verherrlichung des Weibes. Anklänge an die Sturm- und Drangperiode 407—409. Urtheile von Tieck und Gervinus 410. Die reinste Blüthe der modernen Sittigung 411. Die Iphigenie „verteufelt human"; Verdrehung der Erlösungsidee 412. Pädagogische Bedenken gegen das Drama 413. 414.

10. Die zweite Schweizerreise. (1779.)

Abermalige Aufführung der Iphigenie 415. Jacobi's Woldemar an den Baum genagelt 416—418. Wielands Alceste parodirt 419—421. Göthe wird Geheimrath; Mißhelligkeiten; schwierige Lage bei Hofe 422. 423. Harzreise. Erholungsreisen. Ankündigung eines Besuches in Frankfurt 424. Quartierbestellung. Der bürgerliche Kater 425. Göthe und sein Vater; eine merkwürdige Lücke in

der Göthe-Literatur 425—428. Der Geheimrath läßt den Herzog in Frankfurt ſehen 429. Romantiſche Beſuche in Seſſenheim und Straßburg 430. 431. Reiſe durch's Berner Oberland und nach Genf 432—434. Winterliche Alpentour nach Chamouny und auf den Gotthard 435. Der Kapuziner auf dem Gotthard 436. 437. Lavater die Blüthe der Menſchheit. Erſtes Zuſammentreffen Göthe's mit Schiller 438—440.

11. Die Pyramide des Daſeins und Göttin Phantaſie. (1780.)

Rückkehr der beiden Alpenwanderer 441. Buntes Treiben des Herzogs und ſeines Miniſters 442. 443. Die Pyramide des Daſeins und die Armee von Weimar. Bureaubetrachtungen eines vielgeplagten Kriegsminiſters 444—446. Die Kriegscommiſſionsacten nach anderthalb Jahren noch immer nicht geordnet 447. 448. Betrachtungen über den eigenen Kreislauf, Wein und Weiberthränen 449. Eine Inſpectionsreiſe mit Diätſchwierigkeiten und poetiſchen Anwandlungen 450. Gefängnißviſitation. Die Mühle mit vielen Gängen 451. 452. Göttin Phantaſie 453—455. Entzweiung und Verſöhnung mit der Frau von Stein 456.

12. Eintritt in die Loge und in's Finanzminiſterium. (1780—1782.)

Viel Bagatellen und wenig Ereigniſſe 457. Verbreitung und Einfluß des Freimaurerordens. Gründung der Loge in Weimar. Hervorragende Brüder: Fritſch, Bertuch, Herder 458. 459. Der redliche Bode 460. Göthe's Geſuch um Aufnahme. Verſicherung blinden und unbedingten Gehorſams 461. Göthe wird Meiſter. Seine freimaureriſche Thätigkeit 462. 463. Freimaurerlieder für Brüder und Schweſtern 464. 465. Verſuch, die Geſchichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu ſchreiben. Regierungsſorgen 466. Unendliche Läuterung und Fluchtgedanken 467. 468. Glänzende Ovation: Minerva's Geburt, Leben und Thaten 469. Der Geheimrath als Marktſchreier. Das Neueſte aus Plundersweilen 470. Göthe geadelt, bleibt ein liberaler Emporkömmling 471. 472. Uebernahme des Finanzminiſteriums 473.

13. Pegaſus im Joch. (1780—1783.)

Verſuche des neuen Finanzminiſters, zu ſparen 474. 475. Harte Tage 476. 477. Göthe's Uneigennützigkeit und ſeine Finanzexperi-

mente 478. Pegasus ein mittelmäßiger Karrengaul. Briefe aus der Schweiz. Jery und Bätely 479. Die Vögel. Maskenzüge. Die Fischerin 480. 481. Der große Faschingszug von 1783. Anwerbung des Schauspielers Bellomo 482. 483. Göthe sich selbst im Wege. Stocken seiner poetischen Thätigkeit. Wilhelm Meister. Kleinere Gedichte 484. Das Tiefurter Journal 485. Seufzer und Gebete an Frau von Stein 486—488. Das Verhältniß gestaltet sich zur intimsten Vertraulichkeit 489—491. Die „mystische" oder „dumme" Geschichte vom Prinzen Constantin 492.

14. Der Fürstenbund. Trennung von Fürst und Minister. (1783—1785.)

Die Weltlage. Friedrich II. und Joseph II. 493. 494. Karl August über den Josephinismus 495. 496. Klagen der Fürsten gegen Joseph II. 497. 498. Die Anfänge des Fürstenbundes 499. Karl August entscheidet sich für die hohe Politik 500. Göthe's politische Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen Preußen 501. Er dient dem Herzog als Geheimschreiber in Sachen des Fürstenbundes. Seine Liebe wird französisch 502. 503. Er trennt sich vom Herzog und wirft sich auf innere Politik 504. Er schulmeistert den Herzog, während dieser für Preußen unterhandelt, und den geistlichen Kurfürsten ein protestantisches Kaiserthum anempfiehlt 506—508. Stillschweigender Compromiß zwischen den beiden Freunden. Göthe's Furcht vor neuen Ideen. Am Rade Ixions 509. 510. Göthe noch einmal Geheimschreiber. Völlige Trennung der Wege 511. 512.

15. Natur und Christenthum.

Göthe's Sammelgeist. Arbeiten für Lavaters Physiognomik 513. Naturwissenschaftliche Dilettanterieen 514. Das Christenthum längst abgethan. „Luther ein ganzer Kerl" 515. 516. Göthe's Seichtheit und Unwissenheit in religiösen Dingen 517. Seine Wuth gegen Lavaters Pilatus 518—520. „Das Mährchen von Christus". Göthe und die Encyklopädisten 521—523. Mutter Natur 524. 525. Göthe's naturalistisches Credo 526—530. Der Becher der Liebe. Göthe's Ansichten vom Selbstmord 531.

16. Geologische Phantasieen und osteologische Fatalitäten. (1780—1785.)

An die Stelle der Philosophie tritt die Naturwissenschaft 532. Erst Spielerei, von 1780 Anfänge eines mineralogischen Studiums 533. 534.

Leiſtungen auf dieſem Gebiete; Lehmann, Füchſel, Charpentier, Buffon, Werner 535. Plan einer mineralogiſchen Karte von Europa. Träume über ein eigenes Syſtem. Rhapſodiſcher Aufſatz über den Granit 536—539. Göthe in der Geologie ein bloßer Dilettant 540. 541. Oſteologiſche und anatomiſche Studien 542. Er will eine Entdeckung machen und ſich als Gelehrter habilitiren 543. Abhandlung über den Zwiſchenkieferknochen 544. Beweggründe ſeines Eifers 545. Verdienſt der Priorität in Bezug auf den ſpeciellen Fall; das Geſetz der Continuität ſchon von den Scholaſtikern formulirt 546. 547. Sömmering und Camper verwerfen die Entdeckung und mit ihr Göthe's Inauguraldisputation 548. 549. Wieland über die Elephantenknochen und Meerwunder 550.

17. Allgemeine Ernüchterung. Geſammelte Werke. (1785. 1786.)

Göthe's frühere Productivität. Ueberſicht der Leiſtungen der zehn erſten Weimarer Jahre 551—553. Seine verſchiedenen Thätigkeitszweige ſtören ſich 554. Beſuche in Weimar. Jammer Göthe's über die Zuſtände bei Hofe 555. Die allerlangweiligſte Geſellſchaft auf dem Erdboden 556. Steigende Unbefriedigung; Charlotte altert; Göthe's Geſundheit im Abnehmen 557. 558. Seine angebliche ſpinoziſtiſche Gotteserkenntniß weiter nichts als Experimentalwiſſen mit etwas poetiſcher Träumerei 559. 560. Stümperei in der Geologie, Oſteologie und Botanik. Er lieſt ſelten ein Buch aus 561. 562. Meteorologiſche Beobachtungen. Verſuch, Aſtronomie zu treiben. Derſelbe ſcheitert an den vier Species in der Algebra. 563. Göthe kein Univerſalgenie. Aeußerungen Dove's und Tyndalls darüber. Seine Farbenlehre gleich einer Akuſtik ohne Tonverhältniſſe. In Bezug auf mathematiſche Phyſik iſt er ein Irrlicht 564. Rückkehr zur Poeſie. Plan einer Ausgabe ſeiner geſammelten Werke. Reviſion derſelben 565. Vier Bände druckfertig. Abreiſe nach Karlsbad. Flucht nach Italien 566. 567.

18. Die italieniſche Reiſe. (1786—1788.)

Von Karlsbad nach Venedig. Vielſeitige Beobachtungen 568. 569. Eklektiſch-willkürliche Auffaſſung des italieniſchen Lebens und ſeiner Erſcheinungen. „Auch ich in Arkadien" 570. Realismus. Vielſchreiberei. Harte Arbeit an der Verſification der Iphigenie 571. 572. Der venetianiſche Aufenthalt ziemlich unfruchtbar. Von Venedig

nach Rom 573. Göthe in Rom. Rom als hiſtoriſche Weltſtadt und Mittelpunkt der Kirche 574—578. Die drei Kunſtpilger: Winckelmann, Leſſing, Göthe 579. Eindruck Roms auf Göthe. Die erſte Göthe-Gemeinde in Rom 580. Künſtlerleben in Rom; die römiſche Geliebte; der „Myſtik" zweiter Theil 581. 582. Briefe an Frau von Stein. Kunſtſtudium und Kunſtgenuß. Auffaſſung des katholiſchen Rom. Der Papſt der beſte Schauſpieler 583—585. St. Philipp Neri als Revolutionär. Niebuhrs Urtheil über Göthe. Zerſtreutes Leben. Aufnahme unter die Arkadier 586—588. Reiſe nach Neapel und Sicilien 589. Zerfahrenes Treiben. Aufgeben der Malerkunſt 590. Umwandlung ſeiner äſthetiſchen Richtung und ſeines ganzen Geiſteslebens. Die Wertherei völlig überwunden. Prometheus verwandelt ſich in Pygmalion. Das Kreuz für immer geſtürzt 591—594.

19. Egmont. (1775—1787.)

Es gibt kein ſtrict italieniſches Göthe-Stück. 595. Egmont ein Lückenbüßer. Geſchichte dieſes Dramas. 596. 597. Die Geſchichte des belgiſchen Krieges von Strada. Vorzüge derſelben 598. Charakteriſtik des wirklichen Egmont 599. Tragik ſeines Schickſals. Göthe verpfuſcht ſie gründlich, indem er ein Liebesdrama daraus macht 600. 601. Skizze des Stückes 602. 603. Lewes' Urtheil darüber. Die Nuance zwiſchen Göttin und Dirne. Vergleichung des Dramas mit Vondels Paſchah und Lucifer 604—606.

20. Ruhmvolle Quiescirung. (1788.)

Weimar ohne Göthe. Die deutſche claſſiſche Nationalbüchermanufactur. Wo Barthel den Moſt holt! 607. 608. Dalberg wird mit geprägten und ungeprägten Mitteln für 180 000 Gulden zum Coadjutor gewählt. Karl Auguſt als preußiſcher Generalmajor in Aſchersleben 609. 610. Der Fürſtenbund wankt. Karl Auguſts Memoire an den Miniſter Löben 611. Schillers erſter Beſuch in Weimar. Schiller über Göthe's Naturalismus und die Reſignation in die fünf Sinne. Anfänge des Göthe-Cultus; der eifrigſte Verehrer iſt Herder 612. Göthe's Rückkehr. Seine feierliche Abdankung 613—615. Er wird von aller Reſponſabilität befreit und auf den Herzogsſtuhl erhoben 616.

21. Chriſtiane Vulpius. (1788—1790.)

Der Briefwechſel Göthe's mit Frau von Stein. Freudenthränen aus Palermo 617. Verändertes Weſen. Die Blumenmacherin Chriſtiane Vulpius 618. Falſche Beſchönigung des Verhältniſſes; die Ehe „eine Syntheſe des Unmöglichen" 619—621. Bemühung Göthe's, Charlotte als Seelenführerin zu behalten 622. Frau von Stein entdeckt das Geheimniß und erkrankt. Der Kaffee-Brief als Abſchluß der zehnjährigen Liebescorreſpondenz 623—625. Das Drama Dido 627. 628. Charlotte über ihren Spitz 629. Die Römiſchen Elegien. Arbeit am Taſſo 630. Virchow über Göthe's erotiſche Botanik. Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären 631. 632. Die Natur denkt und ſinnt nicht mehr. Chriſtiane's erſte Niederkunft 633. Göthe in Venedig. Venetianiſche Epigramme. Philiſterthum 634. 635. Göthe's Wirbeltheorie des Schädels 636. Rückkehr. Vollendung der geſammelten Werke. Verzweiflung an der deutſchen Literatur 637. 638.

32. Taſſo. (1780—1789.)

Das höfiſche Leben hindert Göthe's Entwicklung zum Dramatiker; Charlotte als Dalila 639. Pſychologiſche Anhaltspunkte des Taſſo. Das Stück der Schlußaccord zum Werther 640. Kampf zwiſchen Proſa und Poeſie. Verherrlichung des Hofes von Weimar 641. 642. Entſtehungsgeſchichte des Taſſo 643. Bedeutung des Stoffes. Der hiſtoriſche Taſſo 644. Göthe zu ſubjectiv, um den Stoff ächt dramatiſch zu behandeln. Vergleichung mit Shakeſpeare und Calderon 645. Das Stück ein Salon- und Feſtſtück zur eigenen Verherrlichung des Dichters 646. Götz von Berlichingen iſt darin völlig bekehrt. Vorzüge des Stückes 647. 648 Skizze desſelben 649. 650. Taſſo für höhere Töchterſchulen! 651. 652. Schiller und Körner über Göthe's unglückliche häusliche Verhältniſſe 653. Frau von Stein über Göthe's Schlangenhäutung 654. Rückblick 655—661.

Erſtes Buch.

Jugendleben.

1749—1775.

„Die Weltgeſchichte, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber quälte mich das Leben ſelbſt, wo mir eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die mir um ſo nöthiger geweſen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günſtigem Winde mit vollen Segeln fuhr und alſo jeden Augenblick zu ſtranden Gefahr lief.“

Göthe. Biographiſche Einzelnheiten.

1. Vaterſtadt und Vaterhaus. Liberale Jugenderziehung.

1749—1765.

„Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernſtes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur und Luſt zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold, das ſpukt ſo hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold, das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht aus dem Complex zu trennen,
Was iſt denn an dem ganzen Wicht Original zu nennen?"

Göthe.

Johann Wolfgang Göthe erblickte das Licht der Welt zu Frankfurt a. M. am 28. Auguſt 1749, Mittags mit dem Glockenſchlag zwölf. Seine Familie gehörte nicht der älteren Bürgerſchaft der freien Reichsſtadt an. Ein Hufſchmied, des Namens Hans Chriſtian Göthe, lebte, der Ueberlieferung zufolge, etwas nach der Zeit des weſtphäliſchen Friedens zu Artern im Mansfeldiſchen (Thüringen). Ein Sohn dieſes Schmiedes, Fridericus Georg Goethé (wie er ſich ſchrieb), ſeines Zeichens Schneider, kam nach vierthalbjährigem Aufenthalt in Frankreich, dem claſſiſchen Lande aller neuen Bekleidungskunſt, nach Frankfurt, heirathete die Erbtochter des Schneidermeiſters Lutz, übernahm deſſen Geſchäft und bewarb ſich um das Stadtbürgerrecht. Er erhielt es am 28. Februar 1687, unter welchem Datum er in's Bürgerbuch eingetragen wurde: „Friederich Georg Göthe auß Adern im Manßfeldiſchen, Schneider, duxit filiam civis, juravit den 28. Februar 1687, dedit Burgergelt fl. 15, in's Handtwerck fl. 4." [1]

[1] G. L. Kriegk. Die Brüder Senckenberg. Eine biographiſche Darſtellung. Nebſt einem Anhang über Göthe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. Frankfurt 1869. S. 316.

Er ſprach franzöſiſch und war ein gereister, ſeines Handwerks wohlkundiger Mann. Ueber ſeinen Charakter hat man nur eine Notiz aus dem Tagebuch des Arztes Senckenberg, der nach dem Hörenſagen 1733 notirt: „der verſtorbene Göthe ſei ſonſt ein artiger, aber hochmüthiger Kerl geweſen, die Muſik wohlverſtanden, aber über ſeinen Hochmuth von Sinnen gekommen". Er heirathete nach dem Tode ſeiner erſten Frau die Wittwe Cornelia Schelhorn (geb. Walter), welche ihm nebſt einem anſehnlichen Vermögen das Gaſthaus zum Weidenhof einbrachte. Von den acht Kindern beider Ehen überlebten ihn nur zwei Söhne um längere Zeit und ſetzten die Familie fort, Hermann Jakob aus erſter, Johann Kaſpar aus zweiter Ehe. Der erſte wurde Zinngießer und kam 1747 als Mitglied der Handwerkerbank in den Stadtrath.

Johann Kaſpar Göthe (geb. 31. Juli 1710) wurde zu einer höheren Lebensſtellung beſtimmt, erhielt am Koburger Gymnaſium die nöthige Vorbildung, ſtudirte dann in Leipzig und Gießen die Rechte und erwarb an letzterer Univerſität den Doctorhut der Rechte. Nachdem er hierauf eine Zeitlang am Reichskammergericht zu Wetzlar prakticirt hatte, durchreiste er zu ſeiner weiteren Ausbildung Italien, Frankreich und Holland. Ein Bericht über dieſe Reiſe, der ſich erhalten hat, iſt voll Klagen über die ſchweren Koſten und den endloſen Verdruß des Reiſens. Dennoch war ihm dieſe Wanderfahrt ſpäter ſeine liebſte Erinnerung. Der ſonſt ſtille und einſilbige Mann wurde lebhaft und geſprächig, wenn er darauf zu ſprechen kam.

„Niemand darf glauben," heißt es in ſeinem Bericht, „als ob die Antiquitäten alleine die Fremden ſo häufig nach Italien lockten; es kommt die Bildhauer-, Malerkunſt und Muſik, anitzo aber die hochgeſtiegene moſaiſche Arbeit, die prächtigen Kirchen, vortrefflichen Kabinette noch dazu, weil alles in ſolcher Vollkommenheit allhier angetroffen wird, daß man an andern Orten nichts dergleichen mehr finden möchte, es möchte denn nur in einzelnen Stücken beſtehn. Doch auch dieſes Alles beſteht in einer bloßen Liebhaberei, und trägt weder zur Glückſeligkeit des Lebens, noch zu einem reellen Endzweck, der ſchon unter dem

ersten mitbegriffen, etwas bei. — Genau gesagt ist es, daß man in Europa für sein Geld nicht unbequemer und verdrießlicher reiset als in besagtem Italien. Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Kuriositäten, für welche man insgesammt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei baare Heller bekäme." [1]

Nach Hause zurückgekehrt, hoffte Herr Johann Kaspar, mit Rücksicht auf seine juristische und anderweitige vielseitige Bildung, ohne die übliche Ballotage zu einem städtischen Amte zu gelangen. Er verzichtete sogar auf die Emolumente. Doch die Hoffnung schlug fehl. Ziemlich verstimmt, zog er sich nun völlig in's Privatleben zurück. Kunstliebhaberei und Sammelfleiß gewährten ihm zugleich einige Beschäftigung und Kurzweil in seiner durch pecuniäre Unabhängigkeit gesicherten Muße. Nicht ganz frei von Ehrgeiz jedoch, bewarb er sich um den Titel eines kaiserlichen Raths, einen Titel, mit dem keinerlei Amtssorge noch Amtsbeschäftigung verbunden war und den er auch am 16. Mai 1742 erhielt. Sechs Jahre später aber freite er — wie es scheint, mehr aus Beweggründen der Ehre, als der Liebe — um die Hand der erst siebenzehnjährigen Tochter Katharina Elisabeth des Stadtschultheißen Joh. Wolfgang Textor und ward mit derselben am 26. August 1748 vermählt.

Die Familie Textor (ursprünglich Weber) stammte aus der Gegend von Mergentheim im Jaxtkreise, und zählte schon durch ein paar Generationen angesehene Juristen und Beamten an ihrer Spitze. Am Ende des 17. Jahrhunderts nach Frankfurt gekommen, gab sie der Stadt erst einen Consulenten und ersten Syndicus (Joh. Wolfgang, starb 1702), dann einen Obristen und Stadtcommandanten (Joh. Nikolaus) und endlich den erwähnten kaiserlichen Rath und Schultheißen Johann Wolfgang Textor, Dr. juris [2]. Der einzige Sohn dieses Mannes ward

---

[1] Dr. Karl Wagner. Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe ꝛc. Leipzig, Fleischer. 1847. S. 2.

[2] Der Arzt Senckenberg meldet von diesem Manne wenig Er-

wieder Juriſt und Frankfurter Schöffe; von den Töchtern heirathete die älteſte den Rath Göthe, die zweite den Materialienhändler Melber, die dritte den Prediger Starck, den Verfaſſer vieler Erbauungsſchriften und geiſtlichen Lieder, die vierte ſcheint unverheirathet geblieben zu ſein. So ſtand der Rath Göthe durch ſeine Verwandtſchaft mit den höheren und niederen Kreiſen der Bürgerſchaft, mit Rath und Geiſtlichkeit, Handel und Handwerk in Fühlung. Die Würde des Stadtſchultheißen aber, der 1745 von Maria Thereſia eine goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten, goß über die ganze Familie einen gewiſſen ariſtokratiſchen Glanz aus, und als dem Rath Göthe am 28. Auguſt 1749 ſein erſter Sohn geboren ward, erhielt derſelbe, dem Großvater und der Familie zu Ehren, die Namen Johann Wolfgang [1].

Katharina Eliſabeth Textor war kaum den Mädchenjahren entwachſen, als ſie dem faſt vierzigjährigen, ernſten, feierlichen Rath angetraut wurde, ein noch ganz jugendliches, fröhliches Weſen, unverwüſtlich guten Humors, geſprächig, lebendig, in häuslichen Dingen wohl bewandert, nicht ohne feinere Bildung, eine treffliche Märchenerzählerin, eine muntere Dichternatur und

---

bauliches: er ſei in jüngern Jahren grober Ausſchweifung ergeben geweſen, habe ſich ſogar des Ehebruchs ſchuldig gemacht, auch in ältern Tagen noch der Schlemmerei, der Trunkſucht und Beſtechlichkeit gehuldigt. Er gehörte wie Max von Lersner zu den „Aufgeklärten" im Rath, welche franzöſiſchen Modeflitter der alten bürgerlichen Einfachheit vorzogen, ohne Krägelchen im Römer erſchienen. „Sie liebten Plaiſanterie, wollten die alten, ehrlichen Bürger exterminiren und dagegen lüderliche, voluptueuſe, unachtſame Bürger und Lumpen haben, die keine Ehre hätten, ſich hudeln und wie Eſel tractiren ließen." Kriegk, S. 344 ff.

[1] Vgl. für das Folgende: Volger, Göthe's Vaterhaus. Frankfurt 1863. Stricker, Göthe's Beziehungen zu ſeiner Vaterſtadt. 1862. Batton, Oertl. Beſchreibung der Stadt Frankfurt; herausgegeben von D. Euler 1861—1871. Weismann, Göthe's Knabenzeit. Frankfurt 1846. Belli-Gontard, Lebenserinnerungen. Frankfurt 1871.

doch eine wackere, praktiſche Hausfrau, die überall ſelbſt Hand anlegte, ohne Arroganz, Ziererei und böſe Zunge. Mag auch ihr Charakter von den Verehrern Göthe's ſpäter allzu günſtig ausgemalt worden ſein: daß er ein recht glücklicher Charakter war, läßt ſich nicht bezweifeln.

„Ordnung und Ruhe," ſo beſchreibt ſie ſich ſelbſt in einem Briefe an Fritz von Stein, „ſind Hauptzüge meines Charakters; daher thu' ich Alles gleich friſch von der Hand weg, das Unangenehmſte immer zuerſt, und verſchlucke den Teufel (nach dem weiſen Rathe des Gevatters Wieland), ohne ihn erſt lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, iſt alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte ... Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, weß Standes, Alters und Geſchlechtes ſie auch geweſen iſt; ich habe die Menſchen ſehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätenſion durch die Welt und dieß behagt allen Menſchenſöhnen und Töchtern, bemoraliſire Niemanden, ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimme dem, der die Menſchen ſchuf und der es am beſten verſteht, die Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

Dieſe Urgemüthlichkeit war aber, wie die ſtarke, ſo auch die ſchwache Seite ihres Charakters. Sie nahm dieſelbe allzuſehr zum Maßſtab, hielt ſich die ernſtern Ziele des Lebens aus dem Sinn, urtheilte in ſittlichen Dingen, wenn auch nicht ganz wie „der Gevatter Wieland", doch mit ungeziemlicher Leichtfertigkeit und floh die Erinnerung an alles Peinliche und an den Tod, wie der Abergläubiſche den Anblick einer Kreuzſpinne. Als ihr Mann alterte und ſie ziemlich vereinſamt ſtand, nahm ſie ihre Zuflucht zum Theater. Da ſuchte ſie Troſt und Freude. Das bischen Bibelleſen und Sonntagspredigt, was ſie in ihrer Jugend als Religion mit auf den Weg bekommen, reichte freilich nicht aus, ein Menſchenherz ordentlich zu befriedigen. Dem Kreuz aber ging dieſe Religion ſäuberlich aus dem Weg oder ließ

Christus wenigstens allein daran hängen. Der Glaube an seine Genugthuung genügte ja, und es handelte sich im Grunde nur darum, das Leben hienieden möglichst erträglich einzurichten [1].

Das war nun für die junge Frau Rath eigentlich keine so große Kunst. War auch der Herr Rath ein etwas ernster, einsilbiger, philisterhafter Mann, so war er doch eine recht gute Haut, hatte sie lieb und suchte ihr Freude zu machen. Das alte

[1] Was die damaligen religiösen Zustände Frankfurts anbelangt, so handhabte die lutherische Confession ihr Scepter als ausschließliche Staatsreligion mit solcher Strenge, daß der Hamburger Pastor Göze dem Rathe in einem eigenen Dankesschreiben dazu gratulirte: in Frankfurt lebe noch der rechte Gott! Die Reformirten konnten, obwohl reich und angesehen und sogar vom Kaiser unterstützt, zu keiner eigenen Kirche kommen. Vgl. A. Menzel, Deutsche Geschichte XI. 63—71. Die Katholiken konnten zu keiner öffentlichen Anstellung, nicht einmal zu der eines Nachtwächters gelangen. S. Kriegk, Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert. 1874. (S. 103. 105—108.) Seb. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien. 1868. S. 432. Die Juden hatten noch ihren eigenen Ghetto. Dr. W. Stricker, Göthe und Frankfurt am Main. Berlin 1876. S. 9. Trotz dieser Intoleranz gegen die anderen Confessionen hatte der Materialismus in der Frankfurter vornehmen Welt viele Anhänger, welche Tugend und Recht als eine Chimäre verlachten. Diese hatten sich entweder ihre Bildung in Paris geholt, oder sich in Deutschland mit französischer „Bildung" bekannt gemacht. „Ein anderer Theil," sagt Kriegk, „war scheinbar religiös, d. h. kirchlich und äußerlich fromm, dabei im Herzen ebenso egoistisch, ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig und dem sinnlichen Genusse fröhnend als jene. Ihnen diente die Kirche als ein Mittel, die größten Gegensätze, nämlich die höchsten Güter und die niedrigsten Leidenschaften, zu vereinigen." Von diesen „Kirchen-Christen", wie Senckenberg sie nennt, schieden sich von Zeit zu Zeit Pietisten und Inspiraten aus, erstere meist eigensinnige Köpfe, „Spitzbuben, die sich für Heilige ausgeben". Vgl. die beiden angeführten Werke von Kriegk und die trefflichen Artikel von Johannes Janssen „Aus dem reichsstädtischen Leben im vorigen Jahrhundert". Alte und Neue Welt. IX. Jahrgang. 1875. S. 539 ff.

Haus am Hirſchgraben, wenn auch etwas dunkel und winklig, war doch behäbig, wohnlich und gut ausgeſtattet. Geld, Wohlſtand, Bequemlichkeit, ein wenig Luxus, Beſuche und Freunde — nichts fehlte, obwohl die Familie nicht eigentlich ein Haus machte. Das wäre vielleicht auch noch gekommen, wenn die Frau Rath gewollt hätte; vorläufig ließ der Herr Gemahl ſie Italieniſch, Singen und Klavierſpielen lernen.

Bei der Geburt ihres erſten Kindes ſchwebte ſie einige Zeit in großer Lebensgefahr, das Kind ſelbſt kam ſehr ſchwächlich zur Welt, mit ſchwärzlichem Geſichte. Doch waren beide bald gerettet, und nun begann frohes Leben im Hauſe. Selbſt die alte Großmutter ſchien ſich dabei zu verjüngen; der geſtrenge Herr Rath wurde gemüthlicher. Das Kind wuchs heran zum fröhlichen, geiſtvollen, vielverſprechenden Knaben, dem man nie genug erzählen und erklären konnte. Mutter und Großmutter mußten neue Märchen erdichten, um ſeinen Wünſchen zu genügen. Dem Kleinen fehlte es an nichts, was nur irgend einem reichen Bürgerkinde Freude und Belehrung bieten konnte. Gute Sachen und nette Kleider, ſchöne Bilderbücher und vielfaches Spielzeug, Kurzweil und Beſuch — Alles war da in genügender Fülle. Der erſte Unterricht miſchte ſich mit dem Spiele, die bibliſche Geſchichte mit Märchen und Stadtgeplauder, und Alles zuſammen ward in buntem Durcheinander auf das Puppentheater gebracht, das Großmama ihrem Enkel ſchenkte. Des Vaters Liebhabereien, Mineralien, Seltenheiten, Bilder und Kupferſtiche, bildeten nicht nur früh des Knaben Auge, ſondern erweckten gleichfalls Wißbegier, Intereſſe für das Schöne und Seltene, Begier zu ſammeln und zu ordnen. Im Hauſe des Großvaters bekam er die erſten Ahnungen von ſtadtmagiſtratlicher Majeſtät und von der Würde, welche dieſe auf ſein eigenes Perſönchen verbreitete. Pietiſtiſche Freundinnen der Mutter brachten ihm fromme Sprüche und Verslein bei; Freunde des Vaters, meiſt wunderliche Junggeſellen, prädeſtinirten das Kind, je nach ihren eigenen Anſchauungen, zu den verſchiedenſten Berufen und regten es zu Luftſchlöſſern an, während es durch ſeine Eltern mit den geſchichtlichen Herrlich-

keiten Frankfurts, bald auch durch loſe Geſpielen mit dem bunten Jahrmarktstreiben der geſchäftigen Stadt bekannt ward.

Wie die Mutter, ſo war im Ganzen die erſte Erziehung — jugendlich, froh, ſpielend, nicht ganz ohne Religion, aber ohne alle religiöſe Tiefe. Was die junge Frau von bibliſcher Geſchichte wußte, das erzählte ſie ihrem Kinde — das war aber nicht viel und nicht von einem klaren, umfaſſenden, lebendigen Glauben getragen. Sie ſcheint mehr bei den idylliſchen Patriarchengeſchichten des alten Teſtaments verweilt zu haben, als bei der Lehre, dem Leben und Tode des Gottesſohnes. Wenigſtens fanden jene eine lebhaftere Aufnahme und nachhaltigere Zuneigung. Reich war ſie an praktiſchen Sprüchen und Sprüchwörtern, guten Einfällen und wohlangebrachten Lehren; aber bei Allem mußte etwas Witz und Humor ſein, und bei all dieſem Witz und Humor ward das Kind, der Liebling Aller, ziemlich verhätſchelt.

Von den weitern drei Kindern, mit welchen die Ehe geſegnet war, ſtarben zwei in früher Jugend. Um ſo mehr vereinigte ſich Liebe und Aufmerkſamkeit der Eltern auf Wolfgang und ſeine um ein Jahr jüngere Schweſter Cornelia (geb. 7. Dec. 1750), welcher Wolfgang leidenſchaftlich zugethan war und mit welcher er bis über das Knabenalter hinaus gemeinſchaftlich zu Hauſe erzogen wurde. Beide wurden zwar eine Zeitlang an die öffentliche Stadtſchule geſchickt, aber, da ſie hier von ihren Altersgenoſſen Uebles zu erleiden hatten, bald wieder zurückgenommen. Der Vater übernahm nun ſelbſt die Leitung des Unterrichts und der Erziehung, während die Mutter neben dem ſtrengen Tribunal ſeiner in's Kleinſte gehenden Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe einen Appellhof der Milde und Nachſicht aufſchlug. So bis zu den Univerſitätsjahren im Schooße einer feingebildeten Familie verharrend, ganz außerhalb des ſteifen Reglements der orthodoxen Gymnaſien, unter Aufſicht eines kunſtliebenden Juriſten und Privatiers und auch etwas an der Schürze einer gemüthreichen Mutter, mußte der an ſich ſchon weichere harmoniſche Geiſt des jungen Göthe eine weſentlich andere Richtung erhalten, als der durch Entbehrung, Druck, Schulzwang abge-

härtete, aber auch zum Widerſpruch aufgeſtachelte Charakter Leſſings.

Den Kern des väterlichen Privatunterrichts bildete das unerläßliche Latein, das dem wohlgeſchulten Doctor juris noch geläufig war. Wie aus noch erhaltenen Uebungsſtücken hervorgeht, beſtand ſeine Methode weniger darin, in philologiſcher Weiſe möglichſt viele Formeln einzupauken, als vielmehr praktiſch zum Reden und Schreiben der Sprache anzuleiten.

In ähnlicher Weiſe, d. h. ohne gründliches grammatiſches Studium, doch mit lebhaftem Streben, den Kreis des Wiſſens auszudehnen, wurde auch das Italieniſche, Franzöſiſche, Griechiſche, ſpäter das Engliſche und ſogar das Hebräiſche betrieben. Wißbegier und Neugier gingen dabei bunt durcheinander. Bei aller bureaukratiſchen Genauigkeit gab der Vater den Launen und Wünſchen ſeines allzeit unruhigen, ſtets nach Neuem verlangenden kleinen Athenienſers ſehr viel nach. Hilfslehrer für dieß und das nahmen der Erziehung ihr einheitliches Gepräge. Für die Mineralien, Raritäten, Kupferſtiche und Gemälde des Vaters war weit mehr Intereſſe vorhanden, als für Geſchichte und Geographie. Zur Muſik und Mathematik war wenig Neigung zu bemerken, um ſo eifrigere Liebe zum Zeichnen, was dem Vater nicht mißfiel. Worauf er aber am meiſten drang, war gute Haltung des Körpers, Anſtand, Pünktlichkeit in allen Dingen, ſchöne, ſaubere Schrift, Ordnungsſinn, pflichtſchuldige Beobachtung geſelliger Manieren. Er ging ſelbſt in all dem mit gutem Beiſpiel voran, und commentirte dieſes Beiſpiel mit zahlloſen Ermahnungen. Der Reihe nach ließ er dann Tanz-, Fecht- und Reitunterricht hinzutreten, um ſeinem Sohne die größtmöglichſte Kalokagathie zu verleihen. Auch der Poeſie war er keineswegs abgeneigt. Die deutſchen Dichter, welche ſich des Reims bedienten, liebte er ſogar und hatte ſie in ſchönen Halbfranz-Bänden in ſeiner Bibliothek ſtehen; ſo Gellert, Haller, Hagedorn, Canitz, Drollinger, Creuz. Klopſtocks Meſſiade dagegen konnte er des Hexameters wegen nicht leiden und ſchloß ſie von ſeiner Poetenrepublik aus. Rath Schneider indeß, ein Hausfreund der Familie, dem

das Gedicht als ein köstliches Erbauungsbuch galt, schmuggelte sie in's Haus ein, die Mutter las sie mit Andacht und die Kinder lernten ganze Stellen daraus auswendig und declamirten sie con furore. Als sie jedoch einst das Gespräch Satans und Abramelechs im rothen Meer so leidenschaftlich aufführten, daß der erschrockene Barbier bei den Worten Abramelechs: „O wie bin ich zermalmt!" dem halb eingeseiften Herrn Rath das Seifenbecken über die Brust goß, „da gab es einen großen Aufstand . . . und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten (und noch hätten anrichten können), war zu offenbar, als daß man sie nicht hätte auf's Neue verrufen und verbannen sollen". Mehr Gnade fanden dagegen Ovids Metamorphosen und Fenelons Telemach, Robinson Crusoe und Ansons Reise um die Welt, sowie die deutschen Volksbücher, „Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden". Bei Onkel Starck, einem Prediger, lernte der kleine Poet zuerst den Dichtervater Homer in einer Prosa-Uebersetzung kennen. Die Begebenheiten gefielen ihm unsäglich, nur mißfiel ihm, daß das Werk mit dem Tode Hektors endige und nichts von der Eroberung Troja's mittheile. Der Oheim verwies ihn auf Virgil, der dann seiner Forderung vollkommen Genüge that.

Gervinus schreibt es dieser häuslichen Privaterziehung zu, daß Göthe „das Bestreben der Massen nie habe achten lernen", von „Geschichte und Epos" nie in bedeutendem Grade gefesselt worden sei[1]. Mag ersteres richtig, letzteres wohl nur mit Beschränkung richtig sein, in religiös-sittlicher Hinsicht wäre der Besuch des damaligen Gymnasiums kaum etwas Besseres als eine Charybdis gewesen. Denn eine Scylla war die Erziehung, die er wirklich erhielt, nicht so sehr durch die Schuld der Eltern, als durch das Ungenügende ihres religiösen Bekenntnisses und durch die allgemeine Zersetzung, in der sich dieses befand. Sie waren im

[1] Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Leipzig 1843. IV. 499.

Lutheranismus aufgewachſen, ohne ſich in deſſen Bekenntniß-Theologie zu vertiefen. Der kaiſerliche Rath hatte viel zu viel Weltbildung, um ein rechter Stockproteſtant zu ſein. Von den Ländern, die er bereist, hatte ihm keines ſo wohl gefallen, als das ſchöne Italien, und von den Sprachen, die er gelernt, klang ihm keine ſo lieb, als das Idiom Petrarca's. Bilder von Rom, Peterskirche, Engelsburg, Coloſſeum u. ſ. w. ſchmückten einen ſeiner Vorſäle, und der ſonſt ſtille Herr wurde begeiſtert und beredt, wenn er jemanden fand, dem er die Kunſtherrlichkeiten der katholiſchen Weltſtadt erklären konnte. Andererſeits war er aber auch kein Aufklärer oder Aufgeklärter in dem damaligen Sinn. Gewohnheit, hergebrachte Sitte, Pünktlichkeit, treue Beobachtung des allgemeinen Conventionellen waren ihm gewiſſermaßen zur andern Natur geworden, und ſo nahm er auch am Gottesdienſte Theil und hielt auf die ſpärlichen übrigen Religionsbethätigungen, die ſein Bekenntniß erheiſchte. Er war im Ganzen ein ernſter, in ſich gekehrter Mann, dabei aber liebevoll gegen Frau und Kinder, ein guter Haushalter, doch ohne Knauſerei, dienſtfertig und zuverläſſig gegen diejenigen, die ſich in juriſtiſchen Angelegenheiten an ihn wandten, in allen ſeinen Anſchauungen gemäßigt conſervativ, doch ein Bewunderer und eifriger Parteigänger Friedrichs II., während ſein Schwiegervater, der Schultheiß, öſterreichiſch geſinnt war.

Obwohl der kaiſerliche Rath Göthe nicht zu den ſtreng Orthodoxen zählte, ſcheint er doch das religiöſe Moment der Erziehung nicht vernachläſſigt zu haben. „Ich und mein Bruder," erzählt Göthe (Exercitia privata Mense Januario 1757), „ſind heute morgen ein wenig vor ſieben aufgeſtanden, und hat uns niemand aufgeweckt. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet geſprochen."

„Es verſteht ſich von ſelbſt," heißt es weiter in „Dichtung und Wahrheit", „daß wir Kinder neben den übrigen Lehrſtunden auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen. Doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man

uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deßwegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche: es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien. Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen; denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit." [1]

Aber nicht nur Pietisten und Pietistinnen (wie die als „schöne Seele" so berühmt gewordene Fräulein von Klettenberg) besuchten häufig die Göthe'sche Familie, sondern auch Orthodoxe, Halborthodoxe, Toleranz- und Unionsmänner (wie der Schriftsteller Joh. Mich. von Loen), Indifferente und aufgeklärte Ungläubige. Schon als das Erdbeben von Lissabon 1755 ganz Europa mit Schrecken erfüllte, drangen dem aufmerksamen Knaben nicht bloß die apokalyptischen Betrachtungen der Gottesfürchtigen und die Strafpredigten der Geistlichen zu Ohren, sondern auch die Trostgründe der „Philosophen". Dieses Kreuzfeuer der religiösen Gegensätze nahm aber nicht ab, sondern zu. Niemand vermittelte sie dem jugendlichen Geiste, niemand bot ihm etwas Besseres, als er, unbefriedigt von dem flachen Religionsunterricht, die Fühler seines Geistes unwillkürlich nach etwas Solchem ausreckte. Brachten ihn die Erzählungen des alten Testamentes auf den Gedanken, Gott Rauchopfer darzubringen, so verfluchte sein Katechismus dagegen das Opfer des neuen Bundes als Götzendienst. Sprach ihn die Poesie des alten Bundes mächtig an, so war diejenige

[1] Göthe's Werke (Hempel) XX. 37.

des neuen zugleich mit der Sichtbarkeit der Kirche von dem prosaischen Besen des „reinen Evangeliums" hinweggeräumt. Auch die ganze schöne Welt der alttestamentlichen Offenbarung kam in's Wanken, als die den Knaben rings umfluthende Atmosphäre des Zweifels mächtiger auf ihn eindrang. In ächt protestantischer Weise sollte sie durch neugieriges Studium des hebräischen Grundtextes gerettet werden. Es war aber eine traurige Gestalt, in welcher die Wissenschaft dem erschütterten Bibelglauben zu Hilfe kam — der Gymnasialdirector Albrecht nämlich, ein lächerlicher, stets räuspernder Pedant von äsopischem Aeußern, schimpfselig wie ein Fuhrmann und skeptisch wie sein Lieblingsautor Lucian[1]. Statt die Glaubenszweifel des Knaben zu lösen, platzte er über dieselben in schallendes Gelächter aus und verwies auf bestaubte Foliobände, deren Zahl und Größe schon abschreckend wirken mußte. Eine solche Carricatur der Theologie untergrub vollends für immer das Ansehen dieser Wissenschaft im Geiste des jugendlichen Zweiflers. Was ihm von der Bibel und dem Bibelstudium blieb, war die ergreifende Poesie des ehrwürdigen Buches — das menschlich Schöne, das sich darin darstellt, ein vages religiöses Gefühl, das sich daran heftete, wie an ein altes, theures Familienerbstück, das man noch aufbewahrt, obwohl es aus der Mode gekommen. Genährt ward dieses Gefühl des jungen Poeten durch die pietistische Freundin seiner Mutter, das Frl. von Klettenberg, deren weiches, sanftes, glaubensseliges Wesen ihn beruhigte und mächtig anzog. Unter dem Einfluß dieser „Heiligen", die ihre Tugend unter den feinsten Formen höherer Weltbildung verbarg, machte er ein langes Epos über den ägyp-

[1] Der Mann war wegen seiner trivialen Schimpfwörter bei seinen Collegen sehr verrufen. Wie seine Schüler, so regalirte er auch sie mit Ausdrücken wie „infamer Kerl, Hundsf . . ." u. dgl. auch vor ihren Schülern. In Eingaben an die Schulbehörde wurde er der Parteilichkeit geziehen. Er soll auch am Gymnasium Holz gestohlen und unterm Mantel nach Hause getragen haben. Die Disciplin am Gymnasium war in argem Verfall. Bei Kriegk, Culturbilder.

tiſchen Joſeph in klopſtockiſch-bodmeriſchem Stile, ſowie geiſtliche Oden und Gedichte, von denen ſich jedoch keines erhalten hat. Die „Höllenfahrt Chriſti“ dichtete er „auf Verlangen“ erſt 1765.

Inzwiſchen hatte der ſiebenjährige Krieg (1756—63) ſchon längſt das einförmige Stillleben der Familie unterbrochen. Der Großvater ſtellte ſich auf die Seite Oeſterreichs, der Vater auf Seite Preußens, wie die Mehrheit der Frankfurter Bürgerſchaft. Dieſe erblickte in der Sache Preußens zugleich diejenige des Proteſtantismus und des Vaterlands, da das katholiſche Oeſterreich, wie ihnen ſchien, bloß für ſeine Hausmacht kämpfte, — eben katholiſch war und zudem noch den „Erbfeind“, die Franzoſen, als Verbündete wider den großen „deutſchen“ König in's Feld gerufen hatte. Ihre Begeiſterung für Preußen, ihre Abneigung gegen Oeſterreich war deßhalb eine ſehr lebhafte; ſie wollten in dem Bruderkrieg zum Wenigſten nach Friedrichs Wunſch neutral bleiben und ihre Neutralität nöthigenfalls mit den Waffen behaupten. Ein gewaltiger Sturm der Erbitterung erhob ſich, als am 2. Januar 1759 die Franzoſen unter dem Vorwande bloßen Durchzugs ſich gewaltſam der Stadt bemächtigten, nicht durch einfache Ueberrumpelung, ſondern unter Mitwiſſen und Beihilfe von acht Rathsmitgliedern, worunter ſich der Stadtſchultheiß Textor und der übelberüchtigte Erasmus Senckenberg befanden. Den Preußiſch-Geſinnten galt das als ſchändlichſter Verrath. Zwiſchen Rath Göthe und ſeinem Schwiegervater kam es darob ſogar zu thätlicher Feindſeligkeit.

„Am 1. April 1760,“ erzählt der Arzt Senckenberg, „paſſirte, daß Mr. Thorane, lieutenant du roi, der bei Rath Göthe, genero sculteti Textoris, im Hauſe liegt, demſelben mit Gemälden alle Zimmer wegnahm und ſie ſehr einſchränkte. Er beſchwerte ſich gegen Socerum Textorem, der aber ihn nicht hörte und ſagte, er ſolle es hinnehmen. Bald darauf hielte Textoris Tochter, Pfarrin Starckin, Kindbett, und waren bei der Mahlzeit in Pastoris Hauſe Textor et gener Goethe. Da redeten ſie von dieſer Materie, und Textor gab Göthen keine guten Worte. Dieſer wild ſagte: er verfluche das Geld, ſo Textor

die Stadt den Frantzoſen zu verrathen genommen habe, wolle nichts davon (am Rande ſteht noch beigeſchrieben: und verfluche die, ſo ſie hereingelaſſen). Textor warf ein Meſſer nach ihm, Göthe zog den Degen, Paſtor Starck wurde über dieſe Begebenheit damahl aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, ſo dabei war, ſtifftete Frieden .... Vera est historia etc. ...“ [1]

Drei Jahre (bis in den December 1762) blieben die Franzoſen in Frankfurt. Die Stadt litt ſehr: denn ſie wurde nicht nur zum Hauptquartier, ſondern auch zum Hauptlazareth der franzöſiſchen Armee. Die Einquartierung ſelbſt laſtete ſchwer auf der Bürgerſchaft, der Preis der Lebensmittel ſtieg. Die Stadtkaſſe, wie der Beutel der Einzelnen wurde ſehr hart mitgenommen, die Contributionen mit Härte eingefordert, die Lieferungen ſchlecht bezahlt, die Freiheit war auf Schritt und Tritt beſchränkt und die Stadt durch die vielen ſchlecht beſtellten Lazarethe ſogar mit Seuchen bedroht. Obwohl von einzelnen Offizieren, wie gerade von Thorane, ſchöne Züge von Rechtsſinn berichtet werden, benahm ſich doch die Occupationsarmee im Großen und Ganzen mit herausforderndem Uebermuth — und der Klagen der Bürger war kein Ende. Dazu war der damalige Geiſt der franzöſiſchen Armee nicht verſchieden von demjenigen ihrer Hauptſtadt. „Sie ſind in ihrem Elend luſtig, ſingen, ſpringen, ſaufen, freſſen, h . . . n, ſagen, ſie ſeien in Frankfurt, um ſich luſtig zu machen, kommen nie zu nüchternem Nachdenken, ſagen, ob man lebe oder todt ſei, ſei einerlei u. ſ. w.“ Pariſer Modehändler und Schuhputzer, franzöſiſche Induſtrielle und Schauſpieler ließen ſich in Frankfurt nieder. Wachſende Unſittlichkeit zerſtörte das Glück ganzer Familien. Während die ältern, beſſern Bürger immer mehr dem „Erbfeind“ grollten, ließ ſich jüngeres und leichtſinniges Volk wie auch Auf- und Abgeklärte höheren Alters das pläſirliche Modeleben wohl gefallen und nahmen ſogar ein Beiſpiel daran [2].

---

[1] Kriegk, Die Gebrüder Senckenberg. S. 136.

[2] Die ſittlichen Zuſtände Frankfurts waren ſchon vorher nicht

Unter solchen Umständen war es für den jungen Wolfgang schwierig, zu einem „deutschen" Patriotismus zu gelangen. Er war anfänglich wie der Vater „fritzisch" gesinnt. Nach Besetzung der Stadt nahm indeß diese Gesinnung eine entschiedene Schwenkung zu Gunsten der Franzosen, die im Grunde auch „fritzisch" war; denn Fritz war ja selbst $^2/_3$ Franzose. Nun, die Franzosen brachten Abwechslung in Stadt und Haus. Es gab viel Neues zu sehen und zu hören; die Sprache und die Lebhaftigkeit der Fremden zogen den deutschen Knaben mächtig an. Durch den Großvater habe er — so erzählt er — zu des Vaters Verdruß ein für jeden Tag giltiges Freibillet zu dem von den Franzosen eröffneten Theater erhalten, wacker französisch gelernt, Racine gelesen und sich durch Studium und Sprechübung bald in Stand gesetzt, den Vorstellungen täglich zu folgen. Dann habe er mit einem geriebenen jungen Franzosen, Derones, angebunden, durch ihn Zutritt hinter die Coulissen erlangt, die Schauspieler und Schauspielerinnen beim Aus- und Ankleiden gesehen, sich an ihre „Natürlichkeit" gewöhnt, als Zuschauer den ganzen Cursus der damaligen französischen Bühne durchgemacht, selbst ein Stück im Stile des Piron verfaßt, das aber von Derones verworfen worden sei, dann Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten studirt und diesen theoretischen Plunder von sich geschüttelt. Endlich ein kleines Duell mit Derones und Anfänge einer Liebschaft mit dessen Schwester. Etwas viel für einen Knaben zwischen 11 und 13 Jahren! Lessing selbst hatte um diese Zeit, — obwohl 20 Jahre älter, — den französischen Classicismus nun

---

die besten. Die Masse der Bevölkerung schwamm im breiten Fahrwasser einer gedankenlosen Genußsucht. Trunksucht und Schlemmerei, Spiel und Liederlichkeit waren an der Tagesordnung. Buhldirnen wurden öffentlich geduldet. Verführung, Ehebruch und Entführungen kamen in den höchsten Ständen vor. Mehrere Rathsherren waren wegen unzüchtigen Wandels in der ganzen Stadt verschrieen. Erasmus von Senckenberg (Bruder des erwähnten Arztes) blieb, obwohl notorisch der Urkundenfälschung, der Nothzucht, der gemeinsten Betrügereien schuldig, über zwei Jahrzehnte Mitglied des Raths.

eben erst überwunden. Indessen das Genie thut viel und wie die Alten sagen — malitia supplet aetatem. — So viel darf wohl schon als fester Kern dieser Erzählung angenommen werden, daß Göthe während der französischen Einquartierung nähere Bekanntschaft mit der lockeren französischen Cultur gemacht hat, weder zum Vortheil seiner Sitten noch seiner Religiosität.

Nur ein Jahr nachdem die Franzosen abgezogen und wieder Friede geworden war, rüstete sich Frankfurt zur feierlichen Krönung Josephs II., den sein Vater noch bei eigenen Lebzeiten mit der römischen Königskrone geschmückt sehen wollte. Wolfgang Göthe bekam da den ganzen äußeren Apparat alter Reichsherrlichkeit mit eigenen Augen zu sehen. Doch der Eindruck war kein großer, bewältigender. „Der junge König (geb. 1741) schleppte sich in den ungeheuern Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte.“ Göthe's Aufmerksamkeit war zudem, wenn man seinem spätern Berichte glauben will, eine sehr getheilte, da er, der erst Vierzehnjährige, in dem nachher so berühmt gewordenen „Gretchen“ bereits seine „erste Liebe“ gefunden hatte, und die festlichen Tage der Krönung an ihrer Seite zubrachte. Dieses Gretchen gehörte zu einem Kreise jungen, losen Gesindels, das den Knaben durch scherzhafte Benützung seiner poetischen Anlagen geködert hatte, dann ihn als Patron bei seinem Großvater auszubeuten suchte, und ihn endlich — da die Bande unter andern Kunststücken auch Fälschung von Handschriften, Schuldscheinen u. s. w. trieb —, entdeckt und aufgegriffen, in frühe Schmach und Schande gebracht haben würde, wäre nicht das Ansehen der Familie und die Sorge des Rathes Schneider schützend dazwischen getreten. So erzählt er selbst in der breiten Ausführlichkeit eines ganzen Romans.

„Bei meiner Geschichte mit Gretchen,“ so ergänzt er sich an einer andern Stelle, „und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand,

Verhältniſſe, Gewohnheit, Alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeins. Die von herrlichen Häuſern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt ſich dabei anſtändig genug; aber im Innern ſieht es öfter um deſto wüſter aus, und ein glattes Aeußeres übertüncht, als ein ſchwacher Bewurf, manches morſche Gemäuer, das über Nacht zuſammenſtürzt, und eine deſto ſchrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zuſtand hineinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht ſchon näher und ferner durch Bankerutte, Eheſcheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebſtähle, Vergiftungen entweder in's Verderben ſtürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten ſehen, und hatte, ſo jung ich war, in ſolchen Fällen zur Rettung und Hilfe die Hand öfters geboten!" [1]

Wie weit der ſogen. „Gretchen-Roman" der Dichtung, wie weit er der Wahrheit angehört, iſt noch nahezu vollſtändig im Dunkeln; die Thatſache einer ſolchen frühen Liebſchaft kann kaum beſtritten werden. Von zwei anderen Verſuchen zu Liebes- und Galanterie-Abenteuern, die Göthe in dieſen frühen Jahren machte, geben Jugendbriefe aus Leipzig ausdrückliche Kunde: darin iſt der Bemühungen gedacht, durch die er ſich die Gunſtbezeugungen einer W. erworben, ſowie ſeiner Liebe zu Charitas Meixner, einer Freundin ſeiner Schweſter, der Tochter eines reichen Wormſer Kaufmanns, die er im Hauſe des Rathes Moritz kennen gelernt hatte. An letztere richtete er durch ſeinen Freund Trapp noch von Leipzig aus Liebesverſicherungen, ſowohl in Proſa als in ſteifen franzöſiſchen Alexandrinern.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXI. 67. Die genauen Unterſuchungen des Stadtarchivars Kriegk über die Culturzuſtände Frankfurts um dieſe Zeit liefern die urkundlichen Belege, daß Göthe hier nicht übertrieben hat, daß unter dem glatten franzöſiſchen Modefirniß wirklich eine traurige Corruption in der Stadt waltete. Wie weit Göthe durch ſeinen Gretchenroman in deren Netze verwickelt wurde, darüber liegen keine Documente vor. Vgl. Die Brüder Senckenberg. S. 326.

„Ecrivez moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a il oublié?
Ah ne me cachez rien, qu'il m'eleve ou m'accable.
Un poignard de sa main, me serait agreable."

Der Rückſchlag, den dieſe fortgeſchrittene „Weltbildung" auf ſeine religiöſen Geſinnungen ausübte, war kein günſtiger.

„Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, ſchwachen Geiſtlichen, der aber ſeit vielen Jahren der Beichtvater des Hauſes geweſen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphraſe desſelben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweiſenden bibliſchen Sprüchen fehlte mir keiner; aber von alledem erntete ich keine Frucht. Denn als man mir verſicherte, daß der brave alte Mann ſeine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, ſo verlor ich alle Luſt und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerſtreuungen ein, legte die von einem älteren Freunde erborgten, dem Geiſtlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut, und las gemüth- und ſinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

„Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufſtreben in dieſem wichtigen Falle durch trockenen, geiſtloſen Schlendrian noch ſchlimmer paralyſirt, als ich mich nunmehr dem Beichtſtuhl nahen ſollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt; und gerade das Bewußtſein verringerte ſie, weil es mich auf die moraliſche Kraft wies, die in mir lag, und die mit Vorſatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden ſollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel beſſer als die Katholiken ſeien, weil wir im Beichtſtuhl nichts Beſonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal ſchicklich wäre, ſelbſt wenn wir es thun wollten. Dieſes Letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die ſeltſamſten religiöſen Zweifel, die ich gerne bei einer ſolchen Gelegenheit berichtigt hätte. Da nun dieſes nicht ſein ſollte, ſo verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem ſie meine Zu-

ſtände wohl ausdrückte, einem verſtändigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen ſollte, was mir im Einzelnen zu ſagen verboten war."

Verwirrt jedoch von allerlei widerſprechenden Eindrücken des Augenblicks, las er im Beichtſtuhl nur eine allgemeine Formel aus dem Buche ab, entfernte ſich nach erhaltener Abſolution weder warm noch kalt, ging des andern Tags mit ſeinen Eltern zum Abendmahl und betrug ſich ein paar Tage, „wie es ſich nach einer ſo heiligen Handlung wohl ziemte". Doch bald tauchten Unruhen und Gewiſſensbedenken über unwürdigen Empfang des Abendmahles auf. „Falſche Zuſage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, Alles" ſchien ihm bei der heiligſten Handlung auf dem Unwürdigen zu laſten, „welches um ſo ſchrecklicher war, als ja Niemand ſich für würdig erklären durfte und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt Alles ausgeglichen werden ſollte, doch auf ſo manche Weiſe bedingt fand, daß man nicht ſicher war, ſie ſich mit Freiheit zueignen zu dürfen". Um allen Scrupeln und Unruhen auf einmal zu entgehen, beſchloß er, ſich, ſobald er nur könnte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden [1].

So war Göthe ſchon ziemlich mit dem lutheriſchen Bekenntnißglauben zerfallen, als er das 15. Jahr erreicht hatte und die Wahl eines Berufsſtudiums an ihn herantrat. Dieſe Wahl fiel allerdings nicht ihm anheim, der Vater traf ſie. Was ihm verſagt geblieben, eine höhere bürgerliche Rangſtufe im Regimente der Vaterſtadt, das ſollte nach dem Wunſche des kaiſerlichen Rathes der Sohn erringen. Leipzig, wo er ſelbſt die juridiſchen Studien begann, wurde als Univerſität auserſehen. Dem Vater zuliebe ſtudirte Wolfgang vorläufig fleißig den kleinen Hoppe (einen kurzen Abriß der Inſtitutionen), ſah ſich aber dabei auch nach anderweitigen, ihm mehr zuſagenden Kenntniſſen um. „Unruhige Wißbegier trieb mich weiter; ich gerieth in die Geſchichte der alten Literatur und von da in einen Encyklopädismus, in-

[1] Göthe's Werke. XXI. 74 ff.

dem ich Gesners Iſagoge und Morhofs Polyhiſtor durchlief und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehre und Leben ſchon mochte vorgekommen ſein. Durch dieſen anhaltenden und haſtigen, Tag und Nacht fortgeſetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denſelben vertiefte." Dieſe Pandorabüchſe von Zweifel, Spott und Obſcönität mußte auf den bereits verwirrten Geiſt des angehenden Juriſten um ſo ſchädlicher einwirken, als dieſer inzwiſchen autodidaktiſch mit einem andern jungen Freund ein wenig Philoſophie getrieben und auf dieſem Gebiet ebenſo wenig Befriedigung gefunden hatte, als in ſeinem lutheriſchen Bekenntnißglauben. Ohne alle ſpeculative Vorbildung lief dieß Studium eben nur auf eine flüchtige Umſchau in der Geſchichte der Philoſophie hinaus, in deren Wirrwarr er nirgends feſten Fuß zu faſſen vermochte. Er ſah hier nur, „daß immer Einer einen andern Grund ſuchte, als der Andere, und der Skeptiker zuletzt Alles für grund- und bodenlos anſprach". Einen Ausweg aus dieſem bodenloſen Sumpfe des Skepticismus verſuchte er nicht, da er in „Religion und Poeſie" ſchon alles zu beſitzen meinte, was die Philoſophie im günſtigſten Falle zu bieten vermöchte, ja noch mehr. „Denn da in der Poeſie ein gewiſſer Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben ſolcher Glaube an das Unergründliche ſtattfinden muß", ſo ſchienen ihm die „Philoſophen in einer ſehr üblen Lage zu ſein, die auf ihrem Felde Beides beweiſen und erklären wollten". Er vertröſtete ſich mit der Vorſtellung, daß bei den älteſten Männern und Schulen Religion, Philoſophie und Poeſie in Eins zuſammenfielen, ohne dieſen Zuſammenhang gründlich zu unterſuchen, und legte in Uebergehung dieſer Frage die Grundlage zu einer Oberflächlichkeit, aus der ihn weder die Schärfe des Ariſtoteles noch die Fülle des Plato herauszureißen vermochten, weil er ſie nicht verſtand, wenn er ſie überhaupt je ordentlich geleſen und ſtudirt hat. Wie Mendelsſohn und Leſſing, verſchaffte er ſich die wohlfeile Vorliebe für Sokrates, den

„trefflichen, weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse". Seine Schüler hingegen schienen ihm „große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte". Da er wegen Mangels jeglicher philosophischen Bildung die größten Philosophen ebenso wie die Apostel für beschränkte Tröpfe hielt, bildete sich der junge Naseweis ein, es komme ja nicht auf das Wissen, sondern auf das Handeln an und griff zu den Stoikern, die leichter zu verstehen waren und deren Theatermoral auch leichtere praktische Forderungen stellte [1].

„Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon", so charakterisirte er sich dem siebenzehnjährigen von Buri, als er im Sommer 1764 in dessen Tugendbund, die „Arkadische Gesellschaft", aufgenommen werden wollte, welchem außer zahlreichen jungen Leuten von zwölf Jahren an auch die „heitere" Philippine Ewein und andere junge Mädchen angehörten [2].

Das einzige Gedicht, welches sich aus dieser ersten Zeit erhalten hat, weist schon in seinem Titel — „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. Göthe. 1765" — auf fremden Einfluß hin. Es wurde ein Jahr später in der Frankfurter Zeitschrift „Die Sichtbaren" gedruckt. Christus ist darin lediglich als „fürchterliche Majestät" aufgefaßt und zwar mehr fürchterlich, als majestätisch. Als einundachtzigjähriger Greis spottete Göthe selbst darüber: „Das Gedicht ist voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen."

---

[1] Ebdſ. S. 24 ff. 9 ff.

[2] Latomia XXIX. 105. Augsburger Allgemeine Zeitung 1873. S. 3503 ff. M. Bernays, Der junge Göthe. I. 6.

2. Abſchied von der alten Wiſſenſchaft. Leipziger Studien und Leipziger Poeſie.

1765—1768.

„Der junge Göthe ergab ſich einem etwas wüſten Leben, welches ſeinen Körper auf lange Jahre hinaus zerrüttete."

R. von Gottſchall, Unſere Zeit. 1875. II. 894.

„Man kann wohl ſagen, daß ſelten ein bedeutender Dichter ſo nichtsſagend begonnen hat, wie Göthe in dieſen Stücken."

Unſere Zeit. 1865. II. 952.

In Begleitung des Buchhändlers Fleiſcher und deſſen Gemahlin reiste Wolfgang um Michaelis 1765 nach Leipzig. Am 19. October wurde er als Juriſt und Angehöriger der „Bayeriſchen Nation" immatriculirt. Den Tag darauf ſchrieb er an ſeinen Frankfurter Freund Joh. Jacob Rieſe:

„Ich habe heute zwei Collegien gehört, die Staatengeſchichte bei Profeſſor Böhme und bei Erneſti über Cicero's Geſpräche vom Redner. Nicht wahr, das ging an. Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. Gottſcheden habe ich noch nicht geſehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Jungfrau Obriſtleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie iſt 19 Jahr und er 65 Jahr. Sie iſt 4 Schue groß und er 7. Sie iſt mager wie ein Häring und er dick wie ein Federſack. — Ich mache hier große Figur. Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunſt, um fleißig zu ſein. In Geſellſchaften, Concert, Komoedie, bei Gaſtereyen, Abendeſſen, Spazirfahrten ſoviel es um dieſe Zeit angeht. Ha! Das geht köſtlich. Aber auch köſtlich koſtſpielig. Zum

Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisd'or. Helft! da ging eine. Himmel, schon wieder ein paar Groschen, die hier sind wie Kreuzer bei euch draußen im Reich. Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. So hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthlr., was sage ich mit 200 Rthlr. auszukommen. NB. Das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist. Ich habe kostbaren Tißch. Merkt einmahl unser Küchenzettel. Hüner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhüner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern u. s. w. Das erscheinet Taglich. nichts von anderm grobem Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hamel u. s. w. das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt. Und die Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer."

Die Empfehlungsschreiben, welche ihn auf solidere Bahnen führen und daran fesseln sollten, hatte der muntere Musensohn übrigens pflichtschuldigst abgegeben und sich insonderheit dem Hofrath Böhme, Professor der deutschen Reichshistorie und des allgemeinen deutschen Reichsrechts, vorgestellt, an den er vor Allem von seinem Vater empfohlen war. Doch rückte er dem grundgelehrten Manne gegenüber ganz unumwunden mit dem bisher sorgfältig gehüteten Herzensgeheimniß heraus: daß er sich, der Absichten des Vaters unerachtet, nicht so sehr auf Juristerei zu legen gedächte, als auf die schönen Wissenschaften, Sprachen, Literatur und Poesie. Herr und Frau Böhme legten hierüber gleichermaßen Verwunderung und gelindes Entsetzen an den Tag. Ihre Remonstrationen blieben anfangs unwirksam. Die Hofräthin indeß, eine gebildete Dame, wußte eine Vereinbarung anzubahnen, nach welcher den Wünschen des Sohnes sowohl als denjenigen des Vaters Rechnung getragen werden konnte. Darnach sollte das juristische Berufsstudium nicht als ausschließliches Ziel betrachtet werden, sondern als Rückhalt für die schöneren, anmuthigeren Studien, welche sonst allzusehr in der Luft schweben und keine entsprechende Lebensstellung gewähren möchten.

Wolfgang ging hierauf ein. Er belegte Böhme's Vorlesungen, meldete sich aber zugleich für die philosophischen, mathematischen

und phyſikaliſchen Collegien Winklers, hörte Erneſti über Cicero de Oratore und beſuchte Gellerts Vorleſungen über deutſche Literatur und deſſen Practicum.

„Meine Collegia," erzählt Göthe, „beſuchte ich anfangs emſig und treulich; die Philoſophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geiſtesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, ſo auseinanderzerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge (ens), von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr ſo viel zu wiſſen, als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien mir an mehr als Einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging Alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Faſtnacht, wo in der Nähe des Profeſſors Winkler auf dem Thomasplan gerade um die Stunde die köſtlichſten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergeſtalt verſpäteten, daß unſere Hefte locker wurden und das Ende derſelben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verſchmolz und ſich verlor." [1]

So war die Grundlage jeder tieferen, wiſſenſchaftlichen Bildung, Logik und Metaphyſik, für immer überwunden. Denn Göthe iſt nie mehr darauf zurückgekommen. Er hat für alle ſyſtematiſche Philoſophie zeitlebens die tiefſte Verachtung bewahrt und ihr nicht nur jeglichen Zweig ſonſtigen Wiſſens, ſondern auch die „heißen Kräpfel" vorgezogen. An der trockenen Mathematik hatte er ebenfalls wenig Geſchmack; er ſah ſich als Herr Geheimrath im Alter von 37 Jahren noch genöthigt, in der Algebra das Elementare nachzuholen, was er ſich über den Kräpfeln und anderer Kurzweil verabſäumt hatte [2]. Dagegen unter-

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXI. 33.

[2] So meldet er am 23. Mai 1786 der Frau von Stein, daß er noch bis zum 26. in Jena bleiben werde, weil es da „ſo ruhig und ſtill ſei", und er bei Wiedeburg, der eine treffliche Methode habe, gern die vier Species durchbringen möchte. Am 25. war er mit den vier Species durch. Düntzer, Charlotte von Stein. Stuttgart 1874. Bd. I. S. 258. 259.

hielt er ſich nicht übel an Winklers phyſikaliſchen Leſungen, verkehrte gern mit den jungen Medicinern, hörte ſie mit Intereſſe über Botanik, Anatomie u. dgl. reden, und legte ſo den Grund zu jener realiſtiſchen Naturbetrachtung, die für ihn ſpäter die Stelle der Philoſophie vertrat.

Den juriſtiſchen Collegien erging es bald nicht viel beſſer als der Philoſophie. Die Vorleſungen Böhme's reichten nicht weit über die Kenntniſſe hinaus, die Göthe ſich theils durch Privatlectüre, theils durch den häuslichen Unterricht ſeines Vaters, mehr ſpielend als ſtudirend erworben hatte. Die alten Profeſſoren mißfielen ihm, weil ſie ſich in der einmal ſelbſt angequälten Schablone verknöcherten, die jungen, weil ſie ſich offenbar erſt auf Koſten ihrer Zuhörer zu bilden ſuchten und den ganzen Ballaſt ihrer eigenen Vorbereitungen mit in die Schule ſchleppten. Die Hefte ſchrumpften ein, die Perrücken des Reichskammergerichts und andere Carricaturen füllten deren leere Blätter. Der junge Juriſt wandte ſich bald ganz von ſeinem Fache ab und der Literatur zu. Doch auch hier ſollte es zu einem geregelten, planmäßigen Studium nicht kommen.

Der ſanfte, feine und zierliche Gellert flößte zwar dem ebenfalls feinfühligen Muſenſohn Verehrung und Liebe ein, war ihm aber doch ſchließlich gar zu ernſt und frommſelig. In ſeinem Practicum mahnte er durch häufige Jeremiaden von der Poeſie ab, wünſchte nur proſaiſche Aufſätze, beurtheilte dieſe immer zuerſt und behandelte etwaige Verſe nur als eine traurige Zugabe. Göthe's poetiſche Arbeiten fanden bei ihm keine Gnade, und die einzige Leitung, die ſeinem außerordentlichen Talente zu Theil ward, beſtand darin, daß Gellert ſie gleich denjenigen der Andern durchſah, fleißig mit rother Tinte corrigirte, dann und wann eine fromme Mahnung daneben ſchrieb und eine ſäuberliche äußere Ausſtattung in Stil, Sprache und Schrift erzielte. Die helle Proſa! Bei Erneſti, aus deſſen Vorleſungen Göthe zuverläſſige äſthetiſch-kritiſche Grundſätze zu gewinnen hoffte, fand er ſich ebenfalls ſehr enttäuſcht. Denn hier wurde der ihm lieb gewordene Wieland ſcharf zerzaust. Profeſſor Clodius, dem Göthe

ſeine eigenen poetiſchen Verſuche vorlegte, verwüſtete dieſelben mit rother Tinte, ohne praktiſch zu zeigen, wie man's beſſer machen könnte. Profeſſor Morus, ein anderer Schöngeiſt, klagte über das „Gottſchediſche Gewäſſer", doch ohne eine Taube der Rettung fliegen zu laſſen. Die Hofräthin Böhme, welche ſich Wolfgang nun als Muſe auserkor, kannte ebenfalls kein Erbarmen, machte Alles unerbittlich herunter. Er verzweifelte endlich und warf alle ſeine bisherigen Arbeiten in's Feuer. So erzählt er wenigſtens in „Dichtung und Wahrheit".

Während der jugendliche Rechtsgelehrte ſo in kurzer Zeit nicht nur die geſtrengen vier Facultäten, ſondern auch ſeinen bisherigen poetiſchen Geſichtskreis quitt ward, vollzog ſich in ihm ſo ziemlich dieſelbe Umwandlung, welche zwanzig Jahre zuvor — an derſelben Univerſität, ja im ſelben Logis (bei Frau Straube im Hof der Großen Feuerkugel) — der Predigerſohn Gotthold Ephraim Leſſing durchgemacht. Nur hatte Göthe weniger Reſte von Orthodoxie abzuſtreifen, war milder und harmoniſcher von Charakter, mehr vom Glück begünſtigt und brauchte kaum mit äußeren Lebensſchwierigkeiten zu ringen. Aber wie Leſſing ward er erſt ein Stutzer, dann in ſeiner Art gemäßigt flotter Studio, Schöngeiſt, Theater- und Kunſtliebhaber, Poet und Literat.

Den Anfang dieſer Metamorphoſe machte Göthe bei der Hofräthin Böhme, welche, kinderlos und durch Kränklichkeit meiſt an das Zimmer gefeſſelt, ihr Vergnügen daran fand, den jungen, einnehmenden Studenten unter ihre mütterliche Leitung zu nehmen, das noch etwa Kantige und Viereckige ſeiner reichsſtädtiſchen Frankfurter Erziehung abzuſchleifen und ihn zum ſalonfähigen Dandy heranzubilden. Denn Leipzig war in allem, was Eleganz, Mode, feineren geſelligen Ton betraf, dem kaiſerlich-bürgerlichen Frankfurt weit voraus — „ein klein Paris und bildet ſeine Leute". Die alte Dame zog ihn in Geſellſchaft, lehrte ihn Whiſt und l'Hombre und brachte ihm Ton und Haltung der feineren ſächſiſchen Welt bei. Weitere Ausbildung in dieſem Sinne bot die Geſellſchaft jüngerer Leute, welche der Jüngling aufſuchte und fand. Da wurde ſein Dialekt und ſeine Sprech-

weiſe als altfränkiſch verſpottet, ſeine Garderobe aber kam noch ſchlimmer weg. Es blieb nichts übrig, als ſie abzuſchaffen. Göthe's Jugendgenoſſe Horn ſchrieb darüber an ihren gemeinſamen Freund Moors in Frankfurt (12. Auguſt 1766):

„Von unſerm Göthe zu reden! — Das iſt noch immer der ſtolze Phantaſt, der er war, als ich herkam. Wenn Du ihn nur ſäheſt, Du würdeſt entweder vor Zorn raſend werden oder vor Lachen berſten müſſen. Ich kann gar nicht einſehen, wie ſich ein Menſch ſo geſchwind verändern kann. All ſeine Sitten und ſein ganzes jetziges Betragen ſind himmelweit von ſeiner vorigen Aufführung verſchieden. Er iſt bei ſeinem Stolze auch ein Stutzer, und alle ſeine Kleider, ſo ſchön ſie auch ſind, ſind von einem ſo närriſchen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieſes iſt ihm alles einerlei; man mag ihm ſeine Thorheit vorhalten ſo viel man will.

Man mag Amphion ſein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Göthe nicht kann man zur Klugheit bringen.

„Sein ganzes Dichten und Trachten iſt nur, ſeiner gnädigen Fräulein und ſich ſelbſt zu gefallen. Er macht ſich in allen Geſellſchaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (bloß weil es die Fräulein gern ſieht) ſolche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich iſt. Wenn Du es nur ſäheſt!

il marche à pas comptés
Comme un Recteur suivi des quatre facultés.“

Moors machte nach dem Wunſche Horns ſeinem Freunde über dieſes ſonderbare Betragen Vorwürfe, worauf dieſer erklärte, daß es bloß auf Verſtellung beruhe, um nämlich durch ſeine affectirte Galanterie eine wirkliche Liebſchaft mit einem anderen Mädchen zu bemänteln. Horn lernte es ſelbſt kennen und war in ſeinem Rückſchreiben voll des Lobes über deſſen Vorzüge. „Er liebt ſie ſehr zärtlich,“ heißt es da, „mit den vollkommenen, red-

lichen Abſichten eines tugendhaften Menſchen, ob er gleich weiß, daß ſie nie ſeine Frau werden kann. Ob ſie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. . . . Er iſt mehr Philoſoph und mehr Moraliſt als jemals, und ſo unſchuldig ſeine Liebe iſt, ſo mißbilligt er ſie dennoch . . . ꝛc.“ Göthe ermangelte nicht, auch ſelbſt noch über eine ſo hochwichtige Sache an Moors zu ſchreiben. Die Sache ſelbſt billigte er, nur daß das Mädchen unter ſeinem Stande ſei, darüber glaubte er ſich entſchuldigen zu müſſen:

„Denke als Philoſoph, und ſo mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich ſein willſt, und was hat alsdenn meine Liebe für eine ſcheltenswürdige Seite? Was iſt der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menſchen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzuſtreichen. Und Geld iſt ein ebenſo elender Vorzug in den Augen eines Menſchen der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und iezo fühle ich zum allererſtenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädgens nicht denen elenden kleinen Tracaſſerien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, durch mein Herz habe ich ſie erlangt. Ich brauche keine Geſchenke, um ſie zu erhalten, und ich ſehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunſtbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtrefliche Herz meiner S. iſt mir Bürge, daß ſie mich nie verlaſſen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest Du nur dieſes fürtrefliche Mädchen kennen, Du würdeſt mir dieſe Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich ſie liebe. Ja, ſie iſt des größten Glückes werth, das ich ihr wünſche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beyzutragen.“

In Leipzig war es Sitte, daß die Profeſſoren gegen ein angemeſſenes Koſtgeld eine Anzahl Studenten an ihren Mittagstiſch zogen. Dieſer Sitte entſprechend, hatte Göthe ſich anfänglich der Tafelrunde des Hofraths und Profeſſors Ludwig angeſchloſſen, welche vorzugsweiſe aus Medicinern beſtand und wo es Mancherlei über Medicin und Naturwiſſenſchaften zu hören gab,

was den künftigen Doctor „Faustus“ anzog. Als jedoch um Ostern 1766 der etwas ältere J. Georg Schlosser, sein Landsmann und späterer Schwager, nach Leipzig kam, gab er den Tisch bei Hofrath Ludwig auf und schloß sich mit Schlosser einer andern Tischgesellschaft an, welche im Hause des Weinhändlers Schönkopf speiste. Die Tochter dieses Wirthes und Weinhändlers, Anna Katharina oder Käthchen, ist, wie ziemlich allgemein angenommen wird, jene S., von welcher in dem angeführten Brief die Rede ist, und identisch mit jenem Aennchen, das Göthe in „Dichtung und Wahrheit“ als Gegenstand seiner Liebesquälereien erwähnt. Sie war drei Jahre älter als der Frankfurter Student, ein munteres, kluges Mädchen, das sich die Complimente und Galanterien der Studenten gefallen ließ, ohne sich dieselben sehr zu Herzen zu nehmen, sie wohl auch etwas neckte, anführte und quälte, aber schon zwei Jahre später eine solide Wahl traf und sich mit dem Juristen Dr. Kanne verheirathete.

Mehr Einfluß als irgend ein anderes Mitglied dieser Tischgesellschaft erlangte auf Göthe ein gewisser Behrisch, der zwar die Mittagstafel bei Schönkopfs nicht besuchte, aber sich regelmäßig Abends zum Kränzchen oder zum Besuche Göthe's daselbst einfand, nachdem er seinen jungen Grafen von Lindenau, dessen Hofmeister er war, in die Hände des Kammerdieners übergeben. Er war ein Bummler, ohne alle tiefere Bildung, ohne poetisches Talent, aber in Stadt-, Mode- und Literatur-Neuigkeiten stets auf dem Laufenden, voll närrischen Ulkes und gelegentlich auch bereit, sich mit Autorität und einem gewissen Esprit über Kunst und Literatur vernehmen zu lassen. Durch freundliche Zuvorkommenheit, kleine Dienste und humoristische Originalität wußte er Göthe in so hohem Grade zu fesseln, daß dieser ihm all seine literarischen und sonstigen Projecte anvertraute und sich ihn völlig zum Mentor nahm. Er verwarf Göthe's Absicht, seine Jugendgedichte jetzt schon drucken zu lassen, und Göthe unterzog sich folgsam diesem Urtheil, ja fühlte sich sogar sehr geschmeichelt, als der unerbittliche Censor von seinen poetischen Versuchen eine zierliche Abschrift nahm. „Unglücklicher Weise,“ so berichtet Göthe,

„hatte Behriſch und wir durch ihn (außer der Neigung zum Weinhauſe) noch einen gewiſſen andern Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren, als ihr Ruf; wodurch denn aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte.“ Die Sache kam an den Grafen Lindenau, der den ſaubern Hofmeiſter alsbald entließ. Gellert verſchaffte ihm einen andern Poſten bei dem Erbprinzen von Deſſau; Göthe ſang dem abziehenden Bummler drei ſehr pathetiſche Oden nach:

„Du gehſt! Ich murre. — Geh! laß mich murren,
Ehrlicher Mann. Fliehe dieſes Land!
Todte Sümpfe, dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüſſe hier unzertrennlich.
Gebärort ſchädlicher Inſekten, Mörderhöhle ihrer Bosheit!“ u. ſ. w. [1]

Armes Leipzig! Es war aber doch nicht ſo ſchlimm.

Die Geſellſchaft bei Schönkopfs ſpielte Theater: Krügers „Herzog Michel“, Leſſings „Minna“, Diderot's „Hausvater“. Göthe ſpielte mit; im „Hausvater“ den Comthur, in der „Minna“ den Tellheim, im „Herzog Michel“ die Titelrolle. Am 6. October 1766 wurde das Theater in Leipzig mit Joh. Elias Schlegels „Hermann“ eröffnet, einem etwas langweiligen Stück, das jedoch nicht abſchreckte, fürder Theater und Concert regelmäßig zu beſuchen. Göthe wurde mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen bekannt, u. A. mit Joh. Jak. Engel, der von der „Philoſophie“ zum Theater übergegangen war, richtete bewundernde Verſe an die Sängerinnen Corona Schröter und Schmehling, und mahnte die erſte Liebhaberin Karoline Schulze ebenfalls in Verſen davon ab, doch ja nicht in geringeren Rollen als „Julie“ (Romeo und Julie) und „Roxelane“ aufzutreten. In dem Familienkreiſe des Buchhändlers Breitkopf eröffnete ſich eine andere Quelle der Unterhaltung: die beiden Söhne, nahezu Altersgenoſſen, die beiden Töchter, galante junge Damen, Alles trieb da Muſik; Componiſten, wie Hiller und Löhlein, beſuchten das Haus;

[1] Göthe's Werke (Hempel) III. 33 ff., XXI. 78 ff. 85 ff.

muſikaliſche Soiréen wechſelten mit der Einübung und Aufführung dramatiſcher Charaden und Sprüchwörter. Bei Reich, einem andern Buchhändler, fand Göthe wöchentlich einmal die Gelehrten, Schöngeiſter und Künſtler in einem geſelligen Klub beiſammen. Durch freundſchaftliche Beziehungen, die ſich hier anſpannen, wurde ihm der Zutritt zu den Privatſammlungen der Kunſtliebhaber eröffnet, deren Leipzig nicht wenige zählte[1]. Während er an den muſikaliſchen Productionen ſich faſt nur als eifriger Zuhörer betheiligte, war das Zeichnen ſeine Lieblings-Dilettanterie. Er nahm mit großem Eifer Unterricht darin. Der Profeſſor Adam Friedrich Oeſer, ſeit 1763 Director der Malerakademie, bei welchem er Stunden nahm, war ein wirklich bedeutender Künſtler, ein Freund Winckelmanns und gleich dieſem Verehrer der Antike. Dieſer ruhige, anſpruchsloſe Maler, der in liebendem Studium der Alten und ſtiller Uebung ſeiner Kunſt ſein volles Genügen zu finden ſchien, erwarb ſich alsbald Göthe's volles Vertrauen. In ſeinem Atelier ging ihm das Herz auf. Er fand einen Aeſthetiker, der ihn nicht mit kahlen Begriffen abſpeiſte, ſondern das Schöne ſchaffend vor ſeinen Augen entwickelte; einen Kunſtrichter, der den Anfänger nicht tadelnd zu Schanden ritt, ſondern belehrend ermuthigte.

Die Zeit, während welcher Göthe ſeinen Unterricht genoß, war zu kurz und ſeine Anlagen zur Malerei zu gering, als daß er ſich zu eigentlichen Kunſtleiſtungen auf dieſem Gebiete hätte erſchwingen können. Die darauf verwandte Zeit war indeß nicht verloren; denn bei Oeſer fand Göthe ſich einigermaßen wieder in der Kunſt zurecht, ſchöpfte Muth, ſich ihr zu widmen, legte den Grund zu ſeinem vielſeitigen Kunſtverſtändniß und gewann den Keim jener Liebe zur Natur und zu den Alten, aus welcher ſpäter ſeine Meiſterſchaft der Form hervorgehen ſollte. Unter dieſer anregenden Einwirkung erweiterte ſich der anfängliche

[1] Ueber Göthe's Leipziger Leben, Kunſt-Dilettanterie ꝛc. vgl. von Biedermann, Göthe und Leipzig. 2 Thle. 1865. (I. Bd. Göthe's Leben in Leipzig.) — Göthe und Dresden. 1875.

Zeichenunterricht zu einem zwar dilettantiſchen, aber immerhin bildenden Studium der ſchönen Künſte. Caylus, Lippert, Chriſt und andere kunſtgeſchichtliche Autoren wurden geleſen, die Leipziger Sammlungen ſtudirt, Portefeuilles von Künſtlern durchſtöbert, dazu wurde gezeichnet, radirt, modellirt, auch der Holzſchnitt verſucht. Der angehende Kenner beſuchte auch die Ateliers, knüpfte mit namhaften Künſtlern Beziehungen an und machte vor Allem einen Streifzug nach Dresden. In Winckelmanns Beſtrebungen und Leiſtungen war er indeß noch nicht genug eingedrungen, um die Antike richtig zu würdigen. Was ihn mehr anſprach, war neuere Malerei, vorab Landſchaftsmalerei und das Genre der Niederländer.

Die jugendliche Confuſion war überhaupt noch groß genug. Neugier und Wißbegier, Vergnügungsſucht und äſthetiſche Neigung, Bummelei und Dilettanterie gingen wild durcheinander. Es iſt ſchwer zu ſagen, wo das Eine anfing, das Andere aufhörte. Eine bunte Lectüre über die verſchiedenſten Gegenſtände des Wiſſens, mehr nippend als gründlich, ſteigerte den geiſtigen Wirrwarr. Rouſſeau und Klopſtock, Wieland und Leſſing, Hagedorn und Weiße, Shakeſpeare und antike Claſſiker, neueſte Romane und alte kurioſe Bücher, all das wurde wild durcheinander verſchlungen oder angenaſcht. Nichts ward ordentlich verdaut; nichts konnte Boden faſſen; daher denn auch die poetiſchen Leiſtungen des jungen Dichters weder ſeinen glänzenden Anlagen noch dem damaligen Stande der Literatur entſprachen.

Die deutſche Literatur war, als Göthe ſich in Leipzig aufhielt, nicht mehr jene troſtloſe Wüſte, zu der ſie durch die Glaubensſpaltung und den dreißigjährigen Krieg geworden war. Eine ganze Schaar von Dichtern und Proſaikern hatte in regem Wetteifer zuſammengewirkt, um aus dem barbariſchen Deutſch, das noch am Anfang des Jahrhunderts herrſchte, eine reine, ſchöne, reichhaltige Sprache herauszubilden. Der Streit der Gottſchedianer mit den Schweizern hatte eine Fülle von literariſchem Bildungsſtoff an's Licht gefördert, die lebhafteſte literariſche Strebſamkeit wachgerufen, eine vielſeitige Kritik begründet. Philologie,

Alterthumswiſſenſchaft, Kunſtſtudium waren in lebhaftem Aufſchwung begriffen, die Aeſthetik hatte Namen und Rang einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erlangt. Winckelmann hatte (1764) in ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums in wahrhaft claſſiſcher Sprache „eine hiſtoriſche Metaphyſik des Schönen aus den Alten“ gegeben, Leſſing in ſeinen Literaturbriefen der Kritik eine claſſiſche Form verſchafft, Wieland den Shakeſpeare überſetzt, Klopſtock Kraft und Fülle der poetiſchen Sprache mächtig gehoben. Während Göthe in Leipzig weilte, erſchien Wielands Agathon und Muſarion, Herders Fragmente und Kritiſche Wälder, Leſſings Laokoon und hamburgiſche Dramaturgie[1].

Doch keine dieſer Richtungen behagte dem jungen Dandy. Als Leſſing nach Leipzig kam, ging er ihm aus dem Weg. Mehr Gnade fand der leichtfertige Wieland: er hat ihn ſpäter wenigſtens (Brief vom 20. Febr. 1770 an Reich) neben Oeſer und Shakeſpeare ſeinen „ächten Lehrer“ genannt, und die ſchmutzig-frivole Muſarion ward beim Erſcheinen mit Heißgier verſchlungen. Weit tauchte er dabei über das „Gottſchediſche Gewäſſer“ nicht empor. Auf den glücklichen Inſeln, zu denen er ſich rettete, trieb der

[1] Ueber die Art, in welcher Göthe in Dichtung und Wahrheit (Göthe's Werke (Hempel) XXI. 43 ff.) den damaligen Zuſtand der deutſchen Literatur darſtellt, vergleiche man das Urtheil Friedr. Leopold von Stolbergs (26. Januar 1813): „Die tückiſche Art, wie er Klopſtock verkleinernd lobt, und wie er überhaupt, wenn er von den Dichtern Deutſchlands jener Zeit redet, die mittelmäßigen oder vielmehr ſchlechten, Günther, König, in ein helles Licht des Lobes, die beſſern in Schatten ſtellt, oder gar, wie unſern Cramer, mit Stillſchweigen ſo übergeht, iſt ſchlecht und klein und ganz nach einer gewiſſen Optik der Eitelkeit berechnet, die ihn, ohne daß er deßgleichen ſagen wird, zu Göthe dem Einzigen machen ſoll.“ Johannes Janſſen, Fr. L. zu Stolberg ſeit ſeiner Rückkehr zur kath. Kirche. S. 224. Dafür, daß er in jener Zeit Winckelmann und Leſſing ordentlich ſtudirt hätte, geben ſeine Briefe und Gedichte durchaus keinen gegründeten Anhaltspunkt. Das war ſchon viel zu ſchweres Geſchütz.

Steuereinnehmer Christian Felix Weiße (seit 1759 tonangebender Kritiker in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften") idyllische Liebesschäferei und gemäßigten Epikuräismus nach französischen und englischen Mustern. Das gehörte zum Ton der jungen Modewelt. Göthe schloß sich eifrig an und verlegte sich auf Schäferei.

Außer der Katharina Schönkopf machte er auch der Tochter seines Zeichenlehrers, Friederike Oeser, den Hof. Eine der Fräulein Breitkopf begleitete seine selbstverfaßten derb erotischen Lieder auf dem Klavier. In die erst 15jährige Schauspielerin Corona Schröter, mit der er bei Breitkopfs zusammen Theater spielte, war er ganz vernarrt, obgleich sie seine Complimente nicht erwiederte. Ob er es war, der Käthchen Schönkopf mit wunderlichen Eifersüchteleien plagte und sich dadurch schließlich entfremdete, oder ob er das Schäkern des Mädchens allzuernst nahm und sich mit ihrer vermeintlichen Untreue folterte, ist nicht ganz in's Klare gestellt; genug, er erlebte in so jungen Jahren schon den ganzen Cursus thörichter Liebelei, Eifersucht und Enttäuschung, und langte bei jenen trostlosen „Erfahrungen" an, welche die Unbefangenheit und Weihe, das Glück und die Freude unschuldiger Jugend für immer zerstören. Wie ein armseliger Libertin träumte und dichtete er fürder nur von Mädchen, und predigte altklug sogar den Eheleuten über Eifersucht.

„Es ist gar zu ein gros Ding um den Ehstand heut zu Tage, und kein's von Beyden, wenigstens gewiß, eins von Beyden, hat nicht für einen Sechser Ueberlegung. Heiliger Andreas, komm und tuh ein Wunder, oder es gibt eine Sau." So schrieb er ein Jahr später an Käthchen Schönkopf, mit der Vermahnung: „NB. Daß niemand den Artickel sieht, als wem er nütz ist."

„Was ich erfahren habe," sagt er mit Rücksicht auf das schöne Geschlecht, „das weiss ich; und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft. Ich versichere Sie, die Paar Jahre als ich lebe, habe ich von unserem Geschlecht eine sehr mittelmäßige Idee gekriegt; und wahrhaftig keine bessere von Ihrem." Dennoch sind die Frauenzimmer schon sein höchstes Tribunal: „Das Urteil eines Frauenzimmers, über Wercke des Geschmacks

ist bey mir wichtiger als die Kritik des Kritikers." Alles: Poesie, Literatur, Kritik, Geschmack ging für ihn eben in eitel Liebelei auf [1].

Aus dieser trüben Quelle stammen Göthe's Leipziger Poesien: das sogen. Leipziger Liederbuch und zwei kleine Dramen: „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen". Das Liederbuch ist eine Sammlung von lyrischen, meist erotischen Gedichten, als deren Grundmotiv in lüsterner Mondbeleuchtung ganz unverhüllt die Wollust hervortritt [2]. Einer der Söhne Breitkopfs hatte sie in Musik gesetzt und gab sie im Herbst 1769 mit der Jahreszahl 1770 ohne Göthe's Namen, aber im Einverständniß mit ihm heraus, als „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf, Leipzig 1770". „Die Laune des Verliebten", ein in Alexandrinern geschriebenes Schäferstück, schildert — nicht ohne Hinneigung nach dem „Glück freier Liebe" — die Qualen der Eifersucht. In den „Mitschuldigen" steigt die Muse noch tiefer hinab, in den eigentlichen Pfuhl des Lasters und sucht aus einer gemeinen Ehebruchsgeschichte ein Kapital lächerlicher Verwickelungen zu gewinnen. Selbst dem an Ehebruchshistorien gewöhnten Hof von Weimar machte das Kotzebue's würdige Stück keinen heitern, sondern einen „bänglichen" Eindruck, und mußte umgearbeitet werden, um Gnade zu finden. Obwohl diese Jugend-

---

[1] M. Bernays, Der junge Göthe. I. 42. 43. 59. 60. 61.

[2] „Die Lieder des jungen Studenten haben einen oft üppig-sinnlichen Charakter, wie das Gedicht ‚An den Mond', welches die himmlische Leuchte eigentlich nur als eine Fackel zur Erhellung unbewachter nächtlicher Auditäten besingt und einen auffallenden Contrast bildet zu den süß-träumerischen, von wunderbarem Stimmungshauch bewegten Gedichte ‚An den Mond', welches vielleicht das volksthümlichste aller Göthe'schen Lieder geworden ist." Unsere Zeit. 1865. Neue Folge I. Jahrgang. S. 951. Im selben Geiste gehalten sind mehrere andere Gedichte, die wir hier nicht zu registriren brauchen. Er schämte sich nicht, sie jungen Frauenzimmern zum Lesen zu geben, wie z. B. der Frl. Breitkopf in Leipzig, der Sessenheimer Friederike, welch letzterer sie indeß nicht gefielen.

erzeugniſſe mancher formeller Vorzüge nicht entbehren, ſo athmen ſie doch ſämmtlich eine verdorbene, mephitiſche Luft, die ſchlimmſte, die ein Jüngling einathmen kann.

In der That ſchlug dieſelbe dem jungen Dichter auch weder geiſtig noch leiblich an. Allerlei Exceſſe, welche er ſelbſt auf die unkluge Anwendung Rouſſeau'ſcher Erziehungs- und Lebensgrundſätze zurückführt, der ſchädliche Einfluß der Chemikalien, welche er bei ſeinen Aetz-Uebungen einathmete, Eiferſüchteleien, Liebesquälereien und Ausſchweifungen untergruben ſeine Geſundheit[1]. Ein heftiger Blutſturz warf ihn im Auguſt 1768 auf's Krankenlager. Er ſchwankte einige Tage zwiſchen Leben und Tod und hörte auch, als Reconvalescenz eintrat, nicht auf, ein verfrühtes Ende zu befürchten. Seine Jugendgenoſſen lachten ihm zwar aus, Käthchen Schönkopf erklärte ſeine Furcht für eine närriſche Grille, und Friederike Oeſer wollte ſich faſt zu Tode lachen, wie nur ein junger Menſch in ſeinem zwanzigſten Jahre ſich mit ſolchen Todesgedanken plagen möge. Allein die Furcht wollte nicht weichen.

In dieſem Zuſtand fing er an, ein wenig über ſein Leben und Treiben nachzuſinnen, und fand ſich durch die zuvorkommende Hilfeleiſtung und Theilnahme ſeiner Freunde beſonders darüber beſchämt, daß er ſich gegen dieſelben zuvor ſo mürriſch, ſtörriſch, launenhaft benommen. „Wenn ich mich recht erinnere," ſagt er ſpäter in einem Brief, „was für ein unerträglicher Menſch ich

[1] „Wer kein Leipzig geſehen hätte," ſchreibt er im Auguſt 1769 von Frankfurt aus an Gottlob Breitkopf, „der könnte hier recht wohl ſeyn; aber das Sachſen, Sachſen! Ey! ey! das iſt ſtarcker Toback. Man mag auch noch ſo geſund und ſtarck ſeyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg ſo geſchwind wie eine ſchlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach ſich erholen. Nur eins will ich dir ſagen, hüte dich ia für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unſern Kräfften, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferſchaft, fort iſt ſie. Man kann wohl ſo was wieder quackſalben, aber es wills ihm all nicht thun." M. Bernays, Der junge Göthe. I. 67.

den letzten ganzen Sommer war, ſo nimmt's mich Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können." Auch auf religiöſe Ideen lenkte die gefürchtete Nähe des Todes, und der Reconvalescent ſcheut es nicht, ſich mit ſeinem Stubennachbar Limprecht, einem armen ſtillen Theologen, und mit Langer, der an Stelle Behriſch' Hofmeiſter bei dem Grafen Lindenau geworden war, über dergleichen zu unterhalten. Doch war die religiöſe Verfaſſung der Beiden nicht derart, daß ſie den kranken Jüngling auf den Boden des poſitiven Chriſtenthums hätte zurückführen können.

„Die chriſtliche Religion," erzählte Göthe ſelbſt, „ſchwankte zwiſchen ihrem eignen Hiſtoriſch-Poſitiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen ſollte. Die Verſchiedenheit der Charaktere und Denkweiſen zeigte ſich hier in unendlichen Abſtufungen, beſonders da noch ein Hauptunterſchied mit einwirkte, indem die Frage entſtand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an ſolchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe? Die lebhafteſten und geiſtreichſten Männer erwieſen ſich in dieſem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenſtandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der ſie zu ihrer organiſchen Vollkommenheit gediehen ſind. Andere, treuer und beſcheidener geſinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob ſie ſich gleich zur ſchönſten Blüthe entfalten, ſich doch von der Wurzel, von dem Mutterſtamme nicht losreißen, ja vielmehr durch dieſen Familienzuſammenhang die gewünſchte Frucht erſt zur Reife bringen. Von dieſer letztern Art war Langer; denn obgleich gelehrter und vorzüglicher Bücherkenner, ſo mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen beſonderen Vorzug gönnen und ſie als ein Document anſehen, woraus wir allein unſern ſittlichen und geiſtigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdiſchen und himmliſchen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und conſequent, fand bei einem jungen

Menſchen leicht Gehör, der, durch eine verdrießliche Krankheit von irdiſchen Dingen abgeſondert, die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes gegen die himmliſchen zu wenden, höchſt erwünſcht fand. Bibelfeſt wie ich war, kam es nur auf den Glauben an, das was ich menſchlicherweiſe zeither geſchätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um ſo leichter fiel, da ich die erſte Bekanntſchaft mit dieſem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja ſchwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei ſeinem Glauben zugleich ein ſehr verſtändiger Mann war und feſt darauf hielt, daß man die Empfindung nicht ſolle vorherrſchen, ſich nicht zur Schwärmerei ſolle verleiten laſſen, ſo hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthuſiasmus mit dem neuen Teſtament zu beſchäftigen.“ [1]

Einen tieferen Eindruck konnte dieß „Blumen“-Chriſtenthum auf Göthe um ſo weniger machen, als Langers Moral derjenigen ſeines Vorgängers Behriſch ſehr ähnlich war. Indem er mit Göthe Umgang pflog, brach er eine dem Grafen Lindenau ausdrücklich gegebene Zuſage. Wie Behriſch, war auch dieſer äußerlich ſtreng ſcheinende, ernſte, wiſſenſchaftliche Mann nicht frei von den Netzen eines unerlaubten Verhältniſſes geblieben. Was ſollte eine Religion, die nur ſolche Früchte zeitigte?

Die orthodoxe „Kirche“ aber ſcheint keinen Verſuch gemacht zu haben, den ihr längſt Entlaufenen in ſeiner mürben Gemüthsverfaſſung aus den Schäfereien dieſer Welt in ihren unſichtbaren Schafſtall zurückzuführen.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXI. 111.

3. Pietiſtiſche Uebergangsſtufe. Poetiſche Wiedergeburt. Straßburg, Herder und Friederike.

1768—1771.

„Göthe iſt wirklich ein guter Menſch, nur etwas leicht und ſpatzenmäßig.“
Gottfried von Herder an C. Flachsland.

„Nicht Friederike allein hat es erfahren, daß das hohe Glück, dem Genius zu begegnen, zuweilen bitter gebüßt werden muß. Noch ein anderes Leben iſt an Göthe zu Grunde gegangen.“
Dr. Ernſt Martin (Göthe in Straßburg. S. 28).

Ohne Segel, Maſt und Steuer, recht wie ein abgetakeltes Schiff, reiste Wolfgang am 8. Auguſt 1768, gerade 19 Jahre alt, wieder der Heimath zu. Ordentliche Studien hatte er keine gemacht. Mit der Kunſt war er nicht über die Anfänge ſchülerhafter Dilettanterie hinausgekommen. Geſundheit und Kraft waren gebrochen, wie er fürchtete, für immer. Mit Liebelei und Schäferei war es vorläufig aus. An Leipzig hing er noch trotz allen früheren Mißbehagens und war ſtolz darauf, ein „Kenner“ des weiblichen Geſchlechtes geworden zu ſein[1]. Nur mit Bangen konnte er indeß dem Vaterhaus entgegengehen, wo ſein Zuſtand alle treuen Wünſche und Erwartungen ſeiner Eltern zerſtören mußte. Hier ſelbſt hatte die poetiſche Gemüthlichkeit harte Stöße erlitten. Der alte Textor war durch einen Schlagfluß an der einen Seite gelähmt und erholte ſich nur kümmerlich von ſeinem Leiden. Cornelia, deren Erziehung der Vater nach Wolfgangs Abreiſe mit um ſo größerer Sorglichkeit geleitet hatte, verſtand

[1] Bernays, Der junge Göthe. I. 43.

sich mit dem ernsten, etwas pedantischen Manne nicht, war voll Jammer und Klagen, that zwar Alles, was er befahl, aber auf unfreundliche Weise, Alles in hergebrachter Ordnung, aber ohne Liebe und Freude. Selbst mit der sonst so gutmüthigen Mutter hatte sie sich entzweit, und so war denn die Märchenhaftigkeit des früheren Familienlebens in recht prosaische Armseligkeit verwandelt.

Der Vater hatte Mühe, seine nur allzugerechten Vorwürfe gegen den schiffbrüchigen verlornen Sohn zu unterdrücken. Die Mutter hatte Kummer nach allen Seiten hin. Der Empfang war indeß immerhin ein viel freundlicherer und liebevollerer, als Göthe erwarten konnte und als er es verdient hatte. Man schonte ihn; man verzieh ihm nicht nur, daß er sich in dem alten Frankfurt langweilte und nach Leipzig zurücksehnte, man suchte ihm die Annehmlichkeiten der Universitätsstadt durch alle nur erdenkliche Zuvorkommenheit zu ersetzen. Die Wirkung dieser nachsichtigen und herzlichen Liebe war aber nicht diejenige, welche sie auf einen wahrhaft edeln Charakter hervorgebracht hätte. Kaum erklärten die Aerzte, daß die Lunge unversehrt sei, und kaum ging es etwas besser, so rodomontirte der junge Patient von seinem Leipzig und dessen paradiesischer Herrlichkeit, klagte über Mangel an entsprechender Gesellschaft und suchte wenigstens durch Briefverkehr die in Leipzig angesponnenen Fäden weiterzuziehen. In Ermangelung besserer Gesellschaft, mitunter auch noch von Todesgedanken geplagt, schloß sich der junge Dichter mehr als früher an die Fräulein von Klettenberg, die Freundin seiner Mutter, an, die durch ihn später das Vorbild aller „schönen Seelen" geworden ist[1]. „Eine schöne Seele", d. h. eine jener frommen Damen, die durch Charakter, Neigung und Bildung ganz und gar auf ein religiöses Leben angelegt sind, denen aber der Protestantismus die Möglichkeit genommen hat, Gott in einer der zahlreichen Formen des katholischen Ordenslebens in religiös geheiligter, wahrhaft heldenmüthiger und verdienstvoller Weise zu

[1] J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg. Hamburg 1849.

dienen. Die Klettenberg offenbarte dieſen Zug ihres Weſens, vielleicht ohne es zu wollen, indem ſie ſich in der Kleidung einer Nonne porträtiren ließ, und ſoll ihr der Anzug recht gut ſtehen. Sie war, als ſie dem neunzehnjährigen Poeten als barmherzige Schweſter diente, ſchon eine Dame von 45 Jahren, alſo eine bereits ziemlich ehrwürdige „alte Jungfrau“. Sie hatte in ihrer Jugend die feinſte Weltbildung genoſſen, der Liebe Leid und Freud' als Verlobte kennen gelernt, durch wunderliche Schickungen die beabſichtigte Ehe und die weitere Luſt am Heirathen verloren, weihte ſich nun in myſtiſcher Zärtlichkeit „dem unſichtbaren Freunde der Seelen“ und übte den Beruf einer frommen Tröſterin, Erzieherin und Wohlthäterin im Kreiſe verwandter und befreundeter Familien. Die poetiſche Zartheit ihrer religiöſen Anſchauungen, ihre Geduld bei ſteter Kränklichkeit und vielen Leiden, ihre unzerſtörbare Heiterkeit verliehen ihr in den Augen des kranken Jünglings eine Art Heiligenſchein, während der feine Weltton ihres Benehmens, ihre Nachſicht gegen Jedermanns religiöſe Anſchauung und ſittliche Gebrechen jede Scheu und Abneigung verhinderte. Der Kern ihrer Religion war ein bloßer Gefühlsglaube, der Göthe ſpäter als „die edelſte Täuſchung und die zarteſte Verwechſelung des Subjectiven und Objectiven erſchien“, für den Augenblick aber ſeinen wechſelnden Stimmungen freundlich entgegenkam. Je weniger Zerſtreuung er ſonſt fand, deſto angenehmer war ihm das ſüßliche Geplauder über die innerſten Herzensempfindungen und Herzenserfahrungen, das ihn in eine gewiſſe Beruhigung einlullte und ihm andererſeits wieder als ein ſonderbares pſychologiſches Phänomen zu denken und zu betrachten gab. Durch das fromme Fräulein und den Arzt Metz kam er auch in Berührung mit andern Herrnhutern, ohne ſich indeſſen von ihnen ſo angezogen zu fühlen, wie von der weiblichen Heiligen. Neben den Privateingebungen, die er da zu hören bekam, ſtudirte er für ſich Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte. Dieſe führte ihn jedoch keineswegs zu einer redlichen, ernſten Unterſuchung des hiſtoriſchen Chriſtenthums, ſondern bloß zu gnoſtiſchen Träumereien.

„Was mich an seinem Werk besonders ergötzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhafteren Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns Allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe doch am Ende seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne; und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der Neuplatonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.

„Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst producirt; da sich aber Production nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohnes anerkennen; diese Beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortsetzen und erschienen sich selbst wieder im Dritten, welches nun ebenso bestehend, lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein Viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es wie sie unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begrenzt sein sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Sein ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begrenzt."

Nun Rebellion der Engel unter Lucifers Führung, Schöpfung der Materie und alles Bösen durch Lucifer, Intervention der Elohim und Schöpfung des Lichts, stufenweise Vervielfältigung des Einflusses der Elohim, Schaffung eines Wesens, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherstellen sollte.

„Und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in Allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein, und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseins sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtsein, sowie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweiten Mal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.“ [1]

Mag auch der alte Göthe diese gnostischen Faseleien in „Dichtung und Wahrheit“ etwas gelehrter ausstaffirt haben, als sie ursprünglich waren: daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß der junge Göthe in ähnlicher Weise mit der Religion und ihren Fundamental-Dogmen gespielt hat. Lessing war ihm mit gutem Beispiel vorangegangen und gnostischer Nebel war genug in der Luft.

An etwas Aberglauben durfte es bei der geistreichen Gnosis und dem süßelndem Separatismus auch nicht fehlen. Fräulein von Klettenberg trieb Alchymie, hatte ihr Windöfelein, wie die Goldmacher, allerlei Tiegel, Phiolen und Essenzen. Sie gab ihm nach seinem Bericht Wellings Opus mago-cabbalisticum — und sie experimentirten fleißig zusammen, um den heilbringenden succum silicis (Kieselsaft) hervorzubringen.

Anstatt aber zur Darstellung irgend eines Heilmittels zu führen, hatte die abergläubisch-chemische Kocherei nur den Erfolg, die Herstellung des phantastischen Patienten zu verzögern. Die Säuren, die er beim Radiren einathmete, konnten ihm ebenso wenig gut anschlagen, als der Dampf und die Dünste seiner alchymistischen Hexenküche. Eine heftige Kolik, die ihn kurze Zeit

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXI. 126.

nach seiner Rückkehr (am 7. Dec.) befallen und zwei Tage lang mit den schrecklichsten Schmerzen gepeinigt, hatte ihn ohnehin schon auf's Neue erschöpft — und so schleppte sich sein unpäßlicher Zustand durch das ganze folgende Jahr (1769) hin. Es war dem Vater nicht zu verdenken, daß er über die närrischen Einfälle seines Sohnes mitunter die Geduld verlor und auf das Innehalten einer Diät, sowie auf eine Beschäftigung drang, welche die Fortsetzung der Studien ermöglichten.

Denn einstweilen that Wolfgang für seine professionelle Bildung wieder so gut wie nichts. Er schrieb Briefe an Käthchen Schönkopf, Friederike Oeser und deren Vater, las bunt durcheinander, was ihm in die Hand fiel, hauptsächlich Belletristik und Werke über Kunst, zeichnete und radirte, dichtete ein wenig und arbeitete die Stücke weiter aus, die er in Leipzig entworfen hatte — ein steter geschäftiger Müßiggang, dessen letztes Ziel Erholung und Zerstreuung war.

Für seine späteren Dichtungen gewann er freilich mannigfaltige Erfahrungen, Eindrücke, Ideen und Vorstellungen. Auch sein Urtheil schärfte sich durch verschiedene Beobachtungen und Lectüre. Aber der Widerwille gegen die formellen Schwächen der gleichzeitigen Literatur und der Mangel einer consequenten, männlichen Durchbildung machten es ihm unmöglich, die großen religiösen und nationalen Tendenzen, die sich unter den Zeitgenossen regten, zu begreifen und mit kräftiger Begeisterung künstlerisch zu erfassen. „Was geht mich der Sieg der Deutschen (über Varus) an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, ah! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei, statt dem Pathos, das thut's nicht." So fährt er in einem Brief an Friederike Oeser über die Barden seiner Zeit los; doch der scharfe Kriticus brachte nichts zu Stande, was die „Schäfer an der Pleiße" wesentlich übertroffen hätte. Im Frühjahr 1770 war er endlich so weit hergestellt, daß er seine Studien in Straßburg fortsetzen konnte. Er träumte sich dazu dann eine weitere Reise nach Paris.

Sein Quartier nahm Göthe an der belebten Sommerseite des Fischmarktes, zu Tisch ging er in der Krämergasse Nr. 13 bei zwei alten Jungfern, Namens Lauth, die für eine Anzahl Studenten und andere Kostgänger Tafel hielten. Präsident dieser Tischgesellschaft war der Actuarius Salzmann[1], ein alter Junggesell, den Fünfzigen nahe, in der Stadt allgemein beliebt, neben seinen Amtsgeschäften auch der Schöngeisterei ein wenig ergeben, seiner religiösen Anschauung nach ein Utilitarier, dem der brauchbarste Mensch auch für den tugendhaftesten galt. Unter den übrigen Mitgliedern der Tischgesellschaft hebt Göthe einen Ludwigsritter hervor, ein ebenso wunderliches Original wie Behrisch, der von alten Anekdoten zehrte, an fixen Ideen litt und alle Tugend dem guten Gedächtniß, alle Laster der Abnahme des Gedächtnisses zuschrieb. Auch an den „heitern, sinnlich-glücklich angelegten" John Meyer schloß er sich an, den Sohn eines Wiener Bankiers, einen jungen Mediciner, der seinem Fache mit vielem Eifer oblag. Sein eigentlicher Liebling aber war, nach Jung-Stillings Aussage, jener Lerse, den er im Götz von Berlichingen verherrlicht hat — ein wackerer, treuherziger Junge voll guten Humors, der sich der Theologie widmete, später Lehrer an der Militärschule in Colmar ward und endlich in Leiningen zu einem Hofrathstitel gelangte. Von den andern Mitgliedern der Tafelrunde waren die meisten Mediciner.

Göthe war durch seine pietistischen Freunde in Frankfurt an Pietisten in Straßburg empfohlen. Er gab sein Empfehlungsschreiben ab, hatte sie jedoch bald satt. In einem Briefe an den Theologen Limprecht dankte er seinem Heiland, daß er nicht so sei, wie er sein sollte, und berief sich dafür auf Luthers Wort: „Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken, als für

---

[1] A. Stöber, Der Aktuar Salzmann und seine Freunde. Frankfurt 1855. Derſ.: Alsatia. Jahrbuch für Elſ. Geſchichte. 1850—1857. Neue Reihenf. 1858—1873. Mülhauſen. Leyſer, Göthe zu Straßburg. Neuſtadt a. d. H. 1871. Ristelhuber, l'Alsace ancienne et moderne. 3e éd. Strasb. 1865.

meinen Sünden.“ Der Fräulein von Klettenberg aber meldete er am 26. Auguſt zugleich mit dem Beſuch des Gottesdienſtes ganz unverholen: „Mein Umgang mit den frommen Leuten iſt hier gar nicht ſtark. Ich hatte mich im Anfang ſehr an ſie gewendet; aber es iſt, als wenn es nicht ſein ſollte. Sie ſind ſo von Herzen langweilig, wenn ſie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verſtande, die mit der erſten Religionsempfindung auch den erſten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre Alles, weil ſie ſonſt von nichts wiſſen.“

Um ſo enger ſchloß er ſich an die Mediciner an, hörte ſchon während des Winterſemeſters 1770/71 bei Lobſtein Anatomie, bei Spielmann Chemie und ſtudirte praktiſche Chirurgie und Geburtshilfe bei den beiden Ehrmann. Die Jurisprudenz ward abermals nur nebenbei mit Hilfe eines Repetenten ſummariſch betrieben. Dagegen hatte er Auge und Ohr für alle Zweige der Bildung offen, die für Poeſie, Kunſt, anmuthige Verſchönerung des Lebens etwas zu verſprechen ſchienen, und richtete ſich überhaupt darauf ein, genießend zu lernen und lernend zu genießen, die Poeſie im Leben und das Leben in der Poeſie zu ſuchen.

Das ſchöne Elſaß bot hierzu ſchon etliche Gelegenheit. Gleich bei ſeiner Ankunft beſtieg der jugendliche Dichter den Münſterthurm und begrüßte das freundliche Land, das ihm einſtweilen zum Aufenthalt dienen ſollte. Obwohl noch nicht ganz von der Herrſchaft des Winters befreit, ſprach es ihn doch mächtig an mit ſeinem großen herrlichen Strome, mit ſeinen belebten Ufern, ſeinen Inſeln und Werdern, mit ſeiner reichen Vegetation und Fruchtbarkeit, mit der Fülle menſchlicher Thätigkeit, die ſich auf ſeinen geſegneten Gefilden entfaltete.

Und in Mitte dieſer reizenden Naturpracht die merkwürdige, eigenthümliche, lebendige Stadt, deutſch der Bevölkerung nach, franzöſiſch in ihrer jetzigen politiſchen Lage und Regierung, katholiſch vielfacher Erinnerung nach, proteſtantiſch durch die Mehrzahl der einflußreicheren Bewohner, in regem Handel theil-

nehmend am Neuen, in ihrem berühmten Münster gleichsam ein Denkstein mittelalterlicher Geschichte. Wie sich französische und deutsche Sprache hier in seltsamer Mischung begegneten, so auch französisches und deutsches Leben und Wesen. Göthe sah hier die jungverlobte Marie Antoinette durchreisen in das königliche Paris. Rousseau, Voltaire und die Encyklopädisten traten hier mit mächtigerer Gewalt an ihn heran. Schöpflin und andere Straßburger Gelehrten dagegen wiesen zurück in die ältere deutsche Geschichte der Stadt und des Landes. Die Töchter eines französischen Tanzmeisters stritten sich um die Gunst des deutschen Studenten, der bei ihrem Vater französische Grazie zu erwerben suchte. Diesem gefielen aber die ächtdeutschen Elsäßerinnen besser, die in ihrer malerischen Volkstracht Straßen und Gassen mit ihrem Geplauder belebten. Während er sich durch Lectüre und schriftliche Uebung im Französischen vervollkommnete, herrschte in seiner Tafelrunde ein völlig deutscher Ton, und dem gewesenen Kohlenbrenner und Schmiede, nunmehrigen Studenten der Medicin Jung-Stilling, der sich dieser Tischgenossenschaft beigesellte, empfahl er zur Ausbildung in den schönen Wissenschaften weder Deutsche noch Franzosen, sondern Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne.

Wie früher, so verfolgte Göthe auch jetzt keinen Wissenszweig, noch irgend eine literarische Richtung mit consequentem Fleiß. Keine Methode, keine Ordnung. Er wühlte bunt in Allem herum. In seinen „Ephemeriden", die sich erhalten haben, figuriren neben Thomas von Kempen und Tauler der Hexenmeister Agrippa von Nettesheim und der Bibliograph Fabricius, Giordano Bruno und Bayle, Plato und Mendelssohn, Notizen über Pantheismus, meteorologische Beobachtungen, literarisch-theologische Curiosa (wie Jacobi Ayreri historischer Processus, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß er ihm die Hölle zerstört, eingenommen ꝛc., beschwert; Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum adversus divinum iudicium, apud aequum judicem proposita), Notizen über physikalische Werke — kurz ein kunterbunter Mischmasch von Studienmaterial,

wie ihn die Neugier eines lebhaft jugendlichen Kopfes sich auf Gerathewohl zusammennascht [1].

Welches von diesen bunten Elementen zu einer vorwiegenden Herrschaft gelangt, ist nicht zu enträthseln — das Eritis sicut dii war an allem Neuen und Spannenden geschrieben, und so verdrängte ein Eindruck den andern. Nach dem Berichte in „Dichtung und Wahrheit" sollte man meinen, die damals herrschende französische Richtung der Encyklopädisten hätte den Jüngling nur wenig berührt. Er räumt hier eine große Vorliebe für die älteren Franzosen ein, für Montaigne, Rabelais, Amyot und Marot. Aber Voltaire, das Wunder seiner Zeit, sei ihm selbst bejahrt erschienen, wie die Literatur, die er durch ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte.

„Schon hieß er laut ein eigenwilliges Kind, seine unermüdete, fortgesetzte Bemühung betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten: und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebles erzeigen, und unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falsch handeln."

Nicht günstiger lautet sein Urtheil über die anderen „Philosophen".

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffenthum uns ziemlich gleichgiltig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher,

[1] H. Viehoff, Göthe's Leben. 2. Ausg. 1854. I. 322 ff. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe. 1846. S. 89 ff.

welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns aus. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte: es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor nicht wie vor einem Gespenste schauderten."

In späteren Jahren machte Göthe ein diesem gerade entgegengesetztes Geständniß.

„Sie haben," sagte er (3. Jan. 1830) zu Eckermann, „keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältniß zur Natur zu stellen." „Wir sprachen," fügt Eckermann bei, „über Voltaire Ferneres, und Göthe recitirte mir das Gedicht Les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studirt und sich angeeignet haben." [1]

Ein Ausgleich dieses Widerspruchs dürfte sich vielleicht darin finden, daß der seichte philosophirende Deismus Voltaire's wie der crasse Materialismus Holbachs das deutsche Gemüth des jungen Dichters wohl abstieß, daß aber die glänzende Redefertigkeit, der Spott und Witz, die Versalität und Declamationskunst, die glatte Versmacherei und der französische Esprit Voltaire's ihn doch wieder anzog, während der noch ungelöste Gegensatz zwischen Voltaire und Rousseau die jungen aufgeklärten Musensöhne in Straßburg nothwendiger Weise verwirren mußte. Daß das System Holbachs dem poetischen Geiste Göthe's nicht recht zusagen mochte, darf man wohl annehmen.

„Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tiefsten athei-

[1] J. P. Eckermann, Gespräche mit Göthe. Leipzig 1868. II. 115.

stischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Sternen verschwand. Eine Materie sollte sein von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dieß alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um Dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

„Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen." [1]

Dieser Schaden war gewiß groß genug — unberechenbar groß.

Göthe's Geist wurde durch diese Zersplitterung seiner Kräfte in jener Oberflächlichkeit bestärkt, welche, ohne feste wissenschaftliche Grundsätze, mit bloßer empirischer Einzelkenntniß auskommen zu können glaubt; in jener freien Forschung, welche keinerlei Autorität über dem eigenen Geiste anerkennt; in jener Frivolität, welche sich selbst ihre Religion zurechtmacht und, wo sie nicht ausreicht, durch eitle Genüsse und Beschäftigungen zu ersetzen sucht. Indem er sich in der crassen atheistischen Halbnacht des französischen Materialismus unwohl fühlte, wurde er freilich vor dem tiefsten Pfuhle dieser Aufklärung bewahrt — aber ein sicherer Ankergrund war damit nicht gewonnen.

Die Beziehung zu dem Pietisten Jung-Stilling, den er in

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXII. 43.

Schutz nahm und vertheidigte, erhielt wohl einigermaßen die süßlich-pietistische Vorstellung des Christenthums, die er im Verkehr mit der Klettenberg eingeschlürft hatte. Aber was war das für ein lendenlahmes Gefühlschristenthum! Er konnte nicht daran glauben und Stillings Vertrauen auf Gebetserhörung kam ihm wie eine närrische Grille vor. „Der wunderliche Mensch glaubte eben, er brauche nur zu würfeln und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen."

Viel bedeutender war in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung der Einfluß, den Herder auf ihn gewann. Es war das freilich noch nicht der großartige, universell gebildete Gelehrte, der ihm später wieder in Weimar begegnete, aber immerhin schon jetzt ihm nicht bloß um fünf Altersjahre, sondern auch durch ein sehr allseitiges, gründliches Studium voraus. Den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, war Herder von einem strengen Vater und einer bibelfesten Mutter in tiefernster protestantischer Religiosität aufgezogen worden, hatte bei dem finstern Prediger Treschо als Famulus gedient, hatte dann in Königsberg bei Lilienthal Theologie und bei Kant Philosophie gehört und war mit dem Philosophen Hamann persönlich bekannt geworden. Obwohl er sich in seinen ersten literarischen Versuchen (Fragmente über die deutsche Literatur 1767, und Kritische Wälder 1769) an Lessing anschloß, war er doch von durchaus anderem, weichem, fast weiblichem Charakter und suchte den klaffenden Gegensatz zwischen Orthodoxie und Rationalismus schöngeistig zu verkleistern, das Christenthum philosophisch zu erfassen und die Philosophie mit dem Christenthum auszusöhnen[1]. Die Brücke sollte nicht das „Wahre", sondern das „Schöne"

[1] Obwohl Herder, wie so vielen Andern, die Ehre zu Theil geworden, unter die Vorväter des Darwinismus aufgenommen zu werden (Friedr. v. Bärenbach, Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie. Berlin 1877), so lag ihm selbst der Wunsch nach einer solchen Verwandtschaft sicherlich durchaus ferne. Nichts stieß ihn ärger ab, als die mechanische Naturerklärung der französischen Materialisten.

ſein. Die Bibel, als autoritative Gottesurkunde verworfen, ſollte als menſchlich ſchönes, poetiſches, großartiges Buch wieder in die Bildung der Menſchheit aufgenommen werden. In der Stimme aller Völker fand er Accorde, die ein Wiederhall ihrer Stimme, der Stimme eines edlen Menſchenthums zu ſein ſchienen. Ihnen ging er nach in der Geſchichte, in deren Hilfswiſſenſchaften, in der Poeſie. Dieſe Richtung des Geiſtes zog ihn zum Volkslied hin und in ihm wieder zu den gemeinſchaftlichen Klängen, die in allen Literaturen wiedertönen. Die breitſpurigen und zahlreichen kleinen Werke, die dieſem Streben entſtammt, waren zwar noch nicht geſchrieben, allein den Keim dazu trug er ſchon in Kopf und Herz, als ihn, den damaligen Hofmeiſter der Prinzen von Holſtein-Eutin, ein Augenübel zu einem längern Aufenthalt in Straßburg nöthigte und ſo mit Göthe zuſammenführte.

Die Holbach'ſche Nacht lichtete ſich für Göthe, als dieſer harmoniſch angelegte Mann ihm die von Voltaire verläſterte Bibel wieder aus dem Kothe zog und ſie als einen unverſieglichen Born echter Poeſie erſchauen ließ — als er ihn aus der franzöſiſchen Reifrockpoeſie heraus auf den alten Homer[1] hinlenkte — als er ihm, dem nach ächter Poeſie Hungernden und Dürſtenden, in der Volkspoeſie der alten und neuen Nationen die tiefſte Ader aller poetiſchen Literatur erſchloß. Shakeſpeare, mit deſſen „Beauties" er in Leipzig nur ſehr oberflächlich bekannt geworden, erhielt in dieſer Umgebung eine neue Beleuchtung. Es waren jetzt nicht mehr bloß die Quibbles der Clowns, die ihn anzogen, ſondern die großartige Verkörperung des Menſchenlebens im

[1] „Göthe fing Homer in Straßburg zu leſen an, und alle Helden wurden bei ihm ſo ſchön, groß und frei watende Störche; er ſteht mir allemal vor, wenn ich an eine ſo recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über ſeine Leier ſieht (wenn er ſehen konnte) und in ſeinen anſehnlichen Bart lächelt. Es iſt eine unendliche Menge ſowie von allem, ſo auch von humour in ihm, dieſen nämlich nicht wie britiſche Wolke, ſondern griechiſch-aſiatiſchen Sonnenglanz gedacht." Herder an Merck (1772). Dr. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 44.

nationalen Drama. Da blitzte in ihm der Gedanke auf, Aehnliches zu versuchen.

Warum hat Deutschland keinen Shakespeare gehabt? Da stand doch das herrliche Münster, ein Prachtwerk der Kunst, das sich mit allen Kathedralen Englands messen konnte! Warum war in Deutschland dieser Quell des künstlerischen Schaffens versiegt, während er in England die Reformation noch überdauert hatte? Göthe stellte sich wohl diese Frage nicht, aber es dämmerte in seinem Geiste etwas von jenen Aufgaben auf, die von der deutschen Literatur noch zu lösen wären. Ein richtiger Instinct lenkte ihn auf die nationale Sage und Geschichte als den Quell nationaler Poesie hin — er stöberte da herum — er stieß auf Götz von Berlichingen, auf Faust — es begann in seinem Geiste zu gähren — er fühlte, daß an die Stelle all' der französischen Nachbeterei und classischen Kunstquälerei etwas Kräftiges, Naturwüchsiges, Deutsches gesetzt werden sollte — das Münster und Herder hatten ihn auf den rechten Weg geführt; aber da traten leider die revolutionären Ideen der Zeit und Friederike dazwischen.

Wie die Ideen der Revolution Göthe den Weg versperrten, werden wir später sehen. Was ihn zunächst hemmte, den Anregungen Herders in großartigem Maße zu entsprechen, war die Liebschaft mit der berühmten Predigerstochter zu Sessenheim — Friederike Brion.

Durch Herder war Göthe mit dem meisterhaften Familienroman Goldsmiths, dem „Landprediger von Wakefield", bekannt geworden. Wie tausend andere Romanleser und Romanleserinnen begnügte er sich aber nicht, die geistreiche Erfindung, Charakteristik, Verwicklung der Dichtung zu bewundern, die Liebesverwicklung setzte sich wie ein süßer Traum in seiner Seele fest und schürte das Verlangen, diesen Roman oder einen andern mit all' seiner geträumten Poesie selbst zu erleben. Auf einem Ausflug nach Sessenheim ward er mit der dortigen Predigersfamilie bekannt, in der die Personen des Romans leibhaftig wieder aufgelebt zu sein schienen. Nur der Liebhaber fehlte. Göthe über-

nahm die Rolle, las in der Familie den Roman vor, band mit Friederike, der älteren Tochter, eine Liebſchaft an, hing eine Zeitlang nun vollends alle Studien an den Nagel, tändelte und blümelte mit der Geliebten — und ließ ſie endlich ſitzen. Ob er ſie vollends um ihre jungfräuliche Ehre gebracht hat, darüber ſchwebt noch die Controverſe[1].

Dieſes „Seſſenheimer Idyll“ iſt wie kaum eine andere Begebenheit aus Göthe's Leben ein Gegenſtand allgemeiner Andacht und Verehrung geworden. Die Kleider der ſitzen gebliebenen Pfarrerstochter werden als Reliquien verehrt, das Pfarrhaus in Seſſenheim mit ſeiner Umgebung iſt ein Wallfahrtsort verliebter und ſentimentaler Seelen. Es gibt eine ganze Literatur über dieſes Idyll, und ſelbſt Katholiken haben ſich für dasſelbe, leider! poetiſch begeiſtert. Genauer beſehen, iſt es eine traurige Geſchichte — ein armes Kind wurde eben um ſein Lebensglück betrogen.

Wie es Göthe mit der Liebe überhaupt meinte, ſteht in einem Briefconcept jener Zeit geſchrieben. „Wenn ich Liebe ſage, ſo verſtehe ich die wiegende Empfindung, in der unſer Herz ſchwimmt, immer auf einem Fleck ſich hin- und herbewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückſeligkeit gerückt hat. Wir ſind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das iſt das wahrſte Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird

[1] Varnhagen von Enſe, an ſich kein ſehr glaubwürdiger Zeuge, nimmt den wirklichen Fall Friederikens an. Im Elſaß herrſchte noch Anfangs der vierziger Jahre die Ueberlieferung, daß der Student Göthe die Pfarrerstochter verführt habe. Die eigene Erzählung Göthe's macht einen ſolchen Schluß des Abenteuers pſychologiſch ſehr wahrſcheinlich. Der jetzige Pfarrer von Seſſenheim, Ph. Ferd. Lucius, hat die Geſchichte von dieſer Unſauberkeit zu reinigen geſucht (Fr. Brion von Seſſenheim. Straßburg 1877). Durchſchlagend ſind ſeine Argumente nicht. Vgl. Ad. Baier, Das Heidenröslein. Heidelberg 1877. P. Th. Falck, Friederike Brion von Seſſenheim. Berlin 1884.

die Liebe, wenn man ſo genirt iſt, und doch können Verliebte nicht leben, ohne ſich zu geniren."

Was ihm Seſſenheim ſo angenehm und romantiſch machte, war hauptſächlich, daß er hier nicht, wie in Leipzig, ſo viel genirt war. Vater und Mutter Brion lächelten zu Allem, und ließen Alles geſchehen. Das ſechzehnjährige Mädchen war in den jungen Dichter ſterbensverliebt. Sie konnten ungeſtört bei Sonnen- und und Mondſchein miteinander ſpaziren und mit der ganzen Dorfjugend ſelbander auf den Tanz gehen. Die Ländlichkeit der Verhältniſſe gab Allem einen idylliſchen Beigeſchmack, während Göthe's literariſche Bildung das Allergewöhnlichſte in eine Art idealer Welt emporhob. Die Familie erhielt ja ſelbſt Namen aus Goldſmith — und Bibel, Homer, Oſſian und alles, was er etwa las, wurde auf den gegenwärtigen Roman angewendet. Alles ging in jener Spielerei der Liebe auf. „Es iſt ſchwer, gute Perioden und Punkte zu ſeiner Zeit zu machen," ſo ſchreibt er von Seſſenheim aus an Salzmann, „die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es iſt kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme. Doch lern' ich ſchön Griechiſch, denn daß Sie's wiſſen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechiſche Weisheit ſo vermehrt, daß ich faſt den Homer ohne Ueberſetzung leſe. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wiſſen, daß das viel bei mir geſagt iſt, nicht weil ich viel, ſondern weil ich Vieles thue." Glücklich war er indeß dennoch nicht.

„Der Zuſtand meines Herzens," heißt es im nächſten Brief an den Actuar, „iſt ſonderbar, und meine Geſundheit ſchwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die ſo ſchön iſt, als ich ſie lange nicht geſehen habe. Die angenehmſte Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn ſich mein Aug in dieſem Horizonte von Glückſeligkeiten herumwindet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich ſehnteſt? — Sie ſind's, ſie ſind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, was man wünſcht.

Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schickſal zu jeder Glückſeligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden."

Dieſe Zugabe lag einerſeits darin, daß er, der reiche Sohn des kaiſerlichen Rathes, die arme Pfarrerstochter nicht heimzuführen wagte, und daß er es anderſeits für mißlich hielt, ſich durch Eingehung einer ſo frühen Ehe ſeine weitere literariſche und Lebensſtellung — wie ihm ſchien, vor der Zeit — zu beſchränken. Er war ein viel zu weltkluger und berechnender Menſch, um ehrlich zu lieben und für ſeine Liebe ein Opfer zu bringen. Sonſt wäre es höchſt einfach geweſen, die Hand Friederikens zu erhalten. Sie liebte ihn herzlich, die Charaktere ſtimmten zuſammen, von Seite des Pfarrers und ſeiner Frau keine Schwierigkeit. Anſtatt aber der Romanliebelei beherzt ein Ende zu machen, tändelte Göthe ſpielend damit fort.

„Unſerem Herrn Gott zu Ehren geh' ich dießmal nicht aus der Stelle," ſchreibt er abermals an Salzmann, „und weil ich Sie ſo lang nicht ſehen werde, denk' ich, es iſt gut, wenn du ſchreibſt, wie dir's geht. Nun geht's freilich ziemlich gut; der Huſten hat ſich durch Cur und Bewegung ſo ziemlich gelöst, und ich hoffe, es ſoll bald ziehen. Um mich herum iſt's aber nicht ſehr hell: die Kleine fährt fort, traurig krank zu ſein, und das gibt dem Ganzen ein ſchiefes Anſehen. Nicht gerechnet Conscia mens und leider nicht recti, die mit mir herumgeht."

Sodann eine Beſtellung von zwei Pfund „Zuckerbäckerweſen", damit es in ſeiner Umgebung „Anlaß zu ſüßeren Mäulern" gebe, als man ſeit einiger Zeit zu ſehen gewohnt ſei.

„Getanzt hab' ich und die Aelteſte," ſo berichtet er weiter, „Pfingſtmontag von 2 Uhr nach Tiſch bis 12 Uhr in der Nacht, an Einem fort, außer einigen Intermezzo's von Eſſen und Trinken. Der Herr Amtsſchulz von Reſchwog hatte ſeinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwiſcht, da gings wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers und ſeit der Zeit iſt's auch beſſer; Sie hätten's wenigſtens nur ſehen ſollen. Das ganze mich in das Tanzen verſunken! — Und doch, wenn ich ſagen

könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das Alles. — Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

Es war ein scharfer Kampf zwischen einer herzlichen Neigung und zwischen elender Selbstsucht, aber das Organ der Treue war in Göthe's Seele wenig entwickelt, wie Joh. Scherr sagt[1], und so endigte der Zwist schließlich damit, daß er Friederike preisgab, um frei zu bleiben und Carrière zu machen. Nachdem er die beste Zeit seines Straßburger Aufenthaltes mit Liebesabenteuern vertändelt, wurde in den letzten Monaten das vernachlässigte Jus hervorgezogen und Hals über Kopf eine Dissertation und Disputation zum Abschluß der Studien vorbereitet.

Die 56 Thesen, die er zur Disputation einstudirte, erstreckten sich nicht über die allergewöhnlichsten Dinge, in denen ein Jurist zu Hause sein mußte[2]. Zu Objicienten hatte er einige seiner muntern Tischgenossen — es war mehr Komödie, als ein ernster Act. Er erhielt dafür den Titel eines Licentiaten, ließ sich aber seither Doctor nennen.

Zum Gegenstand der Dissertation, welche er für seine Pro-

---

[1] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert von Johannes Scherr. Leipzig 1874. S. 68. Otto Roquette (Gegenwart 1884. Nr. 44) sucht Göthe's Untreue damit zu beschönigen, daß er noch minderjährig gewesen: „Der Rath Göthe würde seinen einundzwanzigjährigen Doctor schön angesehen haben, wenn er noch nicht mündig, als Verlobter nach Hause gekommen wäre. Aber wichtiger als das — in dem Kopfe des jungen Doctors rumorten überdieß schon die Geister des Faust, des Götz, und was nicht alles! Seine Welt war viel zu groß und zum Schaffen herausfordernd, als daß er die arme Friederike in dieselbe hätte mitnehmen können." Sic!

[2] Am interessantesten für die heutigen Göthe-Verehrer, von denen doch die meisten für Abschaffung der Todesstrafe schwärmen, ist die 53. Poenae capitales non abrogandae.

motion einliefern sollte, wählte er den Satz: „Der Gesetzgeber ist nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, einen bestimmten Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichen noch die Laien sich lossagen dürfen.“ Eine neue Spielerei eines in allen Wissenschaften und Ansichten herumflatternden Kopfes, der am Sonderbaren und Paradoxen seine Lust hatte und sich kein Gewissen daraus machte, dasjenige sophistisch in wissenschaftlicher Form zu vertheidigen, wovon er für sich gerade das Gegentheil annahm. Vielleicht war die conservative Wahl des Stoffes auch auf den gestrengen Herrn Rath berechnet, dem die Dissertation sehr gut gefiel. Der Decan der Facultät wollte sie nicht offiziell im Namen der Universität drucken lassen, weil einige Aeußerungen gegen Grunddogmen des Christenthums darin vorkamen. Sie blieb deßhalb ungedruckt und das Manuscript ist nicht gefunden. Was Göthe selbst berichtet, ist, daß er die Einführung aller Religionen als einen Act der Staatsgewalt dargestellt und den Protestantismus als letztes Beispiel dieser staatskirchenrechtlichen Thätigkeit angeführt habe. Und so endigte denn das „Idyll von Sessenheim“ mit einem principienlosen Advokatensermon, worin, soweit wir urtheilen können, Rousseau'sche Ideen mit protestantischem Kirchenrecht zu einem wunderlichen Gemengsel zusammengerührt waren. Die einzige Frucht, die das vielgefeierte Idyll dem Dichter brachte, waren ein paar Liebesgedichte und Stoff zu ein paar Frauenfiguren und Liebessituationen für Dramen und Romane, wie für die blasse Marie im „Götz von Berlichingen“ und die schwindsüchtige Marie im „Clavigo“. Wenn alle Dramatiker und Romanschreiber für jede neue Frauenfigur solche Studien machen wollten, was würde aus der öffentlichen Moral werden? Das Beispiel Göthe's wirkte aber schon sofort. Kaum hatte er Straßburg verlassen, so kam der junge Dramatiker Lenz[1] nach Sessenheim und versuchte einen zweiten Roman mit

[1] A. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sessenheim. Basel 1842. O. F. Gruppe, Reinhold Lenz. Berlin 1861. Dorer-Egloff, J. H. Lenz und seine Schriften. S. 131. P. Th.

Friederike anzuzetteln. Es gelang ihm nicht. Wilder und leidenſchaftlicher als Göthe, arbeitete er ſich durch ein fortgeſetztes Romanleben in vollſtändige Verrücktheit hinein und ſtarb als Geiſteskranker 1792 zu Moskau im tiefſten Elend.

Falck, Friederike Brion. Berlin 1884. Karl Weinhold, Dramatiſcher Nachlaß von J. M. R. Lenz. Frankfurt a. M. 1884.

4. Frankfurter Advokatur. Götz von Berlichingen.

1771—1772.

„Une imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, pleine de dégoûtantes platitudes." Frédéric II.

„Wenn der König meines Götz in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden." Göthe an Mösers Tochter 1781.

Göthe war kein in sich gekehrter, das Vergangene melancholisch wiederkäuender Mensch. Er war voll Geist, Spannkraft, Leben, wußte die Gelegenheit beim Schopf zu fassen, sich in die jeweilige Lage zu finden und Kapital daraus zu schlagen.

Mit dem wenigen juristischen Wissen, das er in Mitte seiner Zerstreuungen kopfüber zusammengerafft, nannte er sich beherzt Doctor und meldete sich vor den gestrengen Herren in Frankfurt als Advokat. Am 31. August 1771 wurde er als solcher vereidigt. Er fing auch gleich zu prakticiren an, doch nicht in der gelehrt-pedantischen Weise der alten Schule, sondern nach französischen Mustern, lebhaft rhetorisch und populär. Schon beim ersten Proceß trat er so lebhaft auf, daß sich der Gegenadvokat Theiß zu Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Es setzte beiderseits Injurien ab, und das Gericht sah sich genöthigt, Beiden einen Verweis zu geben. Indeß gewann Göthe den Proceß und betrieb fortan seine Plaidoyers mit mehr Ruhe.

Der alte Göthe ließ sich durch diese Erfolge richtig Sand in die Augen streuen; er glaubte an eine volle Verwirklichung seiner

Pläne. Der raſche, ſcharfe Blick des Sohnes, ſeine praktiſche Auffaſſungsweiſe, ſeine natürliche Beredſamkeit raffte ihn zur Bewunderung hin. Mit wahrer Herzensgenugthuung ſtudirte er nun die Acten, machte mit Hilfe eines Amanuenſis die nöthigen Vorarbeiten, ergänzte, was dem jungen Doctor an poſitivem Wiſſen gebrach, und lieferte ihm das Material geordnet, geſichtet und wohl präparirt, mit allen nützlichen Anmerkungen eines alten erfahrenen Geſchäftsmannes verſehen. Das gemüthliche Zuſammenarbeiten führte zu größerer Harmonie. Wolfgang ſelbſt nahm, was äußere Ordnung, Regiſtriren u. dgl. betraf, viel von ſeinem Vater an, und als der alte Herr nun einmal einen gemachten Juriſten vor ſich zu haben glaubte, legte er auch der literariſchen Thätigkeit des Sohnes keine weiteren Hinderniſſe in den Weg. Dieſer ſetzte ſich denn auch con furore an die Ausarbeitung eines größeren Werkes und machte dasſelbe zur Hauptſache; die Praxis wurde in Nebenſtunden betrieben und nur des Scheins wegen, wie es in einem Billet an Salzmann heißt.

Wie oben erwähnt, hatte ſich Göthe ſchon in Straßburg von den Franzoſen den Engländern zugewandt und vor Allem Shakeſpeare. Er war bekanntlich nicht der Erſte. Wer am meiſten Bahn für Shakeſpeare gebrochen, das war eigentlich Voltaire geweſen. Obwohl er ihn ſchlecht verſtand und noch ſchlechter nachahmte und noch viel ſchlechter ausbeutete, ſo war es doch für die den Franzoſen nachbetenden Deutſchen kein geringer Vortheil, daß das größte „Genie" des 18. Jahrhunderts auf den engliſchen Dichter hinwies, der wie ein großes phantaſtiſches Gebirge in die abgezirkelten Zopfgärten der damaligen Literatur hineinragte. Es mußte etwas an dem Manne ſein, der ſelbſt einem Voltaire Reſpect eingeflößt. Gottſched konnte dieſes urwüchſige Genie nicht verdauen. Bodmer und die Seinen intereſſirten ſich mehr für epiſche als für dramatiſche Poeſie. Dagegen hatte ihn Leſſing den Deutſchen ſchon näher gerückt, Wieland ihn überſetzt — Herder ſchwärmte für ihn und die ganze jüngere Generation ſah zu ihm wie zu einem Patriarchen der Poeſie auf, nur wußte ſie

noch nicht recht, wie man's anfangen sollte, auch ein Shakespeare zu werden.

Man sah den Baum mit seiner unerschöpflichen Triebkraft, mit seiner Fülle von Poesie, man achtete nicht auf die tiefen, gewaltigen Wurzeln, die ihn trugen.

Davon, daß Shakespeare Katholik gewesen sein könnte, war damals keine Ahnung. Sonst wäre es mit der Shakespeare-Verehrung wohl bald aus gewesen. Man achtete gar nicht darauf, daß seiner großartigen Dramatik eine von der antiken durchaus abweichende, wesentlich christliche Weltanschauung zu Grunde liegt. Man übersah, daß das Schwert der Reformation in England den Zusammenhang mit der Vergangenheit lange nicht so tief und vollständig durchschnitten hatte, wie in Deutschland und Frankreich, daß das Inselreich in Kirche, Königthum, Volksvertretung, socialer Gliederung, Familie, individueller und corporativer Freiheit, Erziehung, Sprache, Wissenschaft, Sitte noch weit inniger und natürlicher mit dem katholischen Mittelalter zusammenhing, als der durch die Reformation gründlich umgewälzte Continent, daß Shakespeare's Poesie nicht in den revolutionären Keimen wurzelte, welche die Reformation gepflanzt, sondern in dem kernigen Lebenssaft, den das gute alte England durch kräftige Familientradition von seinen Vorfahren überkommen.

Wie Voltaire Shakespeare's Cäsar so völlig mißverstand, daß er sich daran für die Revolution begeisterte, so hatte das von französischer Bildung durchsäuerte Deutschland kein tieferes Verständniß für den in seinem innersten Wesen conservativen Dichter. Die Schulmeister abhorrirten ihn, weil er die Regeln des Aristoteles und Boileau nicht innehielt. Die jungen revolutionären Kraftgeister begrüßten ihn dagegen wie eine Verkörperung Rousseau'scher Ideen. Sie feierten ihn als die verkörperte Auflehnung gegen die hergebrachte Regel, als den größten Repräsentanten der Natur gegen alle verknöcherte Schule, als den Herold der Freiheit und den Erlöser von jeglichem Zwang. Jeder, der die alten Kunstregeln verachtete, glaubte ein Genie und auf dem Wege zu sein, ein Shakespeare zu werden.

Daß der junge Göthe bei seinem abgestandenen Protestantismus und seiner oberflächlichen Allerweltsbildung sich nicht weit über diese banale Shakespeare-Auffassung emporschwingen konnte, ist durchaus begreiflich. Der Protestantismus hatte der Poesie in Deutschland sowohl den religiösen als den nationalen Boden entzogen. Wo sollte man ihre Quelle suchen als im Individuum, in der Natur, in der Rebellion der Natur gegen alle Gesetze?

Ganz in diesem Geiste ist deßhalb die Rede gehalten, die der junge Advokat Göthe am 14. October 1771 in einem Kreise von Shakespeare-Verehrern zu Frankfurt vortrug[1].

„Erwarten Sie nicht," heißt es hier, „daß ich viel und ordentlich schreibe. Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's Lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen.

„Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster

[1] Veröffentlicht von Otto Jahn, Biogr. Aufsätze. Leipzig 1866.

nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneille dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdienstes, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volke, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit; erregte ganze und große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die haben's mich fühlen gelehrt.

„Nun sag ich geschwind hinten drein: Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer.

„Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe, und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Act, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung, und ich sage nichts davon.

„Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsactionen auf's Theater zu bringen, weiß ich nicht; es gibt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespeare die Ehre der Erfindung gehört, zweifle ich; genug, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Shakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir; wie gern wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest; lieber als die geehrwürdigste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

„Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

„Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren

Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.

„Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit wie bei mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren. Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen.

„Da hab' ich sie Alle über'm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebt er sie mit dem Hauche seines Geistes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft.

„Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Anderen sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt mir manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hintendrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das was edle Menschen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare, das was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen und Lapp-

land einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

„Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und noch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Das war des jungen Dichters Programm. Es war vor Allem ein Absagebrief an den herrschenden literarischen Geschmack — ein Anschluß an Rousseau's Naturalismus im Gegensatz zur Classicität Voltaire's; aber über das Verhältniß dieses Naturalismus zu Religion, Nationalität, historischer Entwicklung, Kunstbildung absolut keine klare Vorstellung. Fort mit allen Fesseln! Frei wie Shakespeare! Menschen! Natur! basta. Nicht einmal die Schulvorlesungen, die Lessing in seiner Hamburger Dramaturgie gegeben, achtete der geniale Sprudelkopf. Er wollte ganz auf freien Füßen stehen.

Shakespeare folgend, traf er insoweit das Richtige, daß er nach einem großen geschichtlich-vaterländischen Stoff ausschaute. Solche Stoffe waren, neben Religion und Volkssage, von jeher die Hauptquellen großartiger Epik und Dramatik. Aber gerade den Zusammenhang mit Religion, Sage und Geschichte hatte die Reformation unbarmherzig, unheilbar durchschnitten. Das katholische Mittelalter war dem protestantischen Deutschland zur düstern, verhaßten Fremde geworden, zu einem Schreckphantom, mit dem man die Kinder in ihren fanatischen Bekenntnißglauben hineinhetzte, zu einem Wauwau, vor dem sogar der Aufgeklärte und Gebildete Scheu empfand, als vor einer Zeit der schrecklichsten geistigen Knechtung. Die Helden der Reformation boten nichts Poetisches dar — es war nur ein unwirthliches Gezänke, das mit sacrilegischen Hochzeiten und gemeiner Familien-

prosa endigte. Der große Gustav Adolph war ein Schwede. Nach ihm zogen die thurmhohen Perücken in die Geschichte ein. In den heldenmüthigen Kämpfen des katholischen Oesterreich mit den Türken spielte der Protestantismus meist bloß die Rolle des Unthätigen oder des Verräthers. Woher den großen nationalen Stoff nehmen, da die alte nationale Vergangenheit nur im katholischen Deutschland noch fortlebte und leider auch für dieses, unter französischem, spanischem und protestantischem Einfluß, großentheils zur unverstandenen und ungenießbaren Fabel geworden war? Das war für einen protestantischen Dichter objectiv eine schwierige Lage. Für Göthe verminderte sich die Schwierigkeit freilich dadurch, daß er sich hierüber keine genauere Rechenschaft gab und mehr instinctiv nach etwas recht Natürlichem, Deutschem suchte, das zugleich fähig wäre, durch seine Bedeutsamkeit die fremden, classischen Fesseln zu sprengen.

Dafür fand sich nun Rath. Er hatte in Straßburg[1] eine alte Scharteke kennen gelernt, deren Inhalt urwüchsiger und deutscher kaum hätte sein können: die Biographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, geschrieben von ihm selbst, und ebenfalls mit eiserner Faust. Da war wirklich wenig Kunst und Civilisation — Alles Natur — ein Anekdotenbuch von Jugendstreichen, „Reutterstücklein" und Abenteuern, wie sie ein alter, narbenreicher Soldat andächtigen Zuhörern erzählt, kurz, kräftig, derb, mit herzlichem Wohlgefallen über die eigene Tapferkeit und Pfiffigkeit, hier mit einem Segensspruch, dort mit einem Fluch, bunt darauf los, ohne Satzbau und Unterscheidungszeichen, nur mit Pausen, um aufzuschnaufen, Alles im gemüthlichen Oberdeutsch des 16. Jahrhunderts. In diese heitere Anekdotensammlung hineingeflochten war eine sehr kurze Selbstvertheidigung des Ritters über seine Hauptmannschaft im Bauernkrieg, wie gut er es dabei gemeint und wie schlecht der Schwä-

[1] Nach Düntzer (Göthe-Jahrb. I. 144) erst in Frankfurt; seine Beweise sind aber nicht peremptorisch.

bische Bund es ihm gemacht habe — auch das im selben Cavallerieſtil und in derſelben derben Sprache [1].

Ein tragiſcher Held war es nicht, der Göthe in dieſem Buche entgegentrat, ein Ritter, ja, mit dem Koſtüm des Ritterthums angethan, auch mit einigen ritterlichen Zügen, aber vom Beruf des Ritterthums abgefallen, in guten Tagen ein Wegelagerer, in böſen Tagen das gepreßte Haupt eines Bauernaufſtandes, am Ende ſeines Lebens einlenkend auf etwas ritterliche Bahnen, bemüht, ſein nicht recht ſauberes Verhältniß zur Revolution weißzuwaſchen. Er hat mehr von einem Fuchs oder Wolf (das war auch ſein Wappen), als von einem Löwen. Seine Lebensphiloſophie läuft auf den Reiterſpruch hinaus: Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! Im Glück iſt er voll Humor, im Mißgeſchick voll Galgenhumor. Um die großen religiöſen, politiſchen, geiſtigen, ſocialen Intereſſen ſeines Vaterlandes kümmerte er ſich durchaus nicht. Sein Königreich iſt Hornberg, ſeine Religion die eiſerne Fauſt.

Was dem an ſich mehr humoriſtiſchen als ernſten Charakter allenfalls einen tragiſchen Beigeſchmack verlieh, war der düſtere Hintergrund der Zeitgeſchichte, die durch manche Züge des Anekdotenbuchs ernſt und finſter durchdämmerte, die Tragödie des deutſchen Volkes ſelbſt, das durch kleinliche Selbſtſucht, von ſeinen großen Zielen abgekommen, ſich in traurigem Hader ſelbſt zerfleiſcht. Maximilian, Sickingen, ſogar Berlichingen, Selbiz und die aufſtändiſchen Bauern zeigen die gewaltigen Kräfte, die vorhanden wären, aus Deutſchland das erſte Volk Europa's zu machen. Aber all dieſe Kräfte ſind in die Irre gerathen: ihr innerer Zwieſpalt ſaugt ſie auf. Alle Spannkraft des Einzelnen iſt nicht im Stande, das Reich in ſeinem Sturze aufzuhalten,

---

[1] Ausführlicheres hierüber in den „Stimmen aus Maria-Laach", Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. XVI. 45. 174. 298. 527. Vgl. J. W. von Berlichingen, Geſchichte des Ritters Götz von Berlichingen. Leipzig 1861. Hiſt.-pol. Blätter. VI. 462. Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes. I. 555—558.

nachdem die Seele des Ganzen, die religiöſe und politiſche Einheit, aus dem gewaltigen Körper entflohen. Deutſch, wie Götz und wie der große hiſtoriſche Hintergrund, war die Sprache, die Denkart, kurz das ganze Leben, das Göthe aus dem kunſtloſen Volksbuch entgegenſprach. Es muthete ihn ſo begeiſternd an, wie das deutſche Volkslied, das er durch Herder in Straßburg hatte kennen lernen. Aber andererſeits lag es auch wieder ſo himmelweit von dem ganzen Bereich der damaligen Bühne und Poeſie ab, daß Göthe mit ſeinem Helden anfänglich nicht wußte, wo aus, wo ein.

Seine Schweſter Cornelia, welcher ſchon lange die Ohren von dem Projecte ſummten, rieth ihm, beherzt anzufangen, gleichviel wo und wie. Das that er. Einmal in der Sache drin, ſchrieb er mit großer Leichtigkeit, ſehr reinlich, mit freier klarer Hand, ganze Seiten ohne Correctur; es ſchien keine erſte Skizze zu ſein, ſondern eine Abſchrift. Das Geſchriebene wurde der Schweſter vorgeleſen, das Weitere mit ihr und Freunden beſprochen. Obwohl Göthe ſich anfänglich kein höheres Ziel ſetzte, als das in der Sebſtbiographie gebotene Material auf's Gerathewohl zu dramatiſiren, ſo verſchob ſich der Charakter des humoriſtiſchen Bauernritters bald unvermerkt in den eines tragiſchen Helden, die poetiſche Arbeit in eine „Rettung".

„Mein ganzer Genius," ſchrieb er am 28. November — alſo mitten in der Arbeit, die er im October begonnen hatte — an Salzmann, „liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakeſpeare und Alles vergeſſen werden. Ich dramatiſire die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's koſtet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier ſo nöthig habe. Denn es iſt traurig, an einem Orte zu ſein, wo unſere ganze Wirkſamkeit in ſich ſelbſt ſummen muß. Ich habe Sie nicht erſetzt und ziehe mit mir ſelbſt im Feld und auf dem Papier herum. In ſich ſelbſt gekehrt, es iſt wahr, fühlt ſich meine Seele Eſſorts, die in dem zerſtreuten Straßburger Leben verlappten." „Aber," heißt es weiter im Brief, „Frankfurt bleibt das Neſt —

Nidus, wenn Sie wollen, wohl um Vögel auszubrüten, ſonſt auch figürlich Spelunca, ein leidig Loch. Gott helf uns aus dieſem Elend. Amen."

Voll Widerwillen gegen die Proſa ſeines Frankfurter Lebens und vor Allem gegen die juriſtiſche Praxis, voll ſchmerzlicher Erinnerung an das entſchwundene Straßburger Glück und an die getäuſchte Friederike, voll innerer Verwirrung und Gährung nach allen Seiten hin, unzufrieden mit allen privaten und öffentlichen Zuſtänden, mit dem heiligen Römiſchen Reich und deſſen ſchleppendem Rechtsgang, mit ſeiner Umgebung, ſeinem Vater und mit ſich ſelbſt, unterſchob der jugendliche Dichter — unter den Geburtswehen ſeiner erſten größern Arbeit — der Lage ſeines Helden die eigenen Nöthen, Qualen, Beſtrebungen, die eigenen Seufzer nach Freiheit und Selbſtändigkeit, das eigene vermeintliche Martyrium für Recht und Freiheit. Er glaubte ſich ſelbſt verklärt in dieſem Götz wiederzufinden, der, auf eigene Willenskraft geſtemmt, mit allen Mächten und Autoritäten ſeiner Zeit im Streite lag, aller Theorie und Schulweisheit ſpottete, viele Hiebe empfangend, mehr noch austheilend, mit ſeiner Eiſenfauſt durch alle Wirren ſich durchſchlug, weder Katholik, noch Proteſtant, alle religiöſe Speculation auf den einfachen Reiterſpruch zurückführte: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott!"

Seine Mutter Eliſabeth, die Seſſenheimer Friederike [1], den Straßburger Freund Lerſe und andere gemüthliche Erſcheinungen ſeines bisherigen Freundeskreiſes frei ſkizzirend, umgab er den confeſſionsloſen Biedermann Götz mit einer ihm entſprechenden, nahezu religionsloſen, aber in ihrem ganzen Weſen gemüthlichen, treuherzigen deutſchen Familie. Ihr gegenüber ſtellte er eine richtige Ariſtokratenpartei nach der Anſchauungsweiſe des 18. Jahrhunderts, beſtehend aus herrſchſüchtigen Pfaffen, verkommenen

[1] Göthe beauftragte ſpäter Salzmann, ihr ein Exemplar des Stückes zuzuſtellen: „Die arme Friederike wird einigermaßen ſich getröſtet finden, wenn der Untreue vergiftet wird." Bernays, Der junge Göthe. I. 385.

Junkern und bösen Weibern. Der Kampf zwischen beiden Parteien wird dadurch ermöglicht, daß der biedere, vermöge seiner Tugend dem Bösen unerreichbare Götz in seinem Freunde, dem zwar edeln, aber schwachen Weislingen, ein Alter Ego erhält, das verwundbar ist und durch welches die böse Aristokratenpartei ihn selbst in's tiefste Herz hinein treffen kann. In dem Augenblick, wo eine Aussöhnung zwischen Götz und Weislingen Deutschland das schönste Glück verheißt, weiß der herrschsüchtige Bischof von Bamberg (der eigentliche böse Dämon Deutschlands und des deutschen Geistes) durch die Ränke einer schönen Buhlerin, Adelheid von Walldorf, den bekehrten Ritter wieder von seinem Freunde zu trennen. Weislingen verschmäht die ihm angetraute Schwester Götzens, die blasse Marie, und arbeitet selbst am Kaiserhofe verrätherisch gegen Berlichingen. Auf seinen Rath erklärt der Kaiser Götz in die Reichsacht. Dieser wird in Jaxthausen belagert und zur Capitulation gezwungen. — So weit war die Verwicklung glücklich gediehen: Götz trat einigermaßen in den Vordergrund. Zahlreiche Einzelheiten[1], der Selbstbiographie entnommen, gaben dem Stück einen geschichtlichen Anhauch.

„Die ersten Acte," sagt Göthe selbst, „konnten für das, was sie sein sollten, füglich gelten." „Aber," so gesteht er weiter, „in den folgenden und besonders gegen das Ende riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt; unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksale nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkrieg zurückkehrte, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen gedachte."

---

[1] Viehoff hat sie zusammengestellt. I. Aufl. II. 77. 78. Vgl. IV. Aufl. II. 51.

Wie Verwickelung und Spannung der ersten Acte schon großentheils auf den Ränken Adelheids beruhen, so verdrängt sie in den folgenden Götz beinahe von der Bühne, indem der Dichter sie nun gleichzeitig mit Weislingen, dessen Buben Franz und Sickingen buhlen, erst Weislingen, dann Franz vergiften läßt, bis endlich die Rache der heiligen Vehme den weiblichen Teufel ereilt und ihren weiteren ehrgeizigen Plänen ein Ende macht. Nur in ein paar kurzen Scenen unterbricht der Bauernkrieg die wollüstigen Schauer dieses Ehebruchromans. Dann kommt der alte Götz, von Herzeleid gebrochen, noch einmal aus dem dunkeln Kerkerloch hervor, in das ihn der Sieg der aristokratisch-pfäffischen Partei geworfen. Er stirbt, indem er noch einmal nach Freiheit seufzt und nicht etwa eine Erlösung Deutschlands durch die Reformation, sondern eine Zeit der tiefsten Knechtschaft und Erniedrigung verkündigt.

So weit gedieh das Stück am 2. Januar 1772 nach kaum dreimonatlicher Arbeit. Der Autor war noch nicht viel über zweiundzwanzig Jahre alt. Abschriften gingen zunächst an benachbarte Freunde, dann an Herder, den Hofprediger in Bückeburg. „Ihr Urtheil," schrieb ihm Göthe, „wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehme ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll." Während Herder lange mit seiner Kritik zögerte, fand Götz bei den näherwohnenden Freunden begeisterten Beifall, verschaffte Göthe sofort den Ruf eines der hoffnungsvollsten Schöngeister und bestärkte ihn vollständig in dem Entschluß, sich der Dichtkunst zu widmen. Daß seine Erstlingsarbeit selbst — in wenig veränderter Fassung — zu einem Marksteine der deutschen Literaturgeschichte werden sollte, ließ er sich aber nicht träumen. Als Herder endlich nach vielen Monaten den „braven Berlichingen" mit Kritik zurücksandte, ant-

wortete Göthe: „Euer Brief war Trostschreiben; ich setze ihn (den Götz) weiter schon herunter, als Ihr. Die Definitiv, ‚daß Euch Shakespeare ganz verdorben u. s. w.‘, erkannt ich gleich in ihrer ganzen Stärke. Genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden; dann solls wieder vor Euch erscheinen.“

Die Umarbeitung fand erst im folgenden Frühjahr statt. Sie war mehr negativer als positiver Natur[1]. Adelheid, das „bezaubernde Ungeheuer“, wurde aus seiner bevorzugten Stellung im letzten Act zu Gunsten des Helden etwas zurückgedrängt, der stellenweise noch üppig wuchernde Redeflor gehörig beschnitten. Neuer, edlerer Stoff ward nicht hineingeschmolzen. Verwickelung, Charaktere, Sprache, kurz das ganze Stück blieb im Wesentlichen dasselbe. So wurde es im Sommer 1773 gedruckt und kam für zwölf gute Groschen in den Handel. Die anfänglichen Autorängsten wichen bald der fröhlichsten Hoffnung. „Und nun meinen lieben Götz,“ schrieb Göthe am 21. August. „Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch der Besten einer. Viele werden sich am Kleide stosen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich schon so viel Beyfall, dass ich erstaune. Ich glaube nicht, dass ich sobald was machen werde, was wieder das Publikum findet.“[2]

Zu einer schulgerechten, abgeschlossenen Einheit war das Stück auch durch die vollständige Umarbeitung nicht gelangt. Es blieb ein Kranz lose aneinandergereihter, lebhaft dramatisirter, ge-

[1] Die Abänderungen bei Viehoff notirt. I. Aufl. II. 80. 81.

[2] Wie Göthe im Alter selbst nach wiederholten Versuchen an einer vollständig befriedigenden Inscenirung verzweifelte, so erklärten Wieland, Meusel und andere Kritiker das Stück schon bei seinem Erscheinen für unaufführbar; der Schauspieler Koch, auf die Neugier des Publikums rechnend, führte es indeß schon den 12. April 1774 in Berlin auf; er hatte guten Kassenerfolg, und der Mann mit der eisernen Hand erschien in demselben Jahr noch 13mal auf der Berliner Bühne. Göthe-Jahrb. II. 90 ff.

ſchichtlicher Scenen, welche nicht ein Charakter oder eine Verwickelung, ſondern nur der gemeinſame hiſtoriſche Hintergrund zuſammenhielt — ähnlich wie einige von Shakeſpeare's Königsdramen, nur daß Göthe die Feſſel des Verſes ganz abſtreifte, noch freier in's epiſche Gebiet hinübergriff und völlig deutſch dichtete nach Inhalt, Geiſt und Sprache. Aber gerade dieſe feſſelloſe Freiheit der Form, dieſe ſprudelnde Jugendfriſche der bunten Verwickelung, dieſe volksthümliche Natürlichkeit der Sprache und Darſtellung gab dem Stücke den Reiz der Neuheit, machte es zu einer revolutionären Macht auf literariſchem Gebiete. Es kam von Herzen, aus dem Innerſten einer begeiſterten, durch und durch poetiſchen Jünglingsſeele, etwas rauh und ſtruppig, aber voll Leben und Kraft. Es war durchtränkt von den leitenden Gedanken und der revolutionären Strömung der Zeit; doch hatte es durch Stoff und Form etwas mitbekommen von dem kräftigen, ritterlichen Geiſt des Mittelalters, von dem deutſchen Volksſinn, der es durchwaltete. Wie ein munterer Frühlingstag ſchien es herein in die öldampfende Claſſicität der geſchniegelten Modebühne und ihrer überſättigten Verehrer. Etwas unverſchämt blitzte es auch hinein in das große, künſtliche Pumpenwerk, das Leſſing aufgeſtellt, um aus Hellas, Frankreich und England eine regelrechte Poeſie in die verzopfte deutſche Bühne hineinzupumpen. Die ganze Theorie der Affecte hatte dieſer fleißige Dramaturge mit ſeinem Freunde Mendelsſohn und Nicolai durchphiloſophirt, Voltaire in den Grund gebohrt, Shakeſpeare zergliedert, Spanier und Italiener zerzaust, auf ariſtoteliſcher Grundlage ein volles Syſtem dramatiſcher Kunſt errichtet — und da kam nun dieſer junge Frankfurter Schöngeiſt — ohne Ariſtoteles und Boileau, ohne Einheiten und Affectetheorie, ohne Philoſophie und Aeſthetik, bloß mit ein „bischen" Poeſie, an der Schwelle des finſtern Mittelalters und aus dem Herzen des Volkes geſchöpft — und ſchau, das Ding war ſchön, ſchöner als alles, was bis dahin dageweſen! Leſſing ballte und hob die Fauſt [1]

[1] Daß Leſſing geſchworen habe, „das deutſche Drama zu rächen",

— ließ sie aber weislich wieder sinken. Gegen den Mann mit der eisernen Faust war nicht anzukommen. In der gemüthlichen Jaxthäuser Familie fand das deutsche Volk sich selber wieder. Durch die revolutionäre Verdrehung der Geschichte leuchtete in gewaltigen Zügen das ergreifende, tragische Loos des deutschen Volkes durch, wie dieses edle, herrliche Volk, in innerem Zwiespalt mit sich selbst, an elendem Egoismus, der seine Einheit untergräbt und seine Institutionen ohnmächtig macht, dem Untergange entgegenwelkt. Gerade der revolutionäre Anflug machte es möglich, daß der halb mittelalterlich-deutsche Held bei dem vorwiegend protestantisch-aufgeklärten Publikum begeisterte Aufnahme finden konnte. Aber auch gerade in diesem Anschluß an die seichte Zeitströmung liegt die innere Schwäche und der innere Widerspruch des Dramas. Es verherrlicht unter mittelalterlichem Kostüm jenen schrankenlosen Individualismus, der das große Deutschland des Mittelalters zerstört hat; es erhebt sich feindlich gegen all jene Mächte, die es einst aufgebaut und wieder aufbauen könnten; es krankt an jenen verworrenen Ideen der Revolution, durch welche das alte deutsche Reich vollends zertrümmert wurde.

Dieser Zwitternatur entsprechend hat „Götz von Berlichingen" eine doppelte literaturgeschichtliche Strömung hervorgerufen oder wenigstens mächtig befördert: jene der sogen. Genieperiode und jene der Romantik. Die erstere ahmte die fesselloſe, revolutionäre Emancipation von allen conventionellen Schranken nach und verlor sich, dem vermeintlichen „Genie" folgend, in den tollsten Ausgeburten zügelloser Phantasie. Die andere riß Götzens Helm und Harnisch als Mummenschanz an sich und spielte damit erst zahllose Ritter-, Räuber- und Mönchsschauspiele und Ro-

meldet Weiße am 7. Oct. 1775 an Uz, und daß er es ernst im Sinne hatte, darauf deutet die Aphorisme hin: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?" Vgl. von Biedermann, Göthe und Lessing. Göthe-Jahrb. I. 34.

mane. Doch legte ſich in dieſem närriſchen Faſchingsgetriebe die altproteſtantiſche Scheu vor dem Mittelalter. Das mittelalterliche Koſtüm führte auf mittelalterliche Poeſie, Kunſt und Geſchichte. Man wagte ſich zurück über die bis dahin unüberſteigliche Scheidewand, verſuchte ſogar das Mittelalter poetiſch und politiſch neu zu conſtruiren. Durch Walter Scott, welcher ſeine poetiſche Laufbahn mit einer Überſetzung des „Götz“ begann, drang jene „romantiſche Richtung“ auch über den Canal hinüber, erregte dort ein begeiſtertes Intereſſe für mittelalterliche Kunſt und mittelalterliches Leben, weckte die alte Balladenpoeſie und die patriotiſche Epopöe zu neuer Blüthe auf und begründete jene hiſtoriſch-patriotiſche Art des Romans, der zwar längſt nicht alle proteſtantiſchen Vorurtheile gegen die katholiſche Vorzeit aufgab und zerſtörte, aber doch die Abneigung gegen dieſelbe mächtig untergrub und eine gerechtere Beurtheilung derſelben anbahnte. Durch Scott und ſeine Schule hat der „Götz“, allerdings ſehr mittelbar, wieder auf Deutſchland zurückgewirkt. Aber nur wenige dieſer romantiſchen Bewunderer des „Götz“ fanden den Schlußſtein, der das ganze Gebäude des Mittelalters trägt. Den meiſten blieb es ein längſt überlebter Roman oder ein „verlorenes Kirchlein“ im Walde.

5. Merck und der Darmstädter Kreis. Die Recensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

1771—1772.

„Sich frei zu erklären, ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle; und wer vermag das?
Göthe, noch ein Wort für junge Dichter. XXIX. 231.

„In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Göthe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich dann einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche."
Herder an Merck. Oct. 1772.

Schon im Herbst 1771, bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt, wo er die beiden Schlosser wieder traf, ward Göthe mit einem Mann bekannt, der für die nächste Zeit ihm nicht unwichtige Dienste leisten sollte. Es war der Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt, ein noch junger Mann (geb. 1741), aber gereist, vielseitig gebildet und ein tüchtiger Beamter (seit 1767 Geh. Secretär, dann Kriegsrath und Zahlmeister, erschoß sich später, 27. Juni 1791). Selbst nicht productiv, besaß er ein sehr gediegenes, scharfes, kritisches Urtheil in literarischen Dingen und sprach dasselbe auch unumwunden aus. Für Göthe, der von Projecten übersprudelte, aber keines zur Reife brachte, in seiner Ueberfülle immer unentschlossen hin- und herschwankte, war ein solcher nüchterner, praktischer Freund Goldes werth. Er brachte ihn an's Arbeiten und Abschließen seiner Arbeiten, drängte, beruhigte wieder, kritisirte scharf und unnachsichtlich, blieb bei allem Interesse ruhig, kalt und objectiv, und hielt die überschäumende Naturentfaltung des Dichters in heilsamen Schranken.

Göthe hat es ihm später schlecht gelohnt, indem er ihn als einen rein negativen, hämischen, bittern, störrischen Menschen in seine Selbstbiographie[1] hineinzeichnete, so daß es vielfacher Forschungen Anderer bedurfte, um den als „Mephistopheles" verrufenen Mann wieder in das wahre objective Licht zu setzen. Im Jahre 1771 und den folgenden jedoch schloß Göthe sich mit Eifer an Merck an, ließ sich von seiner mitunter satirischen Kritik nicht zurückschrecken, sondern theilte ihm alle seine Projecte mit.

Sobald deßhalb die Bekanntschaft gemacht war, herrschte zwischen Frankfurt und Darmstadt ein lebhafter Verkehr. Göthe kam oft herüber, spielte mit Mercks Kindern, belebte die Gesellschaft, die sich in dessen Hause zusammenfand, machte mit demselben Ausflüge und debattirte mit ihm seine Projecte. Merck selbst stand mit einer ganzen Anzahl von Literaten und schöngeistigen Damen in brieflichem Verkehr. Ein kleiner, gewählter Kreis fand sich oft um ihn zusammen. Bei ihm lernte Göthe u. A. die Braut Herders, Caroline Flachsland, kennen, Sophie La Roche, die Großmutter Brentano's, die Verfasserin des „Fräulein von Sternheim", Franz Michael Leuchsenring, den geschäftsreisenden Schutzgeist und Störenfried aller literarischen Cirkel, Geheimrath Hesse, Minister des Landgrafen, Professor Petersen, Rector Wenk, die Geheimräthin von Hesse, eine Schwester der Demoiselle Flachsland.

Im Kreise dieser Gesellschaft las und declamirte Göthe seine und Anderer Gedichte, las Scenen aus seinem „Götz" vor, besprach seine angefangenen Arbeiten, suchte Anregung zu neuen. Es wurden auch Ausflüge und Vergnügungspartien veranstaltet. Die Genies spazirten zusammen, tranken Punsch, tanzten und küßten sich. Dazu Complimente, Neckereien, Thränen, Entzückungen, kleine Ehrabschneidungen, Stadtneuigkeiten und was sonst zu guter Gesellschaft gehört. Ein kleines Denkmal des Scherzes, der da getrieben wurde, ist „das Fastnachtsspiel, wohl zu tragiren nach Ostern von Pater Brey, dem falschen Propheten,

[1] Vgl. Göthe's Werke (Hempel). XXII. 57 ff. 101.

zu Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldenen Spiegel". Herder, Merck, Caroline Flachsland, vor Allem aber der ſentimentale Leuchſenring ſind darin mit derbem Studentenhumor aufgezogen. Leuchſenring kömmt ſchlecht weg, wird vom Hauptmann Balandrino (Herder), den er mit ſeiner Braut zu entzweien ſucht, zum Kuckuck gejagt.

Während Göthe die Zuckerwaſſer-Schönthuerei, die Lämmlein-Hämmleins-Miene und Damenverehrung Leuchſenrings ſo kräftig geißelte, himmelte er nebenbei ſelbſt auch mit einiger Empfindſamkeit. So in Pilgers Morgenlied an Lila, d. h. an eine gewiſſe Fräulein von Ziegler, die in Homburg Hofdame war, ein Schäfchen hatte, das mit ihr aß und trank und das ſie an roſenfarbenem Bande ſpazieren führte, die aber mit anderen „Schäfchen" nur Unglück hatte und die Reihe ihrer Liebſchaften mit Hundeliebhaberei beſchloß. Noch himmliſcher ſchwärmte er in dem Gedicht Elyſium an Uranie (eine kränkliche Hofdame der Herzogin von Zweibrücken, Fräulein von Rouſſillon, eine Freundin der Lila). Doch bricht auch in dieſem Empfindungsſtück etwas von dem wilden, ſtürmiſchen Weſen durch, das Göthe in dieſer Periode beherrſchte. Noch kräftiger iſt die Felsweihe an Pſyche (Caroline Flachsland) und Wanderers Sturmlied, das er einmal componirte, während er zu Fuß, durch Sturm und Wetter von Frankfurt nach Darmſtadt ging: „Wen du nicht verläſſeſt, Genius, wird dem Regengewitter, wird dem Schloſſenſturm entgegenſingen wie die Lerche, du da droben!" —

Viel Bedeutendes kam bei dieſem zerſtreuten und amüſanten Leben nicht heraus. Die Umarbeitung des „Götz" wurde verſchoben. Eine Tragödie: „Sokrates", welche den philoſophiſchen Heroismus der herrſchenden Biedermannsmoral verherrlichen ſollte, erſtickte im Keime. Mittlerweile hatten ſich Merck und Schloſſer zuſammengethan, um eine neue Zeitſchrift, ein Literaturblatt, zu begründen: „Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen". Die Redaction übernahm Merck, den Verlag der Buchhändler Deinet. Als Mitarbeiter waren Wenk (in Darmſtadt), Höpfner (in Gießen),

Böckmann, Herder, auch Göthe angeworben. Die Zeitschrift erschien vom Januar 1772 an, gerade rechtzeitig, als Götz fertig geworden [1]. Was dieselbe von den andern Zeitschriften ähnlichen Charakters unterscheiden sollte, war die Einheit der Richtung. Denn keines der damaligen leitenden Literaturblätter, weder Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek, noch die Lemgoer Bibliothek, noch Weiße's Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, hatte einen einheitlichen, grundsätzlichen Charakter. Zufällige Laune und Stimmung würfelte die Arbeiten zusammen, die Herausgeber wählten und veröffentlichten, was ihnen das Beste schien, oft auch, was eben da war, ohne einheitlichen Gesichtspunkt und ohne feste Grundsätze. Dem neuen Journal ging es bald nach seiner Gründung auch nicht besser. Jeder schrieb nach seinen Ideen und seinem Geschmack — das Programm ging auseinander und ein bedeutender Einfluß konnte, bei nur sehr kurzer Dauer, nicht gewonnen werden.

Göthe war, als er als Recensent in dieß Blatt zu schreiben anfing [2], noch ganz in der wilden, revolutionären Stimmung, in welcher er den Götz geschrieben, bereit, alle französischen Ziergärten auszuraufen, alle ästhetischen Lehrgebäude niederzureißen, allen pedantischen Lehrern des Schönen die Fenster einzuwerfen und die Natur endlich einmal frei und ungeschoren wachsen zu lassen. Der Erste, der ihm in die Quere kam, war der bereits in Jahren stehende Professor Sulzer in Berlin, der seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" in Form eines Lexikons zu veröffentlichen begonnen. „Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes," so kündigt Göthe den angesehenen Aesthetiker an, „der in das

[1] An jedem Dienstag und an jedem Freitag erschien eine Nummer von vier Blättern in klein Octav. Das Blatt enthielt neben größeren Recensionen kleine Notizen über Bücher, Personal-Notizen, Anekdoten ꝛc.

[2] Er bemerkte über seine Zuziehung später selbst: „Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen" u. s. w. Göthe's Werke (Hempel). XXII. 97.

Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt." Nicht ganz mit Unrecht wundert sich Göthe, „daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und der Sculptur in einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortirte, besonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundsätze" [1].

Schlimmer noch kommt ein Artikel der Encyklopädie über die schönen Künste weg, den Sulzer bald darauf separat erweitert herausgab. „Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manche Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie (die Theorie) gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt, hier sei für Niemand nichts gethan, als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode." [2]

Mit noch lebhafterem Ungestüm geht's nun her über die Philister, die den Homer mit archäologischem und historischem Trödelkram von Außen erklären, anstatt seinen inneren Sinn zu erschließen —, die Sterne's Yorick nachdichten, ohne Sterne's Humor und wahres Gefühl zu haben, die den Shakespeare nach dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek modeln wollen, um das Gold von den Schlacken zu scheiden.

In den Neuen Schauspielen der k. k. Theater zu Wien hat „tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. . . . Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen: denn seitdem Thalia und

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 5.

[2] Das. 68.

Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!" [1]

„So lange insbesondere die deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publikums, dem Muthwillen der Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesetzt bleibt, so lange in Deutschland nur eine tragische Schauspielerin existirt, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und belobt werden — wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Brahmine, den ganzen Tag in einer Positur unthätig säße, als sich in den Schauplatz erhübe?" [2]

So wurden Hiebe und Püffe ausgetheilt nach Rechts und Links gegen Schauspieler und Professoren, Uebersetzer und Poeten, wer immer auf Schulkrücken ging oder nach Oel roch [3]. Es sollte der gekränkten Natur, dem beleidigten Menschenverstande, der eingeschnürten Freiheit allseitig zu ihrem guten Recht verholfen werden. Die Poesie zurück in's Leben und vom Leben wieder in die Poesie! Deutscher Geschmack, deutsches Gefühl! Das war der Schlachtruf des lebhaften, feuersprühenden Kritikers. Der alte hausbackene Gellert kam darum schlecht weg, obwohl sich Göthe scheinbar anschickte, ihn zu vertheidigen. Dagegen ging er mit den Barden noch ziemlich glimpflich um.

„Wir sind," schreibt er über die Lieder des Jesuiten Denis, „wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnde Zeit be-

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 23. 24.

[2] Das. 81.

[3] Hamann urtheilte über Göthe's Recensenten-Thätigkeit: „Göthens Harlekinspeitsche ist nicht ganz nach meinem Geschmack, wiewohl sie vielleicht das beste Mittel bei gegenwärtiger Barbarei zu sein scheint." Gesammelte Werke. Ed. Roth. V. 158.

ſänge. Wo ſind denn die ſchönen Thaten, die ein deutſcher Oſſian in unſern Zeiten beſingen könnte, nachdem wir unſeren Nachbarn, den Franzoſen, unſer ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten ſingt kein Dichter in dieſem Tone fremd, und antike griechiſche Schilderungen, mit deutſchen Sitten verbrämt, ſind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer als Bardenpoeſie in unſerem Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtſchaffenheit ſtatt der Kabale und der Laſter unſeres Jahrhunderts, ſtatt der Bosheit der Prieſter und unſeres Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erſt kann der Barde ſeine Saiten umſpannen und ſeinen Zeiten gemäß ſingen. Indeß bringt jeder Barde ſein Opfer zur Verbeſſerung unſerer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan." [1]

Weder mit dem Patriotismus und der Heldengeſinnung, noch mit der Rechtſchaffenheit und Sittenunſchuld war es jedoch ſehr ernſt gemeint.

„Wenn wir einen Platz in der Welt finden," ruft Göthe dem Freimaurer Sonnenfels in Wien zu, „da mit unſeren Beſitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tauſende und Tauſende in jedem Staate? und leben ſie nicht in dieſer Beſchränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufſtreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewiſſen Völkern nur zu gewiſſen Zeiten das Reſultat vieler glücklich zuſammentreffender Umſtände war und iſt. — Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Rieſengeſtalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu ſitzen; kein Bett, drinnen zu liegen." [2]

Was aber die Sittenunſchuld betrifft, ſo ſchäkerte er nicht nur mit ſchmeichelhafter Grazie über den ſentimentalen Salonroman der Sophie La Roche: „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim", ſondern ergriff ganz begeiſtert Partei für ihren

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 92.

[2] Daſ. 26.

einstigen Anbeter Wieland und dessen französischen Epikuräismus. Er begrüßte es mit Freuden, daß die Wieland'sche Muse das platonische Empyreum verlassen und zu den Menschen herniedergestiegen, „vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies durchwandert hatte, anfing, den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute, ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut, noch ganz böse . . . Es waren Sitten des 18. Jahrhunderts, nur in's Griechen- und Feenland versetzt. Dieß war das nämliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt (1768). Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war, die Schafe Admets zu weiden. Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekeln Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher vor ihren Töchtern." [1]

Der poetische Gehalt der „Musarion" beschränkt sich darauf, daß ein heruntergekommener Athenienser Phanias nebst zwei Philosophen, einem Stoiker und einem Pythagoräer, welche sich einem ascetischen Einsiedlerleben ergeben haben, durch die Künste einer Hetäre, der eine zu viehischer Unmäßigkeit, der andere zu crasser Wollust, Phanias zur „gesunden Sinnlichkeit" eines gemäßigten Epicuräismus zurückgeführt werden. Das nennt Wieland:

„Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt."

Indem Göthe sich dieses griechisch aufgeputzte, unzüchtige Franzosenthum Wielands nicht nur herzlich wohl gefallen ließ, sondern es sogar gegen „die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei", d. h. gegen alle anständigen Leute vertheidigte, ist es klar genug, daß seine Naturbegeisterung auf die-

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 54.

ſelbe Genußſucht und Emancipation des Fleiſches hinauslief, deren Oberhofprediger Wieland geworden. Nur rang er nach einer etwas friſcheren, natürlicheren, kräftigeren Form, als die holperigen Alexandriner und Stanzen, in welchen Wieland die „geſunde Sinnlichkeit" verherrlichte. Auch ſollte die Liederlichkeit mit etwas Maß, mit deutſchem Gefühl und deutſchem Geſchmack betrieben werden, unter der Firma Sittenunſchuld und Natur, Freiheit und Biederkeit.

Ohne Autorität im Himmel und auf Erden, als den eigenen „Genius", brach der ſtürmiſche Recenſent auch in die Theologie ein. Da hatte ſich der greiſe Haller in Bern, einer der größten Gelehrten der Zeit, Mediciner und Naturforſcher von europäiſchem Ruf, Dichter und Schriftſteller von hervorragendſtem Verdienſt, dabei ein Ehrenmann im vollſten Sinne des Wortes, unterfangen, in „Briefen über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung" die apologetiſchen Grundlagen und Fundamentaldogmen des Chriſtenthums gegen den frivolen Unglauben zu vertheidigen. Pfui über den thörichten Greiſen! In zwei Seitchen iſt über all ſeine Gelehrſamkeit der Stab gebrochen — in zwei Seitchen iſt die ganze Apologetik, ſind die Dogmen des Sündenfalls und der ewigen Vergeltung im Jenſeits über den Haufen geworfen. Ein paar frivole Witze à la Voltaire dazu — und der 23jährige Advokat, der nie Philoſophie noch Theologie ſtudirt, ſchleudert luſtig die „Krücke" der Offenbarung von ſich — er braucht ſie nicht![1]

Nun werden es ihm wohl die Neologen recht machen, die alles Uebernatürliche aus der Bibel wegräſonniren? Nein, Herr Dr. Göthe ſitzt auch über den Gießener Profeſſor Bahrdt zu Gericht, der ſich vermeſſen hatte, nicht bloß Terminologie-Pagoden umzuſtoßen, ſondern vollkommen bibliſche Begriffe zu untergraben. Fort mit ihm! Herr Göthe will die Bibel erhalten wiſſen und was ſie vom Teufel und vom Opfer lehrt. Er gedenkt das noch poetiſch zu brauchen.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 20. 22.

„Hätte der Verfasser sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücke einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie dieser, unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bilde der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt." [1]

So wenig wie die frechen Rationalisten, konnten es dem jungen „Doctor" die dummen, bigotten Orthodoxen treffen. Sie nahmen es nicht nur mit der Bibel zu ernst, sondern namentlich mit der Moral. Deßhalb empfahl er in ironischem Sinn „angelegentlichst allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten" die von Dr. Münter herausgegebene Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee, weil sie daraus „die große Wahrheit lernen werden, daß allzustrenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht so geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule." [2]

Da, sollte man nun glauben, hätte Lavater Gnade gefunden, der in Christus die Menschlichkeit und den Menschenfreund hervorhob.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 33.

[2] Ebd. XXIX. 43.

„Menſchlichkeit auszubreiten," ſo predigte dieſer fromme Schöngeiſt, „lieber Freund, Menſchlichkeit, dieſe erſte und letzte Menſchentugend, iſt einer meiner Hauptzwecke bei dieſen Predigten. Dieß, lieber Bruder, ſei dir ein Wink! herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten Chriſti mit dir unterhalten, aber ich kann es nicht. Ich ſage alſo nur noch: Sei weiſe, ſei ein Mann! Widerſetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geiſtes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und der Tugend: ich meine das emporbrauſende chriſtusleere Chriſtenthum auf der einen und die vernunftloſe Schwärmerei auf der andern Seite." „Sprich, lieber Leſer," antwortete ihm Göthe in der Kritik ſeiner Predigten, „ob unſer Lavater nicht vortrefflich denkt? Aber ſprich, ob es nicht höchſt wünſchenswürdig wäre, daß man beide dieſe Feinde beſſer kennen lernte, als ſie die Meiſten kennen? Denn wie viele wiſſen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt chriſtusleeres Chriſtenthum? was vernunftloſe Schwärmerei? welches ſind ihre Grenzlinien, welche die Malzeichen des Thieres? Möchte ſie doch einſt ein Lavater beantworten!" [1]

Es brauchte hierzu gar keines Lavaters. Glaube und Unglaube grenzten ſich an dem geiſtigen Geſichtskreis der Zeit deutlich genug ab, wenn auch Männer wie Lavater Pfade der Vermittlung ſuchten. Aber Göthe war weder an dem doctrinären Unglauben, noch an dem doctrinären Glauben, weder am Rationalismus, noch am Pietismus, weder an Theologie noch an Philoſophie etwas gelegen. Was er ſuchte und wollte, war Freiheit, Lebensgenuß und Poeſie. Am deutlichſten zeichnet er ſein eigenes Glaubens- und Sittenbekenntniß in einer Recenſion über die Gedichte eines polniſchen Juden, welcher, wie hundert Andere, die ſchöne Wiſſenſchaft gepudert und mit glattem Kinn und in grünem, goldbeſetztem Rock betrieb und gewöhnlichen Mädchen auf der Promenade die ſchon längſt dageweſenen Liedchen nach-

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIX. 90.

trillerte. Nachdem Göthe ihn mit einigen Witzen auf's Trockene geſetzt, bricht er in folgendes charakteriſtiſche Gebet aus[1]:

„Laß, o Genius unſeres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchafter wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freudigſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerin freudig die Hand reichte, den neueſten, manigfaltigſten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausſtellte, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriſſe, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur witzig, nur munter ſei; deſſen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, ſich der aufdrängte, ſie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerkſamkeiten des Tages, ſchmelzende Lieder und Muſiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann all ſeine Freuden und Siege und Niederlagen, all ſeine Thorheiten und Reſipiscenzen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, verſpottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genugthun.

„Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens ſei an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld, laß ihn ein Mädchen finden, ſeiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der Geſellſchaft in die Einſamkeit leiten, laß ihn auf ſeiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Geſtalt ganz Anmuth, ſich in ſtillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundin, Beiſtand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauſes iſt, deren ſtets liebewirkende Seele jedes Herz unwiderſtehlich an ſich reißt, zu der Dichter und Weiſe willig in die Schule gingen, mit Entzücken ſchauten eingeborene

[1] Ebd. XXIX. 39.

Tugend, mit geborenem Wohlanstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei alle dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm, wie sie, mit ihr nach ferneren verhüllteren Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laß die Beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel ahnden, was Jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem Andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lalle er ahnend und hoffend und genießend, ‚was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin‘. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch, ob's solche Mädchen gibt? ob's solche Jünglinge geben kann?“

In dieser Anrufung des vaterländischen Genius ist wohl das tiefgehendste Programm für Göthe's weiteres Leben und Dichten enthalten. Er hatte in Leipzig die ersten Experimente zu dessen Verwirklichung gemacht; er hatte Friederike erobert — und auch wieder verlassen. Er hatte, als er die Recension schrieb, bereits das neue, vollendete Ideal geschaut. Aber das „Ideal“ war bereits mit einem Andern verlobt — und der junge Dichter konnte wohl aus der fatalen Lage neuen Stoff zu wahrer und schöner Darstellung schöpfen; aber indem er ein zauberischer Herold der gesunden Natur zu werden wähnte, legte er, ohne es zu wollen, Zeugniß für die Krankheit der nun einmal gefallenen Natur ab, versperrte sich selbst den Pfad zu einer wahren, glücklichen Liebe und verirrte sich auf einen Weg, der, von der Gesellschaft im großen Ganzen innegehalten, sie in vollständige Auflösung stürzen mußte.

Der junge Jerusalem schrieb um diese Zeit über Göthe: „Er war zu unserer Zeit in Leipzig nur ein Geck, jetzt ist er noch außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber.“

6. Der wirkliche Lotte-Roman.

1772 und 1773.

„Der Dr. Göthe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerſt kennen. Er hat ſehr viele Kenntniſſe, und die Natur, im phyſikaliſchen und moraliſchen Verſtande genommen, zu ſeinem Haupt-Studium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit ſtudirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm Genüge geleiſtet." Keſtner.

„Toutes les rêveries, toutes les faiblesses, toutes les misères sentimentales de Werther Goethe les a eues, mais avec moins de conséquence. Henry Blaze de Bury.

Im Frühjahr 1772 ſiedelte Göthe nach Wetzlar über. Sein Vater wünſchte, daß er hier — am Sitze des Reichskammergerichts — gleich ihm ſelbſt die praktiſche Rechtsſchule durchmache, um hernach mit mehr Erfolg und Glanz in Frankfurt voranzukommen. Denn neben dem Reichshofrath in Wien war dieß das höchſte Tribunal in deutſchen Landen: vor ſeinen Schranken wurden die Proceſſe der Reichsunmittelbaren verhandelt; an ſeinen Spruch appellirten die Reichsmittelbaren im Falle verweigerter Gerechtigkeit. Nur einige Jahre zuvor (1767) war, auf Anregung des Kaiſers Joſeph, eine Reichsdeputation unter dem Vorſitz kaiſerlicher Commiſſarien daſelbſt zuſammengetreten, um den Tauſenden von Proceſſen, die ſich in Folge von Form-, Competenz-, Prioritäts- und anderen Streitigkeiten dort aufgeſpeichert hatten, zu endlicher Erledigung, dem Gerichtshof ſelbſt zu geeigneter Reform zu verhelfen[1]. Noch ſaß die erſte

[1] Ueber dieſe Viſitation vgl. Ad. Menzel, Deutſche Geſchichte. XI. 408 ff. XII[a]. 104—122.

der fünf Klassen, in welche sich die Deputation getheilt hatte, aus 24 Abgeordneten bestehend, an ihrem bureaukratischen Riesenwerk, bebrütete mit deutscher Gründlichkeit die endlosen Processe mit ihren hundertfältigen Beziehungen zu den Einzelrechten, Einzelforderungen und Einzelinteressen der deutschen Stände und Religionsparteien, führte durch Einleitungen und Vorarbeiten neue Verschleppungen herbei und brachte durch Zwist der Mitglieder unter sich neue Verwickelungen zu Stande. Einem angehenden Juristen und Diplomaten war in diesem größten Actenmagazin von Europa die reichlichste Gelegenheit geboten, die verworrene Rechtsmaschine des deutschen Reiches bis hinein in ihre geheimsten Schrauben, Federn und Rädchen zu studiren. Der alte Göthe kannte nichts Vortrefflicheres, nichts Bildenderes, um in kurzer Zeit die Kunst zu lernen, an Processen Geld, Amt und Titel zu verdienen.

Wolfgang seinerseits war froh, der väterlichen Aufsicht wieder für einige Zeit zu entgehen. Das Städtchen war zwar nicht schön, noch bot es das bunte Leben einer größeren Stadt, aber das Lahnthal und die Höhen ringsum boten dem Zeichner, Dichter und Naturfreund manche Annehmlichkeit. Dazu brachte die Vertretung der gesammten deutschen Jurisprudenz schon einige Bewegung. Jede der Legationen hatte ihr kleineres oder größeres Hotel, ihre Schreiber und Bedienten, ihre Equipagen und ihr Ceremoniell; jede hatte auch ihre besonderen Ansprüche und ihre eigenen Händel. Nord- und Süddeutschland, katholische und protestantische Stände, preußische und österreichische Politik geriethen da in vielfache freundliche und feindliche Berührung. Jede der großen und kleinen Souveränitäten trieb ihr diplomatisches Spiel und verwickelte sich mit demjenigen der andern zu einem wunderlichen Gewebe. Unter den jungen Schreibern und Attachés waren nicht wenige, die, wie Göthe, Genies zu sein glaubten und sich mehr mit Schöngeisterei als mit Gerichtsacten plagten. Unter diesen hatte sich eine Anzahl als Club zusammengethan und Ulkes halber einander Ritternamen angehängt. Gründer und Vorsitzender des Ordens war der braunschwei-

giſche Geſandtſchaftsſecretär Aug. Friedr. v. Goué, ein närriſcher Komiker, der für ein ſehr großes Genie galt, aber mehr trank als arbeitete und ſpäter auch an unmäßigem Trinken zu Grunde ging.

Feiner gebildet war der Legationsſecretär Gotter aus Gotha, welcher nach franzöſiſchen Muſtern Poeſie trieb und an der Herausgabe des Göttinger Muſenalmanachs betheiligt war. Nicht unbeträchtliche Kenntniſſe beſaß der Mecklenburger v. Kielmannsegge, der in Göttingen ſtudirt hatte, mit Bieſter, Sprengel, Boie näher bekannt war und mit Bürger in vertraulicher Beziehung ſtand. Etwas ernſter als die Uebrigen war Falke, ſpäterer Bürgermeiſter von Hannover. In dieſem Club, der mit der größten Feierlichkeit den größten Unſinn trieb, war Göthe ſchon als „Genie" bekannt und empfohlen. Er wurde deßhalb mit offenen Armen aufgenommen, erhielt in der Tafelrunde den Beinamen „Götz von Berlichingen der Redliche" und machte den Ulk der heiteren Geſellſchaft mit, in welcher das Volksbuch von den vier Haimonskindern als „canoniſches Buch" erklärt und Abſchnitte daraus mit vielen Ceremonien vorgeleſen wurden.

Bei einem Ausfluge mit einigen dieſer Ritter lernte Göthe auch den hannöver'ſchen Legationsſecretär Joh. Chriſtian Keſtner kennen, der, geb. 1741, im Jahre 1767 mit der kurfürſtlichen Geſandtſchaft zur Kammergerichtsviſitation nach Wetzlar gekommen war, einen talentvollen, braven, ſoliden Mann, der ſeinem Berufe lebte und dem Orden der Witzbolde nicht angehörte. Von ihm haben wir eine ſehr treffende Charakteriſtik Göthe's aus dieſer Zeit[1].

„Im Frühjahr," ſchreibt er, „kam hier ein gewiſſer Göthe aus Franckfurt, ſeiner Hanthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines ſehr reichen Vaters, um ſich hier — dieß war ſeines Vaters Abſicht — in Praxi umzuſehen, der ſeinigen

[1] Ch. Keſtner, Göthe und Werther. Briefe Göthens aus ſeiner Jugendzeit. Stuttgart, Cotta. 1854. S. 35 ff. J. W. Appell, Werther und ſeine Zeit. 3. Aufl. Oldenburg. 1882.

nach aber, den Homer, Pindar u. ſ. w. zu ſtudiren, und was ſein Genie, ſeine Denkungsart und ſein Herz ihm weiter für Beſchäftigungen eingeben würden.

„Er hat ſehr viele Talente, iſt ein wahres Genie und ein Menſch von Charakter; beſitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er ſich meiſtens in Bildern und Gleichniſſen ausdrückt. Er pflegt auch ſelbſt zu ſagen, daß er ſich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken ſelbſt, wie ſie wären, zu denken und zu ſagen.

„Er iſt in allen ſeinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über ſich. Seine Denkungsart iſt edel; von Vorurtheilen ſo viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode iſt, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang iſt ihm verhaßt.

„Er liebt die Kinder und kann ſich mit ihnen ſehr beſchäftigen. Er iſt bizarre und hat in ſeinem Betragen, ſeinem Aeußerlichen verſchiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen Andern iſt er doch wohl angeſchrieben.

„Für das weibliche Geſchlecht hat er ſehr viele Hochachtung.

„In principiis iſt er noch nicht feſt und ſtrebt noch erſt nach einem gewiſſen Syſtem.

„Um etwas davon zu ſagen, ſo hält er viel von Rousseau, iſt jedoch nicht ein blinder Anbeter von demſelben.

„Er iſt nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorſtellen zu wollen. Er äuſſert ſich auch über gewiſſe Hauptmaterien gegen Wenige; ſtört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorſtellungen.

„Er haßt zwar den Scepticismum, ſtrebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewiſſe Hauptmaterien, glaubt auch ſchon über die wichtigſten determinirt zu ſein; ſo viel ich aber gemerkt, iſt er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch ſelten. Denn, ſagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

„Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber auch nichts weniger wie das.

„Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

„Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand.

„Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

„Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerck gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Kestner bildete in Charakter und Leben einen auffallenden Gegensatz zu Göthe. Acht Jahre älter als dieser, hatte er in einem glücklichen Familienkreise und unter Leitung eines wackern, vielseitig gebildeten Hauslehrers eine tüchtige Erziehung bekommen. Er war kein genialer Ueberflieger, aber dafür auch von den Thorheiten eines solchen frei, ein wackerer Arbeiter, der etwas Kunst und Poesie nur als Zuspeise mit in den Kauf nahm, genügsam, ordnungsliebend, religiös — ein treuer Freund, ein anhänglicher, dankbarer Schüler. 26 Jahre alt, kam er als Legationssecretär nach Wetzlar. Er vermißte hier anfangs den angenehmen Freundeskreis der Heimath, in welchem er aufgewachsen war, ließ sich jedoch hierdurch nicht beirren, sondern suchte seine bescheidene Erholung in Spaziergängen und Ritten durch das schöne Lahnthal. Bald fand er auch einen geselligen Familienkreis, der ihm denjenigen der eigenen Familie einigermaßen ersetzte. Es war die Familie des Amtmanns Buff, der das „Deutsche Ordenshaus" zu Wetzlar verwaltete. Der Vater, ein biederer Beamter, die Mutter, eine fromme, verständige und herzensgute Frau, die mit ganzer Hingebung ihren zahlreichen Kindern lebte, die Kinder, ihrer Mutter würdig, sämmtlich blond mit blauen Augen, eines hübscher als das andere, weßhalb die Frau Buff in der Stadt nur die „Mutter der schönen Kinder" genannt ward. Das älteste war schon 18 Jahre alt, regelmäßig

ſchön, ſtill, ruhig, von ſanftem Charakter; die zweite Tochter Charlotte (geb. 11. Januar 1753), zählte 16 Jahre, ſtand der erſtern an Anmuth nach, empfahl ſich aber dafür um ſo mehr durch ihren Charakter.

„Mitleidig gegen alle Unglücklichen," ſo ſchildert ſie Keſtner in einem Briefconcept an ſeinen frühern Erzieher vom Ende 1767 oder Anfang 1768[1], „gefällig und bereit, Jedermann zu dienen, verſöhnlich, gerührt, wenn ſie glaubt, Jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich; freudig, wenn Jemanden etwas Gutes begegnet, gar nicht neidiſch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern ſonſt gewöhnlich iſt). Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geſchwinde Begriffe, Gegenwart des Geiſtes, froh und immer vergnügt; und dieſes nicht für ſich allein, nein, alles, was um ſie iſt, macht ſie vergnügt, durch Geſpräche, durch luſtige Einfälle, durch eine gewiſſe Laune oder Humor. Sie iſt das Vergnügen ihrer Aeltern und Geſchwiſter; und wenn ſie ein finſteres Geſicht darunter bemerkt, ſo eilt ſie, es aufzuklären. Sie iſt bei Jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches ſonderbar iſt, ſich dumme und kluge, ernſthafte und luſtige befinden. Sie iſt tugendhaft, fromm und fleißig, geſchickt in allen Frauenzimmerarbeiten ꝛc."

Dieſe ſoliden Vorzüge des Charakters erweckten in Keſtner den Wunſch, Charlotte zur Gemahlin zu nehmen; doch war ſie immerhin noch etwas jung; er ſelbſt hatte auch nicht genügendes Einkommen, um eine Familie zu gründen. Deßhalb verſchob er ſeine förmliche Verlobung und beſchloß, die erſehnte Braut gleich dem Patriarchen Jakob durch gewiſſenhafte, treue Arbeit zu verdienen.

Dieſe Arbeit war keine angenehme — eine verzweifelt lederne Bureau-Arbeit, mitten in Kreiſen, in welchen Gelehrten- und Adelsſtolz, niedrige Gewinnſucht, Härte gegen unglückliche Bedrückte, Kabale und kleinliche Regierſucht das Leben höchſt ungemüthlich machten. Dazu wurde das Viſitationsgeſchäft von

[1] Keſtner l. c. S. 290.

den leitenden Juriſten möglichſt in die Länge gezogen[1]. Der hannöver'ſche Geſandte aber war einer der arbeitſamſten und ſchreibſeligſten von Allen. „Man iſt nichts mehr," meinte Keſtner, „als eine Maſchine, welche ſich bewegt, wenn Andere wollen, und ſo auch wieder ſtille ſteht. Das Bewußtſein, auf ſolche Weiſe gearbeitet zu haben, hat gar wenig Befriedigendes. . . Da iſt der Ort, die Standhaftigkeit zu üben, das Böſe zum Guten zu benutzen."

Es war ein harter Schlag für die Familie im Deutſchen Haus, als die Mutter, eine brave chriſtliche Hausmutter, fromm und thätig, ſittſam und liebevoll, ein Muſter aller häuslichen Tugenden, den zahlreichen Kindern im Herbſt 1770 durch den Tod entriſſen wurde[2]. Gemildert ward er einigermaßen dadurch, daß die beiden älteren Töchter, beſonders Lotte, ſich treulich nach den Lehren und Beiſpielen der Mutter gebildet hatten. Sie vertrat für die jüngeren zehn Geſchwiſter wahrhaft der Mutter Stelle und erbte darum auch in vollem Maße die Liebe, mit welcher alle an der Mutter gehangen hatten. Keſtner, der den Tod der Dahingeſchiedenen wie ein Sohn mitbetrauerte, ward in der verſtändigen Wahl ſeines Herzens noch mehr beſtärkt, als Lotte's Charakter ſich in den harten Tagen der Trauer immer edler und ſchöner entfaltete. Er ſah ſich nach einer Anſtellung um, welche eine baldige Heirath ermöglichte, und arbeitete, da ſich dieſer Plan nicht ſo ſchnell verwirklichen ließ, ruhig in ſeiner bisherigen Stellung weiter, zur vollen Befriedigung ſeines Geſandten, der ihn nach Verdienſt zu ſchätzen wußte.

So ſtanden die Dinge im Deutſchen Haus, als Göthe, keineswegs von den Narrheiten des Goué'ſchen Ritterordens befriedigt, zufällig in den ſtillen Kreis desſelben hineingerieth.

Am 9. Juni (1772) fuhr Charlotte mit einigen Freundinnen auf einen ländlichen Ball in Wolpertshauſen. Keſtner hatte noch Geſchäfte und kam erſt ſpäter zu Pferde nach.

---

[1] A. Menzel XII[a]. 106.

[2] Vgl. Keſtner l. c. S. 288. 303.

„Der Dr. Göthe," ſo berichtete ſpäter Keſtner, „war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerſt kennen. Er hat ſehr viele Kenntniſſe, und die Natur, im phyſikaliſchen und moraliſchen Verſtand genommen, zu ſeinem Hauptſtudium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit ſtudirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm Genüge geleiſtet. Lottchen zog gleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Sie iſt noch jung, ſie hat, wenn ſie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit iſt, eine ſehr vortheilhafte, einnehmende Geſichtsbildung; ihr Blick iſt wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil ſie den Tanz liebt; ſie war luſtig; ſie war in ganz ungekünſteltem Putze. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß ſie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden ſpäter; und es iſt nie unſere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundſchaft gegen einander zu äuſern. Er war den ganzen Tag ausgelaſſen luſtig (dieſes iſt er manchmal, dagegen zu anderer Zeit melancholiſch), Lottchen eroberte ihn ganz, um deſto mehr, da ſie ſich keine Mühe darum gab, ſondern ſich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Göthe ſich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er ſie auch erſt von der Seite, wo ſie ihre Stärke hat, von der Häuslichen Seite, kennen." [1]

Jetzt war's aus mit Reichskammergerichtsviſitation und mit allen Prozeſſen, mit allem ernſteren Studium und faſt auch mit der Literatur. „Der Dr. Göthe" war nun alle Tage im Deutſchen Hauſe. Die Kinder nannten ihn „Vetter" und „Onkel"; mit den Buben kollerte er am Boden herum und ließ ſich von ihnen zerzauſen, den Mädchen brachte er Bonbons und erzählte ihnen Märchen. Der Vater gewann ihn bald wie einen Sohn lieb; Lotte ließ ſich in ihren häuslichen Geſchäften nicht im min-

[1] Keſtner l. c. S. 40.

deſten ſtören, war freundlich und gut, ohne die verſteckten Liebesäußerungen des Dichters zu erwiedern. Keſtner, eine ehrliche, biedere Natur, achtete Göthe um ſeines augenſcheinlichen Talentes und mancher guten Eigenſchaften willen, behandelte ihn als Freund, ließ die Idee einer Nebenbuhlerſchaft gar nicht in ſich aufkommen, ging nach wie vor treu ſeinen Pflichten nach und ſaß oft noch ſpät Abends am Pulte, während Göthe den Kindern Geſchichten erzählte, nur um bei Lotte zu ſein.

Göthe ſeinerſeits war Keſtner auch recht zugethan. Dabei verkannte er den ſoliden Fond wackerer Geſinnung nicht, der ihn in ſeinem proſaiſchen Bureauleben und Lotte in den häuslichen Sorgen einer nicht ſehr begüterten, mit Kindern geſegneten Familie ſo glücklich machte. „Ihr wart mir," ſchrieb er ſpäter an Keſtner, „eine Art Ideal eines durch Genügſamkeit und Ordnung Glücklichen, und euer muſterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild." Aber ſo ſehr er ſich auch Mühe gab, an Keſtner als Freund zu handeln, Phantaſie und Herz walteten zu mächtig in ihm, um bei der bloßen Freundſchaft für Keſtner ſtehen zu bleiben. Charlotte, in welcher er manche Züge von Friederike wiederfand, nur anmuthig von der freundlichen Geſchäftigkeit eines Hausmütterchens belebt, ward einſtweilen des Dichters Frauenideal. Von ihr dichtete und träumte er, und wie er denn im tiefſten Grunde ſeines Weſens Realiſt war, ließ er es nicht bei bloßen poetiſchen Träumereien bewenden. Er ſchloß ſich immer zutraulicher an Lotte und Keſtner an, miſchte ſich unter die Kinder, um ſo einigermaßen unter Lotte's Obſorge zu ſtehen, vertauſchte das „Ihr" und „Sie" bald mit dem ſpielenden „Du", erbat ſich von ihr kleine Andenken, ſuchte bei Spaziergängen um ſie zu ſein, lud auch wohl zu ſolchen ein und irrlichtelte in den mannigfachſten Formen lockend und klagend um das angebetete Weſen herum. Zum Glück waren Keſtner und ſeine Braut vernünftige und praktiſche Leute, genoſſen das unterhaltende Licht des ſchönen Kometen, der in ihre ruhige Bahn gefahren war, ließen ſich von demſelben aber in ihrem Geleiſe nicht beirren. Viel-

leicht daß ſie die ſonderbare Freundſchaft nur etwas allzu gemüthlich und nachſichtig beurtheilten. Für Göthe wurde das anfängliche Spielen mit der Liebe bald zur peinlichen Qual. Er ſaß am Hamen und verſuchte umſonſt, ſich weg zu poetiſiren.

„Ob er gleich," ſo erzählt Keſtner, „in Anſehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, ſo konnte er, mit aller ſeiner Philoſophie und ſeinem natürlichen Stolze, ſo viel nicht über ſich erhalten, daß er ſeine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat ſolche Eigenſchaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geſchmack iſt, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn ſo zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er ſie, in ihrer Art zu verfahren, noch ſelbſt bewundern mußte. Seine Ruhe litt ſehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erſtaunen mußte, wie die Liebe ſo gar wunderliche Geſchöpfe ſelbſt aus den ſtärkſten und ſonſt für ſich ſelbſtſtändigen Menſchen machen kann. Meiſtens dauerte er mich, und es entſtanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande ſein, Lottchen ſo glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausſtehen konnte, ſie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtungen bemerken können." [1]

Wochen, Monate, ja ein ganzes Vierteljahr lang härmte und plagte ſich Göthe inzwiſchen mit dieſer völlig ausſichtsloſen Liebe, winſelte und jammerte, wenn bei einem Ausflug Lotte nicht dabei war, oder wenn er nicht ein ganz ſo freundlich Geſicht bekam, als er erwartet hatte. „Heute war ich in Atſpach," heißt es in einem ſeiner Seufzercoupons, „und morgen gehen wir zuſammen, da hoffe ich freundlichere Geſichter zu kriegen. Inzwiſchen war ich da, hab Ihnen zu ſagen, daſſ Lotte ſich am Mondbeſchienen

[1] Keſtner l. c. S. 78.

Tahl innig ergötzt, und Ihnen eine gute Nacht ſagen wird. Das wollt ich Ihnen ſelbſt ſagen, war an ihrem Haus, in ihrem Zimmer war kein Licht, da wollt ich nicht Lärm machen. Morgen früh trinken wir Caffee unterm Baum in Garbenheim, wo ich heute zu Nacht im Mondſchein aſſ. Allein — doch nicht allein. Schlafen Sie wohl. Soll ein ſchöner Morgen ſein" (8. Aug.)[1].

Endlich machte „Mephiſtopheles" Merck dem unerquicklichen Jammer ein Ende. Göthe war nach Gießen hinübergekommen, um perſönlich mit Höpfner Bekanntſchaft zu machen — ganz in jenem ſtudentiſchen Galgenhumor, der damals mit ſeiner Liebesmelancholie in unberechenbaren Intervallen abwechſelte. Da traf er Merck (28. Aug.); dieſer mußte mit nach Wetzlar und Charlotte ſehen. Sie gefiel ihm, „elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte", ſchrieb er an ſeine Frau; aber er betrachtete ſie als die Braut eines Andern, — Göthe's Liebe, wie ſie es war, als ausſichtslos, thöricht und unrecht. Er machte ihn auf vernünftigere Partieen aufmerkſam, ſuchte ihn von Wetzlar wegzubringen und hätte ihn eigentlich gern gleich ſelbſt mitgenommen. Doch Göthe wollte nicht. Noch am 5. September murrte er den ganzen Nachmittag und am ſechsten den ganzen Vormittag, „daß Lotte nicht nach Atſpach gegangen iſt". Mercks Mahnungen wirkten indeß langſam in dem von vergeblichem Warten, Hoffen, Sehnen und Klagen abgehetzten Geiſte. Er beſchloß nun wirklich abzureiſen. Am 10. September aß er zum letzten Male bei Keſtner zu Mittag im Garten. Abends ſaßen ſie noch einmal beiſammen. Charlotte führte das Geſpräch auf den Zuſtand der Seele nach dem Tode und die Drei verſprachen ſich, welches von ihnen zuerſt ſtürbe, ſollte den Andern, wenn möglich, Nachricht aus dem Jenſeits bringen. Den andern Morgen reiste Göthe von Wetzlar ab, ohne Abſchied zu nehmen. Er ließ ein Billet an Keſtner zurück, vom vorigen Tag datirt:

---

[1] Ebd. S. 42.

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lotten inliegenden Zettel. Ich war sehr gefasst, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh ich. O mein armer Kopf!" Der Brief hatte einen doppelten Einschluß mit zwei Abschiedsbrieflein an Charlotte[1].

Die fröhliche Reise der Lahn entlang, erst zu Fuß, dann im Nachen, mitten unter den anmuthigsten Landschaftsbildern, zerstreute rasch des Dichters schwarze Melancholien. In Ehrenbreitstein bei der Familie La Roche wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Merck war da, auch der Allerwelts-Leuchsenring, der den Damen aus seinen Chatouillen die Correspondenzen berühmter Männer und Frauen zum Besten gab. Man plauderte über Literatur, machte Ausflüge; Göthe schwärmte gleich um die beiden Töchter herum, verliebte sich in eine derselben, die später den Frankfurter Brentano heirathete, fing mit Leuchsenring Händel an ꝛc., aber ehe es ungemüthlich wurde, trieb Merck zur Weiterreise, den Rhein hinauf. Göthe zeichnete, dichtete und schwärmte.

Er war kaum in Frankfurt angekommen, als er am 22. September bei Schlosser seinen Freund Kestner traf, der von Wetzlar in Gesellschaft der Herren von Born, von Hardenberg (des spätern Ministers) und Freitag herübergekommen. „Es war mir eine unbeschreibliche Freude," berichtet Kestner in seinem Tagebuch, „er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast." Auf dem Römer trafen sie Frau Merck und Göthe's Schwester Cornelie. „Wir gingen vor's Thor auf dem Wall spazieren," erzählt Kestner weiter, „unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer; wie sie den Göthe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette

[1] Kestner l. c. S. 44 ff.

(Charlotte Gerock, eine Freundin Corneliens). Die Zeit ging unterm Spazierengehen und Sprechen bald der Merckin, bald dem Merck, bald dem Göthe unvermerkt hin. Wir gingen in Göthe's Haus; die Mutter war nur zu Haus und empfing uns, auch mich, auf das bey ihr alles geltende Wort des Sohnes ꝛc.“ Am folgenden Tag beſahen ſie das Göthe'ſche Haus, die Stadtbibliothek und den Römer, gingen auf die Meſſe, beſuchten Antoinette Gerock und Abends die Komödie[1].

Seit dieſem Beſuche lebte — trotz der andern galanten Bekanntſchaften — die Leidenſchaft für Charlotte wieder mit neuer Gewalt auf. Den ganzen September und October flog ein Briefchen um's andere nach Wetzlar — an Keſtner adreſſirt und für deſſen Braut beſtimmt. Er heftete ihre Silhouette an die Wand ſeines Zimmers und hielt davor ſeine Monologe; er ſchickte Grüße und Gaben, beſorgte Beſtellungen und erzählte ſeine Träume. Keſtners Braut iſt noch immer die „liebe Lotte“ und die „goldene Lotte“ und die Lotte mit dem „roſafarbenen Band“, ſein Traum bei Tag und Nacht. Alles erinnert ihn an die vergangenen Scenen; jetzt hätte er ihr, wenn er noch in Wetzlar wäre, etwas mitzutheilen, wovon Keſtner nichts wiſſen dürfe; jetzt fleht er um abermalige Abſchiedsthränen; jetzt meint er, es wäre eigentlich beſſer, nicht mehr zu ſchreiben, aber die Silhouette läßt ihm keine Ruhe.

Gerade um dieſe Zeit (am 29. October) erſchoß ſich in Wetzlar ein College Goué's, der braunſchweigiſche Geſandtſchaftsſecretär Jeruſalem, ein Sohn des proteſtantiſchen Abts von Riddagshauſen. Unzufriedenheit mit ſeiner Stellung überhaupt, Streitigkeiten mit ſeinem Geſandten, Verweiſe von ſeinem Hofe, unfreundlicher Ausſchluß aus der höhern Geſellſchaft, in die er Zutritt geſucht, hatten dieſen talentvollen jungen Mann ſo mißſtimmt, daß er von Wetzlar wegzukommen ſuchte. Er hoffte, die Viſitationsgeſchäfte möchten ſich bald zerſchlagen; doch umſonſt. In ſeiner Mißſtimmung verliebte er ſich in die Frau des pfäl-

[1] Keſtner l. c. S. 50.

ziſchen Legationsſecretärs H., die jedoch ſeine Complimente und Galanterieen abwies. Da fing er an, ſich aller Geſellſchaft zu entziehen, verſchloß ſich vor Jedermann, auch vor ſeinen bisherigen Vertrauten, machte lange Mondſcheinſpaziergänge, las wüthend Romane und Trauerſpiele (die fürchterlichſten waren ihm die liebſten und von den Romanen glaubte er bald alle geleſen zu haben), bohrte dazu in modernen philoſophiſchen Schriften, las Leibniz, mit Vorliebe aber Mendelſohns Phädon, beſtritt jedoch deſſen Anſichten über den Selbſtmord, klagte über die engen Grenzen des menſchlichen Verſtandes und beſchwerte ſich heftig über die Liebloſigkeit der Menſchen. Als ſich das falſche Gerücht verbreitete, Goué habe ſich entleibt, widerſprach er, erklärte Goué deſſen unfähig, vertheidigte aber mit Eifer den Selbſtmord. Keſtner beneidete er um ſein friedliches Glück: „Wie glücklich iſt Keſtner! Wie ruhig er dahin geht!“ Die unſelige Leidenſchaft für Frau H. verwirrte immer mehr ſein krankes Gehirn. Am 28. October (Mittwoch) nach einer Gaſterei nahm ihn der Secretär mit nach Hauſe zum Kaffee. Dabei erklärte er deſſen Gattin: „Liebe Frau Secretärin, dieß iſt der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke.“ Sie nahm das für Spaß und antwortete ſcherzend. Des Nachmittags kam er wieder, that, da er ſie allein fand, vor ihr einen Fußfall und machte eine wahnſinnige Liebeserklärung. Die Frau wies ihn ab, erzählte ihrem Manne die Sache und bat ihn, dem Verrückten das Haus zu verbieten. Jeruſalem ſchickte, nach einer qualvollen Nacht, des folgenden Morgens ein Billet an den Secretär H., das nicht angenommen wurde, gegen Mittag ein zweites, das ebenfalls keine Aufnahme fand, Nachmittags erſuchte er Keſtner in einem Billet um deſſen Piſtolen, angeblich zu „einer vorhabenden Reiſe“. Nachdem er ſie erhalten, ſchrieb er einige Abſchiedsbriefe und ſchoß ſich dann um 1 Uhr Nachts eine Kugel in den Kopf. Der Schuß tödtete ihn nicht ſofort; man traf ihn des Morgens noch athmend, doch bewußtlos und tödlich verwundet. Auf ſeinem Pult lag „Emilie Galotti“ aufgeſchlagen und ein von ihm ſelbſt verfaßter Aufſatz „Von der Freiheit“. Gegen 12 Uhr verſchied er. Abends $^3/_4$11 Uhr

wurde er in der Stille begraben, „kein Geistlicher hat ihn begleitet“[1].

Der Selbstmord machte in Wetzlar ungeheures Aufsehen. Die Frauenzimmer zerflossen in Rührung über den Unglücklichen, Kestner beurtheilte die Sache sehr ruhig und vernünftig, Göthe ward auf's Höchste erregt. Er schrieb Jerusalems Unglück nicht seiner aufgeklärten Philosophie, Romanleserei und Phantasterei zu, sondern seiner früheren protestantisch-religiösen Erziehung: „Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts geniessen denn Spreu der Eitelkeit und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen und hemmen gute Natur und übertreiben und verderben die Kräffte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück. Hohle sie der Teufel, ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld, so verzeih mir's Gott, dass ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen wie Eli.“

Am 6. November erschien er selbst mit Schlosser auf dem Schauplatz des tragischen Vorfalls, saß bis zum 10. mit Kestner und dessen Braut herum, und hatte zum Schluß „wieder recht hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Kanapee“. Schlosser verhinderte einen förmlichen Abschied mit sentimentaler Rührungsscene. Noch im Verlauf des Novembers erhielt Göthe von Kestner einen ausführlichen Bericht über Jerusalems Selbstmord, den er abschreiben ließ.

Weit entfernt indeß, davon bewegt zu werden, tändelte er fort mit dem elenden Phantom seiner Lotte-Liebe, — bald heiter, bald melancholisch, bald gemüthlich scherzhaft, bald wild sentimental, je nach Laune und Wetter, träumte von Lotte, plauderte von Lotte, erzählte aller Welt von Lotte, schickte ihr seine Silhouette mit Gedicht, sendete Geschenke für sie und die Kinder u. s. w. u. s. w. Dabei ermangelte er aber nicht, fleißig bei andern Frauenzimmern herumzuflattern und neue Verhältnisse

[1] Der ausführliche Bericht Kestners, den Göthe später dem Werther zu Grunde legte, bei Kestner S. 86 ff.

anzuſpinnen, der einen von der andern zu erzählen, und durch die Erzählung ſeiner Herzensgeheimniſſe neue Herzen zu fangen — ein Spiel, das er hernach ſo ziemlich zeitlebens forttrieb. Schon im Januar 1773 ließ er Lotte ſagen, daß er ein Mädchen gefunden, das er von Herzen lieb habe und das der Schweſter Lotte's, Lenchen, gleiche. Am 28. Januar erzählt er Keſtner, an Lotte's Adreſſe, wie er ſeine Freundinnen auf den Ball geputzt, dann mit den Fräulein Gerock (Antoinette und Nannen) einen Nachtſpaziergang gemacht und dabei dann aus Homer überſetzt habe. Immer kam er aber wieder auf Lotte zurück, welche noch lange die Königin ſeiner unſinnigen Träumereien blieb, auch nachdem ſie am 4. April 1773 durch feierliche Trauung Keſtners Gattin geworden war. Ja noch ſpät im folgenden Jahre, als ſie ſchon Mutter war, verfolgte er ſie mit zärtlichen Briefen, und als ſeine Wetzlarer Strumpfwäſcherin, Katharine Lisbeth, nach Frankfurt kam, und ihm von Lotte's Kindheit erzählte, gerieth er in Entzückung und ſchrieb an ſie einen ganzen Dithyrambus: „und am Endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Todt. Adieu Lotte. Kein Wort heute mehr“ (26. Auguſt 1774)[1]. Und doch hatte er in Frankfurt ſelbſt einen zahlreichen Kreis junger Schöngeiſter, in welchem Mariage geſpielt wurde, im benachbarten Darmſtadt einen Cirkel, von dem Merck erzählt: on danse à tout moment, er hatte in der ſcherzhaften Hochzeitslotterie eine Braut gezogen, die er wirklich an den Altar zu führen gedachte — und ſetzte das mehr als gemeine und nach dem natürlichen Sittengeſetz ſchon unerlaubte, ihm aber nun einmal pikante Abenteuer, der Frau eines Andern den Hof zu machen, mit Genuß fort. Maximiliane La Roche hatte den reichen Kaufmann Peter Brentano geheirathet, einen etwas proſaiſchen Herrn, der ſchon aus erſter Ehe 5 Kinder mitbrachte. Göthe ſchmuggelte ſich raſch als Hausfreund ein, kollerte wie in Wetzlar mit den Kindern auf dem Boden herum

[1] Keſtner l. c. S. 212.

und begleitete das Clavierſpiel der Dame, in die er ſich früher vergafft hatte, mit dem Baß.

Glücklich, wahrhaft innerlich glücklich fühlte er ſich nicht, während er ſo mit phantaſtiſcher Thorheit und mit der Sünde ſpielte. Wilder Rauſch wechſelte mit trübem Katzenjammer, drückendes Gefühl von Leere mit neuen Verſuchen, „Poeſie" zu leben. „Meine arme Exiſtenz ſtarrt zum öden Fels," klagt er Keſtner (am 23. April 1773). „Dieſen Sommer geht Alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, ſein Weib in die Schweiz, meine Schweſter, die Flachsland, ihr, alles. Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme, oder mich erhänge, ſo ſagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, daß mir mehr Ehre macht, wenn ihr wollt." [1]

„Und ſo träume ich denn," heißt es in einem anderen Brief an Keſtner (18. Juni 1773), „und gängle durchs Leben, führe garſtige Proceſſe, ſchreibe Dramata und Romanen und dergleichen. Zeichne und pouſſire und treibe es ſo geſchwind es gehen will. Und ihr ſeyd geſegnet, wie der Mann, der den Herrn fürchtet. Von mir ſagen die Leute, der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erſchlagen! Und ich denke, die Leute ſind Narren." [2]

„Ich, lieber Mann," ſchreibt er demſelben Freunde am 15. September 1773, „laſſe meinen Vater ietzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt Civil Verhältniſſe einzuſpinnen ſucht, und ich laſſ es geſchehen. So lang meine Kraft noch in mir iſt! Ein Riſſ! und all' die ſiebenfachen Baſtſeile ſind entzwei. Ich bin auch viel gelaſſener und ſehe, daſſ man überall den Menſchen, überall großes und kleines, ſchönes und Häſſliches finden kann. Auch arbeit ich ſonſt brav fort und denke den Winter allerley zu fördern." [3]

Der Prozeſſe waren eigentlich nicht viele, die Arbeit beſorgte

---

[1] Keſtner l. c. 162. Vgl. S. 142. 149.

[2] Keſtner l. c. S. 169.

[3] Keſtner l. c. S. 180.

faſt ganz der Vater; es blieb daher Zeit genug zu Ausflügen, Unterhaltungen aller Art, Dilettanterien, literariſchen Arbeiten. Vor Allem legte ſich Göthe wieder auf's Zeichnen, unterrichtete Merck im Zeichnen und Kupferſtechen und dachte allen Ernſtes daran, Maler zu werden. Obgleich ihn das Leben im Vaterhauſe etwas einengte, wollte er deßhalb die „ſiebenfachen Baſtſeile" nicht zerreißen und verwarf Keſtners Antrag, fremde Dienſte zu nehmen.

„Die Stelle in Deinem Brief, die einen Wink enthält von möglicher Näherung zu euch, iſt mir durch die Seele gangen. Ach, es iſt das ſchon ſo lange mein Traum als ihr weg ſeyd. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienſte gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und ſo ſcheint es, könnt ich wohl einen Verſuch wagen, wieder einmal zu ſehen wie's drauſſen ausſieht.

„Aber Keſtner, die Talente und Kräffte, die ich habe, brauch ich für mich ſelbſt gar zu ſehr, ich bin von ieher gewohnt, nur nach meinem Inſtinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürſten gedient ſein. Und dann, bis ich politiſche Subordination lernte — Es iſt ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präſ. v. Moſer zu ſagen, man kann ihre eigenſinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten iſt meine Jurisprudenz der geringſten eins, Das biſſgen Theorie und Menſchenverſtand richtens nicht aus — hier geht meine Praxis mit meinen Kenntniſſen Hand in Hand. ich lerne ieden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Juſtizcollegio — Ich habe mich von ieher gehütet ein Spiel zu ſpielen, da ich der unerfahrenſte am Tiſch war. — Alſo —"[1]

Er beſchloß alſo, Poet und Literat zu bleiben und das Leben fortzuführen, das er ſelbſt im Frühjahr (1773) ein „Gewirre" genannt hatte, „ein recht toll und wunderbar Leben", das ſich nie detailliren läßt, „vielleicht heute weniger als jemals". In

[1] Keſtner l. c. S. 193.

aussichtslosen Liebeshändeln hetzte er seine Phantasie zu wilder Träumerei auf, in geschäftiger Kunsttändelei beruhigte er sie wieder. Langweilige Geschäfte reizten ihn zu tiefem Groll gegen alle Prosa des wirklichen Lebens, in burschikosem Spott nahm er Rache daran und bettelte dann ungesättigt wieder um den schmeichlerischen Blick einer Schönen. Unter allen Schönen wollte er die Schönste haben und blieb dabei ohne Frau; begnügte sich dann mit Frauenstudien und hätte wohl Lust gehabt, eine der nächsten zu freien, hätten ihn nicht die Fesseln der Ehe abgeschreckt. Unter allen Genies wollte er aber das freieste sein und hetzte sich durch Genuß und Vergnügen, regelloses Studium und Pfuschen in allen Künsten abermal zu neuem Phantasierausch auf, um bald im Momente der höchsten Erregung blitzartige Fragmente auf's Papier zu schleudern, bald in der eintretenden Erschlaffung die Geschöpfe seiner Phantasie berechnend und ruhiger zurechtzustutzen. Lenz und Andere, die es ihm nachthun wollten, wurden eine Beute des Wahnsinns. Hätte er nicht eine ordentliche Dosis weiblicher Schmiegsamkeit und dabei die Mittel gehabt, sich von seinen Phantasieleiden in aller Behaglichkeit des angenehmsten Lebens zu erholen: sein tolles Phantasieleben hätte vielleicht auch ihm das Gehirn verwirrt. Mit Selbstmordsgedanken plagte er sich mehr als einmal [1].

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXII. 123—129. Vgl. Kestner l. c. S. 162.

7. Literarische Früchte des Genielebens. Possen und Farcen. Clavigo.

1772—1774.

„Die Meisten liebten alle Menschen und Thiere, und nahmen nur die Recensenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf der Straße Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier."

Jean Paul.

„Haß und Liebe hatte bei Göthe und seinem Kreise damals keine Grenze; Rücksicht und Schonung kannte man nicht, wenn der Kitzel des Muthwillens stach."

Gervinus.

Bunt und wirr, wie Göthe's Leben in den Jahren 1772 bis 1774, sind auch die Erzeugnisse dieses Zeitabschnittes. Hundert Ideen und Projecte durchkreuzten sich; langsam nur und von den Umständen geschoben kam eines oder das andere zur Durchführung.

Das erste, was er nach der Rückkehr von Wetzlar im Herbst 1772 seinen Recensionen folgen ließ, war ein kleiner Aufsatz „von deutscher Baukunst . D. M. Ervini a Steinbach"[1] (mit der Jahreszahl 1771), ein Lehrgedicht in Prosa oder ein ästhetisches Fragment im Dithyrambenstil, wie die meisten seiner Recensionen eine Zündbombe auf die Dächer der Kunstphilosophen. Diese hatten in nachbetender Ueberlieferung seit den Zeiten der Reformation den ehrwürdigen Baustil, in welchem das Mittelalter seine Gotteshäuser gebaut, aus dem Reiche des guten Geschmackes ausgewiesen und als „Gothisch" vervehmt. Göthe war in dieser Kunstanschauung, die jede noch so barocke

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXVIII. 349.

Renaiſſance als claſſiſch verehrte, aufgewachſen; doch wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, als er das Straßburger Münſter ſah: die ungeheure, vermannigfaltigte Mauer, die Erwin von Steinbach himmelangeführt: „daß ſie aufſteige gleich einem hocherhabenen weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Aeſten, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer ringsum verkündet die Herrlichkeit des Herrn ... Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonirenden Einzelheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himmliſch-irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſerer älteren Brüder in ihren Werken zu umfaſſen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit!" Er fühlte, daß das ſchön war, daß es groß war, daß es deutſch war.

Aber wie bei Shakeſpeare und bei Götz, blieb er auch hier bei dem äußern Nachleuchten des Mittelalters ſtehen, ohne auch nur eine Idee oder Ahnung von dem Kerne ſeines idealen und darum ſo poetiſchen Lebens zu ſchöpfen. Keine Ahnung von dem tiefen Glauben und Wiſſen, deſſen Harmonie jene architektoniſche Symbolik geſchaffen; keine Ahnung von jener anſpruchsloſen Demuth und Beſcheidenheit, mit der der mittelalterliche Künſtler als Diener des höchſten Herrn ſich ſelbſt ganz zurücktreten ließ; keine Ahnung von dem liebevollen, ſtarken Gemeingeiſt, der die Kunſtfertigkeit zur Blüthe erhob und raſtlos weiter bildete; keine Ahnung von der Gottes- und Nächſtenliebe, welche das Geld zum Bau als Pfand ewigen Lohnes aufopferungsvoll herbeitrug; keine Ahnung von der ſichtbaren Kirche, deren ſteinerne Allegorie der gothiſche Dom war.

Aber was hat denn die gothiſchen Dome geſchaffen und ſo ſchön gemacht?

Der Genius — der Genius — nichts als der Genius!

Wie bei Götz, machte Göthe auch beim Straßburger Münſter

rechtsum kehrt! — und dann mit etwas deutſchen Phraſen und deutſchen Kunſtgefühlen zurück in den erbärmlichen Individualismus des 18. Jahrhunderts. Daß es keine Künſtler mehr gibt wie Erwin, daran ſind nur die Schulpedanten und Kunſtphiloſophen ſchuld. Denn „ſchädlicher als Beiſpiele ſind dem Genius Principien"! Sie hemmen die natürliche und charakteriſtiſche Entwicklung der Kunſt, und doch iſt „dieſe charakteriſtiſche Kunſt die einzig wahre".

Nicht der großartige katholiſche Geiſt des Mittelalters hat das Straßburger Münſter hervorgezaubert, ſondern nur der „Genius" Erwins. „Hier ſteht ſein Werk: tretet hin und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältniſſe, wirkend aus ſtarker, rauher deutſcher Seele, auf dem eingeſchränkten Pfaffenſchauplatz des medii aevi." Der Herr, deſſen Herrlichkeit der Dom verkündet, iſt nicht Gott, ſondern der Meiſter: vor ihm ſteht Göthe tief gebeugt und betet an „den Geſalbten Gottes". Und dennoch will er weder von ihm noch andern Meiſtern lernen:

„Ihr ſchadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte ſind's, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht ſie meiſt die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt, ſtets im gegenwärtigen Maß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen." [1]

So fällt dem jungen Löwen mitten in ſeiner urgermaniſchen Begeiſterung [2] Rouſſeau aus der Taſche und vor einem der

[1] Ebd. S. 346.

[2] Blaze de Bury (Rev. des Deux Mondes. 1857. 2de Période. 23e Année. Vol. IX. p. 152) bemerkt geiſtreich, wie bald Göthe davon zurückgekommen zu einer sainte recrudescence de fureur esthétique. La recherche de lois générales, d'imprescriptibles règles à s'imposer dans l'art, formait son unique spéculation. Oubliant ce qu'il avait écrit lui-même sur l'inutilité des prin-

ſchönſten Denkmäler deutſchen Gemeingeiſtes erklärt er jene Unabhängigkeit des Individuums, welche jedes nationale und kirchliche Leben und darum auch jede großartige Kunſtthätigkeit in der Wurzel zerſtört. Genuß und Willkür des Einzelnen ſoll durch ſeines epikuräiſches Maßhalten zu jenem Ideal des Schönen zurückführen, das der deutſche Volksgeiſt, vom Glaubensleben der katholiſchen Kirche beherrſcht, von der Liebe des Kreuzes begeiſtert, von Gehorſam, Demuth und Liebe beſeelt, in unerſchöpflicher Fülle verkörpert hatte.

In demſelben brauſenden Stil, von derſelben hochmüthigen Kraftgenialität durchweht iſt ein anderer kleiner Aufſatz aus dieſer Zeit: „Nach Falconet und über Falconet." Göthe verſucht darin die Grundſätze, die er über dramatiſche Poeſie und Architektur entwickelt, auch in's Gebiet der Malerei hinüberzutragen. Auch hier ſoll der Genius alle Schranken der Schule brechen und zurückkehren zur Natur, die ſich nicht dem Verſtande, ſondern dem Gefühle offenbart. „Wem hat nicht in Gegenwart ſeines Mädchens die ganze Welt golden geſchienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollſter Harmonie zuſammenfließen? ... Das Gefühl iſt die Harmonie und vice versa." Rembrandt, Raphael, Rubens kommen ihm darum „in ihren geiſtlichen Geſchichten wie wahre Heilige vor, die ſich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlen, und nicht der umſtändlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren." [1] Darum vergibt er es nicht nur Rembrandt, nein, er verehrt ihn dafür, daß er die Madonna mit dem Kinde als niederländiſche Bäuerin darſtellt. „Hat Raphael was anderes, was mehr gemalt, als eine liebende Mutter mit ihrem Erſten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anderes zu malen? Und iſt Mutterliebe in ihren Abſchattungen nicht eine ergiebige

---

cipes et des maximes, il se consumait à creuser de laborieuses théories et s'épuisait à les discuter avec son entourage.

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXVIII. 350.

Quelle für Dichter und Maler aller Zeiten? Aber es ſind die bibliſchen Stücke alle durch kalte Veredlung und die geſteifte Kirchenſchicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entriſſen worden, um gaffende Augen des Dumpfſinns zu blenden." Indem der kecke Bilderſtürmer anſcheinend bloß das Gekünſtelte, Unwahre, die Auswüchſe chriſtlicher Kunſt bekämpft, ſtürzt er ihre tiefſten Grundlagen um: ihren dogmatiſchen Gehalt, ihren liturgiſchen Werth, ihre religiöſe Weihe. Die an ſich heilſame äſthetiſche Revolution ſchließt zugleich die religiöſe ein und Göthe langt dann auch glücklich dabei an, Rubens' fleiſchige Weiber dafür zu preiſen, daß ſie ſo fleiſchig ſind [1].

Im folgenden Jahre (1773) veröffentlichte Göthe ein paar anonyme Blätter „theologiſchen" Inhalts, die indeß mehr den Charakter literariſcher Renommiſterei, als den eines „Glaubensbekenntniſſes" an ſich tragen. Wer iſt denn der neue Anonymus? mußte es heißen, und das raſch gelüftete Geheimniß verkündigte, daß Wolfgang Göthe trotz einem Herder, Lavater, Claudius und Hamann auch dieſes Inſtrument zu ſpielen wiſſe. Das erſte ſolche Elaborat war der „Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu *** [2]. Aus dem Franzöſiſchen", ſchon im Titel an Rouſſeau's „Savoyiſchen Vicar" gemahnend. Die Quinteſſenz dieſer theologiſchen Flunkerei iſt ein abgeſtandener Proteſtantismus, der alle Rechtgläubigkeit bei Seite geſchoben, aber von dem kahlen Rationalismus auch nichts wiſſen will, nun ein zahmes Mittelding ſucht, die Bekenntnißlehre mit „ewiger Liebe" abſchleift, die trockene Naturreligion, die dabei übrig bleibt, mit bibliſcher Sentimentalität und pietiſtiſcher Herzlichkeit überzuckert.

Der Paſtor glaubt, ſo ſagt er wenigſtens, an Gott, an Chriſtus, an Rechtfertigung durch den Glauben, an einen Himmel im Jenſeits. Aber er will als unendlich liebender Menſch durchaus alle Leute in dem Himmel haben, hat darum im Stillen

---

[1] Ebd. S. 352.

[2] Geſ. Werke. Ebd. XXVII. 2. Abth. 87 ff.

die Hölle abgeſchafft und tröſtet ſich insgeheim (offen darf man's noch nicht ſagen) mit einer ſchließlichen Begnadigung aller Verdammten. Für den Grund ſeiner Seligkeit hält er den Glauben an die göttliche Liebe, die vor ſo viel hundert Jahren unter dem Namen Jeſus Chriſtus eine kleine Zeit als Menſch herumzog. Aber Genaueres über die Menſchwerdung will er nicht wiſſen: „Da Gott Menſch geworden iſt, ſo muß man ſich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.“ [1] Er iſt alſo nicht Gott geblieben. Dennoch taugen die Vernunftphiloſophen, welche ihn lärmend abſetzen, nichts, weil ſie intolerant ſind und zahlloſe Händel erregen. Es braucht und ſoll nichts bewieſen werden — auch die Göttlichkeit der Bibel nicht; dieſe wird jeder, der guten Willens iſt, durch die Süßigkeit des Evangelii inne; wer ſie nicht fühlt, den muß man laufen laſſen: genug, wenn ich einſt im Jenſeits den Türken und Juden an's Herz drücken kann. Wir ſind alle Menſchen und das größte Elend iſt, daß die Chriſten unter ſich uneins ſind.

Weder Bellarmin noch Seckendorf, weder Luther noch Calvin haben das richtige Chriſtenthum — die Bekenntniſſe ſind bloß äußerliche, zeitweilig erſprießliche Formeln. Luther hat wohl gethan, uns von der Hierarchie zu befrein; die Meſſe iſt etwas zu viel, die Sacramente ſind bloße Zeichen; aber er hat damit nicht das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf. Die „Hierarchie iſt ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche“ [2], es war nie eine ſichtbare Kirche auf Erden. Das ganze Uebel der Entzweiung kommt von den Theologen her, den wunderlichen Leuten, die ſchon von den apoſtoliſchen Zeiten her prätendirten, was nicht möglich iſt: die chriſtliche Religion in ein Glaubensbekenntniß zu bringen. Daher ſchon Streit zwiſchen Petrus und Paulus. Taufe, Händeauflegung und Abendmahl waren anfangs ganz ſchöne, ſinnige Zeichen zu freiwilliger Erbauung, aber leider hat man ſie hernach zum Geſetze gemacht, und das führte nothwendig Trennung herbei.

---

[1] Ebd. S. 90. [2] Ebd. S. 93.

Darum fort mit Schriftcommentaren und dogmatiſcher Engherzigkeit! Fort mit allem theologiſchen Streit und aller Ausſchließlichkeit! Allgemeine Brüderlichkeit, Frieden und Liebe! „Wer Jeſum einen Herrn heißt, der ſei uns willkommen; können die Andern auf eigene Hand leben und ſterben, wohl bekomm es ihnen!“ [1]

Wie Leſſing in ähnlichen religionsphiloſophiſchen Fragmenten ſeiner Jugend, behält Göthe Namen und Schein des Chriſtenthumes bei, beſeitigt aber in ebenſo frivoler Weiſe deſſen Grundlage, die Gottheit Chriſti, deſſen Kern, d. h. die poſitiven Lehren und die geſellſchaftliche Organiſation: die Kirche. Was ihn von Leſſing vorzüglich unterſcheidet, iſt, daß er nicht verſtandesmäßig, ſondern rein nur nach Empfindung vorangeht und ſich wieder an Empfindung wendet. Jener löst die poſitive Offenbarung in willkürlichen Verſtandesbegriffen, dieſer in dem vagen Wahnbild einer „ewigen Liebe“ auf, die weder Wahrheit noch Gerechtigkeit und Heiligkeit in ſich ſchließt. Dem entſprechend ſind Form und Faſſung milder, weicher, pietiſtiſch angeweht. Nicht nur den proteſtantiſchen Religionsſchattirungen und dem offenen Unglauben wird zarte Rückſicht gezollt, ſondern auch dem Bibelglauben, den Sacramenten, ja ſogar den Katholiken. Er fürchtet, die „Aufgeklärten“ unter dieſen möchten zu weit gehen. „Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römiſchen Kirche; ob's aber Gottes Werk iſt, wird die Zeit ausweiſen. Vielleicht proteſtirt ſie bald mehr als gut iſt.“ [2]

Er fürchtete, daß die Religion durch irgend welche entſchiedene Proteſte etwas mehr werden möge als ein unbeſtimmbares, ſüßelndes Gefühl, wie er es ſchon in ſeiner Kindheit unter pietiſtiſchen Frauen eingeſogen und nachher in Liebesabenteuern mit ſeiner Sinnlichkeit amalgamirt hatte. Damit ließ ſich in der vergnüglichen, wenn auch buntſchattirten Geſellſchaft auskommen, in der er lebte. Darin ſtimmten Alle überein, daß man einander liebhaben und amüſiren müſſe, — auch die Katholiken La

[1] Ebd. S. 96. [2] Ebd. S. 92.

Roche, Brentano, der leichtlebige Jesuitenschüler Crespel und der tolerante Propst Dumeix, von dem Göthe sich über Katholisches belehren ließ. Auf dem Grunde des tobenden Geniesprudels aber saß ein recht weichherziges Seelchen, das nicht den Muth hatte, der Wahrheit als Gegner oder Zweifler oder aufrichtiger Forscher in's Auge zu schauen. Dazu fehlte ihm auch vollständig die männliche Charakterbildung und jede gründliche philologische, philosophische und theologische Schule. Da er nichtsdestoweniger in „Zwo wichtigen biblischen Fragen“ sich auch den Exegeten als Genie zeigen wollte, schrieb er um dieselbe Zeit mit griechischen Anmerkungen ein paar Seitchen über den Inhalt der Bundestafeln und über die Sprachengabe zusammen, nach seinem eigenen spätern Geständniß eine „Posse“ [1], worin er die orthodoxe Schrifterklärung über die Bundestafeln umstieß und die Sprachengabe mit poetischer Gefühlsphantasterei zusammenwarf.

„Trachtet ihr,“ das ist die Moral, „daß ihr Lebenskenntniß erlanget, euch und eure Brüder aufzubauen. Das ist euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf und lalle sein Gefühl!“ [2]

Dieser Erwählte war natürlich vor Allem der Dichter. Platz für ihn! Er brachte zunächst im Sommer den unter Mercks Mitwirkung umgearbeiteten „Götz von Berlichingen“ zu Markte, der nun für zwölf gute Groschen zu haben war; dann im Herbst eine aus „belebten Epigrammen“ zusammengewürfelte Posse „Das Jahrmarktsfest in Plundersweilen“. Das war Alles dieses Jahr.

Sei es, daß Wieland den „Götz“ nicht genug gelobt hatte — er hatte ihn im deutschen Merkur ein „bezauberndes Ungeheuer“ genannt — oder daß das Genie von sonst nicht eben kargem Lobe überschäumte; genug, Anfangs des folgenden Jahres (1774) zog Göthe in einer derben studentischen Posse gegen den

---

[1] Aus Herders Nachlaß I. 144.

[2] Ebd. S. 98.

beliebten Modeſchriftſteller zu Felde und gab ihn dem Gelächter preis. Anlaß lag vor. Wieland hatte ſich nicht begnügt, unter athenienſiſchen Titeln ſeine leichte genußſüchtige Modewaare zu verkaufen, er hatte ſich auch der Götter und Halbgötter des ſeligen Olymps bemächtigt und ſie in „Alceſte" eine zahme tugendhafte Rococo-Tragödie ſpielen laſſen. Alceſte ſtarb dabei an Ohnmacht und ſentimentalen Krämpfen und Herkules holte ſie unter vielen franzöſiſchen Complimenten wieder aus dem Orkus heraus. Da ließ Göthe nun in „Götter, Helden und Wieland" den Herkules mit Löwenfell und Keule aufmarſchiren und Wieland ſagen: „Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzt, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die ſchalen Ideale an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet u. ſ. w." [1] Es war aber durchaus nicht der wirkliche antike Herkules, den Göthe gegen Wieland heraufbeſchwor, ſondern einfach ein beſoffener Kneipſtudent, der im urdeutſchen Bierdampf und cyniſchem Coſtüm ungewaſchene Zoten gegen den zimpferlichen Salondichter daherhagelte. Was dieſem „Genie" am meiſten mißfiel, war, daß Wieland noch immer ängſtlich zwiſchen Tugend und Laſter ſchwanke: „Laſter! Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben Alles ſo halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laſter als zwei Extreme vorſtellt, zwiſchen denen ihr ſchwankt, anſtatt euern Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun!" Wieland ſteckte den Scherz lachend ein und beraubte ihn ſo ſeines Stachels. Göthe aber hatte den herkuliſchen Genierauſch kaum in noch ein paar andern kleinen Studentenpoſſen ausgetobt („Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes", gegen den Rationaliſten Bahrdt, wahrſcheinlich auch „Satyros" [2]), als er ſich ebenſo ſchwächlich und ſentimental zeigte, als der durchgepeitſchte Wieland.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). VIII. 274.

[2] Auf wen dieſe Poſſe gemünzt war, darüber herrſcht bis heute

Ob er wirklich genau so, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, in seinem schöngeistigen Kränzchen dem ihm durch die Ehelotterie zugetheilten „Weibgen" (Anna Sibylla Münch?) das Versprechen gethan, binnen acht Tagen das eben vorgelesene IV. Mémoire des Beaumarchais zu einem Drama zu verarbeiten, ist ungewiß[1]; gewiß dagegen, daß er sehr galant in diesem Kränzchen herumtändelte, und es nicht unter seiner eben affectirten deutschen Natur- und Bärenwürde hielt, ein Stück der neuesten französischen Modewaare theilweise zu übersetzen, theil-

---

großes Dunkel. Einige deuteten „Satyros" auf Basedow, Andere auf Klinger, Andere auf Heinse, Andere auf einen gewissen Kaufmann, wieder Andere auf Rousseau's deutsche Nachahmer im Allgemeinen. Der neueste Erklärer derselben, Wilhelm Scherer (Aus Göthe's Frühzeit. Straßburg 1879. S. 43 ff.), glaubt, daß Göthe in „Satyros" bloß für den allerengsten Kreis, d. h. bloß für sich und Merck, den ihm etwas mißliebig gewordenen Herder persifliren wollte, und führt zu dem Stück eine Menge erklärender Parallelstellen aus Herders Werken, Briefen und andern Correspondenzen an, welche dieser Deutung einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit verleihen. Wie Göthe einmal in der Aufregung Herder einen „intoleranten Pfaffen" schalt, so hätte er — nach Scherers Annahme — bei einer ähnlichen Anwandlung sein Verhältniß zu Rousseau in dieser Posse verspottet. „Zu wie viel Uebertreibung und Ungerechtigkeit sich Göthe dabei hinreißen ließ," meint Scherer, „bedarf keiner Ausführung." Die Deutung fällt übrigens wie für Göthe, so auch für Herder nichts weniger als ehrenvoll aus. Sie constatirt, daß Herder einigermaßen den Satyrschwanz verdient, und indem Scherer die Bemerkung Julian Schmidts adoptirt, daß im Satyros „ein gutes Stück von Göthe selbst stecke", erhält auch dieser seinen Antheil an dem faunischen Schmucke. Die pikantesten Anzüglichkeiten in Göthe's Posse wie ihre Parallelstellen in Herders Correspondenz schlagen in ein Kapitel, das keinem von Beiden Ehre macht. Vgl. W. Scherer, Satyros und Bray. Göthe-Jahrb. I. 81—118.

[1] Vgl. Göthe's Werke (Hempel) XXII. 202 ff. 467. Düntzer, Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. S. 208 ff. Bl. f. lit. Unt. 1864. Nr. 19.

weiſe mit ſentimentalen Friederike-Erinnerungen und Tuchreſten von Weislingen zu einem Salon- und Modedrama aufzuſtutzen. „Clavigo" heißt das Stück.

Der ſpaniſche Schreiber und Publiciſt Clavijo, ein armer Emporkömmling, hatte ſich mit einer Franzöſin, Beaumarchais, verſprochen, aber mit der Hochzeit gewartet, bis er zu einer beſſern Stelle gekommen; er erhält ſie und läßt dennoch die Braut ſitzen. Ihr Bruder, der franzöſiſche Revolutionsſcribler, kommt nun nach Madrid und verlangt von Clavijo eine Erklärung, daß er unehrlich gehandelt. Clavijo erbietet ſich darauf zur Heirath. Aber während die Hochzeit vorbereitet wird, hört Beaumarchais, daß Clavijo ihm wegen des erlittenen Zwanges ein Ausweiſungsdecret von der Regierung erwirkt habe. Da wendet ſich auch Beaumarchais an die Regierung und erlangt die Entlaſſung Clavijo's aus ſeinem Amt. Das war der Gegenſtand, wie er in dem franzöſiſchen Mémoire vorlag. Göthe ſetzte ihn in vier Acte, faſt ganz dem gegebenen Texte folgend, ihn ſtellenweis einfach überſetzend; nur verlieh er der Braut Marie größerer Rührung halber den Keim zur Schwindſucht, gab dem Clavigo, der gefühlvoll genug wäre, ſich ihrer endlich zu erbarmen, einen entſchiedenen Freund Carlos zur Seite, der (wie Merck die Vorzüge Lottens) ſeine Liebesphantaſieen mit unbarmherziger Kritik zerpflückt, und ließ die arme Marie, nachdem Clavigo ihren Bruder einſtecken laſſen will, gebrochenen Herzens an ihrer Schwindſucht ſterben. Das war noch nicht rührend genug. Alſo ein fünfter Act, in welchem durch plumpe Verwickelung Clavigo dem Leichenzug Mariens begegnet und von Beaumarchais erſtochen wird. Der wirkliche Clavijo überlebte dieſen entzückenden Tod faſt um ein Menſchenalter, da er erſt 1806 als Vicedirector des naturhiſtoriſchen Cabinets in Madrid in einem Alter von 76 Jahren ſtarb und ſomit ſeinem tragiſchen Tod auf deutſchen Bühnen noch lebendigen Leibes hätte beiwohnen können.

Von dem Helden, wie er ihn aufgeputzt, ſagt Göthe ſelbſt, es ſei „ein unbeſtimmter, halb groß, halb kleiner Menſch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen ſelbſt

in der ganzen Rundheit einer Hauptperſon“ [1] — eine bedenkliche Selbſtverurtheilung, da Clavigo thatſächlich keine andere Rolle ſpielt, als Göthe in Seſſenheim. Wieland meinte nach Leſung des Stückes, daß Göthe doch noch nicht der Wundermann ſei, für den man ihn halte. Jedenfalls hätte er von dem polternden Kneip-Herkules andere Geſchöpfe erwarten können, als die ſchwindſüchtige Franzöſin und ihren ſentimentalen Liebhaber. Merck ſagte Göthe ungenirt: „Solchen Quark mußt du mir nicht mehr ſchreiben; das können die Andern auch.“

[1] Brief an den Conſul Schönborn. 1. Juni 1774. Bernays, Der junge Göthe. III. 21.

8. Werthers Leiden.

1774.

„Dieser Roman muß für eine Schrift angesehen werden, welche die Religion bespottet, das Laster beschönigt, Herz und gute Sitten verderben kann; für unschuldige und nicht feste Menschen um so gefährlicher, als der Verfasser sich Mühe genug gegeben hat, Alles in schönem Stile und in blühender Sprache vorzubringen."

Gutachten der theol. Facultät zu Kopenhagen über Werthers Leiden. 1776.

„Es ist dieser erste deutsche Originalroman ein Fehdebrief, der gesellschaftlichen Convenienz rebellisch in's Gesicht geschleudert."

Joh. Scherr.

Inzwischen hatte sich Herkules noch tiefer in die Modekrankheit der Zeit, Liebesempfindelei und Naturschwärmerei, verloren. Als Ergebniß derselben gelangte fast gleichzeitig mit Clavigo ein Roman zu Ende, der im Herbst 1774 erschien: „Die Leiden des jungen Werther". Ueber denselben schrieb Göthe in demselben Briefe, in welchem er Clavigo charakterisirte, unterm 1. Juni an den dänischen Consul Schönborn in Algier:

„Eine Geschichte habe ich gemacht, des Titels: Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." [1]

[1] Bernays, Der junge Göthe. III. 20.

Den Stoff zum ersten Theil dieser Verwickelung nahm er aus seiner eigenen Erfahrung, nämlich aus seinem Liebesverhältniß zu Charlotte Buff — und schilderte diese, Kestner, sich selbst, Wetzlar und dessen Umgebung in manchen Zügen so treu, daß Kestner und dessen Frau im Anfang ungehalten waren, das Privatleben ihres stillen Freundeskreises und dessen Gedanken so vor aller Welt ausgekramt zu sehen[1].

„Im ersten Theile des Werthers ist Werther Göthe selbst," schreibt Kestner (7. Nov. 1774) an seinen Freund von Hennings. „In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweyten Theils willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im ersten Theil Verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Göthe noch mit sonst einem Andern in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist; dieß haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. . . . .

„So viel vom ersten Theile. Der zweyte geht uns gar nichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem; Albert der pfälzische Legations-Secretair, und Lotte des letztern Frau; was nämlich die Geschichte anbetrifft, denn die Charaktere sind diesen drey Leuten größtentheils nur angedichtet. Von Jerusalem wußte aber der Verfasser seine vorherige Geschichte vermuthlich nicht, darum schickte er die im ersten Theil voraus, und setzte Verschiedenes hinzu, um den Erfolg des zweyten Theils wahrscheinlich zu machen, und diesem mehreren Anlaß zu geben. Der Albert des zweyten Theils war freilich etwas eifersüchtig, aber stand doch nicht in dem Verhältniß mit seiner Frau, wie da beschrieben ist. Seine Frau ist ein sehr hübsches, sanftes, gutes Geschöpf; aber nicht das Leben in ihr, das ihr da beygelegt wird; sie war

[1] Kestner, Göthe und Werther. S. 226 ff.

auch zu der kleinen Untreue nicht einmal fähig, und auch sie betrug sich viel eingezogener gegen Jerusalem, der sie freylich sehr liebte, aber doch im beleidigten Ehrgeiz, mehr als in der unglücklichen Liebe, den Grund zu seinem letzten Entschlusse fand. Er beredete sich aber vielleicht selbst, daß das Letzte die Hauptursache sey, und die letzte Veranlassung ist die Liebe selbst gewiß gewesen."

Indem Göthe das tragische Schicksal des jungen Jerusalem in seiner eigenen unglücklichen Liebschaft motivirte oder, wenn man lieber will, seiner eigenen Lottegeschichte den Abschluß gab, zu dem die Natur einer sentimentalen, hoffnungslosen Liebe gemeiniglich drängt, erwuchs eine höchst einfache Hauptfigur, welche die Verwicklung des Romans nahezu vollständig in ihrem Charakter trug. Werther ist ein begabter, geistreicher, phantasievoller Jüngling, der Hohes zu leisten vermöchte, wenn Verstand und Willen ordentlich ausgebildet wären. Allein die Phantasie hat sowohl den Verstand als den Willen in ihren Dienst genommen — er träumt und schwärmt; die prosaische Wirklichkeit fügt sich seinen Träumen nicht. Er rennt blindlings wider sie an, flieht bald zur Natur und zu den Kindern, die seine gekränkte Seele nicht verwunden, bäumt sich bald wieder gegen die ihn umgebende Gesellschaft, sogar seine besten Freunde, auf, verschmäht das bescheidene Glück, das er haben könnte, und ringt vergeblich nach einem andern, das ihm nicht beschieden ist. Das einzige Heilmittel, das sein verstörtes Gemüth beruhigen und heilen könnte, fehlt ihm, — er hat keine Religion, keine klaren Grundsätze, keinen Halt für seinen schwankenden Charakter. Was das Schlimmste ist, er glaubt das Alles zu haben, nimmt sein verschwommenes, pantheistisch gefärbtes Naturgefühl für Religion, die Eingebungen der wechselnden Stimmung für Grundsätze und seine Leidenschaft für Charakter. Reste von protestantischer Bibelgläubigkeit, stolzer Deismus, dunkle pantheistische Vorstellungen ziehen wild durch sein verwirrtes Gehirn. Er ist Maler und Dichter. Doch auch dieß bischen Thätigkeit, das ihn etwa zerstreuen und beruhigen könnte, wird ihm zum Gift, sobald eine

unglückliche, hoffnungsloſe Liebe ſich ſeiner bemächtigt und er nicht mehr die Kraft hat, ſich von ihr loszureißen. Schal und haltlos, wie ſeine vermeintlich religiöſen Anſchauungen ſind, dienen ſie nur dazu, das Netz der Leidenſchaft enger und enger um ihn zu ſpinnen. Sein ganzes Weſen geht auf in Leidenſchaft; Malerei und Dichtung vermehren deren Zauber; gekränkter Ehrgeiz zerreißt das wunde Gemüth noch tiefer. Er ſucht Troſt in der verzehrenden leidenſchaftlichen Liebe, die ihn zernagt; dieſe hat ſeine Philoſophie ſchon längſt zu einer Philoſophie des Peſſimismus und des Selbſtmordes gemacht. Er macht den letzten Verſuch, Lotte zu erobern, Lotte weist ihn von ſich, nun wird er Selbſtmörder.

Den ganzen Verlauf dieſer Seelenkrankheit hat Göthe mit höchſter Meiſterſchaft gezeichnet. Es lag in der Natur eines ſolchen ſentimentalen Schwärmers, wie Werther iſt, ſeine Schwärmerei mit der innigſten Selbſtbeſchaulichkeit auszubrüten und tagebuchartig aufzuzeichnen. In einer Reihe von Briefen, an einen außer der Handlung ſtehenden Freund, eigentlich an den Leſer gerichtet, ziehen dieſe Tagebuchblätter in dramatiſcher Lebhaftigkeit an uns vorüber. Kein Zug iſt übergangen — kein Symptom fehlt, Alles iſt kurz, faſt lakoniſch gehalten, in klarſter Anſchaulichkeit, Beſtimmtheit. Landſchaft, Staffage, Alles trägt das Colorit der Stimmung. Nur wenn der Schwärmer ſich ſeiner Träumerei überläßt, ſchäumt die Darſtellung in leidenſchaftliche Ergüſſe über, und zieht Natur und Menſchenwelt im gewaltigen Zuge in Mitleidenſchaft. Auf dem Höhepunkt der Verwirrung, wo Werthers Geiſt bereits unfähig geworden, die Raſerei ſeiner Empfindungen in Worte zu faſſen, nimmt der Dichter den Oſſian zu Hilfe. Eine an ſich ſo harmloſe Poeſie wie dieſe wirkt in dem kranken Gemüth gleich zehrendem Feuer, indem er ihren nebelhaften Schattengeſtalten und ihrer melancholiſchen Trauer die Fieberträume ſeines Liebeswahnſinns unterſchiebt. Den Schluß des Romans hat Göthe zum Theil dem Sinne nach, zum Theil faſt wörtlich dem Bericht entnommen, den er von Keſtner über Jeruſalems Selbſtmord erhalten hatte —

der Roman wird da wirkliche Geschichte und des Dichters Arbeit beschränkt sich darauf, den einfach schlichten Bericht durch noch größere Einfachheit zu verstärken und zu beleben.

Ein Buch für junge Leute konnte ein derartiges Seelengemälde natürlich nicht werden, wenn auch ein Jüngling von 25 Jahren es schrieb. Er schrieb mit der Gluth eines leidenschaftlichen Mannes, dem das Schicksal alle Träume zerstört, den die Qual hoffnungsloser Liebe selbst bis zum Selbstmorde gedrängt hat; er schrieb aber auch mit der Klarheit und Erfahrung eines Arztes, der beruhigt auf all die wechselnden Erscheinungen der tödtlichsten aller Krankheiten zurückblickt. Allein Krankheit bleibt immer Krankheit, Sünde bleibt Sünde, wie schön oder wie abschreckend sie erzählt werden mag — und hierin liegt wie das Bezaubernde, so auch das Gefährliche des Buches. Der Arzt ist selbst in die Krankheit verliebt, er schildert sie mit dieser Liebe, er hat zu dem Verlockenden der Schilderung kein Gegengewicht geschaffen.

Die Gestalt Lotte's ist kein solches Gegengewicht. Freilich ist sie wohl das freundlichste und gemüthlichste Bild, das die ganze damalige Roman- und Theaterliteratur aufzuweisen hatte. Keine sentimentale Tugendschönheit aus der Fabrik der Frau La Roche, keine griechisch-französische Buhlerin aus Wielands unerschöpflichem Repertoir, keine Dirne aus Heinse's garstiger Phantasie, keine langweilige Soldatenbraut wie Lessings Minna, keine tugendhafte Dulderin aus Gellerts mattherziger Vorstellung. Es war eine aus der Natur genommene und darum deutsche Gestalt — ein gutes deutsches Kind — so gut wie es nur ohne das Ideal der Jungfräulichkeit und der katholischen Ehe auf protestantischem Boden gedeihen kann. Was kann ein solches Kind Höheres anstreben, als dereinst ein gutes Hausfräuchen zu sein, einem Manne als Trost und Hilfe zu dienen, ihm treu zu sein, ihm Kinder zu geben, ihm die Kinder mit ächter Mutterliebe großzuziehen? Es muß Religion haben, aber nicht um Gott zu verherrlichen, sondern um mit dem Manne ein beiderseits erfreuliches Lebensduett zu Stande zu bringen; es muß ge-

horsam sein, treu, sanft, gutherzig, liebevoll, mitleidig, aufopferungsfähig, häuslich — keine Putzdame, keine Phantastin, kein Blaustrumpf. Von Literatur und Bildung darf es so viel wissen, daß der Mann eine gebildete Soirée geben kann — aber Küche und Keller dürfen nicht drunter und drüber gehen. Von Religion darf es so viel haben, daß der Mann sich auf die eheliche Treue verlassen kann — aber mit Conventikeln und Religionsübungen soll es ihn ungeschoren lassen. Tanz und Plaisir darf es lieben, aber es soll nicht nach anderen Herren sehen. Es soll der Engel des häuslichen Herdes sein, doch ohne übernatürliche Ausstattung und Hilfe.

So war die Braut Kestners, welche Göthe zu seinem Bilde saß. Er hat sie geschildert wie Einer, der ganz und gar darin verliebt ist, der in einem solchen Wesen den höchsten Zauber des Lebens findet. So glänzend ist sie geschildert, daß Albert seines Glückes unwürdig erscheint, daß man es fast für erklärlich hält, wenn Werther sich um ihres Verlustes willen erschießt. Doch Göthe hat das Bild nicht einmal in seiner ursprünglichen Lauterkeit belassen. Auch Lotte ist von Werthers Sentimentalität angesteckt und hilft ihm durch ihre Nachgiebigkeit zum Selbstmorde. Da nun der Gott im Roman zudem ein gar guter Papa ist, gern zwei oder auch drei Verliebte beisammen sieht und sogar zum Selbstmord schläfrig-lächelnd nickt und die Arme ausbreitet, um den Selbstmörder an seiner Brust dereinst mit Lotte und Albert zusammenzuführen, so steht dem dunkeln Bilde der unglücklichen Liebe nichts gegenüber, was den Leser stören könnte, sie recht von Herzen in sich durchzuleben und Werthers Ansichten über den Selbstmord in sich aufzunehmen.

Alberts Gestalt und Lotte's Reue stoßen ab; was fesselt, ist Werthers toller Liebesrausch. Es ist darum nicht zu verwundern, daß Werther nicht bloß Bewunderer, sondern auch Nachahmer erweckte, daß er bei empfindsamen Damen und Schöngeistern die begeistertste Aufnahme fand, bei ernsteren Beurtheilern der verschiedensten Schattirungen Widerspruch hervorrief.

Daß ein glaubenstreuer Katholik das Werk entschieden ver-

urtheilen müßte, darüber war Göthe in ſpäteren Jahren völlig mit ſich im Reinen.

„Von meinem ‚Werther‘,“ erzählte er Eckermann, „erſchien ſehr bald eine italieniſche Ueberſetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu ſehen. Der Biſchof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geiſtlichen in den Gemeinden aufkaufen laſſen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der ſogleich einſah, daß der ‚Werther‘ für die Katholiken ein ſchlechtes Buch ſei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirkſamſten Mittel ergriffen, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu ſchaffen.“ [1]

Mochten viele flauen Katholiken jener Zeit in Deutſchland dieſen gefährlichen Charakter des Buches verkennen, unter den gläubigen Proteſtanten erhoben ſich viele Stimmen, die das Werk entſchieden verurtheilten [2], und zwar nicht nur unter den

[1] Eckermann, II. 68.

[2] So wies z. B. die däniſche Regierung den „Werther“, ſobald er in's Däniſche überſetzt war, an eine Commiſſion von drei theologiſchen Cenſoren (P. Holmius, Nik. Edinger Balle, H. J. Janſon), welche denſelben am 16. September 1776 als ein gefährliches Buch bezeichnete. Der Roman hatte ſolchen Abſatz gefunden, daß die Cenſoren in drei Buchläden umſonſt nach einem Exemplare fragten, es waren alle ſchon verkauft. Als ſie in einem vierten endlich ein Exemplar aufgetrieben hatten, „fanden“ ſie: „daß es für die Wenigen, die es ohne Schaden leſen könnten, ein langweiliger Zeitverluſt iſt. . . . Allein für die Menge und beſonders für jene Menge, die zu unordentlichen Liebſchaften ſtarke Neigung hat, und am meiſten für jene, bei denen eine ſolche Leidenſchaft noch durch Leſung loſer Poeten und Romane, Einbildung und böſe Luſt aufgeregt worden iſt, erachten wir dieſes kleine Buch als ſehr verführeriſch und deßhalb nicht allein ſchädlich für die chriſtliche Religion, ſondern auch für bürgerlich gute Sitten.“ Das Gutachten findet ſich in den Kopenhagener Kirkenhistoriske Samlinger, udgivne af Selskabet for Danmarks Kirkehistorie. T. II. 1853—56. S. 130—143. Meines Wiſſens hat es vor mir Niemand in deutſcher Sprache mit-

Rechtgläubigen und Frommen, ſondern auch unter den Aufgeklärten und Rationaliſten. Am merkwürdigſten iſt das verwerfende Urtheil Leſſings.

„Glauben Sie wohl," ſchrieb er (am 26. October) an Eſchenburg, „daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾷν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe und je cyniſcher, deſto beſſer."

Dieß Urtheil hat viel Richtiges — die Geiſteskrankheit, wie ſie Göthe an Werther entwickelt, war den Alten in dieſer Form und Ausdehnung unbekannt. Mochte der Selbſtmord auch bei den Stoikern an der Tagesordnung ſein, mochten auch einzelne antike Dichter denſelben (wie Virgil den Selbſtmord der Dido,

---

getheilt (1879). Vielleicht hat das Herrn L. Geiger veranlaßt, für das Göthe-Jahrbuch 1881 von dem däniſchen Literaten Georg Brandes einen ganzen Aufſatz „Göthe und Dänemark" ſchreiben zu laſſen (II. 1—48), welcher indeß nur beweist, daß, zum Segen ihrer Literatur, die größten däniſchen und norwegiſchen Dichter ſich unabhängig von Göthe erhalten haben. Um auch nur eine „kleine, treue Göthegemeinde" zuſammenzubringen, mußte er zu den Naturforſchern ſeine Zuflucht nehmen, welche die „Mütter" geſehen haben. Der Freidenker Hans Bröchner und der Entomolog Schiödte — ſind die einzigen Götheverehrer, die er im neueſten Dänemark aufzutreiben wußte. Die ſachliche Richtigkeit des „burlesken" Verbots, wie es Brandes nennt, beſtätigt er ſelbſt, indem er zugeſteht, daß „die Schwärmerei für Göthe's Jugendwerk viele Herzen erfüllte und manch einer jungen verheiratheten Frau Seufzer und Thränen jugendlicher Anbeter eintrug" (S. 3. ib.). Vgl. Chr. Garve's Urtheil in Engels Philoſoph für die Welt. Berlin, Hofmann. 1853. S. 15.

Sophokles denjenigen des Hämus) in unglücklicher Liebe motiviren: dieſes beſchauliche Verzehren der eigenen Kraft in unerfüllbarem Liebesjammer ſetzt wirklich eine andere Weltanſchauung voraus, als die claſſiſch-antike; aber nicht die chriſtliche, ſondern die modern-heidniſche, die aus dem Abfall vom Chriſtenthum entſtanden war und, Reſte von chriſtlichen Vorſtellungen mit heidniſchem Unglauben miſchend, das Ideal chriſtlicher Brautliebe zum elenden, lächerlichen, ſentimentalen Zerrbild entſtellte. Werther — und ſo auch Göthe, ſo weit er in Werther gezeichnet iſt — iſt wirklich ein „klein-großer, verächtlich-ſchätzbarer" Charakter, den ein alter Grieche ausgelacht, ein Römer herzlich verachtet haben würde. Auf dem Tiſche des erſchoſſenen Jeruſalem fand man übrigens bezeichnender Weiſe nichts Chriſtliches und nichts Göthiſches — ſondern Leſſings Emilia Galotti! Mendelsſohn hatte er fleißig ſtudirt, aber es hat nichts geholfen. Wandelte Leſſing nicht ſelbſt im Unglück der Gedanke an, den Kahn umzuſtoßen und ſich zu befreien?

Weit ungelegener als dem conſequenten Leſſing kam der Roman dem aufgeklärten Philiſterthum, welches, mit allen Formen kirchlichen Lebens zerfallen, ſich in einer rationaliſtiſchen Moral weltbürgerlich eingerichtet hatte und von der ſpießbürgerlichen Vernunft alle nöthigen Schranken gegen die menſchliche Leidenſchaft erhoffte. Der Roman zeigte den bodenloſen Abgrund, der unter jener Aufklärung lauerte, ihre Haltloſigkeit gegenüber glühender, jugendlicher Leidenſchaft. Nicolai machte ſich zum Stimmführer der entſetzten Ehrenmänner. Er ſchrieb, um Werthers Leiden unſchädlich zu machen, die „Freuden des jungen Werther". Werther ſchießt zwar auf ſich; aber die Piſtole iſt nur mit Hühnerblut geladen, und nachdem er friſch gewaſchen und angezogen, gibt's eine fröhliche Heirath mit Lotte. Göthe antwortete grob, ſo daß ſich ſein Spottgedicht nach ſeiner eigenen Anſchauung nicht öffentlich mittheilen ließ. Nur eine Stelle daraus theilt er in „Dichtung und Wahrheit" mit:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preiſen,

Der Plumpe, der nicht ſchwimmen kann,
Er will's dem Waſſer weiſen!
Was ſchiert mich der Berliner Bann,
Geſchmäcklerpfaffenweſen!
Und wer mich nicht verſtehen kann,
Der lerne beſſer leſen."

Boie fand ſich durch Nicolai's Freuden „ſehr überraſcht. Vieles darin iſt ſo übel nicht. Mich verlangt, was unſer Göthe dazu ſagen wird. Man ſieht hier (in Göttingen) dieß Dings ſowohl als den Werther ganz ſchief an" [1].

Nicolai betrachtete ſein Buch als eine berechtigte Nothwehr im Intereſſe des Publikums.

„Zwar iſt, wie Jedermann ſagt, Herr Göthe ſehr ungehalten. Aber er iſt es wirklich ohne Urſach. Ich griff Ihn nicht an; denn ich glaube nicht, daß Er Willens iſt, alle Banden der menſchlichen Geſellſchaft aufzulöſen; aber einen Haufen Leſer mancherlei Art, die aus Stellen, die er im Charakter des ſchwärmeriſchen Werthers geſchrieben hatte, Axiomen und Lebensregeln machen wollten, daß Selbſtmord aus Uebereilung und Trugſchlüſſen entſtehe und nicht Edelthat (Verbrechen?) ſei." [2]

Merck theilte in dieſer Hinſicht Nicolai's Anſicht [3]:

„Mir und allen Leuten, die unpartheiiſch dachten, ſchien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathenes Gegengift gegen alle das Ge-

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. S. 57.

[2] Wagner, Briefe an Merck. S. 66.

[3] Wagner, Briefe aus dem Freundeskreiſe von Göthe. S. 117. Vgl. S. 107. „Von Göthe ſehen Sie nächſtens einen Roman: Leiden des jungen Werthers. Das Schickſal des jungen Jeruſalems wie ſein ganzer Charakter liegt zu Grunde, und Göthe hat hier individuelle Wahrheiten wie bei ſeinem Götz verarbeitet und verkleiſtert." (Merck an Nicolai.) „Der Teufel hole das geſellige Leben, wenn Werthers Philoſophie in Gang kommt," ſchrieb Deinet (10. Juni 1775), von Göthe aber meinte er: „Ein bewundernswerther Kopf, ich möchte aber nicht in einer Stadt wohnen, deren dritter Theil Einwohner ſo dächten, wie er"

wäſch der unmündigen und kraftloſen Seelen, die That und Entſchluß ewig auf der Zunge tragen und doch dem geringſten Streich auf ihrem Schneckenwege nicht entgegenzukriechen vermögen. Das Geſumſe der Buben und das Gewimmern der Mädchen hatte ſchon lange genug gedauert, daß man endlich aus Ungeduld ein wenig Stillſchweigen gebieten konnte."

Nicolai's Grimm dauerte noch in's folgende Jahr hinein.

Claudius gewann der Sache, wie immer, eine zwar grünere, aber bei humoriſtiſchem Gewande ernſte Seite ab.

„Weiß nicht, ob's 'n Geſchicht oder 'n Gedicht iſt, aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' iſt ein eigen Ding; läßt ſich's nicht mit ihr ſpielen wie mit einem Vogel. Ich kenne ſie, wie ſie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und ſtört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. . . ." Der Jüngling möge nur an Werther die menſchliche Schwachheit beweinen, „aber wenn du ausgeweint haſt, ſanfter, guter Jüngling! wenn du ausgeweint haſt, ſo hebe den Kopf fröhlich auf, und ſtemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und ſtört. Sie ſoll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernſt und Streben errungen werden, und deßwegen nicht ſehr bekannt und beliebt ſein; aber wer ſie hat, dem ſoll ſie auch dafür reichlich lohnen bei Sonnenſchein und Froſt und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt."

Göthe ging das vielerlei Gerede über „Werther" trotz des burſchikoſen Humors, mit welchem er Nicolai abfertigte, doch ſehr zu Herzen. Er ſetzte, um einer üblen Wirkung des Romans vorzubeugen, demſelben (1775) die Verſe vor:

„Jeder Jüngling ſehnt ſich, ſo zu lieben,
Jedes Mädchen, ſo geliebt zu ſein;
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach;

Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach.“ [1]

Daß der „Werther“ wohl einerſeits durch „die meiſterhafte Sprache des Herzens, die naturwahre, rheinländiſch friſche Erfaſſung und Geſtaltung des Lebens“ [2] die damalige Jugend in Begeiſterung verſetzte, kann unbedenklich zugegeben werden — auch ſein Vorbild, Rouſſeau, läßt an meiſterhafter Sprache des Herzens, Naturwahrheit und friſcher Erfaſſung des Lebens nichts zu wünſchen übrig —; aber ebenſo klar iſt auch, daß nicht „das helllodernde Feuer einer noch edeln Leidenſchaft“ den Roman durchglüht. Vieles Edle, Hohe und Schöne, was edle Naturen unwillkürlich anziehen mußte, verſchwamm darin in unklarem Gefühlstaumel mit den frivolſten Anſchauungen zuſammen. Der ſkeptiſchen Frivolität Voltaire's ſtand in Rouſſeau nicht die Geſundheit, ſondern nur eine entgegengeſetzte Krankheit gegenüber, und ſo war es mit dem „Werther“ auch.

„Werther,“ ſo urtheilt Eichendorff, „iſt im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghello, der ſeine feinere Genußſucht mit anſtändigerem Egoismus auf Tod und Leben vertheidigt. Es iſt wiederum der Götzendienſt, und daher die ängſtliche Beſchönigung der losgebundenen Empfindung, einer Gefühlsfreiheit, die nur ſich ſelbſt genießen, ja, wie ein ächter Gourmand, den haut goût der Leiden ſelbſt ſich zu einer vornehmen Wolluſt präpariren will, und alſo gegen jede Schranke der Religion und Sitte opponirt, die ſie in jenem ſchwelgeriſchen Selbſtgenuſſe ſtört oder hindert. Werther ſagt es ſelbſt, daß er ſein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem Alles geſtattet wird. Daher weist er jede praktiſche Beſchäftigung verächtlich von ſich, denn ſie mahnt an ein ſtrengeres, unbequemes Zuſammenfaſſen der Kräfte; die Ehe färbt ſich ihm unwillkürlich in's Pedantiſch-Philiſtröſe, da ſie ihn von ſeiner geliebten Lotte trennt; und die

[1] Göthe's Werke (Hempel). III. 45.

[2] Norrenberg, Allgem. Geſch. der Literatur. Münſter 1884. III. 173.

‚fatalen bürgerlichen Verhältniſſe‘ necken ihn überall, weil ſie ihm eben gerade im Wege ſtehen, wo er noch ein wenig Freude auf dieſer Erde genießen könnte. Ja, auch ſein Selbſtmord iſt nicht etwa eine heldenmüthige Aufopferung für Lotte's Seelenruhe, ſondern recht eigentlich nur weichliche Feigheit, um dem eigenen Unbehagen zu entgehen, und ſo erinnert ſein ‚wie ein krankes Kind gehaltenes Herzchen‘ lebhaft an die von Schubert irgendwo erzählte Geſchichte von der Lieblingskatze, die ihrem Herrn, der ſie großgezogen und verhätſchelt, plötzlich bei Nacht die Kehle zerbeißt. . . Im Ardinghello iſt eine Liederlichkeit der Sinne, bei Werther eine Liederlichkeit der Gefühle; beiden liegt der Hochmuth zu Grunde, der ſeine individuelle Leidenſchaft für geſcheiter und berechtigter hält, als die unſcheinbaren Tugenden der Andern . . . Indem er alſo wähleriſch dem poſitiven Chriſtenthum entſagt, um lieber ſelbſt Gott zu ſein, verfällt er unverkennbar einer pantheiſtiſchen Weltanſicht, die ſich der ſittlichen Erſchlaffung jederzeit als die bequemſte und vornehmſte Auskunft darbietet.“ [1]

„Das iſt auch ſo ein Geſchöpf,“ geſtand Göthe Eckermann (2. Januar 1824), „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es iſt darin ſo viel Innerliches aus meiner eigenen Bruſt, ſo viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn ſolcher Bändchen auszuſtatten. Uebrigens habe ich das Buch, wie ich ſchon öfter geſagt, ſeit ſeinem Erſcheinen nur ein einziges mal wieder geleſen und mich gehütet, es abermals zu thun. Es ſind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte, den pathologiſchen Zuſtand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging.“ [2]

Wenn der Greis von 75 Jahren ſich ſcheute, die Krankheit und die Qual einer unglücklichen Liebe noch einmal durchzufühlen,

---

[1] Eichendorff, Geſchichte des deutſchen Romans. Paderborn 1866. S. 81—83.

[2] Eckermann, II. 28.

aus der das Buch hervorgegangen, wenn es ihm noch lauter Brandraketen vergleichbar ſchien und leidenſchaftlich genug, um mit dem Affect zehn Bände auszuſtatten: was muß es denn für jüngere Leſer ſein, welche, von der Schönheit der Sprache und Darſtellung hingeriſſen, ſich ſelbſt an die Stelle der Romanhelden ſetzen und den ganzen „pathologiſchen Zuſtand" mit der Lebhaftigkeit der Jugend durchempfinden! Göthe ſelbſt war ſich der gemeinſamen Krankheit ſeiner Zeit und ſeines Werthers wohl bewußt. Sprache und Darſtellung ſind von claſſiſcher Einfachheit, Natürlichkeit, Schönheit. Als Roman iſt das Buch unläugbar ein Meiſterwerk und ragt noch heute als ſolches aus der Fluth der deutſchen Roman- und Novellenliteratur hervor. Es iſt mehr Menſchenkenntniß, Leidenſchaft, Natur, Poeſie darin, als in den meiſten zwei-, drei- und vierbändigen Romanen. Aber wie er das Schöne und Lockende eines Romans in concentrirter Fülle in ſich trägt, ſo auch das Verlockende und Gefährliche eines leidenſchaftlich gehaltenen Liebesromans, deſſen ganzer Gehalt in der Leidenſchaft aufgeht. „Es iſt dieſer erſte deutſche Originalroman" zugleich „ein Fehdebrief, der geſellſchaftlichen Convenienz rebelliſch in's Geſicht geſchleudert." [1] Die geſellſchaftliche Convenienz aber iſt, wenn auch wandelbar in ihren unweſentlichen Formen, ihrem letzten Weſen nach ein unentbehrlicher Schutzwall häuslicher und öffentlicher Zucht und Sitte; wer ihn einreißt, rüttelt am Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt.

[1] Joh. Scherr, Allgem. Geſchichte der Literatur. Stuttgart 1875. II. 232.

9. Lavaters Christenthum und Physiognomik.

1774—1775.

„Lavater ist in seinem Elemente unermüdet thätig, fertig, entschlossen, eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld."

Göthe am 4. Juli 1774.

„Lavater ist die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten."

Göthe am 7. December 1779.

„Er belog sich und andere."

Göthe am 17. Februar 1829.

Um dieselbe Zeit, als Göthe seinen Werther zu Ende brachte, erschienen zwei für die damalige Literatur ganz bedeutsame Werke; Klopstocks Gelehrtenrepublik und Herders Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Nach jahrelangen biblischen, mythologischen, philosophischen und hauptsächlich literaturhistorischen Studien erhob sich dieser, um die ersten Kapitel des Pentateuchs aus der Halbnacht französisch-englischer Aufklärung und aus den Wasserfluthen rationalistischer Schrifterklärung zu retten — nicht für den Verstand, sondern für das Herz und die Phantasie, nicht als Apologet, sondern als Dichter. Er stieg, wie Göthe sagt, „in die Tiefen seiner Empfindung hinab, hat darin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hie und da morgenfreundlich lächelndem Orphischem Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt" [1].

[1] Brief an den Consul Schönborn in Algier, vom 1. Juni 1774. — Bernays, Der junge Göthe III. 23.

Während Herder so für die Bibel als poetische Herzenssache, als Offenbarung göttlicher Poesie in die Schranken trat, erhob sich Klopstock, einstimmend in den Chor der jungen Genies, für die Rechte der Natur, des Herzens, der Empfindung, gegen die blinde Verehrung der Alten, gegen die Schulüberlieferungen der Aesthetiker, gegen alles Mäcenatenthum, gegen alle schulmäßige Kritik. Beide Werke waren aus der wilden Gährung hervorgegangen, die der Geist der Revolution bereits auf allen Kreisen geistigen Lebens angefacht; beide stürmten an gegen alte geheiligte Schulautoritäten und gegen neue, die sich dictatorisch an deren Stelle setzen wollten; beide trugen verschwommen und ungeklärt auch den Protest des deutschen Geistes gegen die Revolution in sich, das Streben, Religion und Vaterland dem deutschen Herzen zu retten. Beide halfen indeß die allgemeine Confusion vermehren, indem die Genies aus Klopstock eine Aufmunterung zu völliger Zügellosigkeit herauslasen und aus Herder nur das lernten, Bibel und Religion völlig unrettbar mit Natur, Poesie und Genie zu verquicken.

Wie die rhapsodischen Bibelbetrachtungen Herders, so begrüßte Göthe auch die Gelehrtenrepublik Klopstocks mit ihren biedern Aldermans-Wahrheiten voll Begeisterung. Er nennt das Buch ein herrliches Werk, „die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind!“ [1] Was ihn jedoch augenblicklich weit mehr anzog und beschäftigte, war die wunderliche Arbeit, mit welcher der Züricher Diakon Lavater die Welt beglücken wollte — eine Arbeit, die aus derselben allgemeinen Ideenverwirrung und Gährung hervorging, aber mehr in's Gebiet der Kunst hinüberspielte und unter allem Modevolk das höchste Interesse hervorrief. Statt die Menschheit mit neuen Untersuchungen über Gott und Welt, Substanz und Accidenz, Geist und Materie, Leib und Seele aufzuklären, war dieser gemüthliche Schweizer auf den klugen Gedanken verfallen, einmal die Gesichter der Menschheit, Stirnen, Augen, Nasen, Ohren, Lippen,

[1] Ebd. 24.

Kinn und Wangen aller großen Männer, Tugendhelden, Spitzbuben, Verbrecher, Feldherren, Religionsstifter, Künstler, Schöngeister, Staatsmänner, auch der weiblichen Schönheiten und Häßlichkeiten, in einem großen Portefeuille zu versammeln und daraus eine Theorie der Menschenkenntniß aufzubauen, mit der man den verschiedenen Gebrechen und Mängeln seiner Mitmenschen abhelfen könnte [1]. Mehr als einer seiner sentimentalen Zeitgenossen, liebte Lavater alle Menschen und Thiere, haßte sogar die Recensenten nicht, wollte alle aus dem kalten Unglauben in sein gefühlvolles Reich Christi einführen und sie hienieden und im Jenseits selig machen [2].

Lavater war weder jene „Blüthe der Menschheit", für die ihn Göthe in der Betrunkenheit der ersten Liebe hielt, noch jener elende selbstbetrogene Betrüger, für den er ihn in der Vernüchterung des höhern Alters ausgab; er war vielmehr einer der wohlmeinendsten und ehrlichen Protestanten, welche sich damals aus dem Wirbelstrom ungläubigen Treibens heraus zu einem thätigen und lebendigen Christusglauben zu retten versuchten; aber, in protestantischen Vorurtheilen und pietistischem Eigendünkel, weibischer Empfindsamkeit und revolutionären Ideen befangen, verfehlte er das so nahe liegende Thor zur katholischen Kirche und schwärmte nun in unbefriedigter Sehnsucht an dem Grenzgebiet ihrer Mystik umher. Er war acht Jahre älter als Göthe (geb. 15. Nov. 1741). Wie alle begabteren Geister jener Zeit, fand er schon in früher Jugend an der Predigt und dem übrigen Schablonenwesen des protestantischen Bekenntnißglaubens keine innere Befriedigung. Während aber ein Lessing und Göthe der Religion beherzt den Rücken drehten und sich der Schöngeisterei und dem Lebensgenuß zuwandten, Herder nur Poesie

---

[1] Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. 4 Bde. Leipzig und Winterthur. Von Johann Caspar Lavater. 1775—1778.

[2] Ulr. Hegner, Beiträge zur nähern Kenntniß ꝛc. Joh. Caspar Lavaters. Leipzig 1836. Steck, Göthe und Lavater. Basel. 1884.

aus seiner Bibel herauslas, wandte sich Lavater ernst und eifrig dem Gebete zu, versuchte ein inneres, geistliches Leben zu führen, glaubte an Gebetserhörung und zwar auch an die Erhörung der eigenen Gebete, und trat 1762 in den Predigerstand, fest entschlossen, „sich demüthig vor seinem Schöpfer und Erlöser niederzuwerfen, nach der höchsten Vollkommenheit zu streben, niemals stille zu stehen, niemals müde zu werden, Gott in allen Dingen zu ehren, kein Knecht der Menschen, noch sein eigenes Ziel zu sein". In diese ascetische Richtung, die gewiß nicht verdient, von Katholiken verspottet zu werden, mischte sich jedoch ein Anflug jenes demokratisch-revolutionären Geistes, der von Westen her schon kräftig in das kleine Vaterland des „großen" citoyen de Genève herüberwehte. Wie große und kleine Aristokraten in Frankreich und Deutschland durch Luxus, Liederlichkeit, Unglauben und Volksbedrückung wacker darauflossündigten, um sich die Revolution als Strafe zu verdienen, so hatten auch einzelne der äußeren Schweizerkantone ihre aristokratischen Duodeztyrannen. An einem solchen, dem Landvogt Grebel von Grüningen, verdiente sich Lavater die ersten Sporen. Grebel hatte sich verschiedene Bedrückungen gegen Arme und Wehrlose zu Schulden kommen lassen, die nicht zu klagen wagten, weil der Landvogt dem Patriciat der Stadt Zürich angehörte, sogar Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters war. Lavater verband sich mit dem jungen Maler Füßlin, um den Bedrängten Recht zu verschaffen, verfolgte den Landvogt erst mit anonymen Drohbriefen und Citationen, legte dann ebenfalls eine anonyme, aber mit zündender Beredsamkeit abgefaßte Klageschrift Nachts an die Thüren der vornehmsten Rathsmitglieder, rief so eine Untersuchung hervor und nannte sich, als der Beklagte floh, offen mit Füßlin als Kläger. Sie erhielten einen obrigkeitlichen Verweis, aber triumphirten zugleich, indem Grebel seines Amtes entsetzt und zur Entschädigung der Beraubten verurtheilt ward. Damit war Lavater zum Volksmann und zur öffentlichen Persönlichkeit geworden. „Eine solche That gilt hundert Bücher!" schreibt Göthe noch 1777. Der kühne Anwalt der Volksrechte gegen

ariſtokratiſche Anmaßungen durchreiste nun (1763) mit dem Maler Heinrich Füßlin und Felix Heß Deutſchland und knüpfte mit den großen Männern des Tages, Theologen und Schöngeiſtern, Bekanntſchaft an; ſo mit Gellert, Sack, Zollikofer, Spalding, Mendelsſohn, Käſtner, Klopſtock und dem Abt Jeruſalem. Er ſchrieb gegen Bahrdt, der damals noch den Orthodoxen ſpielte, und half, nach Hauſe zurückgekehrt, zur Hebung patriotiſchen Gemeinſinnes (1776) die helvetiſche Geſellſchaft gründen. „Schweizerlieder" machten ihn in ſeiner Heimath noch volksthümlicher, öffentliche Fragen an Herder über die Kraft des Gebets, des Glaubens und die Gaben des heiligen Geiſtes, vor Allem aber die Aufforderung an Mendelsſohn, Bonnet zu widerlegen oder Chriſt zu werden (1769), verſchafften ihm in Deutſchland einen literariſchen Namen. In ſeinem Amt als Prediger der Waiſen- und Strafanſtalt in Zürich bewies er ſich in der That als eifrigen und aufopferungsvollen Menſchenfreund, der nicht ganz umſonſt einen hl. Karl Borromäus verehrte. Wenn er an Chriſtus auch hauptſächlich den Menſchenfreund hervorhob, ſo war er doch auch vom Glauben an deſſen Gottheit durchdrungen und erblickte in der Vereinigung mit ihm das einzige Heil des Einzelnen und der Menſchheit. Aber all dieſer Glaube hatte keinen autoritativen Widerhalt, keine rationelle Stütze. Alles war Gefühlsſache, wie er denn ganz und gar Gefühlsmenſch war, „ſchwach und kühn", wie er ſich ſelbſt beſchreibt, „thöricht und glücklich, kindiſch und ſtark, ſanft und hitzig, beides allemal in ausgezeichnetem Grade" [1] — ein „lieber Gottesſchwätzer" [2], wie ihn Herder nennt. Dennoch bezeichnet ihn letzterer ſeiner Braut mit verzückter Ueberſchwenglichkeit auch als einen Menſchen, „der nach Klopſtock vielleicht das größte Genie in Deutſchland iſt, der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anſchauung erfaſſet, die ſelbſt alle ſeine Schwärmerei über-

[1] In einem Brief an Herder vom 13. März 1773. (Herders Nachlaß. 1857. II. S. 10 ff.)

[2] Brief vom 21. December 1773.

sehen läßt und in Alles, was er auch wähnt und schwärmt, eine Wahrheit des Herzens legt, die mich bezaubert".

Menschenfreund, wie er war, wollte er auch Menschenkenner sein, um helfen zu können. Diese Neigung, in den Herzen zu lesen, einige Anlage zum Porträtiren, Schöngeisterei und schöngeistige Eitelkeit führten zu dem Plan eines großen physiognomischen Werkes, dessen Programm der Arzt Dr. Zimmermann 1772 herausgab. Mit unermüdlichem Eifer begann Lavater nun, Porträts aller möglichen Menschen zu sammeln. Zeichner und Maler wurden aufgeboten. Nach allen Weltgegenden wurde um Bildnisse geschrieben. Von Herder als großer Zeichner empfohlen, wurde auch Göthe um thätige Antheilnahme ersucht. Das war Wasser auf dessen Mühle; denn er gab sich noch lebhaft mit Zeichnen ab. Das ganze Unternehmen entsprach seinen weitausschauenden Kunstliebhabereien und seiner Idee, die Kunst durch Studium der Natur neu zu beleben. Eine Annäherung an Lavater war schon dadurch eingeleitet, daß dieser mit seinem Schwager Schlosser in regem Briefwechsel stand und Lavater sich von Schlosser sogar seine Predigten für den Druck hatte corrigiren lassen[1]. Was etwa hätte stören können, war der Feuereifer Lavaters und seines Freundes Pfenninger für das, was sie als Reich Christi betrachteten. Doch Lavater erklärte Göthe für einen Genius erster Größe, gerieth über den Götz in Verzückung, verlangte nach Göthe's Bild und mischte seine sanften Bekehrungsversuche mit so viel Lobeshonig und Toleranzsüßigkeit, daß man beiderseits auskommen konnte. Lavater umwickelte die gefühlvollen „Zeugnisse" des Christenthums mit dem Gummi-Elasticum der allgemeinen Liebe, Göthe ließ die Frommen auch als ein Stück der vielgestaltigen Natur gelten und drückte sie an sein allumarmendes Herz. „Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst!" schrieb er an Pfenninger. Wozu die? Brauch ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? — Nun so

[1] Vgl. Joh. Georg Schlosser, Lavater, Göthe ꝛc. von L. Hirzel. Im neuen Reich. 1879. I. 275 ff.

schätz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögens Pfaffen oder H . . . n gesammelt und zum Canon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu jedem sagen, lieber Freund, geht dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst du kräftig und herrlich. Das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen." [1] Lavater wagte höchstens sanft girrende Klagen: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, Du bist's noch mehr, seit Du's mir gesagt hast: Ich bin kein Christ. Aber nun Bruder, sage mir, wie Du's sagen kannst: Was hast du wider den Christus, dessen Namen ich zu verherrlichen dürste?" Er durchschaute Göthe's Schwäche mit ziemlicher Klarheit, indem er ihn durch Schilderung des eigenen ehelichen und häuslichen Glückes von seinen romantischen Liebesabenteuern in den christlichen Ehestand zu locken versuchte. Aber da kam denn auch Lavaters Christus wunderlich heraus — wie ein bloßer Hochzeitbitter, um Braut und Bräutigam mit Bibelsprüchen zu beseligen, wie ein süßer Liebesprediger, um alte und junge Jungfern männlichen und weiblichen Geschlechts in derselben religiösen Empfindsamkeit zu ertränken [2]. Die Klettenberg gab ihren Segen dazu. „Die brüderliche Verbindung und Bekanntschaft mit Lavater," schrieb sie diesem in ihrem und Göthe's Namen, „ist ein Geschenk meines himmlischen Freundes: Er wandelt mit Lavater und mit Göthe — ich kenne ihn am Gange, noch werden ihre Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen." [3]

[1] Briefe von Göthe an Lavater. Herausg. von H. Hirzel. Leipzig 1833. S. 5.

[2] Lavater im Verhältniß zu Göthe von J. C. Mörikofer. Im neuen Reich. 1877. I. 622 ff.

[3] Ebd. I. 623. Vgl. Göthe's Darstellung in „Dichtung und Wahrheit". Göthe's Werke (Hempel). XXII. 150 ff. Lavater trat schon bei diesem Briefverkehr mit dem Dilemma hervor: Christ oder

Nachdem Lavater ſchon ein Jahr mit Göthe in brieflichem Verkehr geſtanden, erfolgte auch perſönliche Bekanntſchaft. Lavater kam nach Deutſchland, um Geſichter anzuſehen, Geſichter zu ſammeln, Geſichter zu ſtudiren und auszulegen. Alle Berühmtheiten drängten ſich um ihn, einen Platz in ſeinem Album zu erhalten. Ende Juni (1774) erſchien er auch in Frankfurt. „Biſcht's?" rief Göthe den Ankömmling an. „Bin's," antwortete Lavater. Und nun drückten ſich die Genies enthuſiaſtiſch an's Herz und ergoſſen ſich in begeiſtertem Redeſtrom über alle ihre Angelegenheiten, Natur und Poeſie, Religion und Welt, Phyſiognomik und Häusliches. Was Göthe im Briefwechſel abgeſtoßen, zerſchmolz vor Lavaters gewinnender Herzlichkeit. „Die tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die beſtimmte Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt der durch ſein Hochdeutſch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er ſprach, die angenehmſte Sinnesberuhigung."[1] Göthe thaute völlig auf. Fünf Tage plauderten ſie zuſammen und kramten in phyſiognomiſchen Räthſeln herum. Herr und Frau Rath, das ganze Haus und die weitere Bekanntſchaft war für den Propheten eingenommen. Göthe begleitete ihn nach Ems, wohin er mit mehreren Zeichnern reiste, und wäre gern bei ihm geblieben, hätte ihn nicht eben die Proſa eines Rechtshandels für die „Vorſtadt- und Buddeiſchen Herren Erben" nach Frankfurt zurückgerufen. Von hier kam er mit Baſedow, dem ſtruppichten Naturpädagogen, der ihn inzwiſchen beſuchte, ſchon am 15. Juli wieder nach Ems und reiste dann mit Lavater und der ganzen Geſellſchaft die Lahn hinunter nach Coblenz:

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitte."

Atheiſt! „Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſähe, daß Niemand recht wiſſe, was beides eigentlich heißen ſolle."

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXII. 154.

In Ehrenbreitſtein wurde der Frau La Roche ein Beſuch gemacht, dann ging's den Rhein hinab nach Düſſeldorf zu Fritz Jacobi, mit dem ſich Göthe wieder ausſöhnen wollte. Dieſer war nicht zu Hauſe, ſondern in Elberfeld; er ſuchte ihn nun dort auf und traf unerwartet nicht nur wieder mit Lavater und mit Fritz Jacobi, ſondern auch mit deſſen Bruder Georg, mit ſeinem pietiſtiſchen Freunde Jung-Stilling und dem frivolen Romanſchreiber Heinſe zuſammen: dazu Baſedow und ein paar Elberfelder Theoſophen, Myſtiker und Philiſter. Göthe wurde in dem ſonderbar gemiſchten Kreiſe ganz närriſch zu Muthe; er tanzte und hüpfte von Einem zum Andern herum, ſo daß die Elberfelder faſt an ſeiner Vernunft zu zweifeln begannen. Die Scene iſt inſofern charakteriſtiſch, als Göthe mit ſeiner überſprudelnden Luſtigkeit Aller Herzen gewann, ſich mit Allen gut zu ſtellen wußte, von Allen etwas an ſich hatte und hinwieder Alle narrte. Die pietiſtiſche Beſchaulichkeit Stillings, die phyſiognomiſche Geſchäftigkeit und menſchenfreundliche Weichheit Lavaters, die überſchwengliche Sentimentalität Jacobi's, die ungekämmte Naturmenſchlichkeit Baſedows, auch das unſaubere Griechenthum Heinſe's — all das hatte ſeinen Theil an ihm und gewann darum bis zu gewiſſem Grade ſeine Sympathieen. Lips, der Zeichner Lavaters, aber arbeitete bis zur Ermüdung, um all die wichtigen Profile in ſeine Mappe zu bringen.

10. Spinozismus und Titanismus.

„Humilitas virtus non est sive ex ratione non oritur. Poenitentia virtus non est, sed is, quem facti poenitet, bis miser seu impotens est.“
Baruch de Spinoza. Ethica. P. IV. Prop. 53 et 54.

„Göthe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Sohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln.“
Fr. Jacobi an Wieland. 27. Aug. 1774.

Als die Genies sich wieder trennten, begleitete Göthe die beiden Brüder Jacobi und Heinse nach Düsseldorf und machte von hier aus mit den ersteren einen Ausflug nach Köln. Das alte Haus der Patricierfamilie Jabach, das damals als Curiosität von Rheinreisenden viel besucht wurde, erfüllte Göthe mit Begeisterung für das Familienleben dahingeschwundener Zeit, der unvollendete Dom dagegen sprach ihn wenig an. Der Genius hatte hier, wie er meinte, die rechte Zeit nicht gefunden, um sein Werk in einem Guß fertig wie Minerva aus Jupiters Haupt hervorspringen zu lassen. Umsomehr schwelgte er in der schönen Natur, in Poesie und geselliger Unterhaltung. Hatte er noch kaum im Frühjahr beide Jacobi „Jackerls“ genannt, eine satirische Posse über sie angefangen und gesagt: „Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei!“ [1] so überströmte er jetzt von Freund-

[1] A. Kestner, Göthe und Werther. S. 204. „Die Iris (Zeitschrift, die Georg Jacobi herausgab) ist eine kindische Entreprise und soll ihm verziehen werden, weil er Geld dabei zu schneiden denkt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur miniren, seit sie

schaft und Liebe. „O Liebe! Liebe!“ schrieb er noch unter dem Eindruck der gemeinsamen Fahrt an Fritz Jacobi, „die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkts in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben.“ Nicht weniger begeistert für Göthe war Friedrich Jacobi. Nach vierzig Jahren noch erinnerte er ihn „an das Jabach'sche Haus, das Schloß zu Bensberg, die Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; an den Saal in dem Gasthof zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: ‚Es war ein Buhle frech genung‘ und andere hersagtest ... Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. — Mir wurde wie eine neue Seele. Von diesem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen!“ [1]

Auf diesem gefühlvollen Ausflug unter Mondschein und Romanzen, Naturgenuß und enthusiastischen Freundschaftsversicherungen kam das Gespräch auch auf Philosophie. Denn Friedrich Jacobi war nicht nur Schöngeist, sondern auch, ja weit mehr, wie er wenigstens glaubte — Philosoph. Freilich war das ursprünglich nicht sein Fach. Im Jahr 1743 geboren, hatte er sich nach sehr kurzer Vorbildung der Kaufmannschaft gewidmet und nie einen philosophischen Schulcursus durchgemacht; später beschäftigte er sich als pfälzischer Hofrath mit dem Zollwesen; allein in einer Zeit, wo junge Autodidakten die ganze Welt auf den Kopf stellten, war jener Mangel an Schulbildung kein Mangel, vielmehr ein Vorzug. In der neueren französischen

---

sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei ꝛc.“

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXII. 171. 428.

Literatur war er zu Hause, schrieb selbst Französisch mit leidlicher Modeeleganz, hatte Geld, Freunde, ein überschwengliches Herz, eine rasende Phantasie, große Weltkenntniß und besonders reiche Erfahrung in Liebesabenteuern — so konnte er schon mithelfen zur Grundlegung einer neuen deutschen Cultur, Literatur und Philosophie. Wie Hamann, Herder, Lavater und viele andere Pioniere dieses Culturwerks, hatte er zu viel deutsche Gemüthlichkeit, Herz und Phantasie, um sich den Haß Voltaire's und der Encyklopädisten gegen das Christenthum, den krassen Materialismus Holbachs und La Mettrie's, kurz die französische Aufklärung in ihrer unverschleierten Folgerichtigkeit anzueignen. Diese Aufklärung ging ihnen zu weit. Ohne dieselbe jedoch ganz zu vernachlässigen, schlossen sie sich instinctiv mehr an Rousseau an, der nicht wie Voltaire ein bloßer Salons- und Hofschranze war, sondern ein tiefes, mächtiges Naturgefühl, energische Leidenschaft, volksthümliche Beredsamkeit, ein noch für's Ideale empfängliches Herz besaß, mitten im Wirrwarr des Lasters und des Umsturzes noch von Kindesunschuld, Menschenwürde, edler Freiheit, bürgerlicher Tugend, von Religion und Vaterland träumte. Es waren bloße Träume; aber sie wiesen noch auf die ewigen Polarsterne hin, von denen das Glück des Menschen bedingt ist und zu denen die tief gesunkene Natur unwillkürlich aufseufzte. Gerade diese wirren, dunkeln Klänge fanden in dem Gemüth der deutschen Protestanten einen Wiederhall; Reste der eigenen religiösen Erziehung, Bibelerinnerungen mischten sich damit. Sie wollten weder Gott, noch Tugend, noch Sitte, noch Religion aus der Welt schaffen lassen; das Alles sollte bleiben, nur nach etwas freierem Zuschnitt — eine ideale Welt ohne Mittelpunkt und ohne autoritativ oder rationell bestimmbare Grenzen. Jacobi entsetzte sich vor einer Weltanschauung, welche es mit der Revolution gründlich und folgerichtig nahm; aber er wollte auch keines seiner Ideale bewiesen haben. Einigermaßen Luther folgend, setzte er den philosophischen Verstand völlig ab und mit ihm alle eigentliche Philosophie und philosophische Vertheidigung des Christenthums. An seine Stelle ließ er für die Erkenntniß

der sichtbaren Welt die bloße Erfahrung treten, für die Erkenntniß des Unsichtbaren, Göttlichen — die „Vernunft", eine Fähigkeit, die weder forscht, noch schließt, sondern unmittelbar schaut und aufnimmt. Gott wird gefühlt, bewiesen kann sein Dasein nicht werden. Dieses Gottes-Gefühl nannte Jacobi Glauben — es war aber bloße Gefühlssache, wie sein ganzes Leben und Treiben in überschwenglichen Gefühlen aufging. Als er mit Göthe zusammentraf, hatte er sein System noch nicht ausgebaut, aber er hatte es bereits im Keime; er war von seinem Gottes- und Tugendgefühl ebenso sehr beduselt, als von seinem Freundschafts- und Liebesgefühl, das sich in Göthe's Gegenwart zum Rausche steigerte und in Thränen krystallisirte. Wäre er ein consequenter Denker gewesen, so hätte ihn kein Philosoph mehr abstoßen müssen, als der trockene Spinoza, welcher Gott zur Welt machte, diese göttliche Welt dann in eine ungeheure, halb denkende, halb bewußtlose Maschine auseinanderlegte, alle Freiheit aufhob und die Tugend geometrisch bewies. Aber ein solcher Denker war Jacobi nicht; er fand es praktischer, Spinoza zu lieben, ja sogar als „hellen und reinen Kopf" zu bewundern, weil er ihn „mehr als irgend ein anderer Philosoph zu der vollkommenen Ueberzeugung geleitet hatte, daß sich gewisse Dinge — gerade die Grundfragen der Philosophie — nicht entwickeln lassen". Er liebte ihn, weil er eigentlich nichts bewies — und in dieser wissenschaftlichen Liebe traf er mit Göthe ganz harmonisch zusammen.

Wer übrigens die beiden „Genies" zusammengeführt und zeitweilig versöhnt hatte, war nicht der mathematisch angelegte Philosoph Spinoza, sondern — „die Weiber, Tanten und Schwestern der Jacobi's", bei denen Göthe sich „einstellte", besonders Demoiselle Fahlmer, im Jacobi'schen Kreise „Adelaide", von Göthe „die Tante" genannt, ein feingebildetes Fräulein, das mit Göthe seit Sept. 1772 näher bekannt war und häufig correspondirte, zu Fritz Jacobi in einem seltsamen romantischen Verhältniß stand. Als Halbschwester der ersten Frau des Vaters Jacobi war sie nämlich wirklich Fritzens Tante, d. h. Stieftante, aber

faſt zwei Jahre jünger als er. Als ſie nun 1766 nach längerem Aufenthalt in Mannheim mit ihrer Mutter nach Pempelfort kam, ſchloß ſie ſich „mit hingebender Anhänglichkeit“ [1] an ihren ſchon ſeit zwei Jahren mit Betty von Clermont verheiratheten Neffen an. Die Tante wurde zugleich die unglücklich Liebende ihres Neffen, und Fritz Jacobi ſcheint durch die zwei ihn liebenden Damen, d. h. ſeine brave Frau und die ihm ſchwärmeriſch zugethane Tante in eine ſeinem gefühlvollen Herzen ſehr fatale Lage gekommen zu ſein. Tante Fahlmer erkrankte über ihrer unglücklichen Liebe und zog, nachdem ſie im Bade Spaa Herſtellung ihrer Geſundheit gefunden hatte, 1772 mit ihrer Mutter nach Frankfurt, wo ſie Göthe kennen lernte. Schon 1773 wurde ſie von Betty Jacobi indeß zum Beſuch nach Pempelfort geholt und weilte dann öfter daſelbſt, bis ſie ſich 1778 mit Schloſſer, dem inzwiſchen verwittweten Schwager Göthe's, im reſpectablen Alter von 34 Jahren verehelichte. Die unglückliche Liebe zu Fritz ſcheint ſich nach ihrer Krankheit zu ſanfterer „Freundſchaft“ gemildert zu haben, während ſie zugleich Göthe's literariſche Vertraute und Freundin ward.

Daß Letzteren die Familienangelegenheiten der Jacobi's weit mehr intereſſirten, als alle Philoſophie und Religion, geht aus mehreren Briefen hervor. „Ihre Buben,“ ſo ſchreibt er z. B. an Betty Jacobi, „ſind mir lieb, denn es ſind Ihre Buben, und der letzte iſt mir immer der nächſte. Ob ſie an Chriſt glauben, oder Götz oder Hamlet, das iſt eins, nur an was laßt ſie glauben. Wer an nichts glaubt, verzweifelt an ſich ſelber.“ [2] Vielleicht hat er das Verhältniß der beiden Frauen auch romantiſcher angeſehen, als es in Wirklichkeit war; wenigſtens hatte ihn noch vor ſeinem Beſuch Betty verſichert: „Daß die Tante und ich unſeren ebenen und graden Weg nebeneinander ohne ſtumpen und ſtolpern gehen, iſt wahr, obgleich noch immer ein Räthſel für den Herrn Doktor Göthe Lobeſan.“

---

[1] Urlichs, Zu Göthe's Stella. Deutſche Rundſchau. 1875. IV. 81.

[2] Bernays, Der junge Göthe. II. 7.

Obgleich Niemand genau weiß, was und wie Göthe und Jacobi zuſammen über Spinoza verhandelten, ſo iſt es doch ſeither allgemein Brauch, von den tiefen Beziehungen Göthe's zu dem jüdiſchen Pantheiſten, dem Stammvater alles neueren Pantheismus, zu ſprechen. In allen Biographieen Göthe's wird in dunkeln, allgemeinen, ahnungsreichen Phraſen angedeutet, wie der „große" Dichter ſich des „großen" Philoſophen bemächtigt [1], deſſen Allbegriff mit ſeinem Naturbegriff verſchmolzen und ſo ſeine eigene Weltanſchauung, eine der bedeutendſten Etappen auf dem Entwicklungsgang moderner Weltanſchauung, gebildet habe. Danzel hat eine eigene Schrift über Göthe's Spinozismus verfaßt [2]; Hermann Grimm holt bei den Anfängen aller Cultur aus [3], läßt alle Culturſtufen der Menſchheit Revue paſſiren — griechiſche Cultur — germaniſche Cultur — romaniſche Cultur ſemitiſche Cultur, ernennt für alle dieſe Culturſtufen typiſche Repräſentanten, für die griechiſche Homer nebſt Phidias und Plato, für die romaniſche Raphael nebſt Michelangelo und Dante, für die germaniſche Shakeſpeare und Luther, für die ſemitiſche Spinoza neben den Männern des Alten und Neuen Teſtamentes, um Göthe auf den Gipfelpunkt all dieſer Culturſtufen zu bringen und den Satz einzuleiten: „Keine Philoſophie hat Göthe genügt, als die Spinoza's." [4]

Das hört und ſieht ſich überaus großartig an: Göthe's

---

[1] Lewes (Freſe) I. 296. „Für Göthe genügten einige wenige Ideen Spinoza's, um ſeinem Geiſte Richtung zu geben. Spinoza wurde für ihn, was Kant für Schiller, nur daß dieſer — ein charakteriſtiſcher Unterſchied der beiden Geiſter — ſeinen Philoſophen ſyſtematiſch ſtudirte und deſſen Lehre ſyſtematiſch zu reproduciren ſuchte."

[2] Ueber Göthe's Spinozismus, von Wilhelm Danzel. Hamburg 1843. Er läßt nicht undeutlich durchblicken, daß Göthe weit mehr ein Anhänger Rouſſeau's war, als Spinoza's. S. 13—17.

[3] Göthe, Vorleſungen, gehalten an der königl. Univerſität zu Berlin von Hermann Grimm. Berlin. Hertz. 1877. I. 233 ff.

[4] Ebd. S. 242.

Standbild von Homer, Raphael, Shakeſpeare und Spinoza getragen, die hinwieder auf den Schultern des Phidias und Plato, des Michelangelo und Dante, Luthers und der Männer des Alten und Neuen Teſtamentes ruhen. Nur hat das Denkmal leider wenig hiſtoriſches Fundament.

Göthe hatte ebenſo wenig eine philoſophiſche Schule durchgemacht, als Jacobi. Weder Leibniz noch Malebranche, weder Wolff noch Descartes hatte er ein Leides gethan. Die Logik hatte er bereits in den erſten Monaten mit Kräpfeln vertauſcht; dagegen hatte er Bayle als ein anrüchiges Buch durchgemaust, Holbach geleſen, viel Rouſſeau und Voltaire ſtudirt und in Giordano Bruno auch einigen Geſchmack am Pantheismus gefunden.

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln," ſo ſchrieb er ſich in Straßburg auf, „iſt ſchwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele geſondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchſchaute Natur; daher ſcheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philoſophiſch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was iſt, muß nothwendig Alles zum Weſen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche iſt und Alles umfaßt. Die heilige Schrift iſt unſerm Urtheile auch nicht entgegen, obwohl wir ihre Ausſprüche einem Jeden nach ſeinem Urtheile zu drehen geſtatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenſo eine Uebereinſtimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil ſo großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Syſtems, wornach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule ſchwören will und ſehr bedaure, daß im Spinozismus, in dem auch die ärgſten Irrthümer dieſer Quelle entſtrömen, dieſer ſo reinen Lehre ein ſo böſer Bruder erwachſen iſt." [1]

Göthe hatte, wie dieſe Stelle genugſam ausweist, noch in

[1] A. Schöll, Briefe und Aufſätze von Göthe. Weimar 1846. 2. Ausg. 1857. — Viehoff. I. 325.

Straßburg die confuseſten Begriffe über den Pantheismus im Allgemeinen, wie über die Lehre des Spinoza im Beſondern. Er wußte nicht einmal den in den heiligen Büchern doch ſo klar ausgeführten Begriff eines perſönlichen, von der Welt verſchiedenen Gottes von dem Wahnbild eines pantheiſtiſchen Gottes zu unterſcheiden, hielt letzteres für bibliſch und vernunftgemäß, die Lehre des Spinoza dagegen für „einen böſen Bruder". Es liegt nun von Göthe bis zum Eintritt in Weimar nicht nur nicht die geringſte philoſophiſche Abhandlung, ſondern nicht einmal irgend ein philoſophiſches Fragment vor. Was ſeine übrigen Schriften bekunden, iſt nur die größte Verworrenheit über den Begriff von Gott und Natur und eine confuſe Verſchmelzung von Beiden, welche ſich metaphyſiſch nicht formuliren läßt. Ihren claſſiſchen Ausdruck hat ſie in Fauſts Bekenntniß an Gretchen gefunden:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth."

Mit ähnlicher verſchwommener Gefühlsconfuſion ſpricht er in ein paar Briefen von „dem lieben Ding, das ſie Gott heißen" [1]. In ſeinen enthuſiaſtiſchen Dithyramben über das Straßburger Münſter vermengt er Gott, Natur, Genie, wie ein von Bacchus Berauſchter. Nirgends legt er irgendwelche Proben von einer eingehenderen Kenntniß älterer oder neuerer Philoſophie an den Tag; die Fauſtfragmente, welche aus dieſer Zeit ſtammen, zeugen vielmehr für die tiefſte Verachtung aller Philoſophie [2].

---

[1] Göthe's Briefe an A. v. Stolberg. Leipzig 1839. S. 60.

[2] L'ironie, la critique, un scepticisme hautain, dominent chez Goethe, quand il se rencontre avec l'énigme des choses. Il veut se venger de ne pouvoir la résoudre en humiliant l'ambition des métaphysiciens qui prennent à coeur de la poursuivre (Caro, La philosophie de Goethe. Revue des Deux Mondes. 1865. 2e Période. Tom. 59. p. 870). Eine knabenhafte Rache!

„Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und, leider! auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn.
Da ſteh ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!“

Was die Lehre des Spinoza betrifft, ſo liegt nirgends ein ſicherer Anhaltspunkt dafür vor, daß Göthe ſie um dieſe Zeit auch nur einmal wirklich durchſtudirt hätte[1]; ſeine Lebensweiſe ſelbſt machte ein ſolches Studium nahezu unmöglich. Man muthet ihm Uebermenſchliches zu, wenn man annimmt, er habe zwiſchen all ſeinen Ausflügen und Zerſtreuungen, ſeinen Liebhabereien und Unterhaltungen, ſeinen Poſſen und Farcen, ſeinen Liebſchaften und Correſpondenzen, ja mitten in einem ſteten Romanleben zu drei, zu vier, die Ruhe, den Ernſt, die Zeit, die Ausdauer gehabt, ein abſtractes Syſtem wie dasjenige Spinoza's mit der ganzen Kette ſeiner trockenen Definitionen, Theſen und Schlußfolgerungen wiſſenſchaftlich zu unterſuchen. Um übrigens keinem Zweifel darüber Raum zu laſſen, daß er ſich nicht dieſer mühſamen Geiſtesarbeit unterzogen, deutet er ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit“ verſtändlich genug an, daß er an Spinoza's Werken keine Kritik geübt, ſondern daß die gelegentliche Leſung darin nur einen allgemein verſchwommenen, beruhigenden Gefühlseindruck zurückgelaſſen.

„Nachdem ich mich,“ erzählt er ſelber, „in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Weſens vergeblich um-

[1] Nach Riemers Mittheilungen (Berlin 1841. II. 182) hat er die Ethik erſt 1784 zu Weimar geleſen, als Jacobi und Mendelsſohn ſich über ſein Gedicht „Prometheus“ und Leſſings Spinozismus zankten; vielleicht auch dann nicht ganz.

gesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: ‚Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe'[1], mit allen den Vordersätzen, worauf er ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.

„Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem Alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichsten Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande."[2]

Der Uneigennützige! Friederike betrog er mit seinen Liebe-

---

[1] Ethica. Pars V. 19. Der Beweis (!) des Spinoza für diesen Satz lautet: „Wenn der Mensch danach strebte (daß Gott ihn liebte), so würde er begehren, daß Gott, den er liebt, nicht Gott wäre, und folglich würde er wünschen, Unlust zu haben, was widersinnig ist. Ergo q. e. d." Eine saubere Logik das.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XXII. 168.

leien und ließ ſie dann ſitzen, um Carrière zu machen; Keſtners Gutmüthigkeit nützte er aus, um ihm, wenn es möglich geweſen wäre, Lotte wegzukapern; Jacobi ſchwindelte er jetzt „ewige“ Freundſchaft vor, und ein paar Jahre ſpäter, als ihm dieſe Freundſchaft nichts mehr nützen konnte, nagelte er, unter dem ſchallenden Gelächter des Weimarer Hofs, Jacobi's Roman „Allwill“ an einen Baum; Lavater, deſſen Name ihn jetzt ſelbſt berühmt machen half, nannte er die Blüthe der Menſchheit, und als die Phyſiognomik aus der Mode kam, war derſelbe ein „betrogener Betrüger“; von Merck ließ er ſich jetzt ſeine Gedichte cenſiren und corrigiren, hintendrein verunglimpfte er ihn als „Mephiſtopheles“, als einen ganz hämiſchen, negativen Menſchen; den Arzt Zimmermann, der jetzt ſeinen Ruf durch Deutſchland ausposaunen half, nahm er mit offenen Armen in ſein Haus auf; als ſein eigener Ruf gemacht war, hing er ihm in „Dichtung und Wahrheit“ Charakterzüge und Handlungen an, die den Mann durch ganz Deutſchland hin anſchwärzten und verdächtigten, bis endlich die Kritik kam und ein „Räthſel“ aufdeckte, das man vielleicht bei jedem Andern ſofort als „Verleumdung“ qualificirt hätte[1]. Das war Göthe's berühmte ſpinoziſtiſche „Uneigennützigkeit“ — ſeine **Ethica geometrice demonstrata.**

---

[1] Er klagte ihn in „Dichtung und Wahrheit“ (Göthe's Werke [Hempel]. XXII. 195 ff.) der ſchändlichſten Härte und Tyrannei gegen ſeine eigene Tochter an, während anderweitig feſtſteht, daß er dieſelbe väterlich liebte und dem Kinde als ein treuer, liebevoller Vater galt. Im Jahre 1775 ſelbſt nannte er ihn (in einem Briefe an die La Roche) „gar brav, einen gemachten Charakter ꝛc.“ — „Um ſo auffallender,“ ſagt Gödeke (Göthe's Leben und Schriften. Stuttgart 1877. S. 144), „iſt es, daß Göthe in Bezug auf dieſen Freund und ſeine Tochter, die derſelbe aus einer Penſion in Lauſanne geholt, wo ſie ihren Verlobten zurückgelaſſen hatte, in ‚Dichtung und Wahrheit‘ Dinge erzählen konnte, die nicht allein durchweg unwahr, ſondern auch geradezu unmöglich waren. Alle Thatſachen, die Göthe anführt, ſind theils erfunden, theils auf Zimmermanns Koſten in einen falſchen Zuſammenhang gebracht, theils aus der

So wenig sich feststellen läßt, was der junge Göthe aus dem Spinoza heraus- und in denselben hineingelesen (er wußte das als alter Mann selbst nicht mehr), so gewiß erhellt aus seinem ganzen Leben und Treiben, daß er wenigstens die Freigeisterei, den Naturalismus und den antichristlichen Geist dieses Philosophen von Herzen theilte, soweit derselbe, namentlich unter einem gewissen Schein von Religiosität, gegen alles Uebernatürliche protestirte[1]. Die positiven Pflichten der Religion erfüllte er nicht; in Wetzlar galt er, wie wir gesehen, als Freidenker; was er Christenthum nannte, war ein ganz bekenntnißloser, vager Naturalismus. Er liebte es indeß, sich als „Naturfrommen" darzustellen, d. h. als Einen, der dem Schöpfer in der Natur, d. h. durch Betrachtung, Studium, Verehrung und Nachahmung der Natur, außerordentlich viel Ehre erweise. Doch hing dieß von der Stimmung ab. Neben den zahlreichen Aeußerungen dieser Naturfrömmigkeit läuft eine parallele Reihe von durchaus entgegengesetzten, in welchen er sich als „Titane" den Göttern entgegenwirft, sie als neidische, feindliche Gewalten verdonnert und ihnen zum Trotz leben, dichten und glücklich sein will. Die wunderliche Idee schöpfte er wahrscheinlich nicht unmittelbar aus der griechischen Titanensage, welche, wie bekannt, die göttliche Gerechtigkeit über den verwegenen Aufstand der Halbgötter triumphiren läßt, sondern aus Voltaire, welcher in seiner Oper

---

Zukunft vorweggenommen. Dieser dunkle Fleck in Göthe's Selbstbiographie bedarf zwar nicht mehr der Widerlegung, wohl aber der Aufklärung." Eine solche ist bis jetzt nicht gegeben worden (weder von Düntzer, Frauenbilder. S. 351—358, noch von Löper, Göthe's Werke [Hempel]. XXII. 456). Damit soll nicht gesagt sein, daß Zimmermann nicht auch ein rechter „Culturmensch" war.

[1] So gab schon Voltaire dem Philosophen, der im Stillen Gott absetzen wollte, aber mit seiner Philosophie wenig Glück hatte, ein Gefolge von Schöngeistern:

„Ne pouvant désormais composer pour le prix
Il partit escorté de quelques beaux-esprits."

(Les systèmes.)

„Pandora“ die gewaltige griechiſche Sage bereits im Sinne des 18. Jahrhunderts umgedichtet hatte, indem er Zeus zum neidiſchen Tyrannen, Prometheus zum verkannten Künſtler und Aufklärer machte, den letzteren über die finſtere Macht der Götter ſiegen ließ. In dieſem Sinn riß Göthe die Prometheusſage an ſich und führte die revolutionären Partien derſelben mit großer Begeiſterung aus. Mit demſelben Geiſt unbändigen Trotzes gegen Gott begann er auch die Fauſtſage zu behandeln. In einem burſchikoſen Fragment über den „Ewigen Juden“ entwickelte ſich derſelbe zur kraſſen Gotteslästerung. Die pſychologiſche Erklärung dieſes „Titanismus“ gibt Friedr. Leop. von Stolberg in zwei Briefen von 1776 [1].

„Göthe,“ ſchrieb er an Klopſtock am 8. Juni, „iſt Starrkopf im allerhöchſten Grade, und ſeine Unbiegſamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft ſchon für ihn zittern. Gott, welch ein Gemiſch, ein Titanenkopf gegen ſeinen Gott, und nun ſchwindelnd vor der Gunſt eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebſter, denn Sie erkannten früh ſeinen eiſernen Nacken, dachten Sie nicht an ihn, wie Sie die ‚Warnung‘ machten? Und doch kann er ſo weich ſein, iſt ſo liebend, läßt ſich in guten Stunden leiten am ſeidenen Faden, iſt ſeinen Freunden ſo herzlich zugethan. — Gott erbarme ſich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde, aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, ſo wird er der Unſeligſten einer.“

In einem faſt gleichzeitigen andern Briefe ſchreibt Stolberg:

„Göthe iſt nicht bloß ein Genie, ſondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz; aber es ergriff mich ein Grauſen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anweſenheit in Weimar von Rieſengeiſtern ſprach, die ſich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieſer unbeugſame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch ſein Herz kalt machen. Armer

[1] Joh. Janſſen, Fr. Leop. Graf zu Stolberg. Freiburg. Herder. 1877. II. 70. Im neuen Reich. 1874. II. 337—342.

Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott!“

Das war die Gesinnung, in welcher sich Göthe an Spinoza und an Voltaire anschloß. Es kam ihm von Herzen, wenn er grimmig zu Gott emportrotzte:

„Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herr'n und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?“

11. Der Lili-Roman.

1774—1775.

„Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahrem Genusse und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden?“

Göthe an Aug. v. Stolberg, 18. Sept. 1775.

Das wirkliche Leben des Frankfurter Titanen sticht gerade in dieser Zeit sehr seltsam von der erhabenen Einsamkeit ab, in welcher sein Prometheus zornerfüllt den Göttern trotzt. Um Mitte August 1774 von seiner Rheinreise nach Hause zurückgekehrt, zeichnete, malte, tändelte, dichtete, bummelte, träumte, amüsirte er sich ganz genau im selben Stil wie früher. Die Eltern suchten ihn endlich zur Heirath zu bewegen, er wollte aber nicht. Der Druck des Werther ging unterdessen rüstig voran; im September ward er vollendet, während die Frankfurter Messe um den Dichter tobte und kreischte, Vergangenheit und Zukunft ihm wunderbar ineinander schwebten. Von der Vergangenheit war es besonders der Lotte-Roman, der nun „unwiderruflich zum letzten Mal“ in seiner Phantasie wieder auflebte. Im September besuchte ihn ja seine Strumpfwäscherin aus Wetzlar und erzählte ihm von Lotte's Kindheit; dazu war er augenblicklich an „Werthers Leiden“ beschäftigt. Alles war deßhalb „Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und ohne Lotte nichts als Mangel und Trauer und der Todt“. Etwas Komödie wird bei diesem neuen Anfall von Sentimentalität auch gewesen sein. Er konnte sich denken, daß es Kestner und seiner Frau nicht eben angenehm sein würde, die Geschichte ihres Brautstandes und ihrer Beziehung zu Göthe,

„verklebt“ mit dem Selbſtmord Jeruſalems, vor das ganze deutſche Publikum gelangen zu ſehen. Er wollte augenſcheinlich dem übeln Eindruck zuvorkommen und warf ſich Lotte in knechtiſcherer Anbetung, als in irgend einem früheren Brief zu Füßen. „Wenn Beine der Heiligen,“ ſchrieb er ihr blasphemiſch mit Bezug auf ſeine Strumpfwäſcherin, „und lebloſe Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menſchengeſchöpf, das dich berührte, dich als Kind auf'm Arm trug, dich an der Hand führte, das Geſchöpf, das du vielleicht um manches gebeten haſt? Du Lotte gebeten ꝛc.“ [1] — All dieſe ſaubere Heiligenverehrung half indeß nicht. Umſonſt ſchrieb er zu dem Exemplar des Werther, das er ihr ſchickte: „Dieſes Exemplar iſt mir ſo werth, als wär's das einzige in der Welt. Du ſollſts haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküſſt, habs weggeſchloſſen, daſſ es niemand berühre. O Lotte!“ Aller dieſer Liebesverſicherungen ungeachtet wurden Keſtner und ſeine Frau über den Werther recht ungehalten, und Göthe mußte auf's Neue alle ſeine Beredſamkeit aufbieten, um ſie zu beruhigen:

„Es iſt gethan, es iſt ausgegeben, verzeiht mir, wenn ihr könnt.... Ich will nichts von euch hören, bis der Ausgang beſtätigt haben wird, daß eure Beſorgniſſe zu hoch geſpannt waren, bis ihr dann auch im Buche ſelbſt das unſchuldige Gemiſch von Wahrheit und Lüge reiner an euern Herzen gefühlt haben werdet.... Binnen hier (21. November 1774) und einem Jahr verſprech ich euch auf die lieblichſte einzigſte innigſte Weiſe, alles was noch übrig ſein mögte von Verdacht, Mißdeutung ꝛc. im ſchwäzenden Publikum, obgleich das eine Herd Schwein iſt, auszulöſchen wie ein reiner Nordwind, Nebel und Duft. — Werther muß ſein — muß ſein.... Das Billet keinem Menſchen gezeigt! unter euch beiden! Sonſt niemand ſehe das! ꝛc....“ [2]

Dieſem Briefe folgte im folgenden Jahr noch ein Zettelchen

---

[1] A. Keſtner, Göthe und Werther. S. 212.

[2] Ebd. S. 222. 232 ff.

an Lotte — dann verſiegte die Lotte-Correſpondenz. Sie hatte ihren Dienſt gethan. Dem Dichter lag, bei aller Ueberſchwenglichkeit ſeines Briefſtils, mehr an Werther und an ſeinem literariſchen Ruhm, als an Keſtner und deſſen Frau und ſeiner früheren Liebe. Der Ruhm aber kam jetzt in ſteigender Fülle. Alte Freunde, wie Merck und Gotter, trafen im Laufe des Herbſtes wieder bei Göthe ein, um ſich mit ihm ſeiner Erfolge zu freuen, vergangene Tage zu recapituliren und neue Projecte zu beſprechen. Fremde, wie der Schweizer Karl Ulyſſes von Salis-Marſchlins, der in pädagogiſchen Angelegenheiten Deutſchland bereiste, ſprachen bei dem Gefeierten vor. Der ehrenvollſte Beſuch jedoch war wohl derjenige, der ihm Ende September von Klopſtock zu Theil ward, als dieſer, von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hofrath nach Karlsruhe berufen, erſt bei den Bundesbrüdern des Hainbundes in Göttingen vorſprach und dann auch den Verfaſſer des Werther perſönlich aufſuchte. Klopſtock war, der Kritik Leſſings ungeachtet, noch der gefeiertſte deutſche Dichter, der einzige, zu dem eine ganze Schule ſtand. Sein „Meſſias", den er ein Jahr zuvor vollendet, wurde in England, Frankreich, Italien überſetzt; auch eine lateiniſche Ueberſetzung wurde begonnen. Künſtler nahmen Scenen aus ſeinem Gedicht zum Vorwurf ihrer Gemälde. Der Dichterkreis in Göttingen, die Hölty, Voß, Stolberg, Bürger, Miller, Cramer, Leyſewitz ꝛc. betrachteten ihn als Vater und Fürſten der deutſchen Dichtkunſt.

Die beiden Dichter ſtanden zu einander in ähnlichem Gegenſatz, wie „Meſſias" und „Werther", Klopſtocks Oden und Göthe's Liebeslieder. Jener ein ſtattlicher, würdiger Mann, ſchon über die Vollkraft der Jahre hinaus, abgemeſſenen Benehmens, wie Einer, der lange am Hofe gelebt, des ernſten Bewußtſeins, der Sänger der Religion, der Tugend, der Vaterlandsliebe zu ſein, daher väterlich, feierlich mit dem Plan beſchäftigt, die jüngeren poetiſchen Kräfte um ſich zu ſchaaren und ihre literariſche Thätigkeit durch jene Ideale zu adeln, durch Gemeinſamkeit zu ſtärken; dieſer ein feuriger Jüngling, bald übermüthig aufblitzend, bald melancholiſch träumend, bis jetzt ziemlicher Verächter der conven-

tionellen Formen, der Sänger der Natur und der „gesunden Sinnlichkeit", sich fühlend in seinen ersten Erfolgen und sich noch Großes versprechend für die Zukunft. Beide theilten in Etwas die allgemein herrschende Empfindsamkeit, eine vage Begeisterung für Natur und Freiheit, die Ahnung einer bessern Zukunft; aber gerade über die höchsten Ziele, Religion und Tugend, gingen ihre Anschauungen so ganz auseinander, daß eine gegenseitige Harmonie nicht möglich war. Der Eine suchte sein Glück und seine Poesie im Jenseits und der religiösen Weihe des irdischen Lebens, der Andere ganz im Diesseits und in der möglichsten Lostrennung von den Ideen und Forderungen des Christenthums. Diese tiefliegenden Gegensätze waren indeß noch nicht zur vollen Entwicklung gelangt. Göthe benahm sich gegen Klopstock achtungsvoll; dieser bezeigte Interesse für Göthe's Person und Dichtung. Freundliche Berührungspunkte fanden sich sowohl in der gemeinsamen Begeisterung für deutsche Nationalität und Sprache als auch in dem Schrittschuhlaufen, für das beide Dichter, der „seraphische" und der „titanische", jugendlich schwärmten. Göthe begleitete Klopstock nach Darmstadt und dichtete auf dem Rückweg (10. Oct.) im Postwagen seine Ode: „An Schwager Kronos".

Wichtiger für Göthe's weitere Schicksale, als Klopstocks Besuch, war ein anderer, der ihm am 11. December Abends zu Theil wurde. Es war dieß Karl Ludwig von Knebel, seit einigen Monaten Erzieher des jüngeren Prinzen Constantin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Er begleitete eben die beiden noch minorennen Prinzen Karl August und Constantin auf ihrer Reise zum Großherzog von Baden, und benützte eine freie winterliche Abendstunde, um den Dichter des Götz, Clavigo und Werther kennen zu lernen. Dieser kam ihm gleich als der „beste" und „liebenswürdigste aller Menschen" vor, und Knebel konnte nicht umhin, ein solches Juwel auch den beiden Prinzen vorzustellen. Auf die Prinzen (von denen der ältere 17 Jahre alt war) machte Göthe ebenfalls den günstigsten Eindruck; Karl August lud ihn nach Mainz ein, wohin die Gesellschaft unter Leitung des Grafen

Görz weiterreiste, während Knebel in Frankfurt blieb, um den beſten aller Menſchen noch mehr zu genießen. Am folgenden Tag reisten ſie dann zuſammen den Prinzen nach, verweilten mit dieſen zwei Tage zu Mainz — im Gaſthof zu den „drei Kronen" — und gingen mit ihnen in die Komödie. Die Scheu, welche Göthe anfänglich vor den Sternen und Kreuzen empfunden, ſchwand ſchnell, da er „dadrein ſo mit ganz offenem Herzen herumgewebt". Er hielt die hohe Connexion mit beiden Händen feſt, empfahl ſich den Prinzen nachher durch Knebel auch ſchriftlich und wünſchte zu wiſſen, ob auch Graf Görz, der Erzieher des Prinzen Karl Auguſt, etwas für ihn fühle[1].

Durch Knebel kam um dieſe Zeit eine vollſtändige Ausſöhnung zwiſchen Herkules-Göthe und dem mit der Keule bearbeiteten Wieland zu Stande; Göthe ſchrieb an dieſen und der Brief ward zuvorkommendſt erwiedert. Auch mit dem ältern der beiden Jacobi, Johann Georg, welcher die „Iris" herausgab, hatte er ſich bei dem Beſuch in Pempelfort ausgeſöhnt. Doch war ihm dieß Einlenken von der bisherigen burſchikoſen Ungebundenheit und Rückſichtsloſigkeit auf den Pfad der conventionellen Höflichkeit noch nicht recht nach dem Herzen. „Das iſt ein Verfluchtes," ſchrieb er an Frau La Roche, „daß ich anfange, mich mit niemand mehr mißzuverſtehn."

Während des Winters, der ziemlich früh Eis brachte (ſchon am 10. Nov.), tummelte er ſich übrigens wie ein luſtiger Student auf dem Eiſe herum, amüſirte ſich in einem Kreiſe von Freunden und Bekannten, in welchem Boccaccio's ſchmutzigſte Geſchichten für anmuthig heiter galten, mit Knittelverſen, Märchen und Schachſpiel, und

„Den Abend drauf, nach Schrittſchuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staatskirſchentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier

[1] Guhrauer, Briefwechſel zwiſchen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. S. 4—6.

Und Aeugelein und Lichter Glanz
Ram, Sitha, Hannemann und ſein Schwanz.“ [1]

Ueber ſeine Beſchäftigung ſchrieb er im Spätherbſt an Merck: „Zu ſchicken hab' ich Dir nichts. Denn meine Arbeit hat bisher in Porträts im Großen und in kleinen Liebesliedern beſtanden.“ Etwas ſpäter ſchickte er ihm das Gedicht „Prometheus“ mit der Nachricht: „Ich habe ſeit drei Tagen an einer Zeichnung in dem mir möglichſten Fleiße gearbeitet und bin noch nicht fertig. Es iſt gut, daß man einmal Alles thue, was man thun kann, um die Ehre zu haben, ſich näher kennen zu lernen.... (Ich) ordne, lerne an den Romanzen und gehe ſo eben nach Offenbach, wenn was dran liegt.“ [2] Es iſt ſtets das zerfahrene Leben eines Dilettanten, der ſich keine Lebensaufgabe ſtellt, ſondern ſich beſtens zu unterhalten ſucht mit Malerei und Poeſie, Lectüre, Tändelei und Spiel, wie die Laune es eingab. Die einzige Einheit, die es loſe genug zuſammenhielt und etwas ſpannte, war ein neuer Liebesroman.

Das „Lotte, Lotte, Lotte und ohne Lotte nichts als Mangel, Trauer und Todt“ hatte kaum ausgeklungen, als Göthe ſeine neue Bekanntſchaft machte, dießmal kein einfaches, ſchlichtes Bürgermädchen, ſondern eine reiche, vornehme, kokette Banquierstochter, ſechzehn Jahre alt. Der Vater, Banquier Schönemann, war todt; die Mutter, eine geborne d'Orville, hielt großes Haus in Frankfurt, und vereinigte — was damals in der Stadt noch ungewöhnlich war — jeden Tag eine gewählte Geſellſchaft in ihrem Salon. Eliſabeth oder Lili, wie ſie genannt wurde, trotz ihres Alters ſchon eine vollendete Putzdame, war die Königin dieſer Geſellſchaft. Zahlreiche Bewerber freiten um ihre Hand, während ſie unter Spiel, Muſik und geſelliger Unterhaltung den würdigſten zu erkennen ſuchte. Bei einer ſolchen Abendunterhaltung lernte Göthe ſie kennen und verliebte ſich in ſie. Auf den Wunſch der Mutter wiederholte er ſeinen Beſuch in freien

[1] Düntzer, Frauenbilder. S. 251.
[2] Wagner, Briefe an Merck. S. 55. 56.

Tagesſtunden, an welchen es bei ſeinem Dilettantenleben nicht fehlte. Bald wurde er ein gewöhnlicher Gaſt im Hauſe. Lili hatte noch etwas von dem kindlichen Weſen ihres Alters, aber dazu auch die „Vollkommenheiten" einer feinen Weltdame. So ſehr Göthe dieſe vereinigten Eigenſchaften bei ſeinen Einzelbeſuchen anzogen, ſo ſchrecklich quälten ſie ihn Abends in den Soiréen, wo ihre Freundlichkeit gegen Jedermann ſeine peinlichſte Eiferſucht erregte. Er klagte ihr ſeinen Jammer in kleinen Liedchen, von denen der Componiſt André in Offenbach das eine oder andere componirte; Lili ſang ſie zum Clavier. Aber ihre Koketterie gab die verſchmitzte Salonskönigin darum nicht auf. Sie wollte ihre Partie machen, ihre gute, geſicherte Partie, und ließ darum den „armen Jungen" zappeln — Monate lang, ja ungefähr ein Jahr. Göthe fühlte wohl vorübergehend das Unwürdige und Lächerliche ſeiner Lage und hat es ſelbſt in einer Anwandlung von Galgenhumor in einem Gedichte gezeichnet, das „Lili's Park" überſchrieben iſt; er vergleicht ſie darin mit einer Menageriebeſitzerin, die verſchiedenen Freier mit ihren Thieren, ſich ſelbſt mit dem Bären, den ſie gezähmt: „Zu ihren Füßen liegt das Thier," abwechſelnd knurrt er gegen ſie und läßt ſich dann wieder von ihr ſtreicheln. Oft wandelt es ihn auch an, ſich loszureißen; aber er hat die Kraft nicht. Er war ſchon allzuſehr daran gewöhnt, in elender Liebelei die Quinteſſenz, Weihe, Seligkeit und Poeſie des Lebens zu ſuchen. Ungefähr ein Jahr ſeufzte der Titane, der ſo ſtolz den Göttern Opferſpende und Gebetsweihrauch verweigerte, als Bär in Lili's Menagerie. Die ganze Tonleiter ſentimentaler Liebesempfindelei ward — wie zuvor mit Friederike und Lotte — von vorne durchgeſpielt, mit allen Variationen, welche die veränderten Umſtände boten, mit aller Leidenſchaftlichkeit, deren eine ſo lebhafte Dichternatur, wie die ſeinige, fähig war. Es verlohnt nicht der Mühe, bei den einzelnen Thorheiten dieſes Romans ausführlicher zu verweilen[1]; derſelbe war von der allergewöhnlichſten Sorte

[1] Göthe ſelbſt, Düntzer und Scherr haben ihn mit vieler An-

— Er und Sie, Liebe und Eiferſucht, Aerger und Verſöhnung, Bälle und Concerte, Verlobung und Entzweiung, bis endlich beide der Sache müde werden, ſie eine vernünftige Heirath eingeht, er neue Liebeshiſtorien anfängt.

Noch während der Lili-Roman in ſeinen Anfängen war, benützte Göthe die Begeiſterung, welche „Werthers Leiden" bei der geſammten Damenwelt, auch in den Klopſtock'ſchen Kreiſen wachgerufen, um eine ſentimentale Correſpondenz mit der jungen Gräfin Auguſta zu Stolberg-Stolberg einzufädeln. Aus den im überſchwenglichſten Wertherſtil gehaltenen, tagebuchartigen Briefen allein [1], welche er im Laufe des Jahres 1775 von Zeit zu Zeit an ſie richtete — meiſt wenn der Lili-Roman auf Sandbänke gerieth —, iſt kaum zu erſehen, wie weit es ihm mit ſeinen Galanterien gegen das ihm perſönlich unbekannte Fräulein ernſt gemeint war. Neben dem Wunſch, auch in ihren Kreiſen recht bekannt, gelobt, beſprochen und gefeiert zu werden, klingt darin jedoch auch das Beſtreben unverkennbar durch, eine perſönliche Annäherung anzubahnen und die Tochter einer ſo angeſehenen Familie, wenn möglich, in den Kreis ſeines Romanlebens hineinzuziehen. Während er ſich bei Lili als einen „armen Jungen" darſtellte, der, durch „unſchuldige" Eiferſucht gefoltert, das tiefſte Mitleid verdiene, führte er ſich der Gräfin Stolberg als einen jungen Mann vor, der, unſchuldig wie ein Kind, ſich aus der Qual einer unglücklichen Liebe zur edelſten Mannestugend empor-

---

dacht beſchrieben, auch die Biographen verweilen liebevoll dabei, und W. Wilmanns (Göthe-Jahrb. I. 164) gibt ſogar die tröſtliche Verſicherung: „Wir haben nicht unglaubwürdige Mittheilungen, nach denen Lili noch in ſpäteren Jahren Göthe als den Schöpfer (!) ihrer moraliſchen Exiſtenz verehrte." Wenn Göthe der jungen Dame den Geſchmack an den Werken des Frl. de Scudery, dieſer „boutique de verbiage", verleidete, ſo war das ſicher gut. Aber ein geſunder, natürlicher Geſchmack iſt noch keine moraliſche Exiſtenz, und der Werther war entſchieden noch ungeſunder als jene boutique de verbiage.

[1] Göthe's Briefe an die Gräfin A. zu Stolberg. Leipzig 1839.

zuringen ſuche, der ſich berufen fühle, mit den „Edelſten" ſeiner Zeit zu leben, der, vom Schickſal verfolgt, nur durch ſie aus dem Abgrund der Verzweiflung errettet werden könne. Dieß Flehen um Mitleid war nach beiden Seiten hin Komödie.

Er war es ſich recht wohl bewußt, daß der Werther wie ein an alle Mädchen zugleich gerichteter Liebesbrief gewirkt hatte. Alle glaubten ſich in Lotte mitgefeiert; alle hatten, wenn nicht eine weiß und blau geſtreifte — doch eine Jacke. Alle hielten den Dichter für „unendlich" troſtbedürftig und wollten ihn tröſten; alle hielten ihn für „unendlich" liebenswürdig und wollten ihn lieben. Mit wenigſtens einem halben Dutzend liebelte der „edle", der „von unendlichen Gefühlen zermarterte", der „verlaſſene", der „am Rande der Verzweiflung ſchwebende", der „kindlich unſchuldige" Poetenjüngling, der ſich gerne wohl zu den noch quasi modo geniti rechnete, theils ſchriftlich, theils mündlich herum, ließ ſie mitpicken an dem „unendlichen" Gänſefutter ſeiner „unendlichen" Leiden und Seligkeiten, ſtudirte ihre „unendlichen" Herzchen, Siebenſächelchen und Jacken, und unterhielt ſie mit ſeinen romanhaften Grillen, Einfällen und Gefühlen. All den Liebesduſel aber verarbeitete er dann mit großem Wohlbehagen zu Liebesliedchen, Singſpielchen und Dramoletten, und lebte — wie er ſelbſt der Fräulein Henriette von Knebel geſteht — „wie immer in Strudeley und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens" [1].

„Was ſind die Namen Freundin, Schweſter, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Complex von all den Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem —" ſo declamirte er an Auguſte von Stolberg, während er an Lili's goldenem Herzchen drehte. „Guſtchen iſt ein Engel," ſchrieb er an Auguſte's Bruder, „hol's der Teufel, daß ſie Reichsgräfin iſt!" — „Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehreren recht lieben und edlen weiblichen Seelen ſagen könnte!" ſo meldet er ihr ſpäter. „Wenn ich Dir lebhaft — Nein, wenn ich's könnte, ich dürfte nicht, Du hielteſt es nicht aus."

---

[1] 3. May 1775. — Göthe-Jahrb. II. 238.

Den in „Mondſchein“ getauchten Liebesbriefen an Auguſte von Stolberg, die nicht ſelten zu ganzen Tagebüchern anwachſen, geht eine mehr abgeriſſene, aphoriſtiſche Correſpondenz an „Tante Fahlmer“ zur Seite. Sie iſt mehr die literariſche Vertraute, muß alles Neue leſen und begutachten, muß die nicht ganz bombenfeſte Freundſchaft mit den Jacobi's aufrecht erhalten, helfen, rathen, orientiren. Auch ihr wird übrigens die ganze Lili-Geſchichte mit vielen Gedankenſtrichen ausgekramt, um gelegentlich praktiſch aushelfen zu können.

Eine kurze Unterbrechung erlitt der Lili-Roman, als im Mai 1775 die beiden Grafen Friedrich Leopold und Chriſtian zu Stolberg mit dem Freihern Kurt von Haugwitz im Göthe'ſchen Hauſe erſchienen und den Dichter einluden, mit ihnen in die Schweiz zu reiſen. Den Plan zu einer Schweizerreiſe hatte er ſelbſt ſchon lange gehegt, die Eltern waren einverſtanden; ſo ermannte er ſich, aus Lili's Menagerie auszubrechen. Die beiden jungen Dichter des Hainbundes genoſſen die Reiſe, wie nur eine kräftige, muntere Jugend das Reiſen genießen kann[1]. Göthe trug den Hamen ſeiner Lili-Liebe überallhin mit, zupfte bei ſeiner Schweſter in Emmendingen unter vielen Fraubaſereien daran herum, konnte ſich auch in der Schweiz nicht davon losmachen. Den Zürichſee zu ſeinen Füßen, klimperte er die merkwürdiger Weiſe noch immer bewunderten Verſe:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?“

Beim Anblick des Kirchenſchatzes von Maria-Einſiedeln fiel ihm nichts Geſcheidteres ein, als der Wunſch, eine für das Gnadenbild der Mutter Gottes beſtimmte Krone ſeiner Lili aufzuſetzen. Ein paar Tagreiſen weiter, in Altdorf, fiel ihm plötzlich Frau Lotte Keſtner, geborene Buff, ein, und er ſchrieb ein

[1] Janſſen, Stolberg. I. 31—59.

Briefchen — das letzte — an ſie, in welchem nicht viel ſteht, als daß Tell hier ſeinem Knaben den Apfel vom Kopf ſchoß und daß ſie ihn (Göthe) doch noch ein bischen lieb haben möge[1]. Er hatte ſich am Zürichſee von den Grafen Stolberg getrennt, und mit ſeinem Landsmann Paſſavant, der nach Italien wollte, der innern Schweiz und dem Gotthard zugewandt. Italien war längſt das Land ſeiner Sehnſucht geweſen. Paſſavant lud ihn dringend ein, mit dahin zu ziehen, Geld bis Mailand hatten ſie, Credit für die Weiterreiſe war leicht zu finden. Da mitten oben in der Herrlichkeit des Alpengebirgs, Italien vor ſich, zog er an einem „goldenen Herzchen", das ihm Lili einſt um den Hals gehängt, und — kehrte um[2].

Ueber Fluelen, Küßnacht, Zug und Horgen traf er gegen Ende Juni wieder in Zürich ein, verlebte dort noch einige Tage mit den Grafen Stolberg bei Lavater und kehrte dann über Konſtanz, Lindau, Ulm, Stuttgart und Straßburg nach Frankfurt zurück. In Straßburg traf er mit dem Arzte Zimmermann zuſammen, der Silhouetten für das große phyſiognomiſche Werk Lavaters ſammelte und colportirte. Unter den hundert Silhouetten, welche ihm Zimmermann vorlegte, befand ſich auch die einer Weimarer Hofdame, Charlotte von Stein, für Göthe der nächſte Anlaß zu einem neuen Liebesroman, ehe noch der laufende völlig ausgeſpielt war. Als nämlich Göthe nach Frankfurt zurückgekommen war, ſchien ſich das Verhältniß zu Lili wieder nahezu zu einer Heirath anzulaſſen. Die Verwandtſchaft war zwar beiderſeits dagegen, Lili jedoch erklärte ſich bereit, nöthigenfalls mit ihm nach Amerika auszuwandern. In Offenbach, wo Lili bei ihrem Onkel, dem reichen Fabrikanten d'Orville, wohnte, lebten ſie während des Auguſt in größter Familiarität, amüſirten ſich gemeinſchaftlich bei dem Componiſten André an deſſen muſikaliſchen Productionen, ritten miteinander aus, Göthe ſchrieb ſogar in ihrem Zimmer Quaſi-Liebesbriefe an Andere. Auch die alte

[1] A. Keſtner. S. 241.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XXIII. 77.

Noth ging indeß wieder an, als Lili bald wieder — und Göthe ihr nach — in die Stadt zog.

„Ich bin wieder garstig gestrandet," schrieb er Ende August an seinen Freund Merck, „und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken: nur möcht ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. — Allenfalls magst du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren, und auf die Fröschs- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen."

Als am 10. September sein Freund, der reformirte Prediger Ewald, in Offenbach Hochzeit hielt, lieferte er ein begeistertes Hochzeitslied, war mit Lili auf der Hochzeit, sah Mond und Welt „durch die glühendsten Thränen" der Liebe. Er bekam Lust, auch Hochzeit zu halten.

„Liebste Tante," schrieb er des folgenden Tags an Johanna Fahlmer, „ich komme von Offenbach! — kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirthschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das äusserste zu innerst, das innere zu äusserst gekehrt. Bitte! Bitte! — Sehen Sie sich in der Messe um, nach was — für Lili!!!! Galantrie, Bijoutrie, das neueste, eleganteste! — Sie fühlens allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon. Den Gerocks nichts. Ich bitte. Und schreiben Sie Was es kostet!!!!"

Aller Aufwand, den er um Lili's willen im Stillen machte, scheiterte indeß an dem Widerstand, den Lili's Familie, besonders die Mutter derselben, gegen eine eheliche Verbindung mit Göthe erhob, der nach ihrer Ansicht nicht der geeignete Mann war, das dauernde Glück der Tochter zu begründen. Acht Tage nach Ewalds Hochzeit lautet sein Tagebuch-Bericht an Auguste von Stolberg:

„Offenbach. Sonntags, den 17. Nachts zehen. — Ist der

Tag leidlich und ſtumpf herumgegangen, da ich aufſtand war mirs gut, ich machte eine Scene an meinem Fauſt. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädgen ....., das ein ſeltſames Geſchöpf iſt. Aß in einer Geſellſchaft ein Duzzend guter Jungens, ſo grad wie ſie Gott erſchaffen hat. Fuhr auf dem Waſſer ſelbſt auf und nieder, ich hab die Grille ſelbſt fahren zu lernen. Spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menſchen. ..... Mir war's in alledem wie einer Ratte, die Gift gefreſſen hat, ſie läuft in alle Löcher, ſchlürpft alle Feuchtigkeit, verſchlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt und ihr innerſtes glüht von unauslöſchlich verderblichem Feuer."

Montag, den 18., nach dieſer ächt modernen Sonntagsfeier und ihren Rattenqualen, ſeufzt er auf:

„Wird mein Herz endlich einmal in ergreifenden wahren Genuſſ und Leiden, die Seeligkeit die Menſchen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskrafft und überſpannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden."

Nachdem er dieſen ſchönen Wunſch auf's Papier gebracht, ging er aber wieder in die Stadt und lief, ſtatt zu arbeiten, Lili nach, traf ſie nach Tiſch, dann in der Komödie — redete nicht mit ihr, hatte auch nichts mit ihr zu reden, ſchwärmte herum bis Nachts halb zwölf und warf noch ein paar Zeilen auf's Papier. Am Dienstag Morgen ſuchte er ſich wieder zu faſſen: „Ich laſſe mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht ſtrande. Doch bin ich geſtrandet, ich kann von dem Mädgen (Lili) nicht ab — heut früh regt ſich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen." Obwohl Lili nicht auf den Ball kommt, beſchließt er einem andern „Geſchöpfe zu lieb" in leichtem Domino auf den Ball zu gehen, wenn er noch einen kriege, läuft zwiſchen kleinen Geſchäften und Müßigang nach „Dominos und Lappenwaare", beſucht die Komödie, macht Abends acht Toilette zum Ball, bleibt da bis des andern Morgens ſechs, tanzt aber bloß zwei Menuets, um einem Mädgen Geſellſchaft zu halten, das

einen Huſten hatte. Dann ſchlief er bis Mittags ein Uhr, zog ſich an, machte den Prinzen von Meiningen ſeine Aufwartung, ging in die Komödie und ſagte Lili „ſieben Worte" — damit war der Roman aus, obwohl er dann und wann ſpäter noch in ſentimentaler Weiſe daran wiederkäute. Woran das unerquickliche Verhältniß ſchließlich ſcheiterte, iſt nicht ermittelt.

Göthe machte ſich weiß, er habe durch die „große ſchwere Lection" ſehr gewonnen.

„Und doch," ſchreibt er, „wenn ich wieder ſo fühle, daß mitten in all dem Nichts ſich doch wieder ſo viele Häute von meinem Herzen löſen, ſo die convulſiven Spannungen meiner kleinen närriſchen Compoſition nachlaſſen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menſchen ſicherer, feſter, weiter wird, und doch mein innerſtes immer ewig allein der heiligen Liebe gewiedmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der reinheit (!!!), der ſie ſelbſt iſt, ausſtöst und ſo endlich lauter werden wird wie geſponnen Gold."

Täuſchung! Noch ein paar Athemzüge zuvor kam er ſich als ein „Armer verirrter verlohrener —" vor; und wenn man ſein ganzes Treiben überſchaut, kann man dieſes Urtheil wohl nur unterſchreiben. Seine Radotage über innere Läuterung aber erinnert unwillkürlich an ſeine eigenen Worte im Werther:

„Ich geſtehe dir gern, daß diejenigen die Glücklichſten ſind, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpect um die Schublade umher ſchleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeſchloſſen hat, und wenn ſie das Gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben."

12. Titanenpoeſie und Proſa.

1774—1775.

„Was ich treibe, iſt ..... werth, geſchweige einen Federſtrich.“

Göthe an die Gebrüder Stolberg. Oct. 1775.

„Ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Catharr auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottloſe Geſchwärme der Tage her ganz zerflittert hatte.“

Göthe an Lavater. 1775.

Shakeſpeare hatte Göthe auf den richtigen Weg geführt, um das für Deutſchland zu werden, was Shakeſpeare für England war, ein großer, wahrhaft nationaler Dichter. Aber der wilde Sturmlauf gegen alle Kunſtregeln zerſtörte ſogar die freiere Form, durch welche Götz ein abgerundetes Drama hätte werden mögen. Die Gewalt der modernen Aufklärung lenkte den Dichter von den lebendigen Springquellen, der poetiſchen Vergangenheit zurück in die Sandwüſte proſaiſcher Gegenwart, und die ſchalen, ſentimentalen Liebeshändel, in welchen er nun die Poeſie ſuchte, kränkelten nicht nur ſeinen „Götz“ an, ſie machten ihn im „Werther“ zum Patriarchen aller Liebes- und Weltſchmerzpoeſie und verdarben alle größeren Pläne, mit welchen er ſich trug, ſoweit dieſelben nicht ſchon von dem herrſchenden Zeitgeiſt dictirt oder verdorben waren. Er wagte es nicht, über die Schwelle des Reformationszeitalters zurückzugreifen in das großartige Gebiet deutſcher Geſchichte. Wo nun die Helden ſuchen?

In Athen. Da hatte der große Schutzheilige aller uneigennützigen Philoſophen und Biedermänner, der Menſchenfreund Sokrates, den Giftbecher getrunken; doch der Mann war in der

hausbackenen Ausgabe Mendelssohns für Göthe zu prosaisch — er blieb im Tintenfaß stecken.

Also nach Mekka und Medina! Denn auch Mahomet war einer der Lieblinge der Zeit, nicht als Patron oder Vorbild, aber doch als Typus der landläufigen Anschauungen, welche die Lehrer des Deismus über den Ursprung der positiven Religionen in Schwang gebracht hatten. Das Christenthum wagte man noch nicht als tragischen Volksbetrug auf die Bühne zu bringen; an dem Propheten von Mekka aber ließ sich der ganze Humbug des christlichen Kirchen- und Priesterthums, wie die Aufgeklärten ihn sich vorstellten, sehr dramatisch entwickeln — die Läuterung des polytheistischen Gottesbegriffs zu einer reineren, monotheistischen Auffassung, die sofortige Beimischung positiver Religionsformen, welche die geläuterte Naturreligion wieder verderben, der damit gegebene Religionszwang, die Religionsverfolgung — und die Religionstyrannei mit den tragischen Conflicten, welche sie für den Frei- und Edeldenkenden herbeiführt. So hatte Voltaire den Mahomet auf die Bühne gebracht. Jedermann wußte, wen der ehrgeizige, heuchlerische Tyrann eigentlich vorstellen sollte, der, Glück und Gewissen der Einzelnen mit Füßen tretend, nach der Weltherrschaft ringt[1].

„Die Welt gehört Tyrannen. Lebe du!" ruft die sterbende Palmyra. „Ecrasez l'infame!" ist das Echo, welches das wohlberechnete Tendenzstück nothwendig im Leser oder Hörer hervorruft. Das Christenthum verdiente wirklich den Haß der ganzen Menschheit, wenn es das wäre, als was es Voltaire in seinem Mahomet hinstellt. Es ist bezeichnend, daß der „deutsche" Göthe, noch während er am Götz arbeitete, sich an Voltaire's Mahomet zu einer Tragödie über denselben Gegenstand inspirirte. Allein Göthe hatte nicht den infernalen Gotteshaß der französischen

[1] Voltaire hatte ihn bereits dramatisch gefeiert. „Votre Majesté," schrieb Voltaire an Friedrich II., „sait quel esprit m'animait en composant cet ouvrage: l'amour du genre humain et l'horreur du fanatisme."

Apoſtaten; er hatte nur die flaue Abneigung eines abgeſtandenen Proteſtanten gegen alles poſitive Dogma und alle religiöſe Autorität. In dem Plane, welchen er in Dichtung und Wahrheit mittheilt, wird der Charakter Mahomets bedeutend gemildert, indem er ſeinen welthiſtoriſchen Religionsbetrug auf frommen Selbſtbetrug und dieſen ſelbſt auf ein an ſich edles, ſchönes Streben zurückführt. Aufſchauend zur nächtlichen Pracht des geſtirnten Himmels, betet Mahomet, der Beduinenhäuptling, erſt alle Sterne als Götter an, dann ausſchließlich den Jupiter (Gad) als den ſchönſten, dann den Mond, dann die aufgehende Sonne, endlich Gott den Einzigen, Ewigen, Unſichtbaren, der Sonne und Mond und Sterne gemacht hat. Friedlich gewinnt er ſeine Frau und Ali für den neuen (monotheiſtiſchen) Glauben; indem er ihn jedoch weiter über ſein Volk zu verbreiten ſucht, wird ſein lauteres Beſtreben von Leidenſchaft, Haß, irdiſcher Eitelkeit und Herrſchſucht verdüſtert. Der religiöſe Eroberungskampf führt den Propheten in alle Wirrſale irdiſcher Politik; er ſtirbt, vergiftet, als Opfer der eigenen Grauſamkeit, nachdem er noch Zeit gehabt, ſeine Lehre und ſein Reich zur urſprünglichen Reinheit zurückzuführen. Eine ſchon weit poetiſchere Auffaſſung als diejenige Voltaire's! Ganz abweichend von dieſem ſuchte Göthe den Mahomet im Naturleben morgenländiſcher Beduinenſtämme auf, rang nach concreter, hiſtoriſcher Geſtaltung, überſetzte Stellen aus dem lateiniſchen Koran des Maracci, warf einige Strophen zu Papier, die in einfacher Erhabenheit und Wahrheit mehr den Geiſt der Bibel als den des Koran athmen. Aber nachdem der betende Mahomet zu einem aufrichtigen Gottesverehrer, zu einem edeln, monotheiſtiſchen Propheten geworden, ſtimmte die von Voltaire herübergenommene Verwicklung nicht mehr; an ihrem innern Widerſpruch verſiegte die geſtaltende Kraft und die nach dem Schönen ringende Begeiſterung. Außer ein paar Fragmenten, welche ahnen laſſen, welchen Zauber der Poeſie Göthe aus einer ernſten und tiefen Würdigung der religiöſen Wahrheit hätte ſchöpfen können, kam nichts zu Stande.

Auch ein anderes Steckenpferd Voltaire's verſuchte der reich-

begabte Dichter ſtatt des Pegaſus zu reiten. Cäſar und Brutus! Doch altrömiſches Metall lag bei aller Vielſeitigkeit nicht in ſeinem unter Frauen gebildeten weichen, mehr helleniſchen Geiſte. Es beſſer zu machen als Shakeſpeare, war ſchwer. Nach einigen poetiſchen Träumen verzog ſich das rächende Schattenbild von Philippi vor Lottens Silhouette. Von Cäſar liegt nicht einmal ein bedeutendes Fragment vor.

Eines zeigen aber dieſe Pläne und Verſuche: der junge Dichter wollte das größte und gewaltigſte auf Erden und im Himmel für ſeine Dramen erobern. Als die irdiſchen Themata mißlangen, zog er in den Himmel — nicht in den chriſtlichen: der war ihm durch Klopſtock und die Seraphiſchen verdrießlich geworden, ſondern Voltaire nach in den griechiſchen Olymp, um die Titanen herabzuholen.

Prometheus — eine der erhabenſten Sagen des claſſiſchen Alterthums, Keime der älteſten menſchlichen Ueberlieferungen in ſich bergend, ein großartiger Ausdruck für die unausfüllbare Kluft zwiſchen Geſchöpf und Schöpfer, für die Vermeſſenheit menſchlicher Rebellion wider die Gottheit, für das Walten ewiger Gerechtigkeit, für die Möglichkeit und Ahnung einer ſtellvertretenden Sühne. Heſiod hatte die Mythe in gewaltigen Zügen ausgeführt, Aeſchylos ſie zum majeſtätiſchen furchtbaren Drama geſtaltet. Von der chriſtlichen Offenbarung beleuchtet, bot ſie dem Dichter Grundlinien der ergreifendſten tiefſten Tragik, Stoff zu einem neuen Weltgedicht. Doch Voltaire hatte den grandioſen Stoff ſchon für das 18., für ſein Jahrhundert zubereitet, die ewige Gerechtigkeit und die unantaſtbare Majeſtät der Gottheit hinweggeräumt, Zeus zum eiferſüchtigen Liebhaber und Tyrannen, Prometheus zum mißhandelten Künſtler, Pandora zur göttlichen Ballettänzerin gemacht, und den ganzen Götter- und Titanenkampf karnevaliſtiſch im palais d'amour beſchloſſen. Da ſpotten die Beiden aller göttlichen Strafgerichte und ſingen vergnügt zuſammen:

„Le ciel en vain sur nous rassemble
Les maux, la crainte et l'horreur de mourir.

Nous souffrirons ensemble
Et ce n'est point souffrir."

Das ſtimmte zwar zu Göthe's Religion; aber für die Dichtung war es ihm doch etwas zu ſehr à la mode. Umſomehr ſagte ihm das andere Element zu, das Voltaire als Handlanger des Zeitgeiſtes in der antiken Sage hervorgekehrt, — der Stolz, die Selbſtgenügſamkeit, der Gotteshaß, die Rebellion der Titanen:

„O Jupiter! o fureurs inhumaines!
Éternel persécuteur
De l'infortuné créateur,
Tu sentiras toutes mes peines.
Je braverai ton pouvoir:
Ta foudre épouvantable
Sera moins redoutable
Que mon amour au désespoir."

Dieſes Rodomontiren des künſtleriſchen Genius war all den Helden der Genieperiode ſympathiſch. Jede göttliche und menſchliche Autorität forderten ſie zum Kampfe heraus. Sie waren Genies, Niemanden zur Rechenſchaft verpflichtet, die Herolde der Natur, die durch ſie nach langem Zwange wieder zum Rechte kommen ſollte. Dieſer Ton klang voll im Herzen Göthe's wieder. Den Reim und alle Schwächen des franzöſiſchen Declamators von ſich werfend, ſang er ihn voll und mächtig wieder, in kräftigem, an antikem Muſter gebildetem Deutſch, in der gewaltigſten Sprache, die er bis jetzt geſprochen. Voltaire's grinſendes entêtement wird bei Göthe gigantiſcher Trotz; Voltaire iſt ein rebelliſcher Tanzmeiſter, Göthe ein leibhaftiger Titane. Aber der Geiſt, in dem die wenigen glühenden Scenen hingeworfen, iſt im Weſen derſelbe; es ſind nur Variationen über dasſelbe Thema — der Abſagebrief des Genius an Gott, wie er erſchütternd ſich in den letzten Verſen zuſammenfaßt:

„Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,

Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen!
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Minerva ſollte nun eine Vermittlung einleiten; aber Minerva kam nicht. Nachdem Göthe ſeinem Titanengrimm Luft gemacht, war die poetiſche Begeiſterung fort; für das ewige göttliche Recht, für die Gottheit fühlte er keine. Das Stück blieb Torſo.

Aus dem Chor der himmelſtürmenden Titanen ſtieg Göthe wieder auf die Erde nieder und ſtieß auf der Suche nach poetiſchen Stoffen auf den Ewigen Juden. Abermals ein tüchtiger Sagenſtoff mit bedeutſamem religiöſem Hintergrunde. Er wurzelte in alter, volksthümlicher Legende, er bot der ſchöpferiſchen Phantaſie freien Spielraum, ſei es zu einem epiſchen, ſei es zu einem dramatiſchen Gedicht; es eröffnete ſich von ſelbſt der Ausblick in die gewaltigſten Fragen, welche von jeher die Menſchen bewegten. Doch Göthe fehlte vollkommen jener tiefe chriſtliche Glaube, welcher der merkwürdigen Legende zu Grunde lag. Der Chriſtus, deſſen Werk er am Faden derſelben zu ſchildern gedachte, war nicht der Gottesſohn, den Propheten und Evangeliſten bezeugen, ſondern der menſchenfreundlich-revolutionäre Menſchenſohn, den ſich die Deiſten des 18. Jahrhunderts zurechtgedichtet. Er verſuchte zwar (nach dem in Dichtung und Wahrheit mitgetheilten Plan) ſich in die chriſtliche Auffaſſung hineinzudenken, und Chriſtus in Ahasver eine zwar derb volksthümliche, aber nicht die Paſſionsgeſchichte in's Lächerliche ziehende Perſönlichkeit gegenüberzuſtellen, eine Perſonification des rein natürlichen, ſinnlichen Geiſtes, der nichts von dem großen Werke Gottes verſteht, Chriſtus von ſeinem apoſtoliſchen Leben abmahnt, in ſeinen Leiden nur eine verdiente Strafe für ſein revolutionäres Gebahren ſieht und ihn auf dem Weg zur Schädelſtätte darum mit Vorwürfen überhäuft.

„Chriſtus antwortet ihm nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Geſicht mit dem Tuche, und

da ſie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, ſondern eines herrlich Verklärten und himmliſches Leben Ausſtrahlenden. Geblendet von dieſer Erſcheinung wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: ‚Du wandelſt auf Erden, bis du mich in dieſer Geſtalt wieder erblickſt.‘ Der Betroffene kommt erſt einige Zeit hernach zu ſich ſelbſt zurück, findet, da Alles zum Gerichtsplatz ſich gedrängt hat, die Straßen Jeruſalems öde; Unruhe und Sehnſucht treiben ihn fort und er beginnt ſeine Wanderung.“

Ein herrlicher Zug, welcher andeutet, welche Fülle von Poeſie der Geiſt Göthe's dem Stoffe hätte abgewinnen können, wenn er wirklich an die Gottheit des Gekreuzigten geglaubt hätte. Als er jedoch an die Ausführung ſchritt, kam weiter nichts als eine Reihe burſchikoſer Knittelverſe zu Stande, die an Zotenhaftigkeit ſeine ungewaſchenſten Farcen noch hinter ſich zurücklaſſen. Als Probe nur der Anfang jener Scene, in welcher Gott Vater den ewigen Sohn herbeiruft, um ihn ein zweites Mal auf die Erde zu ſenden:

„Der Vater ſaß auf ſeinem Thron,
Da rief er ſeinen lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal ſchreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Geſtolpert über Sterne her
Und fragt, was zu befehlen?“

Zu ſolcher Kneippoeſie ſtieg das größte Genie der Genieperiode herunter, als er verſuchte, die merkwürdige, tiefſinnige mittelalterliche Legende im wilden Phantaſierauſch einer ſchlafloſen Nacht — wie er Jahrzehnte ſpäter ſagte — „epiſch zu behandeln“. Im Eingang des Gedichtes ſelbſt dagegen geſteht er:

„Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Buſen ſeelenvoller,
Zu ſingen den gereisten Mann.“

Zum Glück für ſeinen Namen hielt der tolle Phantaſierauſch nicht an. Das elende Gemächte iſt, wie der urſprüngliche Plan, ein bloßes Bruchſtück geblieben.

So ſcheiterten die reichſten, geſtaltungsfähigſten Stoffe an der religiöſen Zerfahrenheit und der ſittlichen Grundſatzloſigkeit des ſonſt ſo begabten Dichters. Immer und immer wieder leitete ihn ſein poetiſcher Genius auf Religion und Chriſtenthum als die unerſchöpflichen Quellen wahrer Poeſie; immer und immer wieder riſſen ihn der ſchale Zeitgeiſt und ſeine eigene Irreligioſität davon zurück und zerſtörten ſeine Pläne, ſo daß nichts Ganzes herauskam — nur Träume und Bruchſtücke. Dieſem Looſe entging auch nicht der einzige Stoff, den er unter den Projecten dieſer aufgeregten Zeit feſthielt — der „Fauſt".

Gleich der Prometheusſage reichte auch die Fauſtſage in die tiefſten Tiefen des menſchlichen Geiſteslebens hinein; ſie war, obwohl in den Volksbüchern und im Puppentheater drollig, faſtnachtsmäßig aufgeputzt, doch in ihrem Kerne ein Zeuge für den religiöſen Ernſt des deutſchen Volkes. Sie zeichnete denſelben titaniſchen Menſchenſtolz, den die griechiſche Sage im Prometheus verkörpert hatte, nur von einer andern Seite — nicht als den Stolz des ſchöpferiſchen, erfindenden Menſchengeiſtes, ſondern als jenen Wiſſensſtolz der Menſchheit, der Natur und die Gottheit durchſchauen, durch Wiſſen Gott gleich ſein will. Das war die große Verſuchung, die ſchon im Paradies an den Menſchen herangetreten: **Eritis sicut dii, scientes bonum et malum.** Sie wiederholte ſich in der Geſchichte aller Apoſtaſieen und Häreſieen. Der geſunde chriſtlich-deutſche Volksgeiſt erkannte ſie ſchnell, als im Zeitalter der Renaiſſance und der Reformation jener dämoniſche Trieb, mehr zu wiſſen als Gott dem Menſchen beſtimmt hat, in häretiſchem Treiben, revolutionären Philoſophieen, magiſchen Künſten, Unglauben und Aberglauben unheimlich zu Tage trat. Anſchließend an frühere Legenden, verkörperte er das gegen Gott rebellirende Genie in Doctor Fauſtus, der, von allem menſchlichen Wiſſen unbefriedigt, ſich dem Teufel verſchreibt, durch magiſche Kunſt zu allen Genüſſen des Lebens gelangt und

endlich nach dem Saus und Braus der tollen Weltfahrt von dem Teufel geholt wird.

Göthe kannte die Sage ſchon von früher Jugend her aus den Volksbüchern, ſie verſchmolz mit ſeinen gemüthlichſten Jugenderinnerungen. In Straßburg, in Wetzlar beſchäftigte er ſich wieder damit, ſuchte ſie dramatiſch zu geſtalten, beſprach ſich mit ſeinen Freunden darüber. Den erſten Monolog des Fauſt im Puppentheater hatte er ſelbſt durchlebt, der Schulweisheit aller vier Facultäten aufgekündigt. Wie Fauſt hatte er ſich dem Aberglauben, der Magie und Alchymie zugewandt, mit dem Windöfelein der Klettenberg den succum silicis bereitet. Wie Fauſt fühlte er ſeinen ſtolzen Wiſſensdrang von nichts befriedigt, dichtete, ſprach, träumte beſtändig von der „Natur", wollte ihr Geheimniß ergründen, war „mit aller Wolluſt und aller Pein des Titanismus tief vertraut" [1]. Das Selbſterlebte geſtaltete ſich in ſeiner Phantaſie ohne Mühe zu ein paar Scenen voll lebendiger Kraft und hoher Formſchönheit. Den verſchwommenen Pantheismus, mit dem er ſich bis jetzt das Räthſel der Natur beantwortet hatte, verkörperte er in dem phantaſtiſchen Erdgeiſt, den der wiſſensdurſtige Fauſt zuerſt beſchwört:

„In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Ironiſch ſetzte er dieſem, ihm allerdings ſelbſt noch ungenügenden Reſultat ſeiner Geiſterbeſchwörung die pedantiſche

[1] Erich Schmidt, Zur Vorgeſchichte des Göthe'ſchen Fauſt. Göthe-Jahrb. II. 86.

Beschränktheit des landläufigen Schulwissens entgegen, das sich in dem Bekenntniß Wagners abschließt:

„Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen."

Doch hier stockte das erste Fragment. Faust kam nicht zum Pact mit dem Teufel. Was ist auch ein pantheistischer Teufel? Was ist die ganze Faustsage im pantheistischen Sinne gedacht? Wenn Gott in der Natur aufgeht, wo ist dann ein Platz für die Hölle? Und wenn es keine Hölle gibt, was ist dann der Teufel? und welchen Sinn hat es dann, wenn Faust sich ihm für die Ewigkeit verschreibt, um hienieden im höchsten Genuß zu schwelgen?

Ohne sich selbst mit diesen Fragen abzufinden, nahm Göthe in einem zweiten Fragment den Mephistopheles der Volkssage in seine Dichtung hinüber, hielt in seiner Person über die Schulgelehrsamkeit seiner Zeit satirisches Gericht und leitete durch ihn — ohne diabolisches Pact — das dritte und bedeutendste der Fragmente ein: die sogen. Gretchentragödie[1]. Anstatt Faust durch Hingebung an dämonische Macht zum Genuß aller Schätze und Herrlichkeiten der Welt gelangen zu lassen, theilt er ihm bloß die Rolle eines genußsüchtigen Verführers zu, welcher, des unbefriedigten Strebens und Ringens nach Wahrheit überdrüssig, seine Befriedigung in tollem, wildem Lebensgenusse sucht. Mephistopheles steht ihm dabei als willkommener Begleiter und Helfer

[1] Wir reden hier nicht von dem ganzen Faust, wie er jetzt vorliegt, sondern von den Fragmenten, die bis 1775 zu Stande kamen. Diese enthalten I. Fausts ersten Monolog. Die Scene mit dem Erdgeist. Das Gespräch mit dem Famulus. II. Das Ende der zweiten Unterredung Fausts mit Mephistopheles von der Stelle an „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist ꝛc."; den Monolog des Mephistopheles „Verachte nur ꝛc.", das Gespräch mit dem Schüler, die Vorbereitung zur Weltfahrt. III. Die Gretchentragödie bis zur Scene im Dom inclusive (mit Ausschluß der Valentinsscene). Vgl. W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. S. 94 ff. Kuno Fischer, Göthe's Faust. Deutsche Rundschau 1877. Bd. XIII. 92.

zur Seite, fühlt aber selbst, daß seine Mitwirkung eigentlich überflüssig ist:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde geh'n!"

Sobald Göthe aus dem philosophischen, dunkeln Hintergrunde der Sage heraus zu der concreten, höchst einfachen Liebesgeschichte gelangt war, sprudelte die Ader wieder. Das Bild der Verführung — von dem ersten lockenden Wort bis zu dem ergreifenden Moment, wo die Verführte bei den gewaltigen Klängen des Dies irae verzweifelnd unter dem Schuldbewußtsein ihres Doppelmords zusammenbricht — diese ganze Tragödie der Sünde ist mit einer psychologischen Wahrheit und Meisterschaft, einem Reichthum zugleich der poetischen Darstellung und einer classischen Einfachheit ausgeführt, wie sie bis dahin wohl noch kein Dichter gestaltet hatte. Sie ist, wenn auch ihres Inhalts wegen keine Lectüre für Jedermann, der Form nach eine der vollendetsten Leistungen Göthe's, ein poetisches Meisterwerk. Und doch — trotz der gewaltigen Schöpferkraft, die sie verräth — blieb auch dieser Theil des Faust ein Fragment, sei es, daß seine verschwommene Weltanschauung ihn hinderte, die Sage poetisch weiterzugestalten, oder daß die Zerfahrenheit und Zerstreuung seines äußern Lebens ihm die nöthige Sammlung des Geistes entzog und seine Kraft in kleinlicher Liebeständelei erschlaffte. Noch wahrscheinlicher ist, daß alle drei Ursachen sich vereinigten, um den Fortschritt der Dichtung zu hemmen. Daß es bloß vorübergehend an günstiger Stimmung fehlte, ist kaum anzunehmen, da er selbst später diese Zeit als die günstigste, productivste seines ganzen Lebens bezeichnet hat: „Als Bestätigung meiner Selbständigkeit fand ich mein productives Talent, es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick, in jeder Zeit konnte man von mir fordern, was man wollte, ich war stets bereit und fertig." Dieser Fülle von jugendlicher Kraft und Frische unerachtet, gelangte der Faust nicht zum Abschluß; er blieb liegen, im Ganzen zwanzig Jahre lang, zwei Scenen ab-

gerechnet, welche in Italien hinzutraten, die „Hexenküche" und die Scene in „Wald und Höhle". Vielleicht wären die Bruchstücke Bruchstücke geblieben, wenn Schiller den Dichter nicht dazu angeregt hätte, sie künstlich zu verbinden und zum poetischen Ganzen zu gestalten. Der Titanengeist brachte auch einen so gewaltigen Stoff wie den Faust nicht über einige Fragmente hinaus, allerdings großartige Fragmente, welche ahnen lassen, was aus dem gigantischen Sagenstoff hätte werden können, wenn Göthe seine Kraft zusammengehalten und die Faustsage mit der ganzen Poesiefülle seiner jungen Jahre in jenem ächt deutschen und christlichen Sinne weitergestaltet hätte, aus dem sie hervorging.

Die kleineren Arbeiten, an welche er seine Kraft verschwendete, bieten wenig Ersatz. Die Knittelverse, welche er an einem heitern Abend in Peter Reyniers Stammbuch schrieb, würden einen Dichter ersten Ranges nicht verrathen, fast ebenso wenig die Liebeslieder[1], die er Lili-Belinde widmete, und die Singspiele: „Erwin und Elmire"[2] und „Claudine von Villa Bella", die er unter dem Einfluß dieser Muse niederschrieb. So anmuthig auch die singbaren Verslein klingen mögen, sie gehen nirgends über den Gesichtskreis einer jungen Putzdame hinaus und gipfeln in dem ächten Ballet-Tutti:

„Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden,
Müsset ihr zu Paaren sein!"

Mehr Aufsehen im weiteren Publikum machte „Stella, ein Schauspiel für Liebende", nicht als ob dieses Stück den Erwartungen entsprochen hätte, die man von dem Dichter des Götz

[1] Das werthvollste unter den Gedichten dieser Zeit ist der „Klaggesang von den edlen Frauen der Asan Aga", welchen er einer französischen Bearbeitung der „Reisen des Abbate Giov. Batt. Fortis in Dalmazien" entlehnte.

[2] „Erwin und Elmire ist eine dramatische Ausführung der gleichnamigen Ballade Goldsmiths im ‚Vicar of Wakefield'."

und Werther hegte. „Mir iſt ſie," ſchrieb Freund Merck darüber, „nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigſtens auf den Theaterbrettern, wo man durch den Schimmer des Détail nicht Zeit hat wahrzunehmen, daß das Grün des Hains Waſſerfarbe und das Sonnenlicht Talg iſt." Aber das Neue und Pikante war, daß Göthe in dieſen „gelungenen" Theater-Coups zur Abwechslung nicht eine Doppelliebſchaft, ſondern geradezu eine Doppelheirath, eine wirkliche Bigamie auf die Bühne brachte, und zwar mit der begeiſterten, glühenden Sprache, welche die ſogen. Genieperiode charakteriſirt, mit einer Liebe und Ueberſchwänglichkeit der Darſtellung, welche das innigſte Wohlgefallen an dieſer neuen glücklichen Idee verräth. Man pflegt das Stück gewöhnlich mit der Geſchichte des Grafen von Gleichen und ſeinen zwei Frauen in Verbindung zu bringen und damit zu entſchuldigen. Während jedoch in dieſer Fabel die Doppelehe wenigſtens durch die äußeren Umſtände eine Art von Milderung und Entſchuldigung findet, motivirt Göthe die Doppelehe lediglich in jener leichtfertigen Unbeſtändigkeit und niebefriedigten Sinnlichkeit, mit welcher er ſelbſt gleichzeitig mehrere Liebesverhältniſſe unterhielt, d. h. (wenn hier von Grundſätzen die Rede ſein kann) mit dem Grundſatz der freien Liebe.

Fernando verläßt ſeine Frau Cäcilie und ihre gemeinſchaftliche Tochter bloß aus dem Grunde, weil ſie ihm zu ſanft und ſtill iſt. Er flieht vor ihr wie ein Feigling, heimlich, ſchlechten Gewiſſens, ohne auch nur einen Vorwand zu ſuchen. Er heirathet die leidenſchaftlichere Stella, weil ſie ſeiner eigenen Leidenſchaftlichkeit mehr zuſagt. Cäcilie ſucht den ungetreuen Gatten wieder auf. Ihre Treue und Stella's Reiz rufen nun erſt recht den Conflict hervor, dem er durch ſchnöde Flucht entgehen wollte. Er ſchwankt eine Weile erbärmlich zwiſchen den Beiden — wie der Eſel des Buridan zwiſchen den zwei Heubündeln — und entſchließt ſich endlich, mit Cäcilie zu entfliehen. Da erbarmt ſich dieſe Stella's und bietet ihr an, ſich mit ihr in Fernando's Beſitz zu theilen. Indem er Beide umarmt, unter dem ſeligen Ausruf: „Mein, mein!" fällt der Vorhang.

„Ich hatte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt," bemerkte treffend der nüchterne Nicolai, der hier abermals die praktiſchen Folgerungen der Freigeiſterei nicht ertragen konnte und ſcheu davor zurückwich, „nämlich, daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der ſie ohne Urſache verlaſſen hat und gewiß nächſtens wieder verlaſſen wird, Beide würden verabſchiedet haben. Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motivirt. Doch ob ich gleich verliebt geweſen bin und noch ſein kann, ſo mag vielleicht ein Liebender ein ganz anderes Ding und das Ding nicht für mich geſchrieben ſein." [1]

In der That hatte Göthe auf dieſem ſchlüpfrigen Gebiete umfaſſendere Studien angeſtellt als Nicolai, Leſſing und deren Freunde, und wenn er gerade um dieſe Zeit von ſeinen Arbeiten ſagt, ſie ſeien „immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden ſeines Lebens", ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ihm auch dieß Stück recht von Herzen gekommen, obgleich verſichert wird, er habe dabei mehr aus Lebenserfahrungen Fritz Jacobi's als aus eigenen geſchöpft.

„Mit der Annahme, daß Göthe ein wirkliches oder mögliches Verhältniß nur objectiv habe hinſtellen wollen und der Sittlichkeit der Zuſchauer das Urtheil darüber ſelbſt überlaſſen," ſo erklärt auch der für Göthe ſonſt ſo begeiſterte Gödeke, „reicht man hier nicht aus; weder die pſychologiſche Motivirung berechtigt zu dieſer Vorausſetzung, noch die eigentliche Bedeutung der Löſung im Stück." Während er in ſeinen Briefen von Kindesunſchuld, reiner Liebe und ſtets fortſchreitender ſittlicher Läuterung redete, ſank der Titan wirklich ſo weit herab, bei einem ſo ſchmutzigen Vorwurf wie „Stella" mit dem größten Wohlgefallen zu verweilen, ihn mit leidenſchaftlicher Begeiſterung auszuführen, ihn zur Leſung ſogar jugendlichen Leſerinnen zu empfehlen, wie ſeine Dichtungen denn überhaupt zu großem Theil auf die Schwächen und Neigungen des weiblichen Publikums berechnet waren. Nicht nur in der „Stella", ſondern auch in ſeinen andern

[1] Wagner, Briefe an Merck. S. 79.

Dichtungen trat er dem schamhaften Zartgefühl bald mit unziemlichen Andeutungen, Worten, Scherzen, bald mit Ausführung verfänglicher Situationen und Vorstellungen entgegen — er bekämpfte nicht bloß etwa die hergebrachten Schranken des geselligen Anstandes, sondern ebenso sehr diejenigen des sittlichen Schamgefühls und machte sich nichts daraus, das Studium des Nackten mit lüsternem Wohlbehagen auszumalen und dem allgemeinen Publikum als ein neues, wichtiges Element seiner fortgeschrittenen Bildung zu empfehlen. Das hohe Lied, das er um diese Zeit übersetzte, erschien seinem von der Leidenschaft berauschten Blick als die „herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat". Wie Luther einst dahin kam, das sinnliche Gelüste zu einer unbezähmbaren Naturkraft zu erklären, so verschmolz Göthe es mit seinen verworrenen Ideen von Genie, Natur, Freiheit, Liebe zu einer Art Götzenbild, dessen Cult kein Sterblicher sich zu entziehen vermag, dessen geborener Priester der Dichter, dessen Verherrlichung die höchste Poesie ist. Er sank — das ist vollkommen war — nie so tief herab, alles Ideale, gleich Voltaire, im Schmutze der niedrigsten Leidenschaft zu begraben, aber indem er diese poetisch zu verklären und in's Reich des Idealen zu erheben suchte, hat er nicht weniger verderblich gewirkt. Auch ihn traf bis zu einem gewissen Grade das Loos der prometheischen Geister, von denen der Apostel gesagt hat: **Evanuerunt in cogitationibus suis, et obscuratum est insipiens cor eorum. Propter quod tradidit illos Deus in desideria cordis eorum in immunditiam.** Die menschliche Natur erwies sich auch an ihrem glühendsten Anbeter und begeistertsten Propheten als eine — gefallene, die höherer Vermittlung bedarf, um ihr hehres, göttliches Ziel zu erreichen.

Wenig verschlägt die Entschuldigung, die Viehoff in Bezug auf „Stella" vorbringt, „daß durch jene ganze Zeit ein Geist der Kritik und Opposition ging, dem selbst die allerehrwürdigsten und heiligsten gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Institutionen nicht zu ehrwürdig und heilig waren, der sich gegen jede Schranke richtete, welche die individuellen menschlichen Ge-

fühle einzuengen drohte" [1]. Denn es handelte sich hier um Gefühle, die das Naturgesetz selbst, eingegraben in das Menschenherz, mit unauslöschlicher Sanction verurtheilt. Sogar der in sittlichen Dingen nicht eben sehr ernste Merck vermochte der Moral, die in „Stella" vorgetragen wurde, keine Billigung abzugewinnen und bezeichnete sehr richtig den Leserkreis, in welchem das Stück am verderblichsten wirken mußte: „die jungen Frauenzimmer, die immer auf alles Ueberspannte so erpicht sind".

Das Stück blieb übrigens nicht Lesedrama. In der Stadt, welche Göthe scherzend „Sodom" nennt, wurde es ein beliebtes Bühnenstück. „Wenn Göthe noch in loco ist," schrieb der Lieutenant Warnsdorff in Potsdam am 26. Februar 1776 an Knebel [2], „so bitte ich ihm meine Empfehlung zu machen und ihm nebst meiner Ergebenheit zu versichern, daß sein zärtliches

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 265.

[2] B. R. Abeken, Göthe in den Jahren 1771 bis 1775. Hannover 1865. S. 361. Das Entzücken der Berliner theilte übrigens auch Herder: „Göthe schwimmt auf goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit! Welch ein paradiesisches Stück seine Stella! Das Beste was er schrieb. Der Knote ist nicht auszuhalten, und wie gnüglich endet er Alles, daß sich die Engel Gottes freuen." Welch ein Urtheil des Oberhofpredigers über ein Stück, das die Bigamie verherrlicht! Der achtundsiebzigjährige Bodmer in Zürich dagegen charakterisirte diese „paradiesische" Poesie mit heiterem Jugendhumor in folgenden Worten: „Der Graf (Stolberg) lobt den Himmel, daß seine Seele nicht ganz Verstand ist, daß auch das Herz will erfüllt sein. Ein solch erfüllt sein wollendes Herz hat auch Göthe, der durch fünf Actus hindurch sich unter convulsiven Liebessymptomen hin- und herwälzt; zwei Weiber reißen sein Herz von zwei Seiten zu sich, mit gleicher Gewalt, daß es brechen möchte. Alle drei Bigames stehen im Begriffe, die Stärke der Göthe'schen Seele durch Erstechen, Erschießen, Ersäufen zu bekräftigen; denn Göthe's Lehrgebäude vermeint, wenn Anstrengung Stärke ist, warum nicht auch Ueberspannung? Zum Glück besinnt man sich anders, Fernando's Herz ist für beide Damen genugsam, beide Damen finden es überfließend für jede von ihnen. Und so gehen sie zu-

Drama „Stella" unaufhörlich in Berlin gespielt und bewundert wird, was auch der Hamburger Mann ohne Kopf darüber schreiben mag; der Orang-Utang in Berlin (Nicolai) hat nicht wieder gemuckst, seitdem er in der Thierwelt paradirt hat." So behandelte die moderne Cultur ihre eigenen Stammväter, wenn sie den Fortschritt nicht consequent bis zur Bigamie und drüber hinaus mitmachen wollten. Trotz des Entzückens aber, welches das zärtliche Drama in dem Potsdamer Lieutenant wachrief, fällt der englische Biograph Göthe's, Lewes, über dasselbe die gerechte Kritik: „Ein armseligeres Werk ist wohl nie von einem großen Dichter geschaffen worden." [1]

Weit geringfügiger als seine poetischen Leistungen in diesem unruhigen Jahr (Herbst 1774 bis Herbst 1775) waren seine prosaischen. Er hing, als Frucht der Schweizerreise, dem Werther ein paar „Briefe aus der Schweiz" an, die er unter Werthers Papieren gefunden zu haben fingirt — überspannte Freiheitstiraden, sentimentale Natur- und Selbstbespiegelungen und nach Lessings Wunsch „noch ein Kapitelchen zum Schluß, je cynischer, desto besser". In demselben Brausewasser-Stil schrieb er im Juli 1775, in lächerlicher Weise die katholischen Stationsandachten nachahmend, seine „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe".

Außer diesen paar Blättern, die er in einem „Genie"-Rausche dahinwühlte, brachte das Jahr nichts unter seinem Namen. Dagegen arbeitete er viel für Lavaters „Physiognomische Fragmente", deren ganzes Manuscript durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig ging. Den wunderlichen, bald einfach treuherzigen, bald dunkel prophetischen Stil, in welchem Lavater seine Orakelsprüche über die Gesichter der Menschen abgab — mit seinen kurzen, abgerissenen Sätzen, seinen unvermittelten Gedankensprüngen, seinen empfindsamen Gedankenstrichen, seinen ahnungs-

---

sammen . . . . . ." (Brief an Sulzer. 22. März 1776.) Göthe-Jahrb. V. 200.

[1] G. J. Lewes, Göthe's Leben und Werke. (Frese.) Stuttgart 1877. I. 316.

reichen, viel- und doch wieder nichtsſagenden Andeutungen und Exclamationen hatte ſich Göthe nicht nur für ſeinen eigenen vertraulichen Briefwechſel theilweiſe angeeignet, ſondern ahmte ihn auch in ſeinen phyſiognomiſchen Beiträgen ſo meiſterlich nach, daß es unmöglich geworden iſt (da andere Anhaltspunkte fehlen), dieſelben von Lavaters eigenen Skizzen zu unterſcheiden. Für die Verbreitung ſeines Rufs war die Theilnahme an dieſem ſonderbaren Werke unzweifelhaft von großem Einfluß. Er erwarb ſich dadurch eine bevorzugte Stelle im Herzen und Munde der eiteln Damen, welche den Propheten von Zürich dafür verehrten, daß er durch ihre Geſichter in ihren „ſchönen" Seelen las und deren gewinnende Vorzüge der ganzen Welt verkündigte. Mit dem Namen Lavaters curſirte der ſeinige in der ganzen blaſirten Modewelt. Silhouetten-Colporteurs, wie Zimmermann und andere Schöngeiſter, wanderten durch ganz Deutſchland und verkündeten, ſie hätten „bei Herrn Göthe gewohnt, einem der außerordentlichſten und gewaltigſten Genies, die je auf Erden erſchienen ſind". Dazu entzückte ſich alle Welt über ſeine Frauenfiguren: Götzens Eliſabeth, die beiden Marien und vor Allem Lotte. Das geſammte Volk der Romanleſerinnen und Theaterbeſucherinnen fühlte aus ſeinen Werken heraus, daß dieſes „Genie" ſich ganz und gar dem „Weiblichen" verſchrieben, und daß alle verborgenen Leiden, Seligkeiten und Ueberſpanntheiten des weiblichen Gefühlslebens noch von keinem ſo liebevoll aufgefaßt, ſo ſorgfältig mitgelebt, ſo künſtleriſch geſchildert worden. Wie zuvor Klopſtocks Name, ſo lispelte ſich jetzt ſein „heiliger Name" dankbar von Lippe zu Lippe. Mit der Karſchin, der „deutſchen Sappho" in Berlin, wechſelte er Briefe, bei Frau La Roche war er Hausfreund.

Aber auch bei den Männern wuchs Göthe's Ruf von Tag zu Tage. Herder betrachtete ihn als das bedeutendſte der jüngeren Talente, wenn er auch nicht in die allgemeine Trompete des Ruhmes ſtieß, Wieland war verſöhnt und gehörte fortan zu Göthe's unbedingten Bewunderern, Fritz Jacobi ſchwärmte für ihn wie für einen Abgott, Georg Jacobi brachte Beiträge von

ihm in der Iris, Lenz, Wagner, Klinger und andere junge „Genies" nahmen ihn zu ihrem Vorbilde und ahmten ihn bis zur tollsten Ueberspanntheit nach, Klopstock huldigte ihm durch zwei Besuche, und fortan sahen auch die Dichter des Hainbundes mit Verehrung zu ihm auf; Sulzer endlich, den er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen so derb mitgenommen, wallfahrtete zu ihm und schrieb in sein Reisejournal: „Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl in politischen als gelehrten Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik, Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgang fand ich ihn angenehm und liebenswürdig."

Der einzige bedeutende Schriftsteller, der sich schweigend — wie eine grollende Gewitterwolke — der olympischen Feier des ersten Göthe-Cultus ferne hielt, war Lessing, der Wolfenbütteler Bibliothekar, Deutschlands erster Kritiker, der in zwanzig Jahren der vielseitigsten literarischen Thätigkeit nicht so viel Ruhmesglanz erobert hatte, als der junge Frankfurter Advokat in drei Jahren mit seinem Götz, seinem Werther und dem noch unvollendeten Faust. Der Einzige, der Göthe kritisirend und tadelnd entgegenzutreten wagte, war Lessings Freund, der spießbürgerliche, beschränkte Aufklärer Nicolai, der durch das glänzende, sittengefährliche Meteor seine ganze gemäßigte Aufklärung überstrahlt sah. Seine täppischen Angriffe trugen nur dazu bei, den Ruhm des Gefeierten noch weiter zu verbreiten.

Schon im Februar 1775 war Göthe von den durch Frankfurt reisenden minderjährigen Prinzen von Meiningen nebst seinem Freunde Riese zur Tafel gezogen worden und hatte einen sehr günstigen Eindruck auf sie gemacht. Der ältere, Karl August, sein Nachbar bei Tische, schrieb damals über ihn an seine Schwester, die Herzogin von Gotha: „Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Natur Gotters, hat ganz seine eigene

Façons, ſowie er überhaupt zu einer beſonderen Gattung von Menſchen gehört. Er hat ſeine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menſchen, die er kennt, hat er ſeine eigene Sprache, ſeine eigenen Wörter.“

Am 20. September nach dem Ball, auf welchem er vergeblich Lili erwartet hatte, ſtellte ſich Göthe, nachdem er bis über Mittag hinaus geſchlafen hatte, zum zweiten Mal den Prinzen von Meiningen vor, welche am vorigen Tag von ihrer Schweizerreiſe in Frankfurt eingetroffen waren und hier ihre Mutter erwarteten. Dieſe traf am 21. ein, mit ihr die verwittwete Markgräfin von Baireuth und der jugendliche Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der am 3. des Monats volljährig geworden und die Regierung angetreten hatte. In einem neuen Frack, den er ſich in Lyon hatte ſticken laſſen, „grau mit blauer Bordüre“, und nachdem er zuvor die Thätigkeit zweier Friſeure weit über eine Stunde in Anſpruch genommen, ſtellte ſich Göthe dieſen ſämmtlichen „Alteſſen“ vor und ward von ihnen zur Tafel gezogen. Bei dem jungen Herzog von Weimar reifte jetzt der Gedanke, einen ſo „erſtaunlich luſtigen und amüſanten“ Poeten an ſeinen Hof zu ziehen. Bereits am 8. October erwartete Göthe den jugendlichen Fürſten wieder, „der von Karlsruhe mit ſeiner neuen herrlichen Gemahlin Louiſe von Darmſtadt kömmt. Ich geh' mit nach Weimar“. Am 12. kam der Herzog richtig mit der Neuvermählten in Frankfurt an und reiste den folgenden Tag wieder weiter. Göthe ſollte in einem Landauer Wagen mit dem Kammerherrn von Kalb, der bald von Straßburg hier eintreffen würde, ihnen nachreiſen. Er packte, nahm Abſchied von ſeinen Freunden, auch von Lili. Aber durch ein Mißverſtändniß kam der Wagen nicht zur erwarteten Friſt. Göthe wartete und wartete, arbeitete, da er ſich nach bereits gemachten Abſchiedsbeſuchen nicht wieder öffentlich zeigen mochte, zu Hauſe an Fauſt und Egmont, hielt Stubenarreſt bis in die Nacht hinein, wo er dann ſeinen Spaziergang machte und vor Lili's Fenſter ſeine abgethane Romanheldin zum letzten Mal ein von ihm verfaßtes Liebesliedchen klimpern hörte. Als nach ſiebzehn Tagen ſchmerz-

lichen, freiwillig-unfreiwilligen Stubenarreſtes noch immer der erwartete Wagen nicht kam, beſchloß er, ebenſo verlegen als ärgerlich, am 30. October endlich, nach Italien zu reiſen. In einem empfindſamen Stimmungsblatt nahm er nochmals von Lili Abſchied und reiste dann nach Heidelberg. Hier klärte ſich endlich das Mißverſtändniß auf. Alsbald eilte Göthe nun nach Frankfurt zurück und traf, nachdem er abermals von den Seinigen Abſchied genommen, am 7. November in Weimar ein.

Mit dem Eintritt in Weimar ſchließt die erſte Periode in Göthe's Leben — die Periode überſchwenglicher Empfindſamkeit und ſtürmiſcher Gefühlsſchwelgerei, die Periode der Geniewuth und des Titanismus — die Periode des äſthetiſchen Radicalismus, wie man ſie vielleicht am bündigſten nennen könnte — die Sturm- und Drangperiode, wie ſie gewöhnlich genannt wird. Sie muß den Eindruck eines glänzenden Jugendlebens machen, wenn, man von der religiös-ſittlichen Beſtimmung des Lebens abſieht und dasſelbe nur nach Ehre, Genuß, ungezügelter Freiheit, literariſchem Erfolg, rein natürlichen Anlagen, Leiſtungen und Vortheilen beurtheilt. Ein junger Mann von 26 Jahren dringt ohne die Mühen einer gelehrten Schulbildung, tändelnd, ſpielend, ohne anderes Ziel als geiſtreichen Lebensgenuß, unter heiteren Dilettanterien, geſelligen Vergnügungen, leichtfertigen Romanabenteuern an die Spitze der deutſchen Literatur, ſtellt Klopſtock, Wieland, Leſſing, Herder in den Schatten, wird als das größte Genie Deutſchlands proclamirt und erobert ſich mit einem regelloſen Drama, dem „Götz", und einem kleinen Roman, dem „Werther", einen Ruf, der weit über Deutſchlands Grenzen hinausgeht — einen Weltruf. Die Damen beten ihn an, die Gelehrten ehren ihn als Zunftgenoſſen, die Dichter wallfahrten zu ihm, Fürſten ſuchen ihn an ihren Hof zu ziehen. Die Sprache, die er ſchreibt, wird zur muſtergiltigen, claſſiſchen für ganz Deutſchland. Die Dichtungen, die er verfaßt, ſind nahezu die einzigen, welche das bunte Gewirr der Sturm- und Drangperiode

überdauern und als classische Denkmale derselben auch von der Nachwelt bewundert werden.

Auch abgesehen von diesem blendenden Erfolg, steht der junge Göthe als eine glänzende, gewinnende Erscheinung vor uns da, — ein deutscher Jüngling, den Gott mit den herrlichsten Geistesgaben ausgerüstet, dem die reichsten Quellen der Bildung sich ungesucht erschließen, dem das Glück beständig lächelt, der nach keiner Richtung hin mit widrigen Schicksalen zu ringen hat, dem alle Mittel in verschwenderischer Fülle in den Schooß fallen, mit denen er eine bedeutende Stellung im Leben einnehmen, die höchsten Interessen der Menschheit wirksam fördern kann. Seine äußere Erscheinung selbst wirkt wie ein Zauber, der Alle an sich zieht, Neid und Abneigung verstummen läßt, Andersdenkende gewinnt, Beleidigte versöhnt, alle gesellschaftlichen Schranken durchbricht und ihn zum Liebling aller Welt macht. Ohne systematisches Studium erwirbt sich sein heller, durchdringender Verstand das ausgebreitetste encyklopädische Wissen, beherrscht die Durchschnittsbildung seiner Zeitgenossen mit selbständigem, oft treffendem Urtheil, imponirt den Aeltern, gewinnt bei den Jüngern, vorab in literarisch-ästhetischen Fragen, ein maßgebendes Ansehen. Seine schöpferische Phantasie von seltener Fülle, sein jugendlich begeistertes Herz, sein feiner Sinn für alles Schöne, Harmonische, Poetische, seine Kraft der Empfindung und Gewandtheit der Sprache machen ihn zum geborenen Dichter, zu einem Schriftsteller ersten Ranges. Fähig, im Kleinsten und Gewöhnlichsten die Schönheit der Natur herauszuempfinden und dichterisch nachzuahmen, fühlt er sich von der gewaltigen Schwungkraft seines Geistes zu den höchsten, größten Problemen der Menschheit hingedrängt. Seine Liebe zur Poesie des Alten Testaments, zu Homer und Shakespeare beruht nicht auf angelernter Neigung, sondern auf innerer Verwandtschaft. Er hat wirklich das, wovon seine Kunstgenossen bloß reden — Genie.

Allein Genie ist noch keine Tugend, Erfolg kein Verdienst. Wenn wir auf den Gebrauch sehen, den Göthe von seinem Genie gemacht hat, auf die wirklichen Leistungen, welche derartige Er-

folge hervorrufen, welche ungeheure Zeitvergeudung begegnet uns da, welche Tändelei, welche Zerſplitterung der Kräfte!

„Götz von Berlichingen", das eine ſeiner Hauptwerke, iſt nach Leſſings Urtheil ein theatraliſches Unweſen, nach Wieland ein bezauberndes Ungeheuer, nach dem allgemeinen Urtheil eine mißlungene dramatiſche Arbeit. Den „Werther", das zweite ſeiner Hauptwerke, mochte Göthe in ſpäteren Jahren ſelbſt nicht mehr durchleſen, um nicht noch einmal die quälende pſychiſche Krankheit durchzuempfinden, aus der es hervorging. „Fauſt", das dritte Hauptwerk, blieb Fragment. Den „Clavigo" nannte Freund Merck mit gutem Grunde einen „Quark", und von der „Stella" urtheilt Lewes mit vollem Recht: „Ein armſeligeres Werk iſt nie von einem großen Dichter geſchaffen worden." Alle bedeutenderen Entwürfe erſtickten in Fragmenten. Was bleibt? — Ein paar Liebesgedichte, ein paar dramatiſche Liebeständeleien, ein paar Poſſen und Farcen. Was iſt das für einen Genius, der wirklich mit Homer und Shakeſpeare verwandt war?

Und wenn wir nun — wozu der hohe Ruf des Dichters gewiß berechtigt — nach dem geiſtigen Gehalt ſeiner Dichtungen fragen? ... Von einer wahren, klaren, tiefen, großartigen Auffaſſung des Menſchenlebens keine Spur; über Gott und Welt die verworrenſten Träumereien; die Leidenſchaft wie eine Tugend verherrlicht, das chriſtliche, ſelbſt das natürliche Sittengeſetz verachtet und verhöhnt! Der Dichter iſt weder Katholik noch Proteſtant, weder Jude noch Heide, weder Pietiſt noch Atheiſt, weder Theologe noch Philoſoph — ein in den Tag hinein tändelnder, träumender Gefühlsmenſch, dem an der Wahrheit nichts gelegen iſt, der in Himmel, Erde und Hölle nur nach Blumen ſucht, um eine „Geliebte" damit zu ſchmücken; der Chriſtenthum, Judenthum und Heidenthum nur dazu verwendet, um die Freuden und Qualen ſeiner ſogenannten Liebe zu ſchildern. In wildem Prometheus-Trotz ballt er ſeine Fauſt gegen den Ewigen, der durch den Ruf des Gewiſſens ſein Treiben ſtraft; in weibiſcher Empfindſamkeit wirft er ſich einer eiteln Putzdame zu Füßen; in ſtudentiſchem Galgenhumor verſpottet er ſich dann als „Bär".

Stoffe wie „Götz" und „Faust" verlaufen in romantischen Liebesgeschichten; Bibel und Homer, Shakespeare und gothische Dome, alles Große in Natur und Kunst erscheinen dem verliebten Träumer als Werke eines verliebten Genies. Wahre Poesie ist ihm undenkbar ohne die Aufregung eines Romans, ohne eine Geliebte. Die Religion ist ihm nichts mehr als ein weiblicher Gefühlsdusel: „Das liebe Ding, das Sie Gott heissen oder wie's heisst!"

Wie schal und hohl erscheint aber nicht eine solche liebeskranke Auffassung des Lebens und der Poesie, wenn man von ihren „schwankenden Gestalten" aufblickt zu den klar und fest gezeichneten Meisterwerken der Alten, zur Ilias und Odyssee, zu den Dramen des Aeschylus und Sophokles, zu den wackern alten Heiden, denen die Sonne leuchtete und denen das Meer rauschte, denen alle Mächte der Natur die sinnigsten Mythen erzählten und denen das bunte Menschenleben hienieden voll Herrlichkeit und Poesie war, ohne daß sie dabei an die blau und weiß gestreifte Jacke einer Lotte oder an das goldene Herzchen einer Lili zu denken brauchten! Und wie traurig wandelt Werthers Schatten einher, wenn uns Dante und Milton die Geheimnisse der übernatürlichen Welt enthüllen! Was bringen die Faustfragmente wahrhaft Neues, Erhabenes, Weltumfassendes, was nicht der Parcival und die alte Faustsage selbst schon männlicher, großartiger und ergreifender dargestellt hätten! Göthe's Poesie krankt an demselben tiefen Uebel, an welchem sein Leben krankt und an welchem seither auch ein großer Theil der deutschen Literatur krankt — an romanhafter Liebe, die, psychologisch analysirt, sich schließlich in eine nicht geringe Dosis von Sinnlichkeit auflöst. Durch Göthe ist so recht die Vorstellung allgemein und landläufig geworden, daß es ohne die sogenannte „Liebe" eigentlich keine Poesie, wenigstens keine „natürliche" Poesie geben könne — eine Vorstellung ebenso unwahr in sich, als unheilvoll in ihren Folgen.

Das ist es, was Göthe's Jugenddichtungen, mehr als alles Andere, zu einer gefährlichen Geistesnahrung für die Jugend

macht. Der ungesunde Geist, dem sie entsprungen, hat seinen Hauch nicht bloß der „Stella" mitgetheilt. Auch seine übrigen Dichtungen tragen, mit wenigen Ausnahmen, dasselbe Gepräge. Was soll aus einer Jugend werden, die, vom verlockenden, berauschenden Odem dieser Poesie gefesselt, gleich Göthe die Poesie und Weihe des Lebens in der gefährlichsten aller Leidenschaften sucht? Was soll vollends aus einer Jugend werden, die, ohne seine großen Anlagen, ohne seine epikuräische Klugheit, ohne seine günstigen Lebensverhältnisse zu besitzen, sich ihn zum Muster und Ideal der Bildung nimmt[1], gleich ihm in frühen Jahren vom elterlichen Glauben abfällt, auf eine geregelte Schulbildung verzichtet, ohne Pietät für Gott und Eltern, in Dilettanterie und Genuß die jungen Jahre durchstürmt, ohne wissenschaftliche Schulung über alle Zweige des Wissens keck zu Gericht sitzt und aus dem Wirrwarr eines tollen Romanlebens scherzend auflacht: „Wir sind Spinozisten!"

Uns will eine solche „Bildung" nicht weniger bedenklich erscheinen, als die düstere Halbnacht, die Göthe aus Holbachs Natursystem entgegenstarrte. Bietet Spinoza etwas Besseres? Bietet Göthe's verschwommener Pantheismus denn mehr als ein poetisches Kleid zu Spinoza's starrer Weltmaschine, als eine glänzende Fata morgana, welche dem wissensdurstigen Wanderer auf der öden, mechanischen Fläche des Alls ein trügerisches Gaukelbild vorzaubert?

Den Ausweg aus dem Labyrinthe jener traurigen Halbnacht

---

[1] Seltsam ist es, daß man liberalerseits Göthe wie das höchste Menschen- und Dichterideal feiert und ihn doch nicht als Muster zur Nachahmung aufzustellen wagt. „Göthe," so hieß es in einer Kritik der Augsb. Allgem. am 11. November 1877, „war gewiß ein sittlicher Mensch, so gut wie einer; aber wird ihn Jemand als Muster und Vorbild der Sittlichkeit aufstellen? Gewiß nie. Denn sein ganzes Leben ist wie ein großartiger Naturproceß, den man erklären, darlegen, bewundern, aber nicht nachahmen, daher auch nicht zur Nachahmung aufstellen kann." Ist der „großartige Naturproceß" in seinen Einzelphasen wirklich so unnachahmlich?

hatte Herder dem jugendlichen Dichter angedeutet, als er ihn auf die Bibel, auf Homer, Shakeſpeare und das deutſche Volkslied hinwies — d. h. auf eine chriſtliche Weltanſchauung, welche Leben und Kunſt auf die ewigen Ziele der Menſchheit hinlenkte, beide mit der Gemüthstiefe des deutſchen Volkes erfaßte, beide mit der Geſchichte und unterbrochenen Ueberlieferung des deutſchen Volksgeiſtes wieder in Verbindung ſetzte, beide mit den Schätzen antiker Geiſtesbildung bereicherte und durch die glückliche Vereinigung des chriſtlichen, deutſchen und altclaſſiſchen Elements das deutſche Volk von der oberflächlichen Revolutionscultur des 18. Jahrhunderts errettete. Göthe hat, wie Herder ſelbſt, dieſen Ausweg verfehlt, indem er die tieferen Grundlagen aller chriſtlichen Bildung von ſich ſtieß, ſich ein Blumenchriſtenthum zu eigenem Privatgebrauch herrichtete, deutſche Sage und Geſchichte nur oberflächlich ſtreifte, die deutſch-chriſtliche Wiſſenſchaft herzlich verachtete, von der claſſiſchen Bildung nicht nur die ſchöne Form, ſondern auch die heidniſche Geiſtesrichtung an ſich zog und ſie mit jener Cultur verband, die durch Voltaire und Rouſſeau das deutſche Geiſtesleben beherrſchte. Eine neue deutſche Bildung hat er nicht geſchaffen; er hat bloß der franzöſiſchen Revolutionscultur zu einem glänzenden, deutſchen Gewande verholfen.

Zweites Buch.

Lehr- und Wanderjahre

in

Weimar und Italien.

1775—1790.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."

Göthe. Faust. II.

Digitized by Google

1. Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia.

1748—1772.

„Jena ist oder scheint ansehnlicher als Weimar; längere Gassen und höhere Häuser erinnern einen, daß man doch wenigstens in einer Stadt ist."

Friedrich v. Schiller.

„Die Herzogin Mutter war ein allerliebstes, vortreffliches, aber indefinibles Wesen."

Göthe.

Es war fünf Uhr Morgens den 7. November 1775, als „Doctor" Wolfgang Göthe, der Verfasser des Götz und Werther, mit dem herzoglichen Kammerrath von Kalb in Weimar eintraf. Der Abstand zwischen der Vaterstadt und der neuen Heimath war kein geringer. Frankfurt war eine geschichtlich bedeutende Stadt, deren Erinnerungen in die Zeit Karls des Großen hinaufreichten, ein wichtiger politischer Mittelpunkt, die Stadt der Kaiserkrönung, das Stelldichein von Nord- und Süddeutschland, der Knotenpunkt der belebtesten Handelslinien, eine Stadt voll Leben, Regsamkeit, Handel und Verkehr. Mehr als 3000 Häuser umschloß der stattliche Mauerring mit seinen Zinnen und Thürmen, selbst wieder von einem mächtigen Wall mit elf Bastionen und einem breiten Graben eingefaßt. Die Wohlhabenheit der Bürger hatte sich in prächtigen Häusern ein Denkmal gesetzt; über mehrere Kirchen von architektonischem Werth ragte der alte Kaiserdom des hl. Bartholomäus empor, als ein Wahrzeichen der Majestät und Würde des heiligen Reiches deutscher Nation. Ueber 30 000 Menschen beherbergte die fröhliche Stadt, durch regen Fremdenverkehr ab und zu in stets munterer Bewegung[1].

[1] Dr. Wilhelm Stricker, Göthe und Frankfurt a. M. Berlin 1876. S. 11.

Weimar dagegen lag einsam, außerhalb der großen Verkehrsstraßen. Die Reichspost ging noch bis 1799 von Erfurt über Buttelstädt nach Leipzig. Noch im Jahr 1786 hatte die kleine Stadt am Ufer der grünen Ilm nur 6265 Einwohner und 769 Häuser[1]. Schiller kam sie wie ein Dorf vor, Herder wie ein Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt, während die Frau von Staël 1803 witzelte: „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château." Göthe selbst bemerkte einmal später seinem Freunde Zelter, als von Volkstheater gesprochen wurde: „Wie kann in Weimar viel von Volk die Rede sein, in der kleinen Residenz, die 10 000 Poeten und einige Einwohner hat." Das alte Residenzschloß, die Wilhelmsburg, war das Jahr zuvor (1774) ein Raub der Flammen geworden. Nur ein alter Thurm stand noch. Die Stadtkirche, 1494 erbaut, 1726 renovirt, glich eher einer ansehnlicheren Dorfkirche, als einer „Westminsterabtei"[2]. Die Jakobskirche war eine unbedeutende Kapelle. Eine nicht sehr stattliche Ringmauer umschloß ungefähr in Form eines Rechtecks die engen und winkligen Straßen der kleinen Residenz, aus der sonst kein einziges größeres, monumentales Bauwerk auftauchte[3].

Das alte Stadthaus war nur durch seinen „Matz" berühmt, das humoristische Wahrzeichen der Stadt. An dem Uhrblatt stand ein Türke mit zwei Böcken zur Seite. Diese stießen beim

---

[1] Büsching, Erdbeschreibung. Hamburg 1791. VIII. 601.

[2] So nennt sie H. Schwerdt, Thüringen. Leipzig 1879. S. 136.

[3] Noch heute ist „die Poesie Weimars Ruhm. Dem entsprechend liegt seine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in malerischen alten Gebäuden, sprechenden Darstellungen des Mittelalters, sondern in der stillen Lieblichkeit seines reizenden Parkes". Lewes (Frese). Stuttgart 1877. I. 331. Seine Beschreibung von Weimar S. 327 bis 346 ist anschaulicher, als das belletristische Gemälde bei R. Springer (Anna Amalia. Berlin, Janke. I. 6—9). Vgl. A. Diezmann, Göthe und die lustige Zeit. Leipzig 1857. — Weimar-Album. Leipzig 1860.

Stundenschlag den Türken so oft in die Seite, als die Stunde zählte, worauf der Türke ebenso oft an die Glocke schlug. Vier streng bewachte Thore mit Fallgattern schlossen die Stadt ein, das Frauenthor, das Erfurter Thor, das Johannisthor und das Gerberthor. Bis in unser Jahrhundert hinein wurden sie nach genauem strengem Reglement des Morgens (je nach der Jahreszeit $3^1/_2$—6 Uhr) geöffnet, (6—$9^1/_2$ Uhr) des Abends geschlossen. Das Sperrgeld für Fußgänger war 6 Pfennige, für Reiter $1^1/_2$ Sgr. Die wirklichen fürstlichen Räthe wurden erst 1788 von dem Thorsperrgelde befreit, die Domestiken des Hofes und des Adels bekamen schon seit 1764 Freizettel [1].

Wie die Polizei im Interesse des Steuer- und Accisewesens noch ähnlich den Verkehr einschränkte und behütete, so waltete sie auch sonst mit zahlreichen Verordnungen über dem Wohle der Stadt. Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, öffentliches und privates Vergnügen waren durch hochobrigkeitliche Erlasse normirt. Die Stadt hatte ein einziges Billard, die Aufstellung eines zweiten wurde noch 1750 wegen Gefahr unnützer Ausgaben verboten. Ein Mandat vom 7. und 12. September 1757 verpönte das unnöthige und unschickliche Räsonniren und Kritisiren der Zeitläufte unter verschiedenen Strafen, nach Befinden sogar unter Zuchthausstrafe [2]. Ein Gesetz vom 8. September 1758 untersagte das Rauchen auf offener Straße bei Strafe eines Schockes. Unter dem 11. März 1761 wurde die Gewohnheit des „Dorflaufens", d. h. der Besuch der umliegenden Dörfer, mit einem halben Gulden Strafe belegt. Das durch Polizeiverordnungen und Zunftbeschränkung eingeengte Gewerbe

[1] Dr. C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800 (Grenzboten 1871. II. 645—706). Der unmittelbar aus archivalischen Quellen geschöpfte Aufsatz ergänzt und verbessert die Darstellung von Lewes in vielen nicht unbedeutenden Punkten.

[2] Nach Dr. E. Vehse (Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Hamburg 1854. XXVIII. 44) lautete schon ein Rescript vom 3. Nov. 1736: „Das vielfältige Räsonniren der Unterthanen wird hiermit bei halbjähriger Zuchthausstrafe verboten."

lag kläglich darnieder und bekam erſt von 1755 an durch die Einführung von Waarenlotterieen etwas Luft. Ein ähnlicher Druck erſtickte den Handel. Weil man den Mangel an Victualien der größern Anzahl von Hökern zuſchrieb, wurde die Zahl derſelben noch 1764 auf 12 beſchränkt, Hauſirhandel innerhalb der Stadt wurde (1778) nur auf drei Tage geſtattet. Ein Strumpfwirker wurde noch zu Göthe's Zeit (1784) geſtraft, weil er einen ſeiner Stühle außer Landes verkauft hatte. Von den Märkten gelangte nur der Zwiebelmarkt zu größerer Bedeutung. Wie Handel und Gewerbe, ſo hatten auch Bildung und Schulweſen ſehr beſcheidene Dimenſionen. Neben einer Lateinſchule, die 1712 zum Gymnaſium erhoben worden war, beſtand noch eine Freiſchule und eine Mägdleinſchule, die von etwa 150 Kindern beſucht wurde. Ein ſtädtiſches Krankenhaus war 1713 errichtet worden.

Wie die Stadt, ſo war auch das ganze Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach nicht von großem Umfang. In höchſt unregelmäßigen Landſtrecken, vielfach zerſtückelt, lag es zwiſchen den ebenſo zerſtückelten kleinen Nachbarſtaaten drin. Die geſammte Einwohnerzahl war kaum dreimal ſo groß, als diejenige der Stadt Frankfurt. 1786 betrug ſie 93 360 Seelen auf einem Flächenraum von 36 □Meilen. Davon fielen 62 360 Einwohner und 24 □Meilen auf Weimar, 31 000 Einwohner und 12 □Meilen auf Eiſenach. Obwohl unter demſelben Regenten ſtehend, hatte Eiſenach ſeine drei eigenen Regierungscollegien, nämlich die Landesregierung, das Kammercolleg und das Oberconſiſtorium. In Weimar dagegen reſidirte neben den drei analogen Behörden für den Landestheil Weimar zugleich die „Geheime Rathsſtube (Conſeil) und Kanzlei", d. h. das Miniſterium des Fürſten.

Die alte Wartburg bei Eiſenach war in ziemlich vernachläſſigtem Zuſtand. Man wallfahrtete damals weder zum Brunnen der hl. Eliſabeth, noch zur Lutherſtube. Die herrlich gelegene Veſte diente nur als Jagdſchloß. In dem Landestheil Eiſenach wohnten noch etliche ältere Rittergeſchlechter; die Landbevölkerung

beſchäftigte ſich theils mit Bergbau, theils mit Landbau, deſſen Ertrag aber für den jährlichen Bedarf nicht ausreichte. Die Stadt Eiſenach hatte 8000 Einwohner, mehrere ſtattliche Gebäude, ein theologiſches Seminar und eine anſehnliche Tuchinduſtrie.

Der wiſſenſchaftliche Mittelpunkt des vereinigten Herzogthums war die alte Univerſitätsſtadt Jena an der Saale, die mit ihren Vorſtädten 791 Häuſer umfaßte. „1786 zählte man," wie Büſching ſagt, „4334 Menſchen, ohne ungefähr 600 Studenten."[1] Die Univerſität gehörte, nebſt verſchiedenen anderen Rechten, Anſprüchen und Titeln, nicht ausſchließlich dem Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach, ſondern den vereinten Linien des erneſtiniſchen Hauſes.

Die Landestheile von Weimar waren fruchtbarer, als jene von Eiſenach. Sie konnten Getreide, Gartenfrüchte, Wolle und Holz ausführen. Zu anſehnlichem Garten-, Landbau und guter Viehzucht geſellte ſich eine einträgliche Wollinduſtrie, auch etwas Porzellanfabrication; doch ausnehmend reich war auch dieſer Theil des Herzogthums nicht, alle Erwerbszweige zudem durch eine nachtheilige Steuergeſetzgebung an lebhafterem Aufſchwung gehindert[2].

Das geſammte Land (mit ſeinen 17 Städten und 220 Dörfern) war in 14 Aemter getheilt und wurde von 842 Staatsbeamten verwaltet, wobei die Volksſchullehrer nicht mitgerechnet ſind. Die Gehälter waren niedrig. Das höchſte Amt im Staate brachte nur 1400 Thaler ein. Von 1783 an betrug die Armee 310 Mann.

Sachſen-Weimar-Eiſenach war indeſſen immerhin ein ſelbſtändiger Staat. Der Herzog hatte Gericht über Hals und Hand, führte ein dem kurſächſiſchen ähnliches Wappen, hatte Sitz und Stimme im Rathe der Reichsfürſten und auf den oberſächſiſchen Kreistagen, und war unabhängiger als heute mancher König.

Uebrigens war es noch nicht ſehr lange her, daß das kleine Land wieder einem Herrſcher gehörte. Denn 1672 war es unter

---

[1] VIII. 609.

[2] Burkhardt, a. a. O. S. 655 ff.

drei Brüder vertheilt worden. Der Landestheil Jena fiel nun ſchon 1691, Eiſenach aber erſt 1741 an den Erben von Weimar zurück. Herzog Ernſt Auguſt (ſeit 1707 Mitregent ſeines Onkels Wilhelm Ernſt, von 1728—1748 alleiniger Regent) führte 1719 die Primogenitur ein, um weitere Zerſtückelungen des Landes zu verhüten, ſtiftete den Orden von der Wachſamkeit oder vom Weißen Falken, legte verſchiedene Rechtsſtreitigkeiten bei und baute die beiden Jagd- und Luſtſchlöſſer Dornburg und Belvedere, das erſtere auf einem Felſen an der Saale zwiſchen Jena und Naumburg, das andere unfern Weimar, auf der Straße nach Berka, die mit einer herrlichen Linden- und Kaſtanienallee bepflanzt ward. Ein anderes Jagdſchloß, Ettersburg, hatte ſich ſchon ſein Vater Wilhelm Ernſt nordweſtlich von Weimar, am Abhang des Ettersberges gebaut, ſo daß es dem Hofe nicht an Vergnügungsplätzen fehlte. Alle dieſe Schlöſſer waren mit ſchönen Waldungen umgeben, und wenn auch nicht glänzend, doch im Modegeſchmack ihrer Zeit bequem und fürſtlich eingerichtet[1].

Herzog Ernſt Auguſt war ein origineller Kautz, aber, wie es ſcheint, ein nicht übler Verwalter. Ein paar Reſcripte von ihm mögen an die Culturzuſtände erinnern, die nur wenige Jahrzehnte vor Göthe's Eintritt am Hofe von Weimar herrſchten.

Dem Pfarrer Grienitz von Ranſchela gebot er 1735, „ſein geiſtlich auf Weiſſenfelſiſche Arth roth auf dem Schnitt dressirtes Stutzbärtgen abnehmen und ſolches, ſo lange er lebe, nicht wieder wachſen zu laſſen". Dafür beſchenkte der fürſtliche Summus Episcopus den Diener am Worte alljährlich mit einem Klafter Eichenholz aus den Ettersburger Waldungen, nur mit der Bedingung, daß der Pfarrer auch „alljährlich zur Dankbar-

[1] Den 4. März 1779 ſchreibt Göthe an Frau von Stein von Dornburg: „Auf meinem Schlößchen iſt's mir ſehr wohl, ich habe recht dem alten Ernſt Auguſt gedankt, daß durch ſeine Veranſtaltung an dem ſchönſten Platz auf dem beſten Felſen eine warme, gute Stätte zubereitet iſt." A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau von Stein. 1848. I. 215.

keit eine wohl conditionirte Knack Wurſt auf ſeinen Geburtstag an Uns in natura mit Ablegung eines Panegyrici in lateiniſcher Sprache, den miraculeusen Lebenslauf ſeiner eigenen Perſohn und die ausnehmende Erkänntniß der Nelkenflor und Miſtbethe betreffend, einliefern ſolle“ [1].

Ein anderes Decret vom 13. Mai 1740 weist auf verſchiedene unangenehme Erfahrungen hin, welche dem Herzog ſowohl die Genußſucht und Trägheit einzelner Beamten, als auch ſeine eigene Bauluſt bereitet hatten:

„Denen Cavaliers iſt die Fourage in natura abzuziehen und ſolche an Gelde anzuſchlagen, welches von dato an geſchehen ſoll, dahero dem Oberjägermeiſter 3 und jedem Forſtmeiſter 2 Pferde paſſiren, welche ſie zum Reiten halten ſollen, und wird ihnen die Fourage auf dem Lande hiermit gänzlich abgeſchnitten. Hätte man vorigen Herbſt bey wohlfeiler Zeit vor Hafer geſorget, ſo müßte man ſolchen jetzo nicht ſo theuer bezahlen, allein wenn man ſchmauſſen und bei den Pachtern Forellen und welſche Hähne freſſen ſoll, da iſt man parat, und in zehn Jahren ſiehet Niemand nach der Wirthſchaft und Felder, welches doch der Kammer verdammte Schuldigkeit iſt. Wir ſeynd kein Geldſch.....,

---

[1] Mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt, Grenzboten. 1876. III. 120. — Nach Vehſe (XXVIII. 48. 49) war der Herzog ziemlich übergläubig und abergläubiſch, glaubte „das wahre Philoſophenlicht der Natur“ erkannt zu haben, verordnete aber zugleich als „untrügliches Mittel zum Löſchen der Feuerbrände“: „in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller, mit einem Feuerpfeile nach beigeſetzter Zeichnung verſehen, anzuſchaffen, und dieſe Teller Freitags bei abnehmendem Monde zwiſchen 11 und 12 Uhr mit friſcher Tinte und neuer Feder mit den Worten beſchrieben: ‚An Gottes Allmacht liegts. Consummatum est‘, bei jeder vorfallenden Feuersbrunſt im Namen Gottes in's Feuer zu werfen.“ Da Vehſe ſehr in Mißcredit iſt (vielleicht mehr unliebſamer Wahrheiten, als mancher „Gerüchte“ und „Klatſchereien“ wegen), ſo habe ich ihn für das Folgende nicht weiter als Zeugen benützt, mich indeß überzeugt, daß er jenen Mißcredit nicht in allen Punkten verdient.

ſonſten wir denen Cameraliſten ein ziemliches Capital auf die Naſe avanciren würden und haben auch Unſer Geld nicht geſtohlen, allein wenn die Wirthſchaft bei dem Bauweſen und Küch und Keller beſſer eingerichtet würden, das wäre beſſer, und hat der Oberjägermeiſter darauf zu bringen, daß das ſämmtliche Bauweſen dieſes Jahr zu Ende gehe, maßen Wir dabei abſcheulich betrogen werden und die Baumeiſter mit denen Handwerks- und arbeitſamen Leuten unter einer Decke ſtecken." [1]

Mit derſelben Entrüſtung bekämpft der Fürſt („von Gottes Gnaden Ernſt Auguſt Herzog zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen") die Annahme von Präſenten und Beſoldungen ſeitens der Präſidenten, Kanzler und Anderer ohne Bewilligung des Landesherrn, beſonders aber die Einmiſchung der Damen in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens (24. November 1738).

„Gleichwie Wir nun aber als Landesherr dergleichen üble eingeführte Gewohnheit gänzlich abgeſchafft wiſſen wollen, maßen Wir ſelbſt nicht verlangen, daß Uns bei jetzigen Geldklemmen Zeiten ein don gratuit verwilligt werde, da Wir doch Tag und Nächt in Unruhe und Mühe zum Beſten des Landes Unſere Zeit zu bringen; Alſo iſt Unſer gnädigſtes Begehren, Ihr wolltet fürs künftige Euch dergleichen der Landeshoheit nachtheiligen Freiheit gänzlich entäußern und keinem Menſchen, er ſey wer er wolle, ohne Unſere gnädigſte Genehmhaltung ein Präſent verwilligen, noch weniger eine jährliche Beſtallung ſetzen, um ſo mehr, da Uns als Landesfürſten die Dispoſition der Landes-Einkünfte zuſtehet, und Wir Uns von keinem Miniſter, Rath oder Dames maitrisiren laſſen, und obwohl die Frau Ober-Hof-Meiſterin, welche Euch in Anſehung ihrer und anderer dieſerhalb einige Propoſition thun laſſen, eine kluge welterfahrene Hofdame iſt, ſo hegt ſie doch principia imperantia und miſchet ſich in Alles, welches Wir aber bey Unſerem Leben nicht dulden

[1] Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1875. IV. 278.

werden, noch daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unſerem Tode einwurzele, welches Wir einer getreuen Landſchaft ernſtlich verbiethen, allermaßen bekannt iſt, daß die meiſten Höfe durch die Reif-Röcke die größten und geheimſten Affairen den Fürſten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren geſuchet, wenn zumal die Diener von deren Befehl dependiren oder dependirt haben.“ [1]

Herzog Ernſt Auguſt ſtarb 1748. Sein Sohn, Ernſt Auguſt Conſtantin, zur Zeit ſeines Todes 11 Jahre alt, folgte ihm erſt 1755 in der Regierung, ſtarb aber ſchon drei Jahre ſpäter, noch nicht ganz 21 Jahre alt, an der Schwindſucht, und hinterließ zwei unmündige Kinder. Das ältere, Karl Auguſt, war 9 Monate alt; das andere, Prinz Conſtantin, wurde erſt 3 Monate nach des Vaters Tod geboren. So gelangte die Regierung ſchon 10 Jahre nach Ernſt Auguſts Ableben an die „Reifröcke“, doch nicht gerade, wie er befürchtet hatte, zum vollſtändigen Verderb des Landes.

Die Herzogin Anna Amalia, welche durch Teſtament ihres Mannes als Vormünderin-Regentin eingeſetzt wurde, war eine Tochter des Herzogs Karl von Braunſchweig, eine Nichte Friedrichs II. von Preußen, und am 24. October 1739 geboren. Als Kind von ihren Eltern nicht geliebt [2], ihren jüngeren Geſchwiſtern nachgeſetzt, wurde ſie nach trüben, harten Jugendtagen ſchon als 16jähriges Mädchen dem Herzog E. Auguſt Conſtantin angetraut, nach ihrem eigenen Ausdruck: „ſo wie man gewöhnlich Fürſtinnen vermählt“. Sie war geſund und lebensfriſch, er ſchwach und ſchwindſüchtig. Mit 19 Jahren wurde ſie ſchon Wittwe und Regentin. Die harte Behandlung, welche ſie in den Jahren ihrer Kindheit erfahren, hatten ihren Geiſt weder niedergedrückt und verbittert, noch auch nach erlangter Freiheit in das entgegengeſetzte Extrem gedrängt, wohl aber ihre Klugheit geſchärft und ihrem Charakter eine muntere Elaſticität gegeben. Ihre „Selbſtbekenntniſſe“, nicht ohne roſiges Wohl-

---

[1] Ebd. 1874. III. 80.

[2] F. Arndt, Mütter berühmter Männer. Anna Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar. Leipzig, Richters Verlagsanſtalt. S. 17.

gefallen an sich selbst geschrieben, verrathen einen feingebildeten Geist, ein gutes Herz, wohlmeinende Absichten, doch mehr Heiterkeit und Gefühl, als tieferen Ernst und Charakter. So zeigt sie sich auch in ihrem Leben: sie ist das muntere fürstliche Pendant zur bürgerlichen „Frau Rath", Elisabeth Textor, Göthe's Mutter. Ihre religiöse Bildung kann man nach katholischen Begriffen allerdings weder eine tiefe noch eine klare nennen. In Weimar war nicht die Kirche die Hauptsache, sondern das Schloß. Die Religion galt als eine hergebrachte Zuspeise des Lebens, aber nicht als dessen Kern und Alles belebende Grundkraft. So war Anna Amalia keine Ungläubige, in ihren Briefen kommen vielmehr manche fromme Sprüche vor; aber es möchte ihr schwer geworden sein, den dogmatischen Inhalt ihres Christenthums genau zu definiren. Wie ihr berühmter Onkel, kam sie mit wenig Dogmatik aus; die Moral bestand darin, zu leben und leben zu lassen. In frohen Tagen ging das gut, in trüben war man freilich um Trost verlegen. „Die Katholiken," klagt ihr Freund Wieland in einem Brief, „haben wenigstens ihr Venerabile, das ihre Zuflucht und feste Burg in allen ihren Nöthen ist; wir armen Lutheraner hingegen haben Niemand, als den lieben Gott, an den leider auch Niemand glaubt, weil er zu weit von unseren Sinnen ist und sich am Ende auch nicht viel um uns zu kümmern scheint. Wir sind also in allewege übel daran."[1] Dieser praktische Indifferentismus, nur dürftig noch mit etwas protestantischem Formelwesen umkleidet, war längst die Religion der meisten „Gebildeten", ehe Herder seine Humanitätsreligion formulirte und Göthe die „Mutter Natur" anrief.

Wie ernst Anna Amalia ihre Aufgabe als Fürstin erfaßte, bezeugt ein schon am 8. September 1759 an den Präsidenten ihres Geheimen Conseils, von Rhediger, erlassenes Promemoria:

„Da ich unter anhoffendem Göttlichen Beystand und Seegen die Obervormundschaftliche Regierung dieser Lande angetreten

---

[1] K. Wagner, Briefe an und von H. J. Merck. Darmstadt 1838. S. 178. (Der Brief ist vom 10. Aug. 1780.)

habe, um sie zum Nutzen und Bestand Meiner unmündigen Prinzen und deren Lande zu führen, so bin ich zuförderst der mir obliegenden schweren Verantwortung eingedenk, und um das in Mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, erachte Ich Mich, so weit es das Mir von Gott gebotene Vermögen gestattet, schuldig, nach dem weisen Exempel Meines hochgeehrtesten Herrn Vaters Gnaden Mir die Mühe nicht verdrießen zu lassen, alles mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören." [1]

Indem sie versprach, den Conseilssitzungen fleißig beizuwohnen, verlangte sie zugleich, auch außer denselben stets genau über alles Laufende unterrichtet und berathen zu werden, die Munda selbst zu vollziehen, die beiliegenden Concepte zu signiren, alle Expeditiones nach bestimmtem Reglement durch ihren eigenen Cabinetssecretär an sich selbst gelangen zu lassen, von allen einlaufenden Schreiben ꝛc. schon vor der Conseilssitzung Einsicht zu nehmen, jeden Sonnabend sowohl einen Kammer- und Kassen-Extract, als auch einen Auszug der Sitzungsprotocolle zu erhalten. Das war viel für eine junge Frau von zwanzig Jahren; man denkt unwillkürlich an Maria Theresia, wie sie in der Blüthe ihrer jugendlichen Schönheit den unendlich langen Berathungen ihrer altersgrauen Kronräthe präsidirte. Die Aufgabe war um so weniger ansprechend, als die Finanzen darniederlagen, von dem früheren Wohlstand des Hofes selbst nur dürftige Ueberreste vorhanden waren. Unter der langen vorausgegangenen Vormundschaft war weder für Erhaltung und Vermehrung der vorhandenen Kostbarkeiten, noch auch für die nothwendigsten Dinge gesorgt worden, selbst ein Theil der Dienerschaft war außer Thätigkeit gesetzt, wie ihre Hofdame, Henriette von Egloffstein, erzählt [2].

„In ähnlicher Lage," so meldet die Gräfin weiter, „befand sich die junge Herzogin hinsichtlich ihrer geistigen Bedürfnisse. Sie, die im Umgange feingebildeter Menschen aufgewachsen,

[1] Karl Frhr. von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch. Weimar, Böhlau. 1874. S. 26 ff.

[2] Ebd. 222 ff.

gleichsam mit der Muttermilch die Liebe für Künste und Wissenschaften eingesogen hatte, und nur im Französischen sowohl mündlich als schriftlich mit Leichtigkeit sich auszudrücken vermochte, — weil damals die deutsche Sprache am Hofe ihres Vaters, wie in allen vornehmen Kreisen Deutschlands, als das Idiom der Rohheit und Barbarei durchaus verpönt war, — sie, sage ich, mußte sich unter Halbwilde versetzt wähnen, da die meisten Weimaraner des französischen Jargons nicht mächtig und in ihren Sitten und Gebräuchen jenen Kleinstädtern zu vergleichen waren, welche Kotzebue so treffend schilderte, daß die Herzogin in späteren Jahren dadurch an die Zeit erinnert wurde, wo sie, von ähnlichen Wesen und Zuständen umringt, kaum auf eine Besserung der Lage zu hoffen wagte. Langeweile und die daraus entspringende Sucht zu Klatschereien herrschten in den Versammlungen der Weimar'schen Damen, von welchen sich die Männer wie überall, wo Cultur und Urbanität der Sitten noch nicht heimisch sind, auf's Strengste absonderten, um ihren brutalen Zeitvertreiben ungehindert nachgehen zu können."

So gesellte sich zu den ernsten Regentenpflichten Anna Amalia's die ungleich leichtere und angenehmere Aufgabe, das gesellige Leben ihres Hofes auf eine höhere Stufe der Bildung zu bringen: mit der Lösung beider Aufgaben verschmolz sich von selbst eine dritte, die höchste Herzens- und Staatsangelegenheit der Fürstin und Mutter: die Heranbildung ihrer beiden Söhne zu tüchtigen Fürsten.

Was die erste dieser drei Aufgaben betrifft, so ist es sicher nicht dem bloßen Glück, sondern auch der Klugheit und dem Scharfblick der jungen Fürstin zuzuschreiben, daß sie für die Leitung der Staatsgeschäfte ebenso gewandte und sachverständige, als treue und redliche Männer fand. Am meisten schätzte sie unter diesen Christoph von Greiner, einen früheren Lehrer ihres Gemahls, den sie 1761 zum Mitglied ihres Geheimen Conseils ernannte, und der, 1763 vom Kaiser geadelt, ihr bis zum Jahr 1772 als treuer Berather zur Seite stand. Sie glaubte an ihm einen wahren Schatz gefunden zu haben.

„Er war," sagt sie, „nicht von den außerordentlichen, großen Köpfen, aber ein geraddenkender, mit viel Vernunft begabter Mann. Er hatte von unten auf zu dienen angefangen, also daß er in den Geschäften sehr wohl unterrichtet war und sich viele Kenntnisse darin erworben hatte. Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig. Er war Freund seiner Freunde; seine Seele war zu edel, als daß er schmeicheln konnte. Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf; ich liebte ihn als meinen Vater. Von ihm habe ich die Wahrheit kennen und sie liebgewinnen lernen." [1]

Nach seinem Tode 1772 trat der Geheime Rath Thomas von Fritsch (geb. 1731, seit 1756 im Staatsdienst, seit 1762 Mitglied des Conseils) als Conseilspräsident an die Spitze der Geschäfte, und leistete der Fürstin manche gute Dienste, besonders, als allerhand Mißhelligkeiten wegen der Prinzenerziehung, Finanz- und Verwaltungsschwierigkeiten sie 1773 so entmuthigten, daß sie von der Vormundschaft sobald als nur möglich zurücktreten wollte.

Die Geschäftstüchtigkeit dieser Männer vermochte es indeß nicht zu hindern, daß das Land in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges (bis 1763) hart mitgenommen wurde und auch unter dessen Folgen litt. Trotz aller dieser schönen Gesinnungen und Vorsätze scheint die Herzogin wenig oder nichts gethan zu haben, um durch Einschränkung des Hofes die Lage ihres Landes und Volkes praktisch zu erleichtern. Wenigstens stellte ihre Hofverwaltung im Jahre 1760, also noch im Kriege, einen Etat von 57 253 Thalern auf und preßte dadurch dem Geheimrath Nonne die amtliche Klage ab: „Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hof der besten Fürstin, einer wahren Mutter der Unterthanen, soll zu der Zeit nur Pracht und Ueberfluß herrschen!" [2]

Einem ähnlichen Zug begegnet man öfter an den Fürsten-

---

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 29.

[2] C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. Grenzboten 1871. II. 650, Anm.

höfen jener Zeit: in Briefen und Actenstücken die herrlichsten „philosophischen" Gesinnungen von Fürstentugend, Milde, Menschlichkeit, Väterlichkeit, Mütterlichkeit — — und dabei im Lande Steuerdruck, Noth der Unterthanen — und bei Hofe glänzende Lustbarkeiten, kostspielige Feste, Theater, Bälle und Redouten. In Paris war das ja auch so, und Paris galt als das Muster der Höfe.

Da die junge Herzogin keine höheren Ideale vor sich hatte (denn an die liebenswürdige Schutzheilige Thüringens, die hl. Elisabeth, dachte sie wohl nie), so ist es leicht erklärlich, daß sie der äußeren Ausstattung, dem Vergnügen und der Unterhaltung ihres Hofes mehr Sorgfalt zuwandte, als den Interessen ihres Volkes, ja daß mit ihr gerade eine Aera größeren Aufwandes am Weimarer Hofe begann.

Nach Wieland war Anna Amalia „telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten Gemische von Menschlichkeit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit". Schiller war weniger gut auf sie zu sprechen. „Ihr Geist," schrieb er an Körner, „ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei u. dgl. hat oder haben will."[1] Dieses Urtheil ist unzweifelhaft zu hart; aber es ist auch etwas Wahres daran. Die Herzogin war eine heitere, sinnliche, lebenslustige Natur und fühlte selbst das Bedürfniß, vor Allem so gut als möglich für ein fröhliches und unterhaltendes Hofleben zu sorgen. Sie zeichnete und musicirte, interessirte sich für Gesang und Poesie, ritt und verkleidete sich gern, tanzte gern und tanzte gut. War ihr Gesicht nicht sonderlich anmuthig, so wurden dafür ihre kleinen Füßchen bewundert. Fast täglich legte sie neue Schuhe an. Die Damen wetteiferten, ihr die schon getragenen abzukaufen und ihren eigenen Fuß in dieselben zu quälen, die Herren trugen den Fuß der Herzogin in Gold nachgebildet an der Uhrkette[2].

[1] K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 74.

[2] Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte, Grenzboten 1871. II. 650.

Schon kurz nach ihrer Verheirathung mit Herzog August Constantin, den 1. November 1756, — also eben nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wurde in Weimar die Truppe des Schauspielers Karl Theophil Döbbelin angeworben. Nach dem Bestallungsdecret erhielt Döbbelin 6800 Reichsthaler, wofür er die ganze Schauspielergesellschaft zu stellen hatte. Die Beleuchtungskosten mußte der Hof auch noch übernehmen. Eine kostspielige Sache für einen Hof, dessen ganzer Haushalt 60 000 Thaler nicht überstieg! Als Döbbelin Ende April 1757 Weimar verließ, übernahm der Hof die Gesellschaft, ein Kammerjunker von Dürkheim ward Intendant, das Theater zum förmlichen Hoftheater. Es war das dritte, welches Deutschland besaß. Schon im September indeß gerieth die Hoftheaterkasse in Schulden, am 20. d. M. mußten alle Gehälter auf ein Drittel reducirt werden, das „theure" Vergnügen aber wurde trotz der Kriegsnöthen nicht preisgegeben. Vielmehr nahm man die Schauspieler in den Hof- und Adreßkalender auf. Vom Herbst 1768—1771 spielte in Weimar die Koch'sche Truppe, ihr folgten 1771 bis 1774 der Schauspieler Seyler und die Seinigen, und spielten wöchentlich dreimal, bis am 5. und 6. Mai 1774 mit dem herzoglichen Schloß auch das Theaterlokal ein Raub der Flammen ward. So erhielt Weimar durch Anna Amalia ein ständiges Theater, und wurde gleichzeitig zur eigentlichen Wiege der deutschen Oper und Operette[1].

Wie das musikalische Element auf der Bühne begünstigt wurde, so wurde es auch sonst in Concerten, Musikaufführungen und Abendgesellschaften emsig gepflegt. Als Hofmusicus berief die Herzogin 1767 den Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolff von Gotha. 1772 kam der Componist A. Schweitzer aus Coburg von Italien zurück und componirte Wielands „Alceste", die erste deutsche Oper, die am 28. Mai 1773 zum ersten Mal aufgeführt wurde[2].

---

[1] Ernst Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 10—29. Göthe-Jahrbuch IV. 111.

[2] Pasqué II. 353 ff.

Zu dieſer Begünſtigung der Muſik trug wohl nicht wenig die perſönliche Liebhaberei der Herzogin bei, ihr Gefallen am franzöſiſchen und italieniſchen Singſpiel, dann die noch fühlbare Armuth der deutſchen Dramatik, endlich aber auch die Gewalt der Mode und des bloßen Vergnügens. Bei einer Operette braucht man nicht ſo viel zu denken, als bei einem ernſten Trauerſpiel; die Sinne aber finden dabei beſſer ihre Rechnung.

Putz, Vergnügen und Pracht aber liebte die Herzogin augenſcheinlich. Neben den regelmäßigen Theatervorſtellungen und Concerten fanden glänzende Hoffeſte, Bälle, Redouten, Picknicks, Vergnügungsfahrten ſtatt. Friſur und Toilette nahmen viel Zeit, Putz und Garderobe viel Geld in Anſpruch. An Sonn- und Feſttagen ließ ſich die Herzogin auf der Esplanade ſehen, vor ihr ging der Hofmarſchall einher, ein Page trug die Schleppe, dann folgten die übrigen Pagen, Läufer und Haiducken, auch ein Zwerg fehlte nicht. Bei Vergnügungsritten begleitete ſie ein größeres glänzendes Gefolge. Im Winter wurden große Schlittenpartieen gehalten, in buntbemalten zweiſpännigen Schlitten, welche Muſcheln, Schwäne, Drachen u. dgl. vorſtellten. Im Schlitten ſaß gewöhnlich nur eine Dame in großer Gala, während vom hinteren Sitze des Schlittens aus der Cavalier die reichbehangenen Pferde lenkte. Zwiſchen den Schlitten ritten je nach Rang und Stand der Dame zwei bis drei Cavaliere einher und Haiducken und Läufer knallten mit ihren Peitſchen[1]. Nicht weniger Freude hatte Anna Amalia am Spiel, an Hoffeſten und Bällen. Ein Reiſender, der Weimar 1770 beſuchte, erzählt[2]:

„Dieſen ſelben Abend war Redoute auf dem Rathhauſe, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch ſonſt mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt ſchön, leicht und mit vielem Anſtand; die jüngeren Prinzen, die en Zéphir und en

---

[1] Grenzboten 1871. II. 651 ff.

[2] Lewes (Freſe). 1877. I. 349. Ausführlicher bei Vehſe XXVIII. 61 ff.

Amour maskirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharaotisch da, der geringste Point war ein halber Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war."

Von einer anderen Redoute erzählt derselbe Reisende:

„Die Herzogin war en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr wie Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, und waren auch einige Studenten da von Jena. Zu der letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen Görtz, der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis sechs Uhr."

Während die Herzogin so dem kleinen Weimar einen für seine Verhältnisse glänzenden und amüsanten Hof verschaffte, trug sie auch für die Erziehung ihrer beiden Söhne eine ganz der Richtung und dem Geiste der Zeit entsprechende Sorge.

Sobald der Erbprinz drei Jahre alt war, berief sie den Gymnasiallehrer Johann Wilhelm Seidler aus Braunschweig, um dessen Heranbildung zu leiten. Seidler kam denn im Frühjahr 1761 nach Weimar[1]. Er scheint es gut gemeint zu haben, wollte einen rechten Vater des Vaterlandes aus seinem jungen Zögling machen: „Er muß sich klar werden, daß er der Vater seines Landes, er muß ein Herz, das nur die Religion bildet, für alle seine Kinder haben, ihm muß die harte und saure Arbeit des Bauernstandes ebenso bemerkenswerth sein, als das künstliche schönste Meisterwerk." So meinte der brave würdige Scholarche und gab sich redliche Mühe, seinen Prinzen, nach sokratischer

[1] C. A. H. Burkhardt, Jugend und Erziehung Karl Augusts von Weimar. Westermanns Monatshefte 1865, Febr. S. 460 ff.

Methode, auf religiöser Grundlage, vor Allem im Latein, in der Geschichte und im Rechnen voranzubringen, nährte indeß in ihm allzusehr das prinzliche Bewußtsein, was später der Mutter und den andern Erziehern Schwierigkeiten bereitete. Noch im selben Frühjahr sah sich Anna Amalia nach einem andern Pädagogen für den kleinen Karl August um und berichtete am 4. Mai (1761) an ihr Geheimes Conseil über ihre Umschau:

„Endlich bin ich bei dem Grafen Görtz stehen geblieben, und ich glaube von ihm versichern zu können, daß er Christ im vollsten Sinne des Wortes, ein trefflicher Mensch, ohne Widerspruch im großen Ganzen wie in den einzelnsten Beziehungen die herrlichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Geist und Welt sind ihm eigen, er gehört zu denen, die mit Freudigkeit die Dinge erfassen, ihn zeichnen Kenntnisse aus, die er durch Fleiß, Lectüre und ernstes Studium der Wissenschaft zu vermehren strebt.“ [1]

Ueber sein Bischen satirische Schalkhaftigkeit beruhigte sie sich, da dieselbe ohne Bosheit sei; früher sei er allerdings dem Spiel ergeben gewesen, habe aber auf dieses Vergnügen schon längst verzichtet.

Graf Görtz war ein tüchtiger Hofcavalier. Er hatte in Leyden studirt, dann im Haag und in Straßburg sich für die diplomatische Thätigkeit herangebildet. Mit 24 Jahren wurde er Regierungsassessor in Weimar, kam aber mit dem mürrischen Minister von Bünau nicht aus und siedelte deßhalb nach Gotha über, von wo er erst 1759 wieder nach Weimar zurückkehrte. Auch er faßte das Erziehungswerk mit hohem Ernste auf, visirte vielleicht nur etwas zu hoch für einen Prinzen von 4 Jahren und 8 Monaten.

„Ehrfurcht und zärtliche Liebe gegen die Mutter, gleiches Wohlwollen gegen alle, die ihn umgeben und unter ihm stehen, deren Wohl zu fördern die höchste Aufgabe sein muß, erklärte er als höchstes Ziel, das nur mit wahrem religiösen Sinn, der sich in der Wirklichkeit an jeder Stelle offenbaren müsse, zu

[1] Ebd. S. 463.

erstreben sei. Der Prinz müsse zunächst in Demuth inne werden, daß die Vorzüge seiner Stellung dem Glück und der göttlichen Vorsehung zu verdanken und daß vor Allem das Gefühl für das Recht wach zu halten, Schmeichelei, Ohrenbläserei als das schädlichste Gift und als die Pest der Fürsten fern zu halten sei."

Hohe Gedanken für den Kleinen, der bald roth und weiß, bald blau und lila gekleidet, mit seinen polnischen Orden, seiner grünen ungarischen Weste, seinen dreifach mit Silber bordirten Beinkleidern, mit Säbel und Säbeltasche, Dolman und Quastenmütze im Hof von Belvedere herumstolzirte!

Tracht, Einrichtung und Sitten des Hofes entsprachen sonst bis dahin dem von Paris aus dictirten Modegeschmack der Zeit. Die Hofsprache war noch vorzugsweise das Französische. Anna Amalia selbst schrieb besser französisch als deutsch. Bei Hofversammlungen war Karl August als Prinz noch ausstaffirt, wie die Prinzen am Hofe Ludwigs XV. Die Kleidung bestand aus einem starr gestickten Rocke mit langen Schößen und Aufschlägen, in einer ebenso gestickten langen Weste, in einem Degen mit einer Menge Bandschleifen, in einem großen Federhut unter dem Arme und in seidenen Strümpfen mit abgestumpften Schuhen und großen silbernen Schnallen; der Kopf war dabei mit einem hohen wohlgekräuselten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Pomade und Puder reichlich durchknetet, geschmückt und den ganzen Putz vollendete ein großer Haarbeutel, der in zwei breiten schwarzen Bändern, einem sog. Postillon d'amour, vorn über die Brust weglief.

Karl August entwickelte sich rasch und war bald seinem Bruder weit voraus. Er konnte mit fünf Jahren schon gut lesen, las viel und bunt durcheinander, und schloß sich lieber an Aeltere und Erwachsene an, als an Altersgenossen. Bei der noch obwaltenden Herrschaft des Französischen lernte er auch diese Sprache früher schreiben, als die deutsche.

Die Prinzen hatten ihre eigene Hofhaltung in einem Pavillon des Schlosses Belvedere. Nur Abends 6—7½ Uhr hatten sie

frei, um die Mutter zu beſuchen. 400 Thaler waren jährlich dem Erbprinzen zugetheilt, um davon Almoſen zu geben. So gut es Graf Görtz meinen mochte und ſo ſtrenge er die Prinzen hielt, ſo fehlte doch im Unterricht eine richtige gleichmäßige Methode, und ſeine Erziehungskunſt ging nicht weiter, als die verſchwommenen Sentimentalitäts- und Humanitätsideen Baſedows, die damals zwar Epoche machten, aber eine geſunde Grundlage nicht darboten. Ovid wurde vor Eutrop geleſen, Genealogie und Heraldik der Geſchichte vorausgeſchickt. Vom 7. Jahre an wurde Karl Auguſt ſo wild und unfügſam, daß Görtz faſt ſeiner Aufgabe zu erliegen glaubte. Mit dem 9. Jahre wurde es indeß wieder etwas beſſer. Karl Auguſt überſetzte mit Leichtigkeit die ſchwerſten Stellen aus Livius, machte in Mathematik und Phyſik gute Fortſchritte und trieb vor Allem mit Eifer Erneſtiniſche Geſchichte. Muſik liebte er nicht, mit dem Franzöſiſchen ging es langſam, doch las er mit 12 Jahren Voltaire und Molière mit ziemlicher Geläufigkeit. Während er ſich noch an Robinſonaden freute, fielen ihm Wielands Schriften in die Hände und machten großen Eindruck auf ihn. Gerne hätte er den Aufenthalt gewechſelt, um fremde Städte und Länder zu ſehen; doch die Mutter ging auf dieſe jugendlichen Wünſche nicht ein.

Nachdem der Prinz indeß 1771 nach vorhergehender Prüfung die Confirmation erhalten hatte, entſprach ſie dem dringenden Vorſchlag des Grafen Görtz, das Studium der Philoſophie in Angriff nehmen zu laſſen. Man dachte an Mayr in Jena und an den Geheimrath Schmidt. Anna Amalia wollte den Abt Jeruſalem in Braunſchweig als Lehrer für ihren Sohn gewinnen, doch dieſer lehnte ab. Nach einigen Unterhandlungen wurde ſtatt ſeiner Chriſtoph Martin Wieland angeworben und traf am 28. Auguſt 1772 in Weimar ein. Sein fürſtlicher Schüler Karl Auguſt zählte 15 Jahre. Ein großer Philoſoph war Wieland nicht, aber mit ſeinem Eintritt begann Weimars ſogenannte claſſiſche Periode.

2. Wieland und der junge Herzog Karl August.

1772—1775.

„Die schöne Lili glaubte, ein Mann, der die Gabe hat, ihr besser als irgend ein Anderer die Zeit zu vertreiben, und überdieß die niedlichsten kleinen Verse machte, müsse nothwendig auch die Gabe haben, einen König zu bilden. Der Prinz bekam also einen schönen Geist zum Hofmeister."

Wieland. Der goldene Spiegel der Könige von Scheschian.

„Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Baches in ein Thal anvertraut wäre; es ist ihnen nur darum zu thun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe; .... wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort."

Göthe.

Der Pfarrerssohn Christoph Martin Wieland von Biberach (geb. 5. Sept. 1733) war Göthe um 16 Lebensjahre voraus und repräsentirte schon ein ansehnliches Kapital deutscher Literaturgeschichte, als er in Weimar einzog. Seine durchaus pietistische Erziehung in Klosterbergen und Erfurt wurde schon frühe durch eine bunte Allerlei-Lectüre durchkreuzt. Der Mysticismus siegte anfänglich über die Versuchungen zur Freidenkerei, zu heidnischer Philosophie und lockerer Lebensanschauung. Die Liebschaft, welche der 17jährige Gymnasiast mit Sophie von Gutermann, der späteren La Roche, anfing, hielt sich in platonischen Gefühlen. In Tübingen, wo er dann unter dem Titel juristischer Studien poetisirte, schrieb er ein Lehrgedicht über die „Natur der Dinge", einen „Anti-Ovid" und „Moralische Erzählungen". Von Bod-

mer in Zürich 1752 mit Liebe aufgenommen, schloß er sich ganz dessen ernster Richtung an, dichtete die „Prüfung Abrahams", schwelgte in süßlich-frommen Empfindungen und Betrachtungen, verurtheilte Ovid, Gleim und Petrarca, und brachte es in der ästhetischen Entsagung so weit, zu sagen: „wer in der Gleichgiltigkeit gegen die Religion keine Ehre suche, müsse das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehen". Dieser übertriebene Rigorismus hatte jedoch keinen Rückhalt, weder in klaren, festen Grundsätzen, noch in einem kräftigen, energischen Charakter. Wieland war eine weiche, empfindsame, sinnliche Natur. Seine Frömmigkeit war ein unklarer Gefühlsdusel, seine poetische Tugendstrenge jugendliche Schwärmerei. Je kühner er in seraphischen Welten geschwärmt hatte, desto schroffer wendete sich das Blatt, als ihm das Auge für die Schönheiten des lachenden Diesseits aufging und er von seinen Jugendsympathieen und aus den Träumen „unschuldiger Menschen" erwachte. Nun schüttete er das Kind mit dem Bade aus und ward ein erotischer Dichter. Die Seraphim und Cherubim verwandelten sich in Musen und Grazien, die tugendschwärmerischen Engelsseelen in griechische Kupplerinnen und Hetären, er vertauschte Sokrates und Plato mit Lucian und Epikur und wurde nicht müde, das Glück seiner „Bekehrung" in Versen und Prosa, kleinen Dramen und langgesponnenen Romanen, mit altgriechischer, orientalischer, spanischer und deutscher Staffage, weich, lüstern, geil, verführerisch, in allen Tonarten, aber immer mit demselben Refrain zu beschreiben. Dieser Refrain ist das Lob der richtigen altheidnischen Göttin Venus, die mit ihren Musen und Grazien das eigentliche Glück dieses Lebens ausmachen soll. In den verschiedensten Balletfiguren wird sie immer und immer wieder aufgespielt; nur gegen den Schluß hin übergibt der Dichter gewöhnlich seinen Rosa-Farbentopf dem Tizian und läßt den Vorhang fallen. Eine Fülle sprudelnder Phantasie, geistreichen Witzes, trefflichen Erzählertalents und poetischer Eingebung wurde fürder an das unsauberste Geschäft verschwendet, was es gibt.

Wieland soll nicht ganz so schlecht gewesen sein, als seine

erotiſchen Dichtungen ihn erſcheinen laſſen[1]. Allerdings ſpricht er davon, daß er ſich in Zürich „ein Serail gehalten", dann liebelte er in Bern mit der Pfarrerstochter Julie Bondeli, der ſpäteren Freundin Rouſſeau's, machte in Biberach der unterdeſſen verheiratheten Sophie La Roche den Hof, heirathete indeß ſchließlich im Herbſt 1765 eine Augsburger Kaufmannstochter, Dorothea Hillenbrand, eine ganz ſchlichte Perſon ohne romantiſch-literariſche Vorzüge, und lebte mit ihr in langer, ungetrübter Ehe, ohne galante Abenteuer, als würdiges Haupt eines ſehr zahlreichen Familienkreiſes. Nach 20 Jahren hatten ſie ſchon 14 Kinder, und der Patriarch plagte ſich redlich, um durch raſtloſe Thätigkeit für Aller Erziehung und Zukunft zu ſorgen. Ein Gemälde auf der Bibliothek in Weimar hat das Andenken dieſes reſpectabeln und gemüthlichen Familienkreiſes in lebendigen Zügen erhalten. Wer ſollte in dem ſoliden Familienvater den frivolſten der deutſchen Claſſiker vermuthen? Und doch war es ſo.

Während der gutherzige Schwabe alle Pflichten eines braven Ehegatten und Familienvaters erfüllte, kramte er als Gelehrter und Literat mit unermüdlichem Fleiße nicht nur in den wahren Schätzen des claſſiſchen Alterthums, ſondern auch in allem Schmutz der antiken Mythologie, Poeſie, Geſchichte und Philoſophie, in allem Quark franzöſiſcher Freidenkerei und Romanliteratur herum, holte ſich auch bei Engländern, Spaniern und Italienern mehr das Schlechte und Unſaubere, als das Gute und Schöne zum literariſchen Gebrauch zuſammen und deſtillirte aus dem bunten Miſchmaſch ſeiner Beleſenheit eine Lebensphiloſophie des heitern

[1] So urtheilte Friedr. Leopold zu Stolberg, der in einem Briefe vom 27. Nov. 1775 an „Puletchen" ſagt: „Glaube nicht, daß ich Wielands vertrauter Freund ſein möchte, dazu werde ich immer zu viele griefs gegen ihn haben, aber für einen ebenſo intereſſanten als angenehmen Mann, und für einen Mann, deſſen Herz viele gute Seiten hat, muß ich ihn halten." Janſſen, Stolberg. I. 62. Doch bezeugt Wielands Privatcorreſpondenz deutlich genug, daß er an allem Gemeinen und Schmutzigen die herzlichſte Freude hatte und im Sinnengenuß das höchſte Glück des Lebens ſah.

Genusses, die weder recht hellenisch, noch ganz modern französisch, weder grundheidnisch, noch auch christlich, weder stoisch, noch ganz epikuräisch, einen bequemen, heitern Mittelweg sucht, um hier auf Erden möglichst wenig zu leiden und möglichst viel zu genießen. Die Sinnlichkeit muß im Zaum gehalten werden, damit sie nicht durch Ausschreitungen sich selbst und den Genuß des Lebens zerstört, Geist und Gemüth muß gepflegt werden, um die Sinnlichkeit zu heben und zu veredeln, Leib und Geist müssen sich nicht ascetisch bekämpfen, sondern ein gemüthliches Compromiß schließen, bei dem jeder seinen Antheil bekommt, und dieses Compromiß bietet die sinnlich-geistige „Liebe", die Verschmelzung des Schönen mit dem Guten, die harmonische Verbindung des Genusses und der Pflicht. Aus all den langen Philosophiekapiteln seiner Romane schaut übrigens schließlich immer der lächelnde Epikuräer heraus, der in seiner Jugend die Stoiker so gut wie die überirdische Schönheit der Venus Urania satt bekommen und sich nun spottend an ihnen rächt. In manchen Produkten seiner Muse aber, wie in der Musarion, in der Geschichte des Agathon, in den Abenteuern des Don Sylvio, in Idris und Zenide, dem neuen Amadis, den Grazien, dem verklagten Amor, tritt der schlüpfrige Kern seiner Lebensweisheit so unverschleiert hervor, daß man sich schon billig verwundern könnte, wie Anna Amalia einem solchen „Christen" und „Philosophen" die philosophische Bildung ihres Erbprinzen anvertrauen mochte. Der jungen Herzogin ist dieß indeß eher nachzusehen, als dem greisen Erzbischof-Kurfürsten Joseph Emmerich, daß er ein paar Jahre zuvor (1769) den „bekehrten" Wieland zum Professor primarius der Philosophie und zum Kurmainzischen Regierungsrath in Erfurt ernannt hatte. Das war auch ein Zeichen der Zeit.

In Erfurt schrieb Wieland den „Nachlaß des Diogenes von Sinope", das berüchtigte Gedicht Kombabus, die Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfanaris, den kleinen Roman Koxkox und Kickequetzel, und stellte dann in seinem „Goldenen Spiegel der Könige von Scheschian" den Regenten Deutschlands

ſein Fürſtenideal auf. Dieſe von Fürſtentugend und Menſchenwohl überſtrömende Schrift ſcheint die Herzogin Amalia zunächſt für die Berufung Wielands entſchieden zu haben. Wieland hatte unterdeſſen Gelegenheit gehabt, den Prinzen in Erfurt näher kennen zu lernen, und ſchrieb am 22. März 1772 an die Mutter:

„Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke, die er empfängt, zeigen ſich wenig nach außen, und es iſt nicht ſehr leicht, ſeine Seele zu erſchüttern. Es iſt dieß keineswegs etwa die Sucht, ſich über die andern Sterblichen zu erheben; es iſt wohl mehr ein Fehler ſeines Temperaments; aber dieſer Fehler hängt mit großen Tugenden zuſammen; — — es iſt dieſer hohe Grad von geſunder Vernunft, dieſe natürliche Richtigkeit des Verſtandes, dieſe Begierde, ſich zu unterrichten, dieſe Liebe zur Wahrheit, dieſer Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchſten Maße beſitzt. — — Das ſind lauter vortreffliche Anlagen. Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürſten, und ich ſtehe für ſein Herz ein.“ [1]

Anna Amalia war ganz entzückt über den herzenskundigen Philoſophen, that die nöthigen Schritte beim Kurfürſten, um Wielands Entlaſſung zu erlangen, und empfing ihn am 1. Juni (1772) huldreichſt in Weimar. Es wurde ihm für jetzt ein Jahresgehalt von 1000 Thalern, für ſpäter eine lebenslängliche Penſion von 600 Thalern zugeſichert. Görtz, der ſchon früher für Wieland operirt hatte, war bald deſſen innigſter Freund. Wieland ſuchte ſich in ſeinem pädagogiſchen Wirken freien Spielraum zu bewahren. „Ueber die Art und Weiſe meines Unterrichts,“ ſagt er in ſeinem Expoſé vom 28. Auguſt, „werde ich mich nicht näher erklären können. Alles wird ſich nach den beſonderen Fähigkeiten und Bedürfniſſen des Lernenden richten, und ich kenne mehr als einen Weg zum Tempel der Weisheit.“

Zu dieſen Wegen gehörte am wenigſten die Religion, aber vor Allem das Theater. Indem er ſeiner ſonſtigen Tugendlehre

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 41.

eine officiell-frömmere Wendung gab, bearbeitete der unermüdlich schreibselige Literat nach Xenophon die „Wahl des Herkules" für die Weimarer Bühne und ließ sie durch seinen Freund, den Kapellmeister Anton Schweitzer, in Musik setzen. Die beiden Frauenzimmer, Arete, die Tugend, und Kakia, die wollüstige Unthätigkeit, stritten sich in rührendem Duett um den jungen Prinzen Herkules:

Kakia: In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück,
Und du entfliehest?
Arete: Dir winket Götterglück,
Und du verziehest?

Nur mit Mühe entschließt sich der Götterjüngling, die Sirene Kakia zu entlassen, worauf ihm Arete eine lange Tugendarie singt und zuletzt ihre Sopranstimme mit seinem Tenor vereint:

Beide: Dich hab' ich mir erkoren,
Du bist / Ich bin } dazu geboren,
Den Göttern gleich / Auf ewig dein } zu sein[1].

Das tugendhafte Festspiel, am Geburtstag des Prinzen mit Gesang und Musik aufgeführt, kam dem Geschmack sowohl als der Tugend und Lebensphilosophie der Mutter-Herzogin sehr anmuthig entgegen. Aber schon nach Jahresfrist war sie über die Pädagogik ihres Haus-, Hof- und Staatsphilosophen vollständig ernüchtert.

„Ich komme jetzt auf Wieland," schreibt sie am 9. Dec. 1773 an den Minister v. Fritsch; „er ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung; aber ein schwacher Enthusiast, viel Eitelkeit und Eigenliebe; ich erkenne leider zu spät, daß er nicht gemacht ist für die Stellung, in der er sich befindet;

[1] Wielands Werke (Hempel). XXIX. 145—160.

er ist zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach, um ihnen die Spitze zu bieten, und zu unvorsichtig, in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge; wenn er sich verfehlt, so ist das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen; so sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im Allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen; er hört zu sehr auf die Schmeichler und überläßt sich ihnen; daher stammt die große Freundschaft zwischen ihm und dem Grafen Görtz, der ihm in der unerhörtesten Weise schmeichelt: Wieland von seiner Seite schmeichelt wieder dem Grafen, und beide vereinigt schmeicheln meinem Sohne, — so daß nichts als Schmeichelei oben bei meinen Kindern herrscht." [1]

Gern hätte die Herzogin die beiden Erzieher entfernt, sie fürchtete aber allzugroßen Eclat zu machen. Niedergedrückt und des Lebens müde, welches sie zu führen gezwungen wurde, dachte sie daran, die Regentschaft niederzulegen, sobald Karl August das 17. Jahr erreicht hätte. Fritsch hielt sie davon ab, bestimmte sie aber, den Prinzen durch Eintritt in's Conseil allmählich in die Regierungs-Angelegenheiten einzuweihen und ihm zugleich eine besondere militärische Erziehung zu Theil werden zu lassen.

Als militärischer Erzieher wurde noch im selben Jahre Karl Ludwig von Knebel (geb. 1744) angeworben, ein geistreicher, sehr allseitig gebildeter Offizier, der zehn Jahre zu Potsdam in preußischen Diensten gestanden [2], nunmehr aber seinen Abschied genommen hatte. Der Prinz von Preußen hatte ihn an die Herzogin empfohlen. Bei einem 14tägigen Aufenthalt gefiel er dieser so gut, daß sie ihn einlud, die weitere Erziehung des Prinzen Constantin zu übernehmen. Knebel kam im Juli des folgenden Jahres (1774), zu spät indeß, um dem einmal verpfuschten Erziehungswerk eine bessere Wendung zu geben. Weimar

---

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 57.

[2] Als „blauer Sklave", wie Düntzer bemerkt. Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. S. 1.

war inzwiſchen von einem harten Unglück betroffen worden. Am 5. und 6. Mai wurde das ganze herzogliche Reſidenzſchloß ein Raub der Flammen. Bibliothek und Theater verbrannten, das Archiv wurde nur theilweiſe gerettet. Ein Theil der herzoglichen Gelder wurde wieder aufgefunden, aber das Silber war in den Holztruhen geſchmolzen. Den ganzen Verluſt ſchlug man auf 300 000 Thaler an[1].

Die Herzogin bezog vorläufig ein ſtattliches Wohnhaus an der Eſplanade, welches der Miniſter von Fritſch, erſt kürzlich verheirathet, für ſich ſelbſt eingerichtet hatte, das er aber alsbald der wohnungsloſen Fürſtin anbot. Dieſe Wohnung behielt ſie ſpäter, das Haus heißt noch heute das Witthums-Palais. Um für den Erbprinzen eine paſſende Wohnung zu finden, gab ſich Anna Amalia ſelbſt alle erdenkliche Mühe, da es mit dem Bau eines neuen Schloſſes vorausſichtlich lange dauern konnte. Sie lief mit ihrem Oberhofmarſchall von Witzleben in der ganzen Stadt herum, ſah ſich alle denkbaren Häuſer an, aber umſonſt — — der Prinz hatte ſich in den Kopf geſetzt, die Frage ſelbſt zu entſcheiden, und entſchied ſie auch.

Seine Wahl war die thörichteſte, die er treffen konnte. Er wählte das noch nicht fertig ausgebaute Landſchaftshaus (ſpäter Fürſtenhaus), das für die Bureaux der Landesregierung, aber ganz und gar nicht zu einem fürſtlichen Wohnhaus eingerichtet war und ſeinen hohen Einwohnern ſelbſt ſpäter die größten Unannehmlichkeiten verurſachte[2]. Aber es ſah nun einmal etwas

---

[1] Springer, Anna Amalia. I. 9.

[2] „Endlich," ſchrieb Karl Auguſt den 9. Juli 1781 an Merck, „ſind auch vor der Hand die Reparaturen im Hauſe, das wir bewohnen, fertig geworden. Das Haus ſteht ungefähr 12 Jahre, und ſchon zwei Jahre hintereinander haben wir die Köpfe der Hauptbalken ausſchneiden müſſen, die verfault waren. Dieſes Jahr fiel eine Decke ein, und der große Saal mußte erſt jetzt berohrt werden, da er vordem bloß mit geweißtem Lehm bedeckt war. In dem Zimmer, wo die Decke einfiel, fanden ſich alle Balken geſenkt und gebogen; der eine war von einem Kamin, das auf ihm ohne weitern

vornehmer aus, der Prinz bestand auf seinem Willen — und Mama mußte nachgeben. Ein solches Resultat hatte sie von so vielen Erziehungsexperimenten und Tugendprogrammen nicht erwartet. Aber den Erziehern lag mehr an der Huld der „aufgehenden herzoglichen Sonne" als an der Gunst der nun bald abtretenden Vormünderin. Sie hatten Karl August sogar beizubringen gewußt, daß er von Rechtswegen nicht als „Erbprinz", sondern schon formell als „Herzog" zum Conseil hätte beigezogen werden müssen und daß er folglich ganz unverdienter Weise zurückgesetzt worden sei. Der 17jährige Prinz merkte sich das und spielte den Verletzten. Die Mutter fühlte sich darob tief gekränkt und beobachtete die Erzieher mit Verdruß und Mißtrauen. Der Herr von Fritsch, der den Grafen Görtz selbst nicht gerne sah, hatte die größte Mühe, das so bitterlich gestörte Verhältniß von Mutter und Sohn wieder in's Geleise zu bringen.

Eine Diversion brachte die schon lange geplante Reise der beiden Prinzen, welche dieselben zugleich in die Welt einführen und ihre Erziehung vollenden sollte. Karl August sollte dabei zugleich die für ihn erkorene Braut, Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die damals am Hofe zu Karlsruhe verweilte, kennen lernen. Anfangs December traten die Prinzen unter Leitung des Grafen Görtz und des Hauptmanns Knebel die Reise an, und machten auf Knebels Veranlassung ihre erste Bekanntschaft mit Göthe zu Frankfurt, am 10. December. In den nächsten Tagen trafen sie in Karlsruhe ein. Noch vor Weihnachten wurde die Vermählung des Erbprinzen mit der Prinzeß Luise eine ausgemachte Sache. Nachdem der wichtigste Reisezweck erledigt, ging es rasch weiter nach Straßburg und Paris[1], wo die beiden

Halt stand, 9 Zoll gesenkt worden." — R. Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 297.

[1] Die Herzogin hatte eigentlich nur beabsichtigt, sie in Deutschland reisen zu lassen, allein der von ihr zu Rathe gezogene Statthalter Dalberg in Erfurt empfahl lebhaft die Reise nach Paris, und sein Rath gab den Ausschlag. Er folgte deßhalb der Reise mit regem Interesse und konnte am 31. Mai der Herzogin berich-

Prinzen sich alle Merkwürdigkeiten, Anstalten und Kunstsammlungen ansahen, auch bei Hofe vorgestellt wurden und in den Salons der Weltstadt die hervorragendsten Berühmtheiten Frankreichs kennen lernten. Erst gegen Ende Juni kehrten sie wieder nach Weimar zurück, nachdem sie in Karlsruhe nochmals mit Göthe zusammengetroffen waren.

Bald darauf, Anfangs Juli, wurde ihr Erzieher, Graf Görtz, mit einer Pension von 1500 Thalern seines Amtes enthoben. Die Herzogin-Mutter faßte ihr Urtheil über sein nun vollendetes Erziehungswerk in die Worte zusamman: „Ich bin überzeugt, daß er meinen Sohn verzogen hat, und zwar gründlich.“ [1] In der That hatte der junge Herzog zwar einen bunten Vorrath von encyklopädischen Kenntnissen erworben, aber keine gründliche, methodische Schule durchgemacht. Viel zu früh brachte man ihm das Bewußtsein bei, daß er der Herzog sei; die Schmeichelei seiner Erzieher entfremdete ihn für lange seiner wohlmeinenden Mutter; köpfisch machte er gegen diese knabenhafte Prätensionen geltend, bevor er zur Mitregierung die nöthige Reife hatte. Statt gründlicher religiöser Kenntnisse brachte er nur eine flaue, bekenntnißlose Aufklärung, statt klarer, philosophischer Anschauungen nur die seichte Lebensweisheit Wielands mit in's Leben. Doch war er militärisch abgehärtet, und seine derbe, kräftige Natur milderte zum Theil die Nachtheile seiner Erziehung.

Als der junge Herzog am 3. September 1775 majorenn erklärt werden sollte, gab ihm Graf Görtz noch sehr schöne Mahnungen auf den Weg, die für seinen eigenen guten Willen sprechen und die recht fruchtbar hätten sein mögen, wenn er ihnen

---

ten: „Briefe aus Paris melden mir, daß man dort entzückt ist von den weimarischen Prinzen“; am 8. Juli aber: „Ueberall, wo die Prinzen gewesen, und besonders in Paris, wo sie einen längeren Aufenthalt nahmen, gewannen sie alle Herzen und die achtungsvollste Theilnahme solcher Kenner, die mehr dem persönlichen Verdienste als dem höchsten Range huldigen.“ Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879. I. 44.

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 98.

zum Voraus einen ſoliden Rückhalt durch die Erziehung ſelbſt verliehen hätte.

„Morgen alſo, geliebter Prinz, werden Sie das erhabene Amt, wozu Sie die Vorſehung beſtimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen Tauſenden Ihresgleichen und das Bild jenes Gottes zu ſein, der einſt über dieſelben und über Sie richten wird. Mögen Sie ſich ſtets dieſer ernſten und wichtigen Stunde erinnern.

„Laſſen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne von der Glückſeligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu ſein! Die meiſten Fürſten machen ſich unglücklich, weil ſie die hohe Stufe, auf der ſie ſtehen, für eine Laſt anſehen; ſie ſuchen ſich deßhalb durch frivole Luſtbarkeiten Zerſtreuung zu verſchaffen und vergeſſen auf der Jagd oder im Schauſpielhaus ihre Pflicht. Vergeblich ſuchen ſie dort Befriedigung für ihr Herz, dieſen empfindſamen Theil ihres Weſens, und unglücklich ſind ſie, wenn ſie deſſen Regungen erſticken. Gewöhnen Sie ſich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, und freuen Sie ſich, daß Sie die Vorſehung in den Stand geſetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beiſpiel geben, wenn Sie das Laſter unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, ſo werden Sie ſich am leichteſten das höchſte Glück verſchaffen; mit jeder Morgenröthe nehmen Sie ſich vor, Gutes zu thun, und am Abend mag Ihnen Ihr Herz ſagen, ob Sie dieſen Vorſatz erfüllt haben.“ [1]

Am folgenden Tag brach für Weimar eine neue Aera an. Der 18jährige Prinz beſtieg unter dem lauten Jubel und den herzlichſten Segenswünſchen des ganzen Landes den herzoglichen Thron von Sachſen-Weimar-Eiſenach. Bald ſollte das Land auch eine junge Herzogin erhalten, obwohl die „alte“ Herzogin erſt 35 Jahre zählte.

Die erwählte Braut war, wie bereits erwähnt, Luiſe, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, Tochter der Landgräfin Karoline,

[1] Burkhardt in Weſtermanns Monatsheften l. c.

mit welcher Mercks ſchöngeiſtiger Kreis in einiger Beziehung ſtand. Karoline war eine begeiſterte Verehrerin Klopſtocks, ſo auch die Tochter Luiſe, ein ſtilles, ernſtes, religiöſes Fräulein. Görtz wußte „die ſchöne, erhabene Seele, den wohlthätigen, menſchenfreundlichen Sinn, die feſten Grundſätze, den Geſchmack für Wiſſenſchaft und Kunſt und ganz vorzüglich die unerſchütterliche Wahrhaftigkeit“ der jungen Prinzeſſin nicht genug zu rühmen. Unter allen Geſtalten des berühmten Weimarer Kreiſes ſteht ſie am tadelloſeſten da, und bewährte in der Stunde der Noth jenen Muth, der all den gefeierten Heroen abging und Napoleon ſelbſt Bewunderung einflößte.

Raſch nach ſeinem Regierungsantritt reiste Herzog Karl Auguſt nach Karlsruhe, um von dort ſeine Braut heimzuholen. Abermals unter dem freudigſten Jubel der Bevölkerung zog das jugendliche Ehepaar am 17. October (1775) in Weimar ein. An der fürſtlichen Feſttafel fand ſich auch der noch jugendliche Statthalter von Erfurt ein, Karl von Dalberg.

Weimar hatte jetzt einen doppelten Hof, den der verwittweten Herzogin-Mutter und den des jungen Fürſtenpaars. Anna Amalia reſidirte in ihrem kleinen Palais an der Esplanade, Karl Auguſt in dem nothdürftig als Reſidenz eingerichteten Landſchaftshaus. Um ſich von den beiden Hofhaltungen ein Bild zu machen, mögen einige ſtatiſtiſche Notizen nicht undienlich ſein[1].

Die Schatullen-Rechnung der Herzogin-Mutter von Michaelis 1775 bis Michaelis 1776 notirt 30 783 Thlr. 16 Gr. Einnahmen, 28 982 Thlr. 21 Gr. Ausgaben. Von dieſen Ausgaben fielen 5263 Thlr. auf die fürſtliche Garderobe, 4869 auf Beſoldung des Hofſtaats, 479 auf die Livree, 128 auf die Silberkammer, 3853 auf die fürſtliche Küche, 822 auf die Conditorei, 2263 auf die fürſtliche Kellerei, 1183 auf die Lichtkammer, 907

[1] Nach den im Großherzoglich Sächſiſchen Hausarchiv befindlichen Rechnungen (A. 922 und A. 1231), welche ich ſelbſt in genanntem Archiv zu Weimar einzuſehen Gelegenheit hatte. Nur vereinzelte Poſten daraus fand ich in einigen Monographieen mitgetheilt.

auf Heizung ꝛc., 387 auf Anſchaffung von Möbeln, 766 auf die fürſtliche Bibliothek, 116 auf die Muſik, 223 auf Reiſe- und Poſtſpeſen. Dem Arzt gab die kerngeſunde Herzogin nur 69 Thlr. zu verdienen, dagegen ſpendete ſie an „Praesenten und Verehrungen“ 2017 Thlr. 15 Gr.

Der ganze Hofſtaat der Herzogin beſtand aus 22 Perſonen. Die Gehälter waren ebenſo beſcheiden als das Perſonal. Die Oberhofmeiſterin, Frau zu Putbus, bezog 1200 Thlr., die beiden Hofdamen, Luitgarde von Noſtiz und Charlotte von Stein, je 330 Thlr., der Hofſecretär Ludecus 466, die beiden Kammerfrauen, v. Kotzebue und v. Benda, je 80 Thlr., der Bibliothekar Chriſtian Joſeph Jagemann 243 Thlr.

Der Kammerdiener und Leibſchneider Chriſtian Berner erhielt mehr als der Bibliothekar, nämlich 260 Thlr., der Kammerdiener und Friſeur Johann Ernſt Burkmann 246 Thlr., der Mundkoch Karl Weibel 150 Thlr.

Auch die übrigen Bedienſteten mögen erwähnt werden; ſie haben in ihrer Weiſe auch zur Blütheperiode der claſſiſchen Literatur mitgewirkt. Die Hofjungfern Karoline Piererin und Philippine Franzenbergerin erhielten je 20 Thlr., der Kammerlakai Siegrott 120, der Silberdiener Schrötter 165, der Hofconditor Juſtus Debus 140, der Tafeldecker Chriſtian Bickſchmitt 140 Thlr.

Dazu kamen noch zwei Lakaien mit je 96, einer mit 88, ein Laufer mit 96, ein Küchenburſch mit 34 und ein Garderobemädchen mit 24 Thlr. Beſoldung.

Die von Bertuch geführte Privatrechnung des Herzogs Karl Auguſt vom 10. September 1775 bis 1. October 1776 notirt 25 434 Thlr. 9 Gr. 4 Pf. Einnahmen, 24 151 Thlr. 11 Gr. 8 Pf. Ausgaben. Von letzteren ſeien nur einige charakteriſtiſche hervorgehoben.

Am 2. December (1775) zahlte der Herzog an den Hofmarſchall Stein 600 Thlr. Spielverluſt, am 14. December verſpielte er abermals 69 Thlr. Zwei Paar lederne Beinkleider für Serenissimus koſteten 19 Thlr. 16 Gr., ſechs Paar Damen-

handſchuhe, welche er der Hofdame Frl. v. Waldner kaufte, 3 Thlr. 18 Gr. Den Gebrüdern Ferraris zahlte er für Gipsſtatuen 122 Thlr. 14 Gr. Zwei Pfund Canaster für Sereniſſimus koſteten 5 Thlr. 8 Gr.

Ein Beſuch in Rudolſtadt kam auf 203 Thlr., eine Reiſe des Hofes nach Gotha (4. Jan.) auf 412 Thlr.

Sämmtliche Koſten des herzoglichen Privattheaters betrugen in dieſer Jahresfriſt 631 Thlr. 2 Gr. 3 Pf.; für landwirthſchaftliche Zwecke wurden in derſelben Zeit 639 Thlr. verausgabt. Für Licht und Heizung bei den Komödienproben erhielt der Profeſſor Muſäus 4 Thlr. 4 Gr. Wieland erhielt (vom Herzog) eine Jahrespenſion von 400 Thlrn. (von der Herzogin-Mutter 600 Thlr.).

Die Ausgaben beider Hofhaltungen zuſammen beliefen ſich auf 53 133 Thaler, 4000 Thaler weniger, als der Finanzminiſter 15 Jahre zuvor für eine unerſchwingliche Laſt des Landes hielt.

Während Graf Görtz bei der Herzogin Anna Amalia völlig in Ungnade fiel, ſöhnte ſie ſich mit Wieland, trotz ſeiner unbefriedigenden Pädagogik, bald wieder aus, blieb ihm zeitlebens gewogen und unterſtützte die literariſche Thätigkeit, welche er in Weimar wie in Erfurt mit unermüdlichem Fleiße fortſetzte. Zum Geburtstage des Prinzen brachte er, wie ſchon erwähnt, 1773 „die Wahl des Herkules" auf die Bühne. Im ſelben Jahr ſchrieb er die „Geſchichte des weiſen Daniſchmend" und die „Geſchichte der Abderiten", dichtete das erſte deutſche Original-Singſpiel „Alceſte" und unternahm die Gründung einer literariſchen Monatsſchrift, des „Teutſchen Merkur". Die erſte Auflage dieſer Zeitſchrift, 2000 Exemplare ſtark, war ſchon in kurzer Zeit vergriffen[1]. Mit dem Eintritt in Weimar war ein wahrer Muſenfrühling über ihn gekommen. Auch als bald darauf die Redaction des Deutſchen Merkur ihn in unerquickliche Fehde verſtrickte, Göthe ſeine Alceſte dem Geſpötte von ganz Deutſchland preisgab, der Hainbund ſein Bildniß und ſeine komiſchen Erzählungen

[1] Döring, Wielands Biographie. Jena 1853. S. 64.

verbrannte und (im Göttinger Almanach 1775) gegen ſeine „Buhlerromane und ländervergiftende Schandgeſänge“ zu Felde zog, blieb die Herzogin ihm treu gewogen; ſie und Karl Auguſt ſicherten ſeine Exiſtenz und zahlten ihm zuſammen ſein volles früheres Gehalt (1000 Thaler) als Penſion aus. Er war und blieb mit ſeinen Verdienſten um deutſche Literatur und Sprache, aber auch mit ſeiner griechiſch-franzöſiſchen Lebensphiloſophie, mit ſeinem amüſanten Erzählertalent, aber auch mit ſeiner Liebe zum Frivolen und Obſcönen, mit ſeiner ſchwäbiſchen Gemüthlichkeit, aber auch mit ſeinem epikuräiſchen Senſualismus, der eigentliche Patriarch und Grundſtein des claſſiſchen Muſenhofes von Weimar.

Außer Wieland, der damals 42 Jahre zählte, beſaß der Hof bis dahin keine berühmtere oder bedeutendere Perſönlichkeit. Ihren Planetenglanz dankten ſeine ſogenannten „Berühmtheiten“ erſt den nun allmählich auftauchenden Geſtirnen. An ſich waren es mittelmäßige Hofleute, die an einem größeren Hofe höchſt wahrſcheinlich ziemlich unbemerkt geblieben wären. Der mit den Preußen malcontente Hauptmann Knebel hatte bis anhin mit der Prinzenerziehung genug zu thun gehabt, zu literariſchen Leiſtungen war ihm keine Zeit geblieben. Der Regierungsaſſeſſor Hildebrand von Einſiedel machte als „luſtige Perſon“ Knittelverſe und närriſche Streiche, die an ſich weder in die Welt- noch in die Literaturgeſchichte gehören. Daß er z. B. die Gaſſenjugend dadurch erfreute, daß er bei hellem Tag in theatraliſchem Coſtüm über die Straße ging, oder daß er über Violoncellübungen die Abfahrtszeit der Poſt vergaß, waren jedenfalls keine heroiſchen Thaten. Von dem Kammerherrn von Wedel wird gerühmt, daß er „ein bloßer Sohn der Natur“ war und dieſer ſeiner Mutter Ehre machte: das thun auf dem Lande viele Leute. Der Stallmeiſter Friedrich von Stein war wie viele andere Stallmeiſter eine „ſtattliche Erſcheinung“, ein guter Oekonom und Pferdekenner, aber ſo wenig literariſch gebildet, daß er ſeiner eigenen ſchöngeiſtigen Frau Charlotte nach wenigen Jahren ſehr langweilig wurde. Der Kammerherr von Kalb zeichnete ſich nur durch „frohen Uebermuth“ aus. Um ſich von den Plagen der

Schulmeiſterei zu erholen, ließ ſich der fidele Gymnaſialprofeſſor Muſäus, ein mißglückter Theologe, von alten und jungen Weibern Volksmärchen erzählen und redigirte ſie dann, nachdem er ſich zuvor durch ſeinen „Deutſchen Grandiſon“ (erſt Grandiſon II.) in Verſpottung der ſentimentalen Romane einigen literariſchen Ruf verſchafft. Der Legationsrath und Bibliothekar Gottl. Ephr. Heermann ſchrieb Operetten, die auch außer Weimar aufgeführt wurden; der Kapellmeiſter E. W. Wolff componirte für Hoffeſte und Hofconcerte. Zu den talentvolleren und gebildeteren Leuten bei Hofe gehörte Sigmund Leo Freiherr von Seckendorf, früher Offizier in kaiſerlichen und dann in königlich ſardiniſchen Dienſten. Letztere quittirte er mit dem Rang eines Obriſtlieutenant, um in Weimar Kammerherr und wo möglich noch etwas mehr zu werden. Er war erſt 31 Jahre alt, als er im December 1775 nach Weimar kam, in alten und neuen Literaturen wohl bewandert, hatte Göthe's Werther in's Franzöſiſche überſetzt und konnte auch als Muſiker ſeinen Mann ſtellen. Denn mit italieniſcher Opernmuſik war er wohl bekannt. Einen weiteren Repräſentanten fand das italieniſche Element an Chriſtian Joſeph Jagemann, einem abenteuerlichen Eichsfelder, der mit 17 Jahren ohne Beruf in den Auguſtinerorden getreten, aber ſchon als Noviz daraus entlaufen war. Als Hauslehrer trieb er ſich dann in Dänemark herum, reiste nach Rom, um Abſolution zu erhalten, ward, nachdem er dieſe erhalten, in Florenz Prieſter und Beichtvater für die Deutſchen daſelbſt, kehrte nach Deutſchland zurück und wurde Director des katholiſchen Gymnaſiums in Erfurt. Von hier berief ihn Anna Amalia 1775 als ihren Privatbibliothekar nach Weimar, wo er, ſchon über 40 Jahre alt, ſich ſacrilegiſcher Weiſe noch beweibte. Ein Sohn von ihm ward ſpäter Hofmaler, eine Tochter die erſte Schauſpielerin der Weimarer Bühne und als „Freundin“ des Herzogs „Frau von Heygendorff“. Jagemann verfaßte das bekannte vielverbreitete italieniſche Wörterbuch und eine Ueberſetzung von Tiraboſchi's italieniſcher Literaturgeſchichte. Das ſpaniſche Element fand ſeinen Vertreter an Friedrich Juſtin Bertuch, einem geborenen Wei-

maraner, der es erſt mit Theologie, dann mit Juriſterei verſucht hatte, darauf wie die meiſten „Genies“ jener Zeit Hofmeiſter ward und bei ſeinem Herrn, Baron Bachof von Echt (früher däniſchem Geſandten in Spanien), ſpaniſch gelernt hatte. Er überſetzte den Don Quijote mit der Fortſetzung des Avellaneda in ſechs Bänden (1775 und 1776), wurde 1775 von dem jungen Herzog zu ſeinem Cabinetsſecretär und Rechnungsführer ernannt und beſorgte, obwohl ſonſt ein ziemlich proſaiſches Factotum, zugleich auch die dringlichſte Gelegenheitspoeſie. Durch den Grafen und die Gräfin Werthern, eine geborene Baronin von Stein aus Naſſau, war der Frankfurter Maler Georg Melchior Kraus ſchon 1774 nach ihrem Schloß Neunheiligen in Thüringen berufen worden, kam von hier aus nach Weimar und ließ ſich als Zeichenlehrer daſelbſt nieder. Er hatte ſich in Paris nach Boucher, dem erſten Maler Ludwigs XV., und Greuze, dem Genremaler der untergehenden Roccocozeit, gebildet. Obwohl er kein Künſtler höheren Ranges war, ſo machten ſeine Porteſeuilles in Weimar doch das größte Aufſehen, und er blieb für geraume Zeit daſelbſt der Repräſentant der Malerei. Bei einem Beſuche zu Frankfurt hatte er Göthe in ſeiner Liebe zum Zeichnen beſtärkt, ihn über die Verhältniſſe zu Weimar unterrichtet und nicht wenig dazu beigetragen, daß ſein Landsmann an demſelben Hofe ſein Glück zu verſuchen beſchloß[1].

Als einen ſehr wichtigen Freund und Zugehörigen des Hofes muß man endlich den ſchon erwähnten Karl Theodor Anton Maria Freiherrn von Dalberg betrachten. Den 8. Februar 1744 zu Mannheim geboren, wurde derſelbe ſchon als 10jähriger Gymnaſiaſt „Domicellar zu Würzburg“ und „Domicellar zu Mainz“, mit 18 Jahren Doctor juris utriusque zu Heidelberg, mit 24 Jahren Domcapitular zu Mainz und bald darauf (1770) Domherr zu Worms und (1771) Statthalter zu Erfurt. Obwohl er bei einem Beſuch in Rom auf Papſt Clemens XIII. durch den äußeren Glanz ſeiner wiſſenſchaftlichen und hofmänni-

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIII. 97 ff. 217 ff.

ſchen Weltbildung einen ſehr vortheilhaften Eindruck gemacht hatte, war er doch weit mehr ein geiſtlicher Hofmann, als ein juriſtiſch gebildeter Geiſtlicher, wartete mit dem Empfang der höheren Weihen noch viele Jahre, bis die Biſchofsweihe dieſelben unumgänglich nothwendig machen würde[1], und begnügte ſich damit, in geiſtlicher Tracht der höchſte weltliche Beamte des Kurfürſten von Mainz in Erfurt zu ſein. Je weniger er durch ſeine Erziehung mit der Kirche und der eigentlich kirchlichen Wiſſenſchaft bekannt geworden war, deſto mehr ſchwärmte ſein lebhafter, wohlwollender Geiſt für alle Ideale, welche die damalige Aufklärungsperiode beſchäftigten, für Licht und Freiheit, reine Menſchlichkeit und ſogenannte bürgerliche Tugend, für nationalökonomiſche Fortſchritte, für Förderung der Naturwiſſenſchaft und der ſogenannten nützlichen Kenntniſſe, für Verbeſſerung aller polizeilichen und mercantilen Einrichtungen, für Hebung der Armenpflege, der Bodencultur, des Handels, der Induſtrie, für Abſchaffung der Tortur, für allgemeine Volksbildung, für ſchöne Literatur und Theater[2]. Dieſes mehr auf die irdiſchen als die ewigen Ziele der Menſchheit gerichtete Streben führte ihn der längſt kirchlich verpönten Freimaurerei in die Arme, und ſtatt ein ſegensreicher Reformator im Sinn und Geiſte der katholiſchen Kirche zu werden, ſank er zu einem humanitären Reformer, zu einem ſchwachen, gefügigen Werkzeug jener deſtructiven Geheim-

---

[1] Erſt am 3. Febr. 1788 empfing er die heilige Prieſterweihe, um ſich am 31. Aug. zu Bamberg als Erzbiſchof von Tarſus i. p. conſecriren zu laſſen. Hergenröther, Kirchengeſch. II. 830.

[2] Er beſchäftigte ſich mit den verſchiedenſten Studien: Jurisprudenz, Ethik, Philoſophie, Chemie, Poeſie, Archäologie, Pädagogik, Geſchichte. Siehe Auguſt Krämer, Gedächtnißſchrift. Gotha 1817. Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 298 ff. Von ſeiner erſten größern, 1777 erſchienenen Schrift: „Betrachtungen über das Univerſum", ſchreibt ein anonymer Freimaurer 1787, „daß ſelbſt die achtungswürdigſten Schriftſteller, z. B. ein Herder, ſie benützt und weiter ausgeführt haben". Durch zwei Chemiker ließ er 1783 nachweiſen, daß das Waſſer ſich nicht in Erde verwandeln laſſe.

bünde herab, und half jener Bildung die Wege bereiten, die sich nach und nach völlig vom positiven Christenthum emancipirte.

Aus den Reihen des weiblichen Hofpersonals ragte keine Einzige durch schriftstellerische Bedeutung, wie etwa Madame de Staël, oder durch Gelehrsamkeit, wie etwa die Fürstin von Gallitzin, über das Niveau des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen empor. Die gefühlvolle Charlotte von Stein dichtete ein wenig, aber nur im Verborgenen. Das verwachsene Fräulein Luise von Göchhausen (Thusnelde genannt[1]), selbst heiter und humoristisch, gab zu lustigen Streichen Anlaß, hinterließ der Nachwelt aber nichts als ein paar fröhliche Briefe. Die beiden Fräulein von Ilten, das Fräulein von Waldner, die kleine Schardt u. s. w. gehörten sämmtlich zur gewöhnlichen Schaar leichtsinniger Hoffräulein, und von der schönen Gräfin Werthern weiß man nichts Bedeutenderes, als daß Herzog Karl August sich in sie verliebt und daß Göthe die Gräfin im Wilhelm Meister nach ihr gezeichnet habe, was nicht viel sagen will. Für das Himmelreich und für die Wissenschaft plagte sich diese ganze Damenwelt wenig, um so mehr für Kleidung, Putz und Verkleidung, Ball, Theater und Maskengehen, Hoffeierlichkeit und Hofvergnügen. Romane von allen Sorten hatten sie sämmtlich gelesen, und wußten von „Liebe", Literatur, Musik und Theater genug, um das literarische Durcheinander der sogenannten Genieperiode mitzugenießen und als hilfreiche Musen und Grazien, Nymphen und Oreaden weiter mitentwickeln zu helfen. Tiefes Wissen und durchdringenden Geist brauchte es hierzu nicht, sondern nur heitere Genußfähigkeit und Lebensluſt. Das Losungswort war noch immer „Natur"; die Kunst sollte sich erst aus der Natur allmählich entpuppen. Große Züchtigkeit aber konnte kaum herrschen, wo Wieland der angesehenste Schriftsteller war[2].

---

[1] Wie „Frau Aja" in Frankfurt, dankte sie diesen Namen den beiden Grafen Stolberg.

[2] Mochte es mit der Sittlichkeit auch besser stehen als an andern kleinen Höfen, so kamen doch wunderliche Dinge vor. So heirathete

Während die Herzogin-Mutter sofort nach Niederlegung der Regentschaft ihren vollständigen kleinen Hofstaat constituirte, machte Karl August nur vorläufig die nothwendigsten Ernennungen. Noch im Januar 1776 waren die Kammerherrenwürden nicht fixirt. Seckendorf, der zum Wenigsten Geheimer Legationsrath zu werden gehofft hatte, mußte sich mit einem Kammerherrntitel und 600 Thaler Gehalt begnügen, zu welchen er erst nach vielen Klagen noch eine Zulage von 500 Thalern aus des Herzogs Privatschatulle erhielt. Der junge Herzog trug sich eben mit keinem geringeren Plan, als das ganze bisherige Regiment auf den Kopf zu stellen, die alten Beamten zu verabschieden und sich mit neuen frischen Gesellen zu umgeben. An Intriguen und Kabalen in den Hofkreisen konnte es da natürlich nicht fehlen. Der über seine Entlassung unzufriedene Graf Görtz rieth dem Herzog die weitgehendsten Veränderungen in der Organisation und im Beamtenpersonal an. Sein Freund Wieland berichtete Alles confidentiell an den Statthalter Dalberg. Auf Umwegen kamen die Projecte wieder zu den Ohren der Herzogin-Mutter, die sich natürlich durch diesen Mangel an Vertrauen von Seite ihres Sohnes gekränkt fühlen mußte. Sie ging flehentlich Dalberg um Hilfe an. Dalberg mahnte Görtz von seinen liberalen Neuerungsrathschlägen ab; aber Görtz intriguirte ruhig weiter. Dalberg beurtheilte das Gefährliche einer stillen Palastrevolution sehr richtig. „Ich bin auf's Innigste überzeugt," schrieb er an die Herzogin-Mutter, „daß ein Fürst beim Antritt seiner Regierung damit beginnen muß, die Geschäfte und das Beamtenpersonal kennen zu lernen. Wenn er schon handeln will, bevor er gründlich überlegt hat, können daraus nur sehr große Verdrießlichkeiten entstehen." An Görtz schrieb er in gleichem

z. B. eine jüngere Schwester der Frau von Stein, Luise, den Major Imhoff, der seine erste Frau Marianne (eine Feldwebelstochter) für ein ungeheures Geld an den englischen General-Gouverneur von Indien, den berüchtigten Warren-Hastings, verkauft hatte, und mit zwei Knaben der verkauften Frau als „Nabob" nach Weimar kam. Düntzer, Charlotte von Stein. Stuttgart 1874. I. 21. 22.

Sinn. Da er indeß mit dieſem befreundet war, ſuchte er mit guter Manier aus den Händeln des Weimarer Hofes herauszukommen. Erſt auf dringende Bitten der Herzogin kam er, im September 1775, ſelbſt nach Weimar und machte bei Karl Auguſt perſönlich den Einfluß geltend, den ſie ihm auf ihren Sohn und Nachfolger zuſchrieb[1]. In der That war nach ſeinem Beſuch von tiefergehenden Reformplänen nicht mehr die Rede. Die bisherigen Beamten führten im gewohnten Schritte die Verwaltung weiter. Anna Amalia beruhigte ſich. Doch vergaß der junge Fürſt ſeine Neuerungsideen keineswegs und unterhandelte bereits mit Dalberg über Perſonalveränderungen im Miniſterium, als der erwartete „Doctor" Göthe aus Frankfurt endlich in Weimar erſchien. Er kam ſehr gelegen.

Der junge Herzog Karl Auguſt war ein talentvoller, lebendiger, feuriger, lebensluſtiger Jüngling — gradaus, gutmüthig, etwas wild, nicht ohne Selbſtbewußtſein und Eigenſinn, aber doch wieder empfänglich für Anderer Rath und Leitung. Eine tiefere religiöſe Bildung hatte er nicht genoſſen, doch ein ſchroffer Ungläubiger war er nicht. Er dachte noch nicht viel über dieſe Fragen. Aber froh war er, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Pädagogiſche Obhut und Beaufſichtigung, ängſtliches Ceremoniell und ſteife Philiſterei waren ihm verhaßt geworden. Er hoffte, frei endlich ein wenig des Lebens zu genießen und der „Natur", wie man damals ſagte. Denn Rouſſeau's Einwirkung war noch groß. Die ältern, ledernen Beamten ſeiner Mutter ſagten ihm nicht zu, ſie ſchienen ſich wenig um den Fortſchritt der Zeit zu

[1] Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. 101—103, und von demſelben: Karl v. Dalberg und ſeine Zeit. Weimar 1879. I. 44—50. An Fritſch ſchrieb die Herzogin: „Wenn der Statthalter ſich nicht mit dem Arrangement befaßt, befürchte ich ernſtlich, daß der ganze Plan von Görtz zur Ausführung kommt, und dann wird Niemand den Muth haben, meinem Sohn in's Geſicht zu ſagen, daß er eine Dummheit macht; der Statthalter iſt der Einzige, der das Vertrauen meines Sohnes hat und der ihm offen die Wahrheit ſagen darf."

kümmern. Sie arbeiteten nach uralt hergebrachter Methode unendlich lange Referate aus; er hätte es vorgezogen, die Sachen kurz und mündlich abzumachen. Da gefiel ihm Dalberg beſſer; obwohl ein römiſcher Geiſtlicher, war er ein noch junger, feiner Mann, ſchwärmte für Aufklärung, Beſſerung aller Zuſtände, Menſchenbeglückung, beſſere Feuerwehr, Theater, confeſſionelle Ausgleichung und Findelhäuſer.

So ſtand es, als Karl Auguſt mit 18 Jahren an's Regiment kam. Ein paar Wochen darauf war Hochzeit. Seine Frau war eine ſtille, fromme Seele, die mit ſeinem brauſenden Jugendmuth ſeltſam contraſtirte. Was man ihm von Tugend geſagt, war an ihr in ſehr liebenswürdiger Weiſe verkörpert. Alle Welt, die Frommen wie die Leichtſinnigen, waren voll ihres Lobes. Sie heißt allgemein: der „Engel Luiſe". Karl Auguſt liebte ſie. Das ganze Volk jauchzte dem jungen Paare zu. Aber ſchon in den erſten Wochen machte ſich der allzuſchroffe Gegenſatz geltend. Das ſtille, häusliche Glück, für das die junge Fürſtin gemacht war, befriedigte ihren lebhaften Gemahl nicht. Er hatte nicht die Gelegenheit gehabt, ſeine ſtürmiſche Jugendkraft, ſein lebhaftes Temperament mit anderen Altersgenoſſen in freierem Leben auszutoben. Aus der Vormundſchaft ſeiner Pädagogen trat er übergangslos in den Vollgenuß fürſtlicher Selbſtändigkeit und Macht ein: nur eine zarte Frau nahm mild und freundlich die Zügel des Einfluſſes auf, den die mütterliche Autorität, die Leitung ſeiner Erzieher, die bisherige Ueberlieferung des Hofes bis dahin auf ihn ausgeübt. Er war durchaus nicht dazu angethan, noch geſonnen, ſich dieſe Zügel gefallen zu laſſen.

In dieſem wichtigen Augenblick erſchien nun der „amuſante" Göthe an ſeiner Seite, acht Jahre älter, aber noch ſo jugendlich, lebensluſtig, wild und munter, wie er, blitzend von Geiſt und Heiterkeit, ein köſtlicher Erzähler, ein fröhlicher Kumpan, ein Poet voll der drolligſten Einfälle, ein Naturſohn, der mit der eiſernen Hand des Götz der ganzen höfiſchen Convenienz und Literatur die Fenſter eingeſchlagen hatte, und friſch, bombendick, natürlich von der Leber weg redete — wie der alte Götz. Er

hatte ſchon zehn Liebesromane durchgemacht — Gretchen, Friederike Oeſer, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff, Maximiliane La Roche, Anna Gerock, Sibylle Münch, Lili Schönemann, Auguſte von Stolberg, und dazu noch verſchiedene „unbekannte" Mägdlichkeiten entzückt und gefeſſelt, mit der einen getändelt, mit der andern geſchmollt, mit der dritten geeiferſüchtelt, die vierte ſitzen laſſen, die fünfte verzweifelt aufgegeben, an der ſechsten ſich wieder getröſtet, mit der ſiebenten Mariage geſpielt, er war mit allen „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt" geweſen und hatte ſeine Erfahrungen in dem geleſenſten Liebesroman „Werther" ſtürmiſch in die Welt geſchleudert — und doch, obwohl er alle Leiden Werthers durchgelitten, die herzzerreißenden Klagen Oſſians dem ganzen deutſchen Volke vorgetrauert und die Wertherpiſtolen ſchon in der Hand gehabt, — war er erſt 26 Jahre alt, noch ledig, ganz Student, „das fidelſte aller Häuſer" — ein Götterjüngling, deſſen ſchmachtender Blick alle Mädchen und Damen entzückte, ein Burſch, der mit ſeinen Kraftausdrücken das Zwerchfell eines Stallknechts zu erſchüttern wußte. Ganz im Gegenſatz zu den Scholarchen, die alle Wiſſenſchaft ſchon zu beſitzen glaubten, gab er auf ſein eigenes Wiſſen wie auf das aller vier Facultäten nichts, wollte erſt lernen, ſehen, erfahren, beobachten, leben, die unerſchöpfliche Natur in allen ihren bunten Erſcheinungen durchdringen und ſpielend genießen. Das Studium ſollte zugleich Leben und das Leben frohes Spiel ſein. Nichts ſchloß er davon aus, weder alte Folianten noch ſchäkernde Mädchen, weder juriſtiſche Akten noch muthige Pferde. Bibel, Homer, Oſſian, Volkslied, Komödie, Tragödie, Bergbau, Jagd, Schlittſchuhfahren, Liebesgeſchichten, Oekonomie, Militär, Muſik, Gartenbau, Romane, Recenſionen, Malerei, Sculptur, Bienenzucht, ſchöne Sängerinnen, bedeutende Literaten, Forſtweſen, Obſtcultur, Alles, Alles intereſſirte ihn. Ueber Alles wußte er geiſtreich zu reden — wie ein „Genie". Allen Leuten wußte er ſich anzupaſſen und in ihrer Sprache zu ſprechen. Tag und Nacht war er zu allen Strapazen und Abenteuern bereit, ebenſo bereit, das neueſte Buch im Bett zu leſen und raſch ein paar

Verſe oder ein Theaterſtückchen hinzuſchreiben. Immer zerſtreut, hatte er doch auf Alles ein Auge und vergab ſich nichts. Er wußte, wie weit er gehen konnte, und gewöhnte die Leute allmählich, ihm Manches nachzuſehen. Von Convenienz und Etikette beobachtete er, ſo viel ihm gut ſchien, verſtattete ſich aber als „Genie" auch gelegentlich die ſchreiendſten Extravaganzen. Eine eiſerne Geſundheit erlaubte ihm die tollſten Streiche und die härteſten Strapazen. Als Schwimmer, Reiter, Jäger nahm er's mit Jedem auf. Wenn es ihm einfiel, badete er Nachts im Fluſſe — auch bei winterlicher Kälte. Beim wüthendſten Sturm und Regen tobte er in Feld und Wald herum. Für eine durchſchwärmte Nacht hatte er ſich bald wieder entſchädigt. Den Comfort des Lebens wußte er zu genießen, brauchte ihn aber nicht; denn er war abgehärtet wie ein Militär oder Förſter. Die Gelehrten erſtaunten über ſeine Beleſenheit, Gärtner, Bergleute, Köhler über ſein Intereſſe und Verſtändniß für ihre praktiſchen Manipulationen. Während er Wielands Oberon mit dem Scharfblick eines Kenners kritiſirte, fand ihn dieſer „amuſabel wie ein Mädchen von 16 Jahren" [1]. Kurz, Göthe war ein Genie — und wenn Minerva ſelbſt des Herzogs Mentor hätte werden wollen, ſie hätte wohl kaum eine anziehendere, gewinnendere Geſtalt annehmen können.

---

[1] Brief an Merck, 1. Aug. 1779. Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 169.

3. Eine ſanfte Palaſtrevolution.

1775.

„Als Genie iſt er ein Mann von Stand,
Sein Name gilt in jedem Land,
Wie der Name Riedeſel, Dalberg genannt!“
Merck.

„Göthe hat freylich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals), oft durch ſeine damalige Art zu ſeyn scandaliſirt, und dem Diabolus prise über ſich gegeben.“
Wieland an Merck, 24. Juli 1776.

„Wie ein ſchöner Stern,“ ſo melden die Verehrer des Dichters, „ging Göthe in Weimar auf.“ Nach Lewes erſchien er „im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes: der Jugend, die nach dem Ausdrucke der Griechen ‚der Herold der Venus‘ iſt; der Schönheit, die die Griechen als das Abbild der Wahrheit vergötterten; des Ruhmes, der die Augen der Sterblichen zu allen Zeiten wie ein überirdiſcher Glanz geblendet hat“ [1].

Nach Göthe's eigenem Bericht war die Ueberſiedelung weniger aſtronomiſch und mythologiſch glänzend. Es war eine Hedſchra, deren Möglichkeit längſt in Ausſicht genommen und deren Ausführung diplomatiſch eingefädelt war. Nach dem fatalen Ende ſeines Lili-Romans war ihm Frankfurt gründlich verleidet. An Vaterhaus und Vaterſtadt hing er nicht, an ſeinem Vater noch weniger. Alſo fort! Die von Knebel vorbereitete Einladung nach Weimar war ihm deßhalb ſehr erwünſcht. Was er ſich

[1] Lewes (Freſe). I. 361. — K. Gödeke, Grundriß. Hannover 1859. II. 874.

von dem Maler Kraus über Stadt, Land, Herzog, Herzogin-Mutter, Hof und Hofleben erzählen ließ, erweckte die Aussicht auf eine freiere, glänzendere Stellung [1]. Welche Verabredungen zwischen ihm und dem jungen Herzog bei ihrem wiederholten Zusammentreffen gepflogen wurden, hat er allerdings nicht genau aufgezeichnet. Das einzige Hinderniß, welches seitens des Hofes im Wege stand, scheint sein Zerwürfniß mit Wieland gewesen zu sein. Herzog und Herzogin-Mutter hingen an dem Verfasser der „Alceste", der Hof hatte Freude an dieser Oper gehabt, und man scheute sich ein wenig vor dem rücksichtslosen Spötter, der sie so ganz ohne Erbarmen in Grund gebohrt. Diese Scheu mehrte sich, als im März Wagners Farce „Prometheus, Deukalion und Recensenten" erschien und ziemlich allgemein Göthe zugeschrieben wurde. Doch Göthe lehnte feierlich in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" die Autorschaft von sich ab, nannte Wagner als Verfasser, schrieb freundlich an Wieland, bat Knebel, ihm viel von sich und vom „theuern Herzog" zu schreiben und „diesen in Liebe seiner zu erinnern", und Knebel wirkte eifrig in Göthe's Sinn [2]. Ein förmlicher Ruf nach Weimar mit fixen Bedingungen erfolgte nun freilich nicht, aber schon am 22. September lud ihn Karl August nach Weimar ein; als der Herzog mit seiner jungen Gemahlin am 12. October wieder durch Frankfurt reiste, wurde die Einladung auf's Freundlichste wiederholt — und Göthe kam. Er stieg bei der Familie seines Reisebegleiters, des Kammerherrn von Kalb, ab, dessen Vater, der Kammerpräsident Karl Alexander, zu den einflußreicheren Leuten gehörte. Man rechnete es sich zur Ehre, einen jungen Dichter aufzunehmen, der durch seinen Götz und Werther in ganz Deutschland Aufsehen gemacht, den noch jüngern Herzog gleich bei der ersten Begegnung völlig für sich gewonnen hatte, und der, falls er in Weimar blieb, noch etwas zu werden versprach. An der artigen Tochter des Hauses, die später den Herrn von Seckendorf

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIII. 97—100.

[2] Düntzer, Göthe und Karl August. 1861. I. 7.

heirathete, fand er einigen Troſt für ſein noch Lili-träumendes, obwohl keineswegs gebrochenes Herz[1]. Zum Mittageſſen wurden einige Notabilitäten, darunter Wieland, eingeladen. Abends war eine Freiredoute, wo Göthe den ganzen Hof beiſammen traf. Am folgenden Tag ſpeiste er ſchon bei Hofe, mußte ſich aber als Bürgerlicher mit einem Platz an der Marſchallstafel begnügen. Feſtlicher Empfang wurde ihm nicht zu Theil. Auch die folgende Zeit hindurch mußte er ſich der Etikette unterwerfen, gemäß welcher kein Bürgerlicher an die Fürſtentafel gezogen wurde.

Wer ihn am begeiſtertſten, ja mit jugendlichem, faſt kindiſchem Enthuſiasmus willkommen hieß, war der Mann, von dem er es am wenigſten verdient hatte: der von ihm verſpottete, zerrupfte, mit ſatiriſcher Lauge übergoſſene Wieland. Angeſichts des ſchönen, lebhaften, geiſtreichen Dichterbruders vergaß der gutmüthige Schwabe aller Unbill, die ihm widerfahren war, und begrüßte ſeinen herkuliſchen Zuchtmeiſter wie einen Engel des Himmels, ja, er dankte förmlich ſeinen bisherigen literariſchen Primat bei Hofe ab, um ihn dem neuen Ankömmling zu Füßen zu legen. Das Gefühl, daß ein Stärkerer über ihn gekommen, mag zu dieſer Demuth auch beigetragen haben. Göthe's einnehmende Jugendlichkeit, ſtudentiſche Genialität und joviales Weſen erleichterte die freiwillige und doch nicht ganz freiwillige Thronentſagung.

---

[1] Böttiger (Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Leipzig, Brockhaus. 1838. I. 52) erzählt, es ſei gleich zu Liebeleien gekommen, der alte Herr habe aber die Tochter rechtzeitig gewarnt: „Mädchen, mit Rath!“ und ſo ſei ſie vor einem intimeren Verhältniß bewahrt geblieben. Zu Göthe's bisherigem Leben ſteht dieſe Nachricht nicht im mindeſten Widerſpruch, ſie iſt mehr als wahrſcheinlich. Da indeß Böttiger bei den Literaturhiſtorikern einen ſehr übeln Ruf genießt (er gilt nur als Chroniſt der Weimarer Klatſchereien), ſo mag ſie dahingeſtellt bleiben, und ich werde auch für das Folgende auf Böttigers Zeugniſſe verzichten, obwohl ſeine angeblichen „Klatſchereien“ pſychologiſch meiſt ſehr gut zu dem ſtimmen, was aus den Correſpondenzen feſtſteht und was ſelbſt Düntzer als Wahrheit anerkennt.

„O mein beſtes Brüderchen," ſchrieb Wieland ſchon am 10. November an Fritz Jacobi, „was ſoll ich Dir ſagen! Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß!" [1] Doch behauptete ſich dieſe erſte Liebesbegeiſterung nicht ohne kritiſche Reflexion. „Alles, was ich Ihnen," ſo fährt Wieland fort, „nach mehr als Einer Kriſis, die dieſer Tage in mir vorging, ſagen kann, iſt dieß: Seit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgenſonne .... Sie können ſich völlig darauf verlaſſen, daß es zwiſchen ihm und mir ſchon ſo weit gekommen iſt, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können." [2]

Für den bürgerlichen Platz an der Marſchallstafel wurde Göthe dadurch entſchädigt, daß ihn der Herzog mitunter bei ſich auf ſeinem Zimmer ſpeiſen ließ. Auch bei der Herzogin-Mutter, bei Knebel und andern Hofleuten wurde er zu Gaſt geladen. Von dem vergnügungsluſtigen Herzog zu allen Partieen, Ausflügen, Unterhaltungen beigezogen, war er bald mit allen Hofherren, Hofdamen und Hoffräulein wohlbekannt, bei allen wohlgelitten, ein fröhlicher Genoſſe der allgemeinen Heiterkeit. Nur die höhern Staatsbeamten, namentlich der bis dahin ziemlich allvermögende Thomas von Fritſch, blieben zugeknöpft, und die ernſtere Herzogin Luiſe ſah es nicht gerne, daß das ſtudentiſche Weſen und Treiben ihres Gemahls einen neuen Förderer erhielt. Karl Auguſt ſtand mit Göthe gleich auf „Du", und dieſer brauchte nicht bemüht zu ſein, dem „Sie" oder wohl auch dem „Du" viele Titel anzuhängen. Der Stil, in dem ſie miteinander verkehrten, entſprach mehr dem „Du" als dem „Sie". Karl

---

[1] F. W. Riemer, Mittheilungen über Göthe. Berlin 1841. II. 18.

[2] H. Viehoff, Göthe's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke. 4. Auflage. Stuttgart, Conradi, 1877. II. 130.

August war bald in alle Herzensgeheimnisse des älteren Freundes eingeweiht und sprach sich bei ihm flott und rückhaltslos aus, wie ein lustiger Corpsbruder beim andern. Göthe war mit seiner vita nuova wohl zufrieden. Er schrieb an Tante Fahlmer:

„Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird Alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirthschaft sagen: sie ist zu verwickelt, aber Alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehen macht's hier, wie natürlich. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav." [1]

Auch dem Bedienten Göthe's, Philipp Seidel, gefiel die verwickelte Wirthschaft ganz gut, doch nicht in jeder Beziehung. Er schrieb an seinen Freund J. Adam Wolf in Frankfurt den 23. Nov. 1775, 11 Uhr Nachts:

„Nein, in dieser seligen Lage muß ich dir schreiben, guter Bruder, da copire ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfasser ist. Ich bin an einer Stelle, die mich wahrhaft himmlisch entzückte, und in dieser Lage will ich dir schreiben, ob ich gleich sehr getrieben werde, es fertig zu machen. Ich habe Alles, Arbeit genug, Essen, Trinken und Geld ꝛc. — nur keine Liebe, keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es ist ein müßiges, steifes üppiges Volk, das einem oft unleidlich wird." Dagegen rühmt er „die große fürstliche aise" an der verwittweten Herzogin und den „gütigen, jugendlichen Blick" des Herzogs, und wie das Volk voll Lobes über sie sei und mit „thränendem Auge Gott für sie danke". — „Den 17. huj. waren wir auf der Redoute, da gefiel mir's. Es gab allerlei artig Zeug", besonders freute ihn ein alter deutscher Tanz [2].

[1] M. Bernays, Der junge Göthe. Leipzig 1875. III. 121. — Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 265. Er mahnte die Tante auch noch, ein Schneider-Conto zu zahlen, wahrscheinlich für den schönen Frack, in welchem er sich den Hoheiten vorgestellt.

[2] S. Grenzboten 1874. I. 376.

Bei Jagd, Tanz, Ausfahrten und Maskerade blieb wenig Zeit zum Schreiben. Für Auguſte von Stolberg, die Vertraute ſeines Lili-Romans, wühlte Göthe am 22. nur einige Zeilen hin, wohl nur, um geſchrieben zu haben:

„Ich erwarte deine Brüder, o Guſtchen! was iſt die Zeit Alles mit mir vorgegangen. Schon faſt 14 Tage[1] hier im Treiben und Weben des Hofes. Adieu! bald mehr! Vereint mit unſern Brüdern! Dieß Blättel ſollſt indeß haben.“[2] Auch dieſer Zettel blieb übrigens liegen, ſo daß Chriſtian etliche Tage nachher auf der Rückſeite desſelben der Schweſter die Ankunft der beiden Brüder vermelden konnte: „Hier wird's uns recht wohl! Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unſerm Wolf und den hieſigen Fürſtlichkeiten, die ſehr gut ſind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus, und gehen auf die Maskerade.“

Als Friedrich Leopold und Chriſtian zu Stolberg am Abend des 26. November in Weimar ankamen, war Wolf-Göthe eben mit dem Herzog zur Jagd ausgeritten. Er blieb mit dieſem bei dem Statthalter Dalberg in Erfurt übernacht, der ſchon einmal nach Weimar gekommen war, um ihn kennen zu lernen, ihn aber noch nicht getroffen hatte. Die beiden Grafen holten nun mit dem Hofe den Herzog und Göthe in Erfurt ab und verweilten dann bis zum 3. December in Weimar.

Die Skizze, welche Friedrich Leopold in einem Briefe an ſeine Schweſter „Puletchen“ von dem Hofe und ſeinem Leben gibt, kennzeichnet die Hauptperſonen ſehr anſchaulich, obwohl nicht ohne einen gewiſſen enthuſiaſtiſchen Anhauch. Am meiſten ſympathiſch ſcheint ihm die junge Herzogin geweſen zu ſein.

„Es iſt eine gar vortreffliche junge Frau! Verſtand wie ein Engel und durch ihre anſcheinende, nach und nach ſich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigſte Herz hervor. Sie gab uns

---

[1] Die 14 Tage waren längſt voll, am 22. November.

[2] Düntzer, Frauenbilder. Stuttgart 1852. S. 368. Riemer l. c. II. 18. W. Arndt, Göthe's Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg. Leipzig, Brockhaus. 1881. S. 41. 125 ff.

einen Brief von Lavater an uns, den er an sie eingeschlossen hatte .... Mit der Herzogin von Lavater zu sprechen, war mir inniger Genuß. Sie hat ihn in Zürich besucht und liebt ihn, wie man ihn lieben muß."

Am 6. December faßte Friedrich Leopold seine Weimarer Eindrücke also zusammen:

„Auf dieser ganzen Reise hat mir, außer der Schweiz, und freilich auch Hamburg ausgenommen, kein Ort so gefallen, wie Weimar. Ich will Dir die Hauptpersonen beschreiben. Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwittwete Herzogin, eine noch schöne Frau von 36 Jahren, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürstlichen Personen, die im Steifsein Würde suchen; sie ist charmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art Einem etwas Angenehmes zu sagen. Prinz Constantin ist ein herziges, feines Bübchen. Eine Frau von Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen. Wir waren gleich auf dem angenehmsten Fuß dort; es ward uns sehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Göthe oder Wieland, oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder spazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hofe. Nach Tisch wurden kleine Spiele gespielt, blinde Kuh und Plumpsack. Von sieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un gespielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Göthe seinen halbfertigen Faust vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen. Den vorletzten Abend (den 2.) waren wir bei Prinz Constantin; der Herzog, der Statthalter von Erfurt, ein trefflicher Mann von Verstand, und viele Cavaliere vom Hofe aßen mit uns. Da wir bald abgegessen hatten und recht guter Dinge waren, öffnete sich plötzlich die Thüre, und siehe, die Herzogin-Mutter mit der schönen Frau von Stein traten feierlich in die Stube, jede ein drei Ellen

langes Schwert aus dem Zeughauſe in der Hand, um uns zu Rittern zu ſchlagen. Wir ſetzten uns nieder, und die beiden Damen gingen vertraut um den Tiſch herum, von Einem zum Andern. Nach Tiſch wurde lange blinde Kuh geſpielt. Einigen ſteifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle guten waren uns herzlich gut. Den letzten Abend, nachdem wir uns ſchon bei Hofe beurlaubt hatten, aßen wir mit Göthe und Wieland allein. Unterdeſſen hatte Jemand dem Herzog bei Tiſch ein Exemplar des Freiheitsgeſangs gezeigt, welcher ihm ſehr gefiel. Er ſchickte mir das Exemplar und ließ mich fragen, ob ich's nicht dem ‚großen Friedrich' dediciren wollte. Ich ſchrieb auf der einen Seite des Titelblattes eine ziemlich bittere Dedication an ‚den großen Friedrich' in Knittelverſen, welche gut ſoll aufgenommen worden ſein, obgleich die Herzogin-Mutter leibliche Nichte des ‚großen Friedrich' iſt. Wieland haben wir verſprechen müſſen, zuweilen Gedichte in den Merkur zu geben, dagegen verſprach er, künftig kein ſchlechtes Zeug in den Merkur zu nehmen. Göthe hab ich dießmal noch lieber gekriegt." [1]

Gerne hätten die beiden Stolberg den Freund mit ſich nach Deſſau und Hamburg genommen; doch wollte der Herzog ihn nicht gehen laſſen. Er blieb alſo, nahm indeß die Einladung des Herzogs nicht an, mit ihm den Hof Rudolſtadt zu beſuchen, ſondern pilgerte nach Kochberg, dem Landſitz der „ſchönen" Frau von Stein, mit der er bereits nähere Bekanntſchaft angeknüpft

[1] Joh. Janſſen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg, Herder. 1877. I. 62—64. Vgl. den gleichzeitigen Brief Chriſtians von Stolberg, bei Düntzer, Göthe's Leben. Leipzig 1880. S. 266. Ueber ſtudentiſche Tollheiten und Exceſſe, welche die jungen Poeten zuſammen getrieben haben ſollen, enthält ihre Correſpondenz keine Anhaltspunkte. Wohl richtig nimmt Düntzer an (Göthe und Karl Auguſt. Leipzig 1861. I. 11), daß den hierüber circulirenden Gerüchten dieſer oder jener Scherz zu Grunde lag, denen ſich dann aber Entſtellungen und Uebertreibungen ankruſteten. Vgl. Arndt, Göthe's Briefe an Auguſte zu Stolberg. S. 131.

hatte. Am 6. December schrieb er seinen Namen auf die innere Platte ihres Schreibtisches — eine „unsterbliche" Reliquie, die heute noch, zu Nutz und Frommen aller verliebten Touristen, in Kochberg gezeigt wird.

Während dieß neue Verhältniß ihn mächtig beschäftigte und fesselte, zog ihn der Herzog immer mehr in sein Vertrauen und befestigte dadurch die Freundschaftsbeziehung, die den vorübergehenden Besuch in eine bleibende Stellung verwandeln sollte. Für den Posten eines Superintendenten, für welchen Karl August einen freundlichen, humanen Geistlichen suchte, schlug Göthe schon Anfangs December Herder vor und empfahl ihn auf's Beste, während er anderseits auch Alles aufbot, Herder für die Annahme dieser Stelle zu gewinnen. Der Statthalter Dalberg unterstützte ihn hierbei. Bei Hofe und namentlich bei der orthodoxen Klerisei erhob sich aber entschiedener Widerstand. Der letzteren war Herder zu freisinnig und aufgeklärt; der Hof hingegen fühlte sich verletzt, daß ein fremder, bürgerlicher Besucher in so wichtigen Dingen maßgebende Vorschläge machen sollte. Während man von der einen Seite mit Eingaben und Protesten arbeitete, von der andern mit diplomatischen Künsten, nahmen sich der Herzog und Göthe die Ernennung ihres künftigen Bischofs oder Papstes nicht allzusehr zu Herzen, ritten lustig über Land, erfreuten sich am Eislauf und an der Jagd, und trieben allerhand wilde, muntere Streiche.

Auf Weihnachten ging der Herzog nach Gotha und wollte auch Göthe mitnehmen. Dieser lehnte indeß ab; denn in Gotha commandirte der französisirende Gotter, einst in Wetzlar sein Freund, Literatur und Theater, und das war ihm nicht gemüthlich. Er zog es vor, mit Einsiedel, Kalb und Bertuch nach Waldeck zu reiten, einem einsamen Dorf hinter Jena. Da wohnte der Förster Slevoigt mit zwei artigen Töchtern, deren eine Bertuch, die andere der Zeichenlehrer Kraus sich zur Frau ausersehen[1]. Noch am Abend schrieb Göthe an den Herzog einen

[1] Viehoff, Göthe's Leben. Stuttgart 1877. II. 131.

kleinen Brief, der mit dem Zigeunerlied im Götz von Berlichingen anhebt und dann fortfährt:

„Daß mir in dieſem Winkel der Welt, Nachts, in dieſer Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, iſt ebenſo natürlich, lieber, gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinſetze, es Ihnen aufzuſchreiben und hintendrein einen Brief zu ſudeln; denn ich vermiſſe Sie wahrlich ſchon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden auseinander ſind. Drunten ſitzen ſie noch nach aufgehobenem Tiſch und ſchmauchen und ſchwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es iſt halb neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im glücklichen Abendſonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt, die Lage von Jena ſelbſt mich erfreut, der Ort mich gedrückt. Zwiſchen da und hier war nicht viel Gaffens; es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter verſicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menſchen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl Auguſt gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem L. S. Freude machte. Einſiedel iſt zu Bett. Sein Magen liegt ſchief; Kaffee und Branntwein wollen's nicht beſſern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ehe ich ſchlafen gehe. Wie ich ſo in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schickſals und meiner Liebe über mich und ich ſang ſo bei mir ſelber:

Holde Lili, warſt ſo lang
Alle meine Luſt und all mein Sang;
Biſt ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang biſt du noch."

Am andern Morgen kamen die alten Straßburger Liebhabereien über ihn. Er ließ ſich bei dem Rector in Bürgel die Odyſſee holen, um in der patriarchaliſchen Waldwohnung Homer zu leſen.

Bis dieſe eintraf, las er poetiſche Stellen in der Bibel. Dann wurde wieder Schlittſchuh gelaufen. Der heilige Abend ward „mit Würfeln und Karten vervagabundet“. Am erſten Chriſttag ritten ſie nach Bürgel, nicht in die Kirche, ſondern um das dortige Amtshaus anzuſehen. Nachdem ſie wacker gegeſſen und getrunken, verkleideten ſie ſich, ſo gut es ging, indem ſie gegenſeitig die Kleider wechſelten.

„Kraus war auch gekommen und ſah in Bertuchs weißem Treſſenrock und einer alten Perrücke des Wildmeiſters wie ein verdorbener Landſchreiber, Einſiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verſpielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Kapitalſpitzbube aus.“ [1]

Der Herzog war ganz gerührt, als er dieſen Bericht erhielt. Er fühlte gleich, daß die „Genies“ bei ihrer Art Weihnachtsfeier den beſſern Theil erwählt.

„Lieber Göthe,“ antwortete er, „ich haben Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie ſehr wünſchte ich, mit freierer Bruſt und Herzen die liebe Sonne in den Jenaiſchen Felſen auf- und untergehen zu ſehen und das zwar mit Dir. Ich ſehe ſie hier alle Tage, aber das Schloß iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Ebene, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes luftiges Weſen in Sammet und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz ſchwindlich und übel ward. Ich komme erſt den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommſt, die Leute ſind gar zu neugierig auf Dich.“ [2]

Göthe folgte dieſem Rufe nicht, traf aber am 29. wieder mit dem herzoglichen Freund in Weimar zuſammen, wo inzwiſchen eine neue Größe erſchienen war, der bereits erwähnte Freiherr Siegmund Leo von Seckendorf, der nichts Geringeres erwartet

---

[1] S. Morgenblatt 1846. Nr. 123. Diezmann, Weimar-Album. S. 19. M. Bernays, Der junge Göthe. III. 124 ff.

[2] Riemer II. 19. Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt mit Göthe. Weimarer Landesinduſtrie-Comptoir. 1863. I. 1.

hatte, als ſelbſt der vertraute Rathgeber und Günſtling Karl Auguſts zu werden. Er war etwas verblüfft, als er dieſen Ehrenplatz ſchon vergeben fand[1].

Die zwei letzten Tage des Jahres 1775 brachte Göthe mit dem Herzog bei Dalberg in Erfurt zu, der an der neuen Literatur das größte Intereſſe nahm, des Herzogs Freundſchaft für Göthe theilte und förderte, und auch Herders Berufung auf's Nachdrücklichſte anempfahl. Das neue Jahr wurde in Weimar begonnen, ganz im ſelben Stil, wie das alte begraben worden. „Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit. Bin tief in der See.“[2] So ſchloß ein kurzer Neujahrsgruß an Lavater.

„Iſt mir auch ſauwohl geworden,“ ſchrieb er am 5. Januar an Merck, „Dich in dem freiweg Humor zu ſehen. Ihr werdet wohl zuſammenfahren, und ſo auch was ſingen, daß der König und die Königin ꝛc. — Ich treib's hier freilich toll genug, und denk' oft an Dich, will Dir auch nun Deine Bücher ſchicken, und bitte Dich, Vater und Mutter ein Biſſel zu laben. Habe Dich auch herzlich lieb. — Wirſt hoffentlich auch bald vernehmen, daß ich auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomiſchen Farcen leidlich betrage. Addio.“[3]

Das luſtige Leben der zwei erſten Monate hatte indeß ſchon faſt alles Geld verſchlungen, das Göthe von Frankfurt mitgebracht. Er mußte noch am ſelben Tag (5. Januar) Tante Fahlmer angehen, doch mit der Mutter Rath zu halten, ob der Vater „Sinn und Gefühl ob all der abglänzenden Herrlichkeit ſeines Sohnes habe“[4], d. h. ihn um etwas Geld „anzupumpen“, wie die Studenten ſagen. Wollte der Vater ihm nicht 200 Gulden oder auch weniger zugeſtehen, ſo ſollten ſie bei Merck an-

[1] Ueber ſeine Unzufriedenheit berichtet ausführlich Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 15 ff.

[2] Briefe an Lavater. Leipzig 1833. S. 18.

[3] Briefe an Joh. Heinr. Merck. Hrsg. von Dr. Karl Wagner. Darmſtadt 1835. S. 84.

[4] Bernays, Der junge Göthe. III. 132.

klopfen. Die klugen Frauen ſcheinen es nicht für gut erachtet zu haben, bei dem geſtrengen Herrn Rath für ihren lieben Wolfgang zu pumpen. Das Geld wurde bei Freund Merck aufgenommen. Göthe meldete dieſem die Ankunft am 22. Januar[1].

„Ich hab' das Geld, lieber Bruder, erſt den 19. Januar kriegt! Was Du mir länger als März laſſen kannſt, das thu'; was Du aber wieder brauchſt, ſollſt Du haben. Hier haſt Du einen Schein.

Ich bin nun ganz in alle Hof- und politiſchen Händel verwickelt und werde faſt nicht wieder weg können. Meine Lage iſt vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eiſenach immer ein Schauplatz, um zu verſuchen, wie einem die Weltrolle zu Geſichte ſtünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung ſeyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sche..ige dieſer zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen."

„Wir machen des Teufels Zeug," meldet er dem Freund zwei Monate ſpäter, „doch ich weniger als der Burſche, der nun ein herrlich Dram' auf unſern Leib ſchreibt. Es geht mit uns allen gut, denn was ſchlimm geht, laſſ' ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren, und ſo immer fort. Ich bin geſund bis auf 'n Einfluß des fatalen Wetters, ſtreiche was ehrlichs in Thüringen herum und kenne ſchon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land ſo auswendig zu lernen."[2]

Auch auf dem Gebiete des Regiments hatte Göthe übrigens den erſten Schachzug ſchon gewonnen. Gegen die geſammte Kleriſei und den Hof ſetzte er Herders Berufung durch. Noch am 31. December 1775 hatte er dieſen zu muthigem Ausharren in der Prüfung auffordern müſſen. Doch ſchon am 2. Januar konnte er ihm ſchreiben:

---

[1] Wagner l. c. S. 122. Der Brief iſt aber hier falſch datirt: 1778 ſtatt 1776. Vgl. Riemer II. 19.

[2] Wagner. 1835. S. 93.

„Heut kann ich Dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu' ich gleich nicht um Dein, sondern der Frau willen. Ich bin mit Wieland hier bei liebenden Menschen. Du mußt ihm auch helfen seinen ‚Merkur' stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt. Er wünscht Dich her, hatte eh' die Idee als ich. Weiß aber nicht, was jetzt vorgeht. Ich hoffe, Du sollsts allein durch mich und aus freier Wahl des Herzogs haben. Der Statthalter von Erfurt hat das Beste von Dir gesagt, und bestätigt dem jungen Fürsten Deinen Geist und Kraft; ich habe für Deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt; denn der Herzog will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel, und da haben die ..... gemacht. — Ich wünsche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird Euch beiden wohl thun, und — — ja, lieber Bruder, ich muß das stiften, eh' ich scheide. Leb wohl! wie die Sache rückt, sollst Du Nachricht haben. Zerreiß meine Zettel, wie ich gewissenhaft die Deinigen." [1]

Bald darauf wünscht er doch, daß Herder von dem Abt Jerusalem in Wolfenbüttel empfohlen würde:

„Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den Sch ... kerlen verdorben, und die Sch ... kerle sitzen überall auf dem Fasse. Der Herzog will und wünscht Dich, aber alles ist hier gegen Dich. Indeß ist hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Reichsthaler Einkünfte." [2]

---

[1] Aus Herders Nachlaß. Frankfurt a. M. 1957. I. 55 ff. Bernays, Der junge Göthe. III. 129 ff.

[2] So wurde die Stelle geschätzt, doch trug sie nur etwa 1200 Thaler ein. — Man verzeihe die Mittheilung der salonswidrigen Kraftausdrücke, an welchen die größten deutschen Classiker sich in dieser Periode erfreuten. Aber es ist absolut nöthig, um die sogen. Genieperiode quellenmäßig zu charakterisiren, wie sie war, und der Schönfärberei gegenüberzutreten, durch welche sich manche wohlmeinende Leute darüber täuschen lassen, indem sie meinen, in Wei-

Wie es ſcheint, wünſchte der Herzog die Ernennung dennoch auf irgend ein günſtiges Zeugniß ſtützen zu können. Wenigſtens mahnt Göthe:

„Lieber Bruder, nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und gut für Dich iſt ... der, wenn man ihn fragte, Guts von Dir ſagte.“

Auch dieß eine Zeugniß wurde indeß überflüſſig gemacht. Der Herzog wies die Herren vom Conſiſtorium ſchließlich an Göthe, und dieſer konnte nun ſchreiben:

„Bruder, ſei ruhig, ich brauch der Zeugniſſe nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitſchen die Kerls zuſammengetrieben, und es kann nicht lang mehr ſtocken, ſo haſt Du den Ruf. ... Vielleicht blieb' ich auch eine Zeit lang da ... Unſer Herzog iſt ein goldener Junge. Die Herzoginnen wünſchen Dich auch.“

Am 19. Februar verkündete Wieland ſeinem Freunde Merck, „der Meſſias Herder werde am Palmarum auf 150 Eſeln (d. h. auf der ihm untergeordneten Geiſtlichkeit) in Weimar einreiten“. Göthe aber meldete dem künftigen Generalſuperintendenten von Weimar ſeine Ernennung, mit Beibehaltung desſelben Bildes, in folgenden Knittelverſen:

„Hochwürdiger!
's iſt eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel geſtift'.
Sind alſo vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab geſtiftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitſche kommt —
Und wie dann unſer Herr und Chriſt
Auf einem Eſel geritten iſt,
So werdet Ihr in dieſen Zeiten
Auf hundert und funfzig Eſel reiten,
Die in euer Herrlichkeit Diöces
Erlauern ſich die Rippenſtöß'.“

---

mar hätte man allezeit ſo fein geſprochen, wie Taſſo mit den beiden Leonoren.

Zum Schluß noch die tröſtliche Verſicherung:

„Und im Grunde weder Luther noch Chriſt
Im mindeſten hier gemeinet iſt,
Sondern was in dem Schöpfengeiſt
Eben lutheriſch und chriſtlich heißt.“

Das Reſultat des burſchikoſen canoniſchen Proceſſes zeigte der Herzog am 23. Februar 1776 kurz und gut dem Oberconſiſtorium an, indem er ihm bedeutete, daß Herder ihm „wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Stärke in der geiſtlichen Beredtſamkeit, auch ſonſtigen guten Eigenſchaften (der Orthodoxie wurde nicht gedacht) ganz beſonders angerühmet und empfohlen worden“ [1], es ſei ihm alſo die Stelle als Oberhofprediger, Oberconſiſtorialrath und Kirchenrath, auch Generalſuperintendent anzutragen. Punktum! Streuſand! Das betreffende Document ging zwei Tage darauf an Herder ab. Da deſſen Annahme ſchon ſicher ſtand, ſo war damit Göthe's erſte Regierungsmaßregel ſiegreich durchgefochten. Er bekam nun auch Luſt, ſelbſt in Weimar zu bleiben.

„Herder hat den Ruf als Generalſuperintendent angenommen,“ ſo ſchreibt er am 14. Februar an Tante Fahlmer. „Ich werd' wohl auch da bleiben und meine Rolle ſo gut ſpielen, als ich kann, und ſo lang, als mir's und dem Schickſal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, iſt doch immer beſſer, als das unthätige Leben zu Hauſe, wo ich mit der größten Luſt nichts thun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir ſchon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viele Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ' ich ein liebes häusliches Leben, eſſe Mittags und Abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein ſind hier gar hübſch und artig; ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele iſt die Frau

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 16.

von Stein, an die ich so, was man sagen möchte, geheftet und genistelt bin. Luise und ich leben nur in Blicken und Silben zusammen; sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herzogin-Mutter hab' ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerlei Schwänk' und Schabernack. Sie sollten nicht glauben, wie viel gute Jungens und gute Köpfe beisammen sind; wir halten zusammen, sind herzlich unteris (unter uns) und dramatisiren einander und halten den Hof uns vom Leibe." [1]

So war nach kaum einem Vierteljahr Göthe's Bleiben eine ziemlich ausgemachte Sache. Das Hofleben gefiel ihm, ein neuer Lebensroman war angesponnen. Was für eine Stellung er einnehmen sollte, das war ihm freilich nicht recht klar. Dichter? Schriftsteller? Hofmann? Beamter? Alles das zugleich? Das Hofleben kam ihm wie ein Schauspiel vor, in diesem Schauspiel glaubte er aber immer als Wirkungskreis „ein paar Herzogthümer" vor sich zu haben. Der junge Herzog faßte die Frage praktischer und bestimmter auf.

Schon einen Monat nach Göthe's Ankunft (den 9. December) hatte der bisherige Minister von Fritsch den Herzog gebeten, ihn seiner Stelle als Minister zu entheben und ihm dafür diejenige eines Regierungspräsidenten zu übertragen, und sein Gesuch sehr charakteristisch also motivirt:

„Ich finde immer mehr Eigenschaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu diesem Platz untüchtig darstellen. Der erste Mann in Ew. D. Ministerio sollte viel um Ihro Person, viel an Ihrem Hofe sein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische gränzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können ꝛc.?"

Fritsch traf hier unzweifelhaft den Kernpunkt, der den früheren

[1] Bernays, Der junge Göthe. III. 135.

Reformplänen des Herzogs zu Grunde lag und auch seine Freundschaft für Göthe inspirirte. War der lustige, feine, gesellige, biegsame und schmiegsame Minister, der dem herrschenden Geschmack Rechnung zu tragen wußte, nicht schon da?

Der Herzog ließ indeß Fritsch auf Antwort warten. Erst Mitte Februar eröffnete er ihm vertraulich, daß er ihn als ersten Minister in seinem Conseil behalten wolle. Der bisherige Geheimrath Schmid solle Regierungspräsident werden, an seine Stelle im Conseil der Herr von Tabor treten, das Präsidium des Kammercollegs solle der Herr von Kalb übernehmen. Endlich sei seine Intention: „den sich dermahlen allhier aufhaltenden D. Göthe unter dem ihm beizulegenden Character eines Geheimen Assistenz-Rathes in das Geh. Conseil zu placiren und ihm die 4te und letzte Stelle in selbigem zu übertragen".

Fritsch nahm sich die „Freiheit, ad 3) gegen die Anstellung des Dr. Göthe beim Geheimen Consilio geziemende Vorstellung zu thun und theils auf deßen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, theils aber darauf appuyirt, daß die intendirende Placirung dieses Mannes vor eine Menge rechtschaffener langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten und sich also zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend seyn müßte" [1].

Der Herzog blieb auf seiner Meinung und führte für Göthe eine Menge Gründe in's Feld, die Fritsch vergeblich zu widerlegen suchte. Doch kam es vorläufig zu keinem Entscheide. Ausflüge und Spritzfahrten, Jagden und Ritte, häusliche Unterhaltungen und Hofbelustigungen dauerten fort. Ein kleines Theater, das man schon im November herzurichten begonnen hatte, war auf Neujahr fertig geworden. Nach langer Unterbrechung wurden im Januar die drei ersten Vorstellungen gegeben. Statt Schauspieler kommen zu lassen, spielte der Hof selbst. Dazwischen fanden Bälle und Concerte statt. Des Verkleidens und Probirens,

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. 143—146.

Spielens und Tanzens war kein Ende. In Cumberlands „Westindier", der im März wiederholt gegeben wurde, spielte Göthe die Hauptrolle, der Herzog übernahm die Rolle des Major O'Flaherty, ein Theil des Hofes spielte mit. Ein kleineres Stück, das am 1. März zur Aufführung kam, hat Göthe's Kammerdiener, Philipp Seidel, naiv beschrieben [1]:

„Es war sehenswerth. Die Verwünschungen (!!) des heiligen Antonius stellte es vor, der in einer Höhle vor Buch und Todtenkopf saß; dann kam ein Teufel nach dem andern und ängstete ihn und suchte ihn zu quälen und irre zu machen; jeder Teufel stellte ein Laster vor, von dem er Teufel war; mein Doctor war der Hochmuthsteufel, kam mit Pfauenschwanzflügeln und aufgeblasen auf Stelzen herein. Das letzte war die Wollust, die zwischen den Bocksfüssigen Teufeln hertrat und ihn mit Bitten und Kniefallen zu bewegen suchten. Umsonst. Sie warfen ihn mit Feuer, umzingelten ihn, und tanzten mit großen Gebärden um ihn herum, der vergeblich zu entfliehen suchte, sie aber doch zuletzt durch Darzeichung eines Spruches wegscheuchte. Alles war natürlich und schauerlich, nicht leichtfertig. So gut wie zwei Komödien."

Der Spaß, den Göthe selbst nach einem alten Antoniusbilde arrangirt hatte, kostete 150 Thaler. Die starkgewürzte, ascetische Burleske bot eine angenehme Abwechslung zwischen Glashüttenballet und Blumenballet und wie die gewohnten Ballete alle hießen. Weiter bemühte man sich aber nicht, die Väter der Wüste zu studiren.

Während der lustigen Faschingssaison, welche bei den heitern Hofkreisen seine Beliebtheit erhöhte, traf Göthe die ersten Schritte, sich bleibend in Weimar niederzulassen, indem er die Gastfreundschaft derer von Kalb nicht länger in Anspruch nahm, sondern sich eigene Wohnung miethete. Es war das burgartige sogenannte kleine Jägerhaus, damals das letzte Haus vor dem Frauenthor

[1] Grenzboten 1874. I. 376. — Brief Philipp Seidels vom 1. März.

— in dem Gebäude, das jetzt dort steht, tagt das Stadtgericht. Welche öffentliche Stelle Göthe bekleiden sollte, war im April noch nicht bekannt; doch vermuthete Wieland, daß er wohl Geheimer Legationsrath werden würde [1]. Göthe selbst schrieb Anfangs März an Lavater:

„Verlaß dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ [2]

Für seine Entdeckungsreisen wollte er aber auch Geld haben. Er wandte sich darum wieder an die liebe Tante, die für ihn „pumpen“ sollte (6. März):

„Ich bleibe hier, hab' ein schönes Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig. Das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten; sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und Alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder hundert Dukaten geschenkt — gegeben, wie ihr wollt. Ich bin ihm, was ich sein kann, er mir, was er sein kann. Das mag nun fortgehen wie und so lang das kann.“

Daß der Herzog ihm das nöthige Mobiliar selbst besorgte, verschwieg er, um eher von Papa Geld zu bekommen. Allein Papa hatte es noch nicht verschmerzt, daß der Herr Sohn alle seine Advocatur- und Magistratsträume vernichtet hatte, dazu mußte er für denselben noch Schulden zahlen und blieb darum taub für seine Bitten. Dagegen erlöste der Herzog seinen Freund endlich von der Marschallstafel, an der er nicht gern saß, weßhalb er auch nicht oft bei Hofe speisen wollte, und zog ihn während einer Abwesenheit der Herzogin an die Fürstentafel.

Die nächste Sorge des herzoglichen Freundes ging dahin, dem Dichter ein poetisches Nest zu verschaffen, wo er als echter Anhänger Rousseau's in einsam freier Natur Sonnenschein und

---

[1] Brief an Merck vom 12. April 1776. Wagner. 1838. S. 64.

[2] H. Hirzel, Briefe von Göthe an Lavater. Leipzig 1833. S. 19. Bernays, Der junge Göthe. III. 138. 139.

Regen, Wolken und Nebel, Waldeshauch und Blumenduft, Mondenſchein und Sternefunkeln ohne Störung genießen könnte. Am Abhang der Höhe, auf der heute die große Kaſerne ſteht, an dem ſogenannten „Roſenberg“, unweit der Ilm, lag zwiſchen verworrenem Geſtrüpp ein kleines einſames Haus mit einem Garten. Dieſes ließ der Herzog durch Bertuch ankaufen und übergab es dann Göthe als Geſchenk. Der Kauf des Grundſtückes fand am 22. April ſtatt. 600 Thaler wurden gleich ausbezahlt, der übrige Kaufpreis einſtweilen verzinst. Da Alles ſehr verwahrlost war, ließ der Herzog auf ſeine Koſten die nöthigen Reparaturen vornehmen, die Zimmer malen und möbliren. Ankauf und Ausſtattung kamen zuſammen auf 1294 Thaler 16 Groſchen. Obwohl Göthe nicht gleich einziehen konnte, ſo war das Haus ihm doch eine willkommene Puppe. Faſt jeden Tag lief er hin, um Alles anzuſehen und die Reparaturen zu beaufſichtigen. Herzog, Herzogin und der ganze Hof wandelten auch hinaus, um die Neuigkeit zu ſchauen. Von Ende April bis Ende Juli waren zahlreiche Arbeiter (mitunter 25) mit der Beurbarung und Verſchönerung des Gartens beſchäftigt. Es mußte viel Erde, Raſen, Steine zugefahren werden. Ohne die Vollendung abzuwarten, zog Göthe am 20. Mai in ſein neues Königreich ein und leitete mit dem Hofgärtner Reichardt die Anlage des Gartens. Da träumte er des Abends, bald allein, bald mit Lenz oder Klinger. Da ſchlief er auch wohl, wenn ihn nicht der Herzog oder andere Freunde einluden oder er nicht im Land herum vagabundiſirte. Schon Anfangs Juni ſpeiste der Herzog bei ihm im Garten, etwas ſpäter kam auch die Herzogin mit Frau von Stein zum Frühſtück dahin.

Die Ausſtattung war nicht glänzend, doch nach damaligen Verhältniſſen comfortabel genug. Nur vier Zimmer waren in Farbe geſetzt, das Uebrige bloß mit Leimfarbe ausgeweißt, die Thürſchlöſſer hatten keinen Anſtrich. Der beſte Möbelſchreiner der Reſidenz, Mieding, der zugleich auch „Director der Natur“, d. h. Obermaſchiniſt des Theaters war, verfertigte die Möbel „nach antiker Form“, wie er in ſeiner Rechnung

ſagt, gut, ſolid, ſchön und ſo viele, als das kleine Gartenhaus faſſen konnte[1].

Am 22. April (1776) wurde das Gartenhaus gekauft; am 23. eröffnete der Herzog ſeinem Miniſter, Herrn von Fritſch, ſchriftlich, daß er auf ſeinem früheren Vorhaben beharre: er (Fritſch) ſolle die erſte Stelle im Conſeil behalten, Schmid Regierungspräſident und Kanzler, Kalb Kammerpräſident werden, Dr. Göthe „den letzten Platz im Conſeil, mit dem titul eines Geheimden Legations Rath" erhalten. Dann ſetzte der Herzog für die Conſeilsſitzungen einen Tag mehr an, als bisher, ſo daß fürder wöchentlich drei Sitzungen gehalten werden ſollten, eine für Juſtiz- und Criminalweſen, eine für die Finanzen, eine für ſämmtliche übrige Geſchäfte.

Fritſch fühlte ſich verdonnert. Er war ein Mann von 44 Jahren und ein Herr von, ein ſehr allſeitig gebildeter Herr, hatte

[1] Das Meiſte iſt noch vorhanden, aber wegen der devoten „Raubſucht" der Göthe-Verehrer, die auf Reliquien ausgehen, hinter Schloß und Riegel gelegt. Vgl. Kritiſche Bemerkungen zu Göthe's Biographie. I. Die Erwerbung des Gartens, von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1873. II. 142 ff. „Da ſteht noch der alte ſchöne Schreibtiſch nach Wiener Art, dort in regelloſer Ordnung die 6 Tafelſtühle, das dreiſitzige Kanapee, die beiden niedlichen Fauteuils, das urſprüngliche Bettgeſtell." — „Außer dem Erwähnten beſtand das Ameublement in 1 Kleiderſchrank, 1 Kanapee von Kienbaum, 1 Aktenſchrank braun gebeizt, 1 ſpaniſchen Wand, 6 Stühlen mit Rücklehnen von Rohr mit rothen Leinwandkiſſen, 2 von Nußbaumholz fournirten Tiſchen, Nachtſtuhl mit Nachtgeſchirr, 1 großen Poſtament für 1 Gipsfigur, weiß angeſtrichen, 2 leeren Bänken im Hauſe, 2 Strohſtühlen und 1 Bettgeſtell, 2 Tiſchen und 6 alten Stühlen mit rother Leinwand überzogen. Letztere wurden nur alt gekauft." Karl Auguſt ſtiftete ein großes Tafelmeſſer mit Futteral, der Hof von Gotha ſchenkte ein vollſtändiges Tafelſervice für 12 Perſonen mit 8 Fruchtkörben, der von Weimar das nöthige Silberzeug. Die Küche wurde natürlich auch nicht vergeſſen — — und zum Schießen waren zwei Scheiben da. Die Anſchaffungen im Hauſe koſteten 354 Thlr. 4 Gr. 11 Pf.

ſchon die Univerſität bezogen, ehe Göthe geboren war, ſtand ſeit 1754, mehr als 20 Jahre, in weimar'ſchen Dienſten, kannte Land, Leute, Geſetze und Verwaltung von A bis Z, hatte 20 Jahre Alles mitverwaltet und mit gewiſſenhafteſter Sorgfalt mitregiert. Seit vier Jahren war er Vorſitzender des Conſeil, d. i. erſter Miniſter. Und nun ſollte er ſich als Miniſter neben den 27jährigen Frankfurter Advocaten ſetzen, der von ungefähr im November in's Land geſchneit kam, noch nicht einmal ein eigenes Haus zu verwalten gehabt hatte, nur Verſe und Romane machte und ſich noch aufführte wie ein loſer Student. Das war zu viel für den ſoliden Mann vom alten Regime. Er reichte am 24. dem Herzog ſeine Entlaſſung ein und ſprach den Grund ſeines Verdruſſes klar und deutlich aus:

„So bleibt mir nichts mehr übrig, als gegen Ihro mit aller Ihnen ſchuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entſchloſſenheit eines von dem, was Ew. H. D. anderen und ſich ſelbſt ſchuldig iſt, tief durchdrungenen Mannes zu declariren, daß ich in einem Collegio, deſſen Mitglied gedachter D. Göthe anjetzt werden ſoll, länger nicht ſitzen kann."

Der Proteſt kam jedoch zu ſpät. Nachdem Karl Auguſt ſich mit Göthe auf „Du" geſtellt, mit ihm Theater geſpielt, ihn ein halb Jahr faſt nicht von ſeiner Seite gelaſſen, konnte er ihn Fritſch zu lieb nicht fallen laſſen. Er ließ den grämlichen Herrn zwei Wochen warten; dann ſchrieb er ihm:

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie ſagen mir in demſelben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem ſo rechtſchaffenen Manne, wie Sie ſind, erwartete. Sie fordern in eben demſelben Ihre Dienſtentlaßung, weil, ſagen Sie, Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der D. Göthe ein Mitglied iſt, ſitzen können. Dieſer Grund ſollte eigentlich nicht hinlänglich ſeyn, Ihnen dieſen Entſchluß faßen zu machen: Wäre der D. Göthe ein Mann eines zweydeütigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entſchluß billigen, Göthe aber iſt rechtſchaffen, von einem außerordentl. guten und fühlbaren Hertzen; nicht alleine ich, ſondern einſichtsvolle Männer,

wünſchen mir Glück dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf und Genie iſt bekannt. Sie werden ſelbſt einſehen, daß ein Mann wie dieſer nicht würde die langweilige und Mechaniſche Arbeit, in einem Landes Collegio von untenauf zu dienen außhalten. Einem Mann von Genie nicht an den Ort gebrauchen, wo er ſeine außerordentl. Talente nicht (sic) gebrauchen kann, heißt denſelben mißbrauchen, ich hoffe, Sie ſind von dieſer Wahrheit, ſo wie ich überzeügt. Was den Punkt daß dadurch vielen verdienten Leuten, welche auf dieſen Poſten Anſprüche machten anbetrift, ſo kenne ich niemanden in meiner Dienerſchaft, der meines wißens darauf hofte; zweitens werde ich nie einen Platz welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem wol und weh meiner Unterthanen ſtehet, nach anciennetät, ſondern nach vertraun vergeben. Was das Urtheil der Welt betrift, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Göthe in mein wichtigſtes Collegium ſetzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Profeſſor, Cammer- oder Regierungs Rath war, dieſes verändert gar nichts, die Welt urtheilt nach vorurtheilen, ich aber, und jeder, der ſeine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, ſondern um ſich vor Gott und ſeinem eigenen Gewiſſen rechtfertigen zu können, und ſuchet auch ohne den Beyfall der Welt zu handeln." [1]

Auch alle übrigen Remonſtrationen des Herrn von Fritſch wies der Herzog rund von ſich, blieb auf der Ernennung des Herrn von Kalb für das Kammerpräſidium und auf der Veränderung der Geſchäftsordnung beſtehen und forderte von Fritſch, daß er dennoch bleiben ſollte. Die Pille war bitter. Doch Anna Amalia trat jetzt für den Herzog ein, beſchwor ihren lieben alten Fritſch (den 13. Mai), zu bleiben, ſuchte ihm ſeine Abneigung gegen Göthe auszureden und verſicherte ihn, daß er der neuen Stellung gewachſen und werth ſei:

„Ich will Ihnen nicht von ſeinen Talenten, von ſeinem Genie ſprechen: ich rede nur von ſeiner Moral, ſeine Religion iſt die eines wahren und guten Chriſten, die ihn lehrt, ſeinen

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 159. 160.

Nächſten zu lieben und es zu verſuchen, ihn glücklich zu machen; das iſt doch der erſte hauptſächlichſte Wille unſeres Schöpfers.“ [1]

Nachdem es Fritſch nun klar geworden, daß Göthe nicht mehr wegzudrücken ſei, ergab auch er ſich in die herzoglichen Schöpfungszwecke, zog ſeine Entlaſſung zurück und blieb.

Der Hof, der in ſeinen traditionellen Formen, Gevatterſchaften, Gunſtbeziehungen befangen war, konnte ſich indeß an der Mentorwahl des Herzogs und an der Bevorzugung Göthe's unmöglich erbauen. Das Treiben der beiden Freunde ſah nicht anders denn wie eine tolle Studentenwirthſchaft aus, die alle bisherigen Verhältniſſe umzuſtürzen drohte. Man klagte, murrte, intriguirte. Der Herr von Seckendorf und die Hofleute jammerten, daß die Stellung des Adels bedroht ſei. Der Herr von Fritſch und die verdienteſten, würdigſten Beamten bedauerten die unverdiente Zurückſetzung ihres Standes. Ungünſtige Berichte gingen nach allen Seiten aus. Zimmermann erhielt folgende Schilderung über die traurigen Folgen der ſtattgefundenen Veränderungen:

„Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention: cependant trop de jeunesse et peu d'expérience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici: notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.“ [2]

---

[1] Sie ſchrieb, wie immer, franzöſiſch: „Sa religion est d'un vrai et bon Chrétien, qui lui fait aimer Son prochain et tache à le rendre heureux, voilà bien le point principal de la volonté de notre Créateur.“ Theater, Oper, Operette, Plaiſir, ſeinen Nächſten gut amüſiren — das war die Hauptſache bei dieſem Chriſtenthum! Beaulieu-Marconnay daſ. 170. 254.

[2] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 27 (nach Höfer,

Alle älteren, zahmeren, ruhigeren Leute, alle Anhänger des alten Regime waren vor den Kopf gestoßen, sahen die Mißstände, welche eine solche Studentenwirthschaft mit sich brachte, im ungünstigsten Licht und befürchteten das Schlimmste, wenn die frühere Ordnung nicht wieder zurückkehrte. Auf solche Berichte hin fühlte sich Klopstock verpflichtet, dem jüngern Bruder in Apollo folgenden Mahnbrief zu schreiben[1]:

„Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Göthe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl stark geborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden,

---

Göthe und Charlotte v. Stein. Stuttgart 1878. S. 35, schrieb dieß wahrscheinlich Frau v. Stein).

[1] Dr. Döring, Klopstocks Biographie. Jena 1853. S. 97. 98. Viehoff, Göthe's Leben. II. 149. — J. Janssen, Stolberg. 1883. S. 18. 19.

und läßt ſich der auch etwa niederhalten? Louiſens Gram, Göthe! Nein, rühmen Sie ſich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg ſagen. Er kommt aus Freundſchaft zum Herzog. Er ſoll alſo doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf ſeine Weiſe? Nein, er geht, wenn er ſich nicht ändert, wieder weg. Und was iſt dann ſein Schickſal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg ſchreiben; was ſoll ich ihm ſchreiben? — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog dieſen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegentheil; denn da iſt er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund ſagt, nicht hören will."

Um Göthe gegen dieſen Brief und zugleich Klopſtocks Ehre zu retten, hat man den Grafen Görtz als Sündenbock hingeſtellt, deſſen „Verleumdungen und Uebertreibungen" Klopſtock als baare Münze genommen haben ſoll, um aus irriger Vorſtellung dann ſo zu ſchreiben. Richtig iſt ſchon, daß Görtz als abgedankter Erzieher und eklipſirter Edelmann mit zu den Mißvergnügten zählte. Doch iſt es mit den Uebertreibungen, welche Klopſtocks Brief vorausſetzen ſoll, ſo weit nicht her.

Das Treiben der beiden Freunde war eine vollſtändige Burſchenwirthſchaft [1], wie aus Göthe's Tagebüchern und den gleichzeitigen Briefen ganz unzweideutig erhellt. Neben Jagden durch Dünn und Dick, halsbrecheriſchen Kletterpartieen, Kirmeſſen und Bauerntänzen, drolligen Picknicks und romantiſchen Mondſcheinfahrten, durchpolterten Nächten und abenteuerlichen Parforce-Ritten figuriren in dieſen Annalen auch Rheumatismus und

[1] Vgl. die Schilderung, welche Lewes (Freſe) I. 361 ff. von dieſen erſten „wilden Wochen" gibt und welche meiſt auf ſehr genauer Information beruht. Gödeke (Göthe's Leben und Schriften. Stuttgart 1877) ſucht die Sache damit zu beſchönigen, daß er Göthe mit einem „Löwenbändiger" vergleicht (S. 156), „der ſo lange gut bändigen hat, wie der Löwe will". Göthe ſelbſt fand ſpäter die Gegend von Ilmenau durch „unangenehme Erinnerungen befleckt".

Magenpein, Zahnweh, Morgenduſel und Rhabarber. Göthe, der noch den Wertherfrack trug und darin viele Nachahmer fand, hieß Wolf oder Hätſchelhans, auch die übrigen heitern Geſellen hatten ihre Spitznamen. Wie die Studenten hatten ſie ihre eigene Terminologie. „Wüthig" war ein Hauptadjectiv für ihr wildes Treiben. Poetiſch-träumeriſche Stimmung hieß „Dumpfigkeit", toller Ulk „Genie". Liebe, Herz, Sehnſucht, auch die Würſte waren „unendlich". Statt einer Kneipzeitung hielten die Genies jeden Samstag eine humoriſtiſche Sitzung, worin ſie einander in Knittelverſen — Matinées genannt — aufzogen. Da wurden Göthe und der Herzog folgendermaßen durch Einſiedel beſungen:

„Dem Ausbund Aller dort von Weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur ſein ungeſchliff'nes Reiten.
Denn ſein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geſchoß und Blitz.
's iſt ein Genie von Geiſt und Kraft
(Wie eben unſer Herrgott Kurzweil ſchafft),
Meint, er könnt' uns all' überſehen,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehen:
Wenn der Fratz ſo mit einem ſpricht,
Schaut er einem ſtier in's Angeſicht,
Glaubt, er könnt's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit ſeinen Schriften unſinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der mit heiler Haut ſich ſchießt vor'n Kopf:
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn er einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt ſich d'rauf als Doctor Fauſt,
Daß 'm Teufel ſelber vor ihm grauſt.
Mir könnt' er all gut ſein im Ganzen
(Thät' mich hinter meinen Damm verſchanzen);
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all ſein Zeugs verbannt. —

Nun denk' man ſich 'nen Fürſtenſohn,
Der ſo vergißt Geburt und Thron,
Und lebt mit ſolchen lockern Geſellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die thun, als wär'n ſie ſeines Gleichen,
Die ihm nicht einmal den Fuchsſchwanz ſtreichen.
Die des Bruders Reſpect ſo ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,
Glaub'n, es wohne der Menſchenverſtand,
Wo man alle Etikette verbannt [1].

Wenn die fröhlichen Herren auf ihren Excurſionen die Betten ſtehen ließen und ſich auf die Streu legten, wenn Göthe mit dem Herzog und Dalberg zuſammen auf Stroh kampirte, ſo iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſich im Nothfall brüderlich mit Wäſche und Kleidern aushalfen. Ob ſie ihren Humor mit einigen Gläſern mehr oder weniger auffriſchten, das hat Niemand gezählt; doch an Durſt konnte es bei ihren tollen Wanderfahrten nicht fehlen und gegen die gewöhnlichen Geſundheitsregeln ſündigten ſie tapfer. Selbſt auf's Leben gaben ſie nicht ſehr ängſtlich acht. Bei einer Eberjagd kam Göthe in die größte Gefahr, bei einem der vielen Vogelſchießen fiel beim fünfzigſten Schuß ein Burſche todt darnieder. „Und," ſagt Göthe ganz luſtig, „hätte nach den Umſtänden jeder von uns können todt ſchießen und todt geſchoſſen werden", und unmittelbar weiter: „Morgen habe ich Miſels (Mädchen) heraufgebeten. Sie verſichern mich alle, daß ſie mich lieb haben und ich verſichere ſie, ſie ſeien charmant. Eigentlich aber möchte jede ſo einen von uns, wer er auch ſei, haben, und dadrüber werden ſie keinen kriegen." [2]

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 136.

[2] R. Keil, Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1772. Leipzig, Veit, 1875. S. 147 und S. 123. A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau v. Stein. Weimar 1848. I. 118. — Herbſt, J. H. Voß. Leipzig 1872. I. 301. — Göthe ſelbſt hörte ſpäter nicht gerne von dieſen Zeiten reden. Knebels Briefe aus dieſer Zeit

Klopſtock war alſo im Weſentlichen recht berichtet, wenn ihm dieſe Wirthſchaft als eine arg liederliche geſchildert worden war. Die ſanitären Folgen faßte er etwas zu ängſtlich auf, die moraliſchen nahm er dagegen eher zu leicht. Eine ernſtere religiöſe Lebensauffaſſung konnte bei ſolchem Treiben nicht aufkommen, das Familienleben des Fürſten erlitt bedauerliche Störung, Zucht und Sitte verlor dabei, und für das Volk war es kein heilſames Beiſpiel, wenn der Herzog ſeine junge Gemahlin ſchon in den erſten Monaten zu Hauſe ſitzen ließ, um mit Bauernmädels zu tanzen.

Am 20. Mai (1776) wohnte Göthe dem Einzug des Prinzen Conſtantin in das Schlößchen Tiefurt bei, der von den Bauern mit Muſik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenaden u. ſ. w. gefeiert wurde. Tags darauf ſchrieb er an Klopſtock vom hohen Roß herab:

„Verſchonen Sie uns künftig mit ſolchen Briefen, lieber Klopſtock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böſe Stunden. Sie fühlen ſelbſt, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt als ein Schulknab ein Pater peccavi anſtimmen, oder mich ſophiſtiſch entſchuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemiſch von allen Dreien heraus, und wozu? Alſo kein Wort mehr zwiſchen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz überbliebe, wenn ich auf alle ſolche Anmahnungen antworten ſollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wiſſen und fühlen Sie eben das. Stolberg ſoll immer kommen. Wir ſind nicht ſchlimmer, und will's Gott beſſer, als er uns geſehen hat.

Göthe."

---

verbrannte er. Die Götheverehrer ſuchten alle Exceſſe beſtmöglichſt zu verſchleiern, und wo das nicht ausreicht, muß Göthe's eigenes Troſtwort aushelfen:

„Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

Ueber Bertuchs Mißhandlung ſ. Göthe-Jahrb. IV. 201.

Klopstock antwortete nicht sogleich; er wird sich wohl nochmals nach dem Weimarer „Genieleben" erkundigt haben. Erst den 29. August 1776 kündigte er Göthe entschieden seine Freundschaft auf:

„Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, wenn er sich selbst hört.

Klopstock." [1]

Hiermit waren Göthe und Klopstock für immer geschiedene Leute. Friedrich Leopold zu Stolberg, der schon bereit war, sich ebenfalls in Weimar niederzulassen, kam nicht.

Göthe hatte unterdessen am 11. Juni seine definitive Ernennung erhalten [2]:

„Von Gottes Gnaden, Wir Karl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc. Urkunden hiermit: Nachdem Wir den Doctorem juris [3] Johann Wolfgang Göthe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm vertrauten Posten Treue und nützliche Dienste zu leisten, eifrigst beflissen seyn werde, zu Unserm Geheimden Legationsrath, mit Sitz und Stimme in Unserm geheimden Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszusetzen, die Entschließung gefaßt haben:

---

[1] Dr. H. Döring, Klopstocks Biographie. Jena 1853. S. 99.

[2] S. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena, Fromann. 1834. S. 2. 3.

[3] Er war gar nicht Doctor, sondern bloß Licentiat, ließ sich indeß gern den selbstverliehenen Titel gefallen.

Als iſt demſelben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unſerm fürſtlichen Inſiegel bedrucken laſſen, ausgefertigt und zugeſtellt worden.

So geſchehen und geben Weimar den 11. Juni 1776.

Karl Auguſt."

Wie die Haruſpices im alten Rom, wußten ſich die beiden jovialen Freunde nach all ihren Studentenſtreichen officiell ganz feierlich zu gebärden. Um Göthe's übelbeſtellter Börſe aufzuhelfen, zahlte der Herzog ihm aus ſeiner Privatchatouille noch die Beſoldung für das verfloſſene Halbjahr nach. Am 19. Juli erhielt Göthe ſein Anſtellungsdecret, am 25. wurde er in's Conſeil eingeführt und als Miniſter vereidet. Mittags ſpeiſte er bei Hof — und ſo war die kleine Palaſtrevolution, welche der Herzog im Schilde geführt, wenigſtens theilweiſe vollzogen.

4. Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten.

1775—1776.

„Die Frau des Oberſtallmeiſters des Herzogs Karl Auguſt von Weimar war jedenfalls dasjenige weibliche Weſen, mit dem Göthe in dem innigſten, zarteſten und am längſten dauernden Verhältniſſe ſtand, und das auf ihn einen tiefergehenden und nachhaltigeren Einfluß ausübte, als irgend ein anderes.“ Auguſt Diezmann.

„Es iſt ein endloſes Spiel des Zürnens und Verzeihens, des Verbannens und Begnadigens, der prüdeſten Zurückhaltung und der rückhaltloſeſten Hingebung, endlich und vor Allem der unausgeſetzten Dämpfung und der ſich ſtets wiederholenden Aufregung.“ Edmund Höfer.

Herzensromane waren es bis dahin geweſen, welche in Göthe's Leben als leitendes Element hervortraten und ſeinem bunten Literatentreiben eine gewiſſe Einheit gaben. Schon als Kind ſchloß er ſich inniger an Mutter und Schweſter an, als an Vater und Bruder. Nicht bedeutende Männer, nicht intereſſante Freunde, nicht Rouſſeau, nicht Spinoza waren die Leitſterne ſeines Entwicklungsganges, ſondern das Frankfurter Gretchen, Friederike Oeſer, Käthchen Schönkopf, Fräulein von Klettenberg, Friederike Brion, Anna Gerock, Sibylle Münch, Maximiliane La Roche, Lili Schönemann, Auguſte zu Stolberg und andere Mädchen, deren Namen die Götheforſchung noch nicht aufgefunden hat. Liebe war der ſtete Traum ſeiner jungen Jahre, das Gemüthsleben der Frauen ſeine Lieblingsatmoſphäre, Mädchen zugleich die Muſen und der Lieblingsgegenſtand ſeines Dichtens. Zu ihnen flüchtete er aus dem Wirrwarr ſeines fragmentariſchen Studiums, wie aus dem unbefriedigenden Gewühl tollen Stu-

dententreibens. Seine Lyrik war fast lauter Liebespoesie, sein Werther die Klagen seiner eigenen Liebesqual, die Ritterthaten eines Götz liefen bei ihm in Liebesgeschichten aus, Faust stockte, als die Gretchentragödie zum Abschluß gelangt war, Clavigo, Stella und die kleinen Singspiele waren nur der Wiederhall neuer Liebesphantasieen. Das war der eigentliche Quell seiner Poesie[1].

Wie die große Grundkraft seiner Seele, die Phantasie, so waren auch seine Neigungen lebhaft, mannigfaltig, leicht beweglich, aber nicht ernst und tief. Löste sich ein Verhältniß, so spann er wohlgemuth ein anderes an, verwerthete das erste poetisch, und theilte sein Herz auch wohl großmüthig an zwei oder mehrere Geliebte. Als er darum, durch die unglückliche Liebe zu Lili aus Frankfurt gescheucht, nach Weimar floh, wäre es ein wahres Wunder gewesen, wenn er sich nicht nach einem neuen Roman umgesehen hätte. Wie Knebel erzählt, hingen sich die Damen gleich an ihn, der wie ein Stern in Weimar aufging, und Schiller berichtet von Weimar: „Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle. Da ist zum Beispiel eine Frau von Schardt, die Du in jeder andern Gesellschaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdest .... Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert."[2] An Auswahl konnte es also nicht fehlen.

---

[1] W. Scherer, Ueber die Anordnung Göthe'scher Schriften. Göthe-Jahrb. IV. 64—68. — Unter dem Titel „Göthe's Liebschaften und Liebesbriefe" hat Dr. Aug. Diezmann, Leipzig 1868, versucht, „eine Geschichte seines Herzens (!) zu geben, die — nach des Verfassers Ansicht — ebenso unterhaltend für den gewöhnlichen Leser, als belehrend für denjenigen sein muß, welcher sein Wesen und Sein gründlich kennen lernen will". S. 4.

[2] K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 112.

Die Wahl, welche Göthe dießmal traf, war bereits auf der Schweizerreise vorbereitet worden. In Straßburg hatte ihm nämlich der großbritannische Leibarzt und Silhouettensammler Dr. Zimmermann unter hundert andern Silhouetten diejenige einer Weimarer Hofdame, Charlotte von Stein, gezeigt, deren Anblick den Dichter für drei Nächte schlaflos machte. Er schrieb unter das Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Eindruck." Während Zimmermann sich beeilte, das Alles an Frau von Stein zu berichten, lieferte Göthe die Silhouette an Freund Lavater für die große Physiognomik ein und leistete zu derselben folgenden Text:

„Festigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollen. Treu bleibend. Siegt mit Netzen."

Das Alles erkannte er aus dem Profil einer bloßen Silhouette, nachdem ihm natürlich Zimmermann zuvor das Nöthige gesagt. Die Damen nahmen solche Orakel für baare Münze. Der Frau von Stein setzte Göthe eine vielberühmte Schönheit, die Marquise Branconi („Freundin" des Herzogs von Braunschweig), gegenüber mit dem Schlußsatz: „Siegt mit Pfeilen." Wieder ein elegantes Compliment. Die Bekanntschaft war damit eingeleitet.

Charlotte Albertine Ernestine von Stein war am 25. December 1742 zu Weimar geboren, also sieben Jahre älter als Göthe[1].

---

[1] Hauptquelle für diese Episode und für Göthe's Leben während dieses Zeitraumes überhaupt sind die von A. Schöll herausgegebenen „Briefe Göthe's an Frau v. Stein". Weimar 1848. — Düntzers Charlotte von Stein. Ein Lebensbild. Stuttgart, Cotta, 1874, 2 Bde., ist hauptsächlich aus diesen Briefen geschöpft, enthält aber manche biographische Ergänzungen. Doch ist der Stoff nur nach Jahren aneinander gereiht, mehr unverarbeitetes Excerpt, als Biographie. Vgl. darüber die Recension des P. Diel, Stimmen

Ihr Vater, der Hofmarſchall von Schardt, ſtammte aus Schleſien, die Mutter aus dem ſchottiſchen Geſchlecht der Irving of Drum. Sanften und milden Charakters, ſehr ſtreng erzogen, trat ſie ſchon mit fünfzehn Jahren als Hofdame in den Dienſt der Herzogin Amalie und heirathete ſieben Jahre ſpäter (1764) den herzoglichen Stallmeiſter Gottlob Ernſt Joſias Friedrich Freiherrn von Stein, der von ſeinem Vater, einem kaiſerlichen Reichshofrath, das anſehnliche Rittergut Großkochberg ererbt hatte. Als Göthe nach Weimar kam, war ſie ſchon Mutter von ſieben Kindern, von denen aber vier Töchter bereits im Grabe ruhten. Neben dieſen Verluſten hatten mannigfache andere Leiden das Jugendliche ihrer Schönheit bedeutend vermindert. Sie machte indeß auf Göthe den Eindruck eines Engels, die Grafen Chriſtian und Leopold Stolberg fanden ſie „ſchön", in allen Schilderungen des Hofes tritt ſie neben den beiden Herzoginnen als die hervorragendſte Frau auf. Schiller, der ſie erſt zehn Jahre ſpäter kennen lernte, kam die adelige Geſellſchaft von Weimar langweilig vor, nur ſie bevorzugt er vor den vielen

---

aus Maria-Laach, 1875. IX. 220. Die ſehr maßvolle Beſprechung hat den reizbaren Sammler ſo in Harniſch gebracht, daß er allen Anſtand über Bord warf und die Zeitſchrift einen „Unkenteich" ſchalt (Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. Stuttgart, Cotta, 1876. S. 33). Das ſoll uns wohl von ſeiner Bildung überzeugen. Das neue Buch, 300 Seiten ſtark, iſt übrigens nur ein Auszug aus den faſt 1000 Seiten des früheren Werkes und noch ungenießbarer als dieſes, im breiten Stile jener „Weiſen", von welchen Cervantes erzählt, daß jeder der „irrenden Ritter" einen oder zwei in Bereitſchaft gehabt hätten, „die nicht nur ſeine Thaten beſchrieben, ſondern auch ſeine kleinſten Gedanken und Kindereien ausmalten, wenn ſie auch noch ſo verborgen geweſen wären" (Don Quijote. II. Buch. 1. Kap.). Außer den „Stimmen" wird darin auch Lewes, Stahr, Keil, Zarncke's Centralblatt, kurz Jedermann angefallen, der Frau von Stein nicht als einen „Engel" kindlich verehren will. Ich habe nichts dagegen, wenn Düntzer ſich auch an mir jetzt wieder ein Honorar verdienen kann.

„flachen Creaturen". „Die beſte unter allen," ſagt er, „war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, intereſſante Perſon, und von der ich begreife, daß Göthe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen."[1]

Ihre Ehe mit dem Freiherrn von Stein war nicht gerade eine unglückliche. Sie war eine gute, ſorgliche Hausfrau, eine liebevolle Mutter und kam auch mit ihrem Gatten erträglich aus; doch herrſchte nicht jene Seelenharmonie und vollendete Gleichheit unter ihnen, von denen romantiſche Gefühlsmenſchen das eheliche Glück abhängig machen. Er gehörte als ſchöner, ſtattlicher Cavalier ganz der äußern Hofwelt an, ſie beſchäftigte ſich viel mit Poeſie, innerlicher Gefühlsſchwärmerei und ſogar Träumen. Er trieb Landwirthſchaft, verſtand ſich auf Ochſen, Kühe, Kälber; ſie intereſſirte ſich mehr für zarte Angelegenheiten, für Romane, dramatiſche und lyriſche Gedichte. Er war ein derber Landjunker, ſie eine ätheriſche „ſchöne Seele". Sie hatte früher viel und gut Theater geſpielt, auch Verſe gemacht; der Ernſt des Lebens hatte dieſe ſchöngeiſtigen Anlagen nicht zerſtört, aber mit einer zarten, ideellen Beſchaulichkeit verbunden. Sie hatte einen gewiſſen religiöſen Zug, ging zur Kirche, beſchäftigte ſich mit frommen Träumereien, konnte aber auch die kräftigſten Religionsſpöttereien ertragen und las mit Andacht Rouſſeau, Voltaire, Diderot, und was die Zeit der Aufklärung an buntem Ideenwirrwarr hervorbrachte. Rauſchende Vergnügungen liebte ſie nicht.

Das war die Frau Baronin, zu der Göthe jetzt ſeine Blicke erhob. Es war ein durchaus neues Abenteuer. Er hatte bis jetzt nur junge Mädchen geliebt, die an Geiſt und Bildung weit unter ihm ſtanden — Gänslein, Backfiſchlein, die mit Gretchen bewundernd zu ihm aufſtaunten:

„Du lieber Gott, was ſo ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!

[1] Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. I. 88.

Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwiſſend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Göthe ſelbſt mag des bloßen Liebesgeflüſters dieſer Pfarrers-, Bürgers- und Wirthstöchterlein überdrüſſig geworden ſein, zumal nachdem ſein Genius aus Lili's Salon nicht als Sieger hervorgegangen. Er ſuchte mehr — einen ihm ebenbürtigen, geiſtigen Verkehr, den die Liebe poetiſch verklären ſollte — oder eine Liebe, die ihn auch geiſtig bereicherte. Dazu hatte er einen merkwürdigen Drang, zu beichten, d. h. all ſeine Erlebniſſe, Gemüthsſtimmungen, Pläne, Arbeiten mitzutheilen und ſich darüber tröſten, ermuthigen, belehren zu laſſen. Mit Freunden hatte er aber hierin fatale Erfahrungen gemacht. Manche benützten ſeine Mittheilungen zu eigenem Profit, pumpten ihn aus und verwertheten ſeine Geſtändniſſe literariſch. Die zwar wohlmeinende, aber ſcharfe Kritik Mercks hielt er nicht aus. Er war ſo an Mama gewöhnt, daß er unwillkürlich wieder eine Mama ſuchte — — eine Geliebte, die etwas Mütterliches, Schweſterliches hätte, die ihn ganz verſtände, ihn leitete, tröſtete, ihm wie ein Schutzgeiſt zur Seite ſtände. Zu dieſem weichlichen Charakterzuge geſellte ſich auch öfter unverkennbar die Sehnſucht nach einem idealeren Geiſtesleben, das Verlangen nach religiöſem Troſt, der Drang ſeines beſſeren Ich nach jenem inneren Frieden, den er ſelbſt in unruhiger Schattenleidenſchaft täglich untergrub, ja vollends unmöglich machte, indem er bei der Geliebten ſuchte, was nur Gott gewähren kann.

Ob ſich in dieſen ideellen Zug ſeines Herzens auch realiſtiſch-praktiſche Motive miſchten, kann man dahingeſtellt laſſen. Die Intimität mit der erſten Dame bei Hof verſprach ſicherlich ähnliche Vortheile, wie des Herzogs Familiarität, obwohl letztere für Göthe's Stellung an ſich genügenden Halt bot[1].

Genug, das Verhältniß entſpann ſich dießmal nicht ſo raſch,

[1] S. Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. S. 35.

wie die bisherigen Romane. Nachdem der Herzog seinen Freund selbst der Frau Stallmeisterin vorgeführt, sahen sie sich nur in öffentlicher Gesellschaft. Erst nach einem Monat ging er nach Kochberg und zeichnete seinen Namen auf Charlotte's Schreibtisch ein. Dann erfolgte wieder eine monatliche Pause, bis am 29. December Zimmermann seinen Freund der Frau Baronin in der eindringlichsten Weise zum Geliebten anempfahl.

„Ich bin durchaus nicht erstaunt," schrieb er, „daß Göthe in Weimar allgemein gefallen hat. Bei einem so glänzenden und allgemein anerkannten Erfolge wie der seinige, bei seinem im ersten Anblicke aus seinen Augen leuchtenden Blitze, mußte er alle Herzen durch seine liebenswürdige Gutherzigkeit und seine Biederkeit treffen, die gleichen Schritt mit seinem hohen und erhabenen Genie hält. Ach, wenn Sie gesehen hätten, wie dieser große Mann seinem Vater und seiner Mutter gegenüber der beste und liebenswürdigste Sohn ist, so würde es Ihnen schwer halten, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen. Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte dem, was sie gethan haben, nur ein Zug, so würde zugleich alles Große fehlen, was wir an ihnen bewundern."

Der prophetische Schweizer verkündete ihr sogar Weimar's künftige Größe:

„Herrn Göthe wünsche ich alles Zutrauen an Ihrem Hofe. Höflinge (verzeihen Sie den unedeln Ausdruck!) von dieser Art können unter einem so weisen, verständigen und aufgeklärten Fürsten, wie der Herzog ist, ein neues Goldenes Zeitalter bei Ihnen hervorrufen, das in der Geschichte Epoche machen und bei der Nachwelt die sogenannten Großthaten der großen Höfe und großen Völker auslöschen wird."

Sobald das „Medium der Liebe" ihm diese Empfehlung ausgestellt, eröffnete Göthe im Januar einen Liebesbriefwechsel mit Frau von Stein, der von nun an zehn volle Jahre fortdauerte. Die Brieflein folgten einander oft Tag auf Tag, ja sogar mehrere unter demselben Datum. Als Schiller 1787 nach Weimar kam, war es dort öffentliches Geheimniß, daß sie über

1000 Briefe von Göthe beſäße und daß er ihr noch immer von Italien aus ſchriebe. Dieſe Liebesbillets, die ſich zeitweilig, namentlich wenn Göthe auf Reiſen war, zu Tagebuchabſchnitten erweiterten, füllen drei Octavbände von je etwa 400 Seiten. Sie bilden die biographiſche Hauptquelle für ſeine erſten zehn Jahre in Weimar.

Die romantiſche Billetſammlung beginnt ſchon am 3. Januar 1776, kaum ein paar Tage nachdem in Waldeck die letzten Seufzer nach Lili verklungen. Zu einem Gruß an Herzogin Louiſe geſellt ſich bereits im erſten dieſer verliebten Zettel die Verſicherung: „Ich weiß doch allein, wie ich euch lieb habe.“[1] Darauf gleich der Wunſch, Frau von Stein zu ſehen und zu treffen: „Gehen Sie in die Comödie? Ich bitte nur um ein Wort. Beſänftigerin! Ich komme wahrſcheinlich heute noch.“ Da Frau von Stein, ſei es aus moraliſchen Bedenken, ſei es aus Rückſicht auf die vornehme Geſellſchaft, den neuen Anbeter etwas kurz hielt, ihn ſichtlich mied, wurde er ganz unglücklich. Am 27. Januar fehlte ſie auf der Redoute. Da ſchrieb er ihr:

„Liebe Frau, ich war heut Nacht von einem Teufels Humor zu Anfange. Es drückte mich und die Herzogin, daß Sie fehlten. Die Keller und die niedliche Bechtolsheim konnten mich nicht in Schwung bringen. Karl gab mir das Zettelchen, das machte die Sache ärger, mich brannte es unter den Sohlen, zu Ihnen zu laufen. Endlich fing ich an zu miſeln, und da gings beſſer. Die Liebeley iſt doch das probateſte Palliativ in ſolchen Umſtänden. Ich log und trog mich bei allen hübſchen Geſichtern herum, und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich ſagte. Das Milchmädchen gefiel mir wohl, mit etwas mehr Jugend und Geſundheit wäre ſie mir gefährlich ..... Die Herzogin-Mutter war lieb und gut, Herzogin Luiſe ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müſſen! aber ich blieb in Faſſung und kramte läppiſches Zeug aus. Sie widerſprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte

[1] Schöll I. 4.

ich ſie nachher lachen, wir dachten an Dich, liebe, liebe Frau! Du kommſt doch heut Abend.“ [1]

Den folgenden Tag ſchrieb er:

„Lieber Engel, ich komme nicht ins Concert. Denn ich bin ſo wohl, daß ich nicht ſehen kann das Volk! Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen und es verdroß mich, daß kein Wort drin war von Dir, kein Wort mit Bleiſtift, kein guter Abend.

Liebe Frau, leide, daß ich Dich ſo lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's ſagen. Will ich Dich ungeplagt laſſen. Adieu Gold. Du begreifſt nicht, wie ich Dich lieb habe.“ [2]

Am 29. ſchickte er ihr ſeine „Stella“, die eben gedruckt angekommen war und die Liebe zu Dreien poetiſch anempfahl, dazu die Bitte: „Sollſt mich auch ein Bischen lieb haben. Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe.“

Es war ihm aber doch mehr um's Bleiben. Er erzählte Wieland ſeine letzte Jahresgeſchichte und verſprach ſie auch ſeiner Baronin:

„Wenn ihr mich warm haltet, ſo ſchrieb ichs wohl für euch ganz allein. Denn es iſt mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Abſolution bedarf. Adieu Engel, ich werde eben nie klüger und muß Gott danken dafür. Adieu, und mich verdrießts doch auch, daß ich Dich ſo lieb habe und juſt Dich!“ [3]

Als der Herzog ihn vorläufig als Hoſpitanten mit in's Conſeil nahm, verſprach der würdige Staatsmann, ihrer auch bei ſeinen Geſchäften zu gedenken, ſchickte ihr Blumen, beſuchte ſie während der Sitzung, ſchrieb ihr Zettel und befürchtete ſchon jetzt eine Billetkrankheit. Noch im Februar und März wurden die Liebesverſicherungen heftiger und zudringlicher. Am 23. Februar ſchrieb er:

„Das erſtemal ſeit 14 Tagen mit freiem Herzen und wie voll Danks gegen Dich Engel des Himmels, dem ich das ſchuldig

---

[1] Schöll I. 5. [2] Daſ. I. 6. [3] Daſ. I. 9.

bin. Ich muß Dir's ſagen, Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute ſeh ich Dich wieder. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — Nein will brav ſeyn — — Ich liege zu deinen Füßen und küſſe deine Hände." [1]

In der folgenden Nacht fuhr er fort:

„Du Einzige die ich ſo lieben kann, ohne daß michs plagt — und doch leb ich immer halb in Furcht — Nun mags. All mein Vertrauen haſt Du und ſollſt ſo Gott will auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schweſter einen Bruder irgend wie ich an Dir eine Schweſter habe. Denk an mich und drücke Deine Hand an die Lippen, denn Du wirſt Guſteln ſeine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, Die werden nur mit ſeiner Unruhe und Liebe im Grab enden. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur Ihre Augen geſehen — und da iſt mir die Mücke ums Licht eingefallen." [2]

Von Erfurt aus bat er ſie, nach Ettersburg zu kommen und ihm dort mit einem Ring in's Fenſter oder mit Bleiſtift an die Wand ein Zeichen zu machen, daß ſie dageweſen:

„Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und Du einziges das mir Glück wünſchen würde wenn ich was lieber haben könnte als Dich. — — Wie glücklich müßt' ich da ſeyn! — — oder wie unglücklich! Adieu! — Komm! und laß nur niemand meine Briefe ſehen. — Nur — NB. das NB. — will ich Dir mündlich ſagen, weils zu ſagen eigentlich unnöthig iſt — Ade Engel." [3]

Anſtatt ſolche Billets und ihren Verfaſſer rundweg abzuweiſen, wie es die Pflicht einer redlichen Gattin geweſen wäre, nahm der „Engel" dieſelben holdſeligſt auf, hielt ſie ſorgfältig geheim, erwiederte ſie mit Antworten, die mehr lockten, als abwehrten, und begnügte ſich, den Flug der lieben Mücke etwas zu

---

[1] Schöll 11. [2] Daſ. 12.
[3] Daſ. 13.

dämpfen und zu mäßigen[1]. Sie ſah ſie gern ſo um ſich herumfliegen, mahnte aber vor „Aergerniß“. Darauf die Antwort (20. März):

„Sie irrten ſich Engel, unter allem was mir auf Erden ſchädlich und tödtlich ſeyn könnte, iſt Aergerniß das letzte. An Stoff dazu fehlts freilich niemals, nur verarbeit' ich ihn nicht..... Laſſen Sies gut ſeyn, weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich ſie lieber für Sie haben, als für eine andere. Adieu Engel.“[2]

Er nahm keinen Anſtand, auch noch den Segen Gottes auf ſeine Schwachheit herabzurufen und Frau von Stein fürder mit dem aſtronomiſchen Zeichen der Sonne ☉ in ſein Tagebuch zu verzeichnen.

Die „Liebe“ hat indeß ihre eigene Logik. Ueber den Begriff der „Einzigen“ war Göthe längſt hinaus; er hatte ſchon zu Viele „geliebt“, nicht nur Mehrere nacheinander, ſondern auch Mehrere gleichzeitig. Bereits in Leipzig hatte das angefangen. Bei den Gerocks erzählte er von der „einzigen“ Lotte, bei Sibylle Münch träumte er von Friederike, auf Lili's Zimmer ſchrieb er an Auguſte zu Stolberg. Mit ſeiner zärtlichen Bruderliebe zu Cornelia fädelte er gewöhnlich die Mädchen ein, den neuen Schweſterchen erzählte er dann von ſeinen unſchuldigen, früheren Bräutchen und wußte Liebesluſt und Liebesleid ſo zart zu wenden, daß aus Sympathie und Mitleid ihm bald neue Liebe entgegenklang.

Als das „Novitiat der Liebe“ ſich bei der Baronin von Stein allzuſehr in die Länge zog, ſäumte Göthe nicht, den Roman zu erweitern und eine zweite Schöne darin aufmarſchiren zu laſſen. Nachdem er dem Hof an Herder einen galanten und „menſchlichen“ Oberhofprediger verſchrieben hatte, bedurfte man auch noch einer weiblichen Nachtigall, d. i. erſten Hofſängerin. Göthe

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein (I. 48), findet das nicht nur in Ordnung, ſondern bricht darüber in enthuſiaſtiſche Bewunderung aus.

[2] Schöll I. 17.

brachte eine ſeiner Leipziger Göttinnen in Vorſchlag: das war Corona Schröter, die berühmte Sängerin und Schauſpielerin, der er ſchon als Student in Verſen gehuldigt hatte. Und da der Herzog und die Herzoginnen einverſtanden waren, ſo reiste er ſelbſt Ende März nach Leipzig, um ſie für Weimariſche Dienſte zu gewinnen.

In Leipzig, wo er den 25. März ankam, ſuchte er ſein „erſtes Mädchen" (d. h. ſein erſtes Leipziger Mädchen) auf; Käthchen Schönkopf war aber Frau Kanne geworden — „Ce n'est plus Julie", meinte er. Auch ſonſt wurde ihm „ſonderbar".

„Kann nicht genug ſagen," ſchrieb er dem Herzog, „wie ſich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die ſchwarz, grau, ſteifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenſchwänzlichen Magiſters, gegen die Feiertagsberockte, altmodiſche, ſchlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, krieſende, ſchnäbelnde und ſchwämelnde Mägdlein und gegen die .... hafte, ſtrotzliche, ſchwänzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeſte entgegnet ſind. Dagegen präſervirt mein Aeußeres und Inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu ſagen." [1]

Er fühlte ſich ſeit 24 Stunden nicht bei Sinnen, d. h. „bei zu vielen Sinnen, über- und unſinnlich" [2]. An Frau von Stein berichtete er noch am ſelben Abend:

„Die Schröter iſt ein Engel — wenn mir doch Gott ſo ein Weib beſcheeren wollte, daß ich euch könnt im Frieden laſſen — doch ſie ſieht Dir nicht ähnlich genug."

---

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 2.

[2] Wenn nicht eine Reminiscenz aus Don Quijote (I. Buch, 1. Kap.), ſo doch eine ebenbürtige Perle von Unſinn, wie ſie den fahrenden Ritter bei Feliciano de Silva entzückte: „Das Tiefſinnige des Unſinnlichen, das meinen Sinnen ſich darbeut, erſchüttert alſo meinen Sinn, daß ich über Euere Schönheit eine vielſinnige Klage führe."

Am andern Tage (26.) meinte er, Erziehung könnte noch nachhelfen:

„Ich bin bei der Schrötern — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau was sollte aus der werden!“ [1]

Während Göthe alle Schritte that, um Corona Schröter diesen Vortheil zu verschaffen, d. h. indem er sie als Kammersängerin der Herzogin Anna Amalia anwarb, wurde Frau von Stein nun doch etwas unruhig und eifersüchtig. Um sie zu beschwichtigen, schrieb er ihr den 31.:

„Liebe Frau, Ihr Brief hat mich doch ein wenig gedrückt. Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele an die Tausende glauben sollten um selig zu werden. — Man soll eben in der Welt nichts begreifen, seh ich je länger je mehr. — Ihr Traum Liebste! und Ihre Thränen! — Es ist nun so! Das Wirkliche kann ich so ziemlich meist tragen; Träume können mich weich machen, wenns ihnen beliebt. — Ich habe mein erstes Mädchen wieder gesehen. — Was das Schicksal (!) mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehen! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren. Und gleich knüpfts wieder neu an. Hab ich euch doch alle. Bald komm' ich. Noch kann ich nicht von der Schrötern weg.“ [2]

Als Göthe aus dem gefährlichen Leipzig wieder nach Weimar zurückgekehrt war (schon den 5. April), nahm das Zettelschreiben wieder seinen gewöhnlichen Lauf. Göthe seufzte nach Liebe und Liebe und mehr Liebe. Frau von Stein konnte es nicht über's Herz bringen, einen so merkwürdigen, hervorragenden Anbeter fahren zu lassen. Schwankend zwischen Pflicht und Neigung, entzog sie dem Liebenden die Gunst ihrer Augen nicht ganz predigte ihm aber Entsagung und Mäßigung und suchte ein platonisches Verhältniß herbeizuführen, das äußerlich ihre Stellung

[1] Schöll I. 20. [2] Ebd. I. 20. 21.

als Gattin intact erhielt, im Stillen aber ſie zur Herzenskönigin des Dichters machen ſollte. Es war derſelbe Platonismus, den Göthe an Wieland verſpottet hatte und den dieſer in einer ganzen Series von Werken als verrückte und ungeſunde Seelenquälerei zu verurtheilen bemüht war. Erſatz für eine Ehe oder auch nur für ein realiſtiſches Liebesverhältniß konnte eine ſolche Seelengeſchwiſterſchaft, Mondſcheinſehnſucht und Billetpoſt unmöglich gewähren, einem ſo leidenſchaftlichen Charakter wie Göthe am wenigſten. Er konnte den „Engel“ oft Tage, ja Wochen und Monate lang nicht ſehen; war er in Weimar anweſend, ſo mußten im Verkehr hundert kleine Vorſichten angewandt werden, um den Herzensaustauſch zu maskiren und zu beſchränken. Die Pädagogik des „Engels“ war im Anfang ſehr ſtreng und verſtattete auch in literariſcher Hinſicht nur einen eng begrenzten Austauſch der Anſichten und Empfindungen. Der Mann, der „titaniſch“ das chriſtliche Sittengeſetz abgeſchüttelt hatte, mußte es ſich gefallen laſſen, wieder wie der Bär in Lili's Menagerie abwechſelnd geſchmeichelt und gerupft, am Seil herumgeriſſen und zum Tanzen beordert zu werden. Die Gegenwart der Frau Baronin machte ihn ſelig, ihre Abweſenheit riß in einem Augenblick den ganzen Himmel ein:

„Ach wie biſt Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Nein an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach wenn Du da biſt,
Fühl' ich, ich ſoll Dich nicht lieben.
Ach wenn Du fern biſt,
Fühl' ich, ich lieb' Dich ſo ſehr[1].

Dieß ewige Hin- und Herſchaukeln zwiſchen leerem Phantaſieglück und ebenſo thörichter Herzensqual macht ſeine Liebesbillets, abgeſehen von ihrem ſonſt meiſtens ſchalen Inhalt, zu einer troſt-

[1] Schöll I, 51.

loſen, widerlichen Lectüre[1]. Den ganzen Mai, Juni, Juli 1776 enthalten ſie faſt nichts als ein ewiges Gejammer über unnütze Selbſtqual, vergebliches Ringen nach Reſignation, Ueberdruß an längerem Herztheilen, Unmöglichkeit, ſeine Liebe aufzugeben, Sehnſucht nach der Gegenwart, die allein „wirkt, tröſtet und erbaut".

„Warum ſoll ich Dich plagen, liebſtes Geſchöpf! — Warum mich betrügen und Dich plagen und ſo fort. — Wir können einander nichts ſein und ſind einander zu viel.

„Alſo auch das Verhältniß, das reinſte, ſchönſte, wahrſte, das ich außer meiner Schweſter je zu einem Weibe gehabt, auch das geſtört! — Ich war drauf vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und das Zukünftige ..... Ich will Sie nicht ſehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben ſoll, ſo hilft mir Ihre Liebe ſo wenig, als die Liebe meiner Abweſenden, an der ich ſo reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfniſſes entſcheidet alles, lindert alles, kräftiget alles. Der Abweſende kommt mit ſeiner Spritze, wenn das Feuer nieder iſt — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts ſein kann, will auch nicht, daß Du mir was ſein ſollſt." [2]

„Hier bildend in der reinen ſtillen
Natur, iſt ach mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch ſtets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben ſoll."

So lebte er denn wieder in der vollendetſten Wertherei, ſelbſtgemachter Herzensqual und nutzloſer Empfindelei, nur daß das bunte, luſtige Hofleben dieſelbe auf ſehr geringe Zeit zurück-

[1] Auch Edmund Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. Stuttgart 1878, S. 41, findet, daß dieſelbe ein „im Ganzen ziemlich einförmiger, ja durch zahlloſe Wiederholungen ermüdender Weg iſt", und: „man könnte im ‚ſüßen Einerlei' des Daſeins zuweilen wirklich ein wenig ungeduldig werden."

[2] Schöll I. 23. 33. Vgl. S. 29. 30. 44. 48. 49.

drängte und halb und halb wie eine Komödie erscheinen läßt. Der so namenlos unglückliche Liebhaber jagte mit dem Herzog im ganzen Land herum, spielte Theater, trieb alle erdenklichen Possen, zeichnete, dichtete, baute den Garten, welchen ihm der Herzog geschenkt, wohnte als Legationsrath dem Conseil bei, machte allen jungen Frauenzimmern den Hof und führte jenes tolle Studentenleben, das als „Geniewirthschaft" so oft schon gepriesen und geschildert worden ist. In den Stunden des Rückschlags, den das tolle Treiben natürlich zur Folge haben mußte, in katzenjämmerlicher Ermüdung und Abspannung blickte er dann wieder zum Mond und zu den Sternen auf, sah Charlottens Bild über die nebelduftenden Wiesen gleiten oder gar als Madonna in den Himmel schweben:

„Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna die gen Himmel fährt, vergebens daß ein rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone (!!) die ihr überm Haupt schwebt. Adieu doch Liebe!" [1]

Der Frau von Stein war es gar nicht so himmlisch zu Muth. Sie war sich's immer noch bewußt, daß sie Frau von Stein hieße und daß dieser Name schwere Pflichten gegen Gemahl und Kinder in sich schlösse. Vor einer Scheidung bebte sie zurück und von der einmal genährten Leidenschaft vermochte sie sich ebenso wenig loszureißen. Auf die Rückseite des Blattes, worauf sie in elender Profanation mit der gen Himmel fahrenden Madonna verglichen wurde, schrieb sie die zweifelsvollen Verse:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel du, wenn mich's je könnt' anklagen."

Der Doctor Göthe nahm es mit der Gewissensfrage weniger genau. Für ihn war „Liebe" und Poesie das höchste Gesetz:

[1] Schöll I. 65.

„Die Liebe giebt mir alles, und wo die nicht iſt, dreſch' ich Stroh. Das mahleriſchte Fleck geräth mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich.“ [1] Alſo geliebt! Als Künſtler und Poet glaubte er ſich blindlings dem Scepter der Leidenſchaft unterwerfen zu müſſen, ſchickte der Geliebten Verſe, Bücher, Roſen, andere Blumen — auch Spargel, Spargel aus ſeinem Garten, die erſten Spargel aus ſeinem Garten — auch ein Stück Nachtiſch von der Tafel Dalbergs zu Erfurt — dazu Billets ohne Ende, dankend, lockend, ſchmollend, neckend, klagend, hoffend, ſehnend, himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt — — in allen Tonarten das Gedudel einer krankhaften, ſentimentalen Liebelei. Wahre Klagen einer unbefriedigten Sehnſucht miſchen ſich darin mit dem Jammer literariſcher Phantaſterei, mit wohlgezielten Seufzern und dem ſchalſten Liebesgirren. Zur „rechten Zeit“ kam am 9. Juli 1776 die Nachricht, daß Lili Braut geworden ſei. „Uebrigens,“ ſo fügt er bei, „geht's ſo entſetzlich durch einander mit mir, daß es eine Freude iſt!“

Wurde ihm die melancholiſche Seufzerkoſt bei Frau von Stein zu langweilig, ſo waren noch genug andere Geſichter da, um ſich zu tröſten. Jetzt mußte er ſeine Augen vor der Herzogin Louiſe bewahren, die „ein unendlicher Engel“ iſt, jetzt fand er „die Waldner recht lieb“ und ſchäkerte mit ihr herum [2], jetzt führte er Fräulein von Ilten, „das holde Geſchöpf“, in ſeinem Garten herum; auf den Streifzügen über Land aber war Gelegenheit genug, auch mit weniger ätheriſchen Geſtalten, d. h. mit drallen Bauerndirnen, zu „miſeln“ [3]. Er drohte der ſtrengen Erzieherin ſogar mit dieſer für ſie wenig ſchmeichelhaften Rivalität:

„Sie fehlen mir an allen Ecken und Enden und wenn Sie nicht bald wieder kommen mach ich dumme Streiche. Geſtern

---

[1] Ebd. I. 49. [2] Ebd. I. 59.

[3] In der „Genie“-Sprache ſo viel als „liebeln“, von „Miſel“ (Demoiselle).

auf dem Vogelschießen von Apolda hab' ich mich in die Christel von Artern verliebt ꝛc." [1]

Den weiteren Commentar gibt das Gedicht „Christel":

„Hab' oft einen dummen, düstern Sinn,
Ein gar zu schweres Blut:
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist Alles wieder gut." [2]

Dann folgen alle weiteren Affecte eines leichtfertigen Bauerntanzes mit dem richtigen Schluß, der die Gemeinden mit liederlichen Subjecten, deflorirten Mädchen und unehelichen Kindern zu beschenken pflegt.

Die „Christel von Artern" war aber nicht die einzige ländliche Dulcinea, welche in das „unendliche" Herz des allumfassenden Dichters Zutritt fand und sich mit Herzogin, Gräfinnen und Baroninnen darein theilte. Die Tagebücher erwähnen dieser „Volkspoesie" mehr als einmal, neben den Miseleien, zu denen bei Hof Gelegenheit war, und Tanzbelustigungen, welche die ganze Nacht hindurch dauerten. Um sich von solchem Leichtsinn dann zu „läutern", kehrte er im Mondschein wieder zur Frau von Stein zurück, kaperte ihr ein Armband weg, klagte sich weinerlich des Diebstahles an, schickte wieder eine Rose, zeichnete für sie in der Hermannstädter Höhle, grub ein S dort ein, küßte es und erinnerte die ätherische Geliebte in familiärster Weise, daß ohne Basia und was sonst dazu gehört, die „Liebe" eigentlich ein trostloses Geschäft sei. Er konnte kaum deutlicher und leidenschaftlicher darum betteln, als in einem Gedichte: „An den Geist des Johannes Secundus, des lieben, heiligen, großen Küssers", das er der verheiratheten Dame als Beiblatt zu einem

---

[1] Ebd. I. 47.

[2] Göthe's Werke (Hempel). I. 17. R. Keil, Tagebuch. S. 72. Das Gedicht ist zwar schon früher, spätestens 1774 verfaßt; aber wie Daniel Jacoby bemerkt: „die Farbe des Erlebten trägt dieß Bild glühender Sinnlichkeit an sich." Göthe-Jahrb. V. 327.

ſeiner Zettel beizulegen wagte. Die Dichtung des Jan Nicolai Everard, auf welche Göthe darin anſpielte und von welcher er ſo begeiſtert war, daß er den Dichter „groß, lieb und heilig" nannte, gehört, „ihres Schmutzes wegen kaum ihres Gleichen ſuchend", der gemeinſten, ſchamloſeſten und verworfenſten Erotik an[1]. In ſolchem Schmutz wühlte Göthe mit behaglichem Wohlgefallen herum und bot ihn auch der Frau von Stein an. Der Inhalt und Charakter der Dichtung, ihre verfängliche Anwendung, Göthe's Temperament und ſein ganzes Treiben laſſen keinen Zweifel darüber, daß es ihm nicht um ein platoniſches Verhältniß zu thun war, daß er vielmehr die volle Wahrheit ſprach, wenn er einige Wochen ſpäter geſtand:

„Ach, die acht Wochen haben doch viel verſchüttet in mir, und ich bleibe immer der ganz ſinnliche Menſch."[2]

Schon der alte Cicero hat gewußt, daß ſich mit den Leidenſchaften nicht ungeſtraft ſpielen läßt, daß ein „gemäßigter Epikuräismus" ſie nur ſcheinbar, aber nicht wirkſam zu bändigen im Stande iſt. „Wer das Laſter innerhalb gewiſſer Grenzen dulden will, der urtheilt ähnlich, wie wenn er glaubte, daß Einer ſich vom Vorgebirge Leucate ſtürzen und im Fall aufhalten kann, wann er will. Denn wie das unmöglich iſt, ſo kann der von der Leidenſchaft aufgeregte und getriebene Menſch nicht innehalten und Fuß faſſen, wo er will, und überhaupt, was im Wachsthum verderblich wird, das iſt Laſter ſchon im Keime."[3]

---

[1] So urtheilt Gräſſe (Literärgeſchichte, II. Bd. III. Abth. II. Hälfte. Dresden und Leipzig 1843. S. 737), den wohl Niemand der Prüderie beſchuldigen wird.

[2] Schöll I. 69.

[3] Tusc. disp. l. 4, 18, 41. Qui modum vitio quaerit, similiter facit, ut si posse putet eum, qui se e Leucata praecipitaverit, sustinere se, quum velit. Ut enim id non potest, sic animus perturbatus et incitatus, nec cohibere se potest, nec quo loco vult insistere: omninoque, quae crescentia perniciosa sunt, eadem vitiosa sunt nascentia.

Weil die böſe That in der freiwilligen böſen Begierde wurzelt und dieſe, an ſich ſchon der Norm und Sittlichkeit widerſprechend, naturnothwendig zur That hindrängt, verbietet das Naturgeſetz beide unter derſelben ſchweren Sanction. Die zehn Gebote ſprechen in dieſer Hinſicht nur das ewige Geſetz aus, das der Schöpfer ſelbſt mit unauslöſchlichen Zügen in die Menſchenſeele eingegraben hat, das die Leidenſchaft zeitweilig übertäuben, aber nie beſeitigen kann. Der göttliche Geſetzgeber des Neuen Bundes aber hat die Axt noch tiefer an die Wurzel gelegt: „Ich aber ſage euch, daß Jeder, der ein Weib anſieht, um es zu begehren, in ſeinem Herzen ſchon die Ehe mit ihr gebrochen hat“ (Matth. 5, 28).

Nur mit Widerwillen und Abſcheu kann ein Chriſt deßhalb dieſes Verhältniß betrachten, das nicht nur allen chriſtlichen Moralbegriffen, der Würde und Heiligkeit der Ehe, jedem ſittlichen Zartgefühl, ſondern auch den unabweisbaren Forderungen des Naturgeſetzes in's Geſicht ſchlägt. Denn mit nüchternen Augen betrachtet, iſt das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein doch weiter nichts als eine Fortſetzung ſeiner unlautern Liebe zur Wetzlarer Lotte, eine Fortſetzung jenes Romanlebens, das er im „Werther“ und in der „Stella“ gefeiert hat und das folgerichtig zur Bigamie und zur unbeſchränkten Sittenloſigkeit führen muß. Genußſucht und die ſchnödeſte Autoreneitelkeit vereinten ſich abermal zu der elenden Begier, neue Romane zu erleben, um neue Romane ſchreiben zu können. Und ſo iſt auch der Briefwechſel Göthe's mit Frau von Stein nur eine Fortſetzung jener Charlatanerie, welche nach Leſſings Ausdruck den thieriſchen Trieb „ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß“. Auch das „cyniſche Kapitelchen zum Schluß“, das Leſſing von dem lieben Göthe verlangte, fehlt nicht, obgleich es Göthe im Anfang ſorgfältig bemäntelte. In Wilhelm Meiſters Lehrjahren iſt es deutlich genug geſchrieben. Wer die unreinſten Verhältniſſe als menſchliches Bildungsmittel ſo liebevoll beſchreiben kann, der hat ſich ſelbſt gerichtet — und dieſe Beſchreibung iſt im Verkehr mit Frau von Stein entſtanden, wurde mit ihr beſprochen, von ihr

revidirt und gutgeheißen. Aber auch in seinem Briefwechsel bricht das unreine Feuer in so deutlichen Flammen durch die Lavadecke, daß man alles sittliche Zartgefühl, allen psychologischen Blick verloren haben muß, um dieses schimpfliche Verhältniß als „vollen Blüthenbaum eines reichen, schönen Gemüthslebens" feiern zu können[1].

In Weimar freilich hatte diese „freiere Moral" nichts auf sich. Die Gebote Gottes waren hier bereits mit der Lebensphilosophie Wielands in Einklang gebracht. Was nicht polizeilich strafbar war, das konnte man den Musen und Grazien schon vergönnen. Wie sollte man an demjenigen Anstoß nehmen, was den Romanen, die man las, gerade die pikanteste Würze gab? Der junge Herzog, der sich alle früheren Liebschaften Göthe's hatte erzählen lassen, fand die neue ganz wunderschön. Baron Stein mischte sich nicht in die Sache, sondern ließ seine Frau poetisiren. Der ganze Hof war an solche Dinge längst gewöhnt. Vor Aller Augen liefen die beiden Knaben Hudan und Lauf herum, deren Mutter der Major Imhoff an Warren Hastings verkauft hatte. Jeder war froh, wenn man ihn in seinen eigenen Liebeshändeln nicht störte. Anna Amalia nickte vergnügt zu all dieser „schönen" Liebe. Als der Generalsuperintendent Herder erschien, gab auch er seinen Segen dazu; er hatte schon die „Stella" so entzückend gefunden. Herzogin Luise aber, die nicht tiefer in die Karte schaute, faßte das Verhältniß wahrscheinlich als ein platonisches auf. Hätte sie übrigens auch der Sache mehr auf den Grund geblickt, so würde sie doch kaum die Macht besessen haben, die ältere, ihr geistig überlegene Freundin dem Netze eines Romans zu entreißen, in welches diese sich freiwillig verstrickt hatte, oder den verhängnißvollen Zauber zu brechen, welchen Göthe's Persönlichkeit nicht bloß auf die gefühlvolle Frau,

---

[1] Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 48, wo auf eine ganze Predigt über die „seelenhafte Innigkeit herzlicher Neigung" (!!) im selben Athemzug die Nachricht folgt, daß Göthe auch Corona Schröter zum Weibe begehrte.

ſondern ebenſo ſehr auf den Herzog ausübte. Was den Herzog betraf, fühlte ſie recht wohl, daß Göthe nicht deſſen guter Genius wäre. Sie leiſtete geraume Zeit paſſiven Widerſtand gegen ſeinen Einfluß. Doch mit des Herzogs lebensluſtiger Genußſucht verbündet, ſchlug der kecke Emporkömmling die ſanfte, ſchüchterne Fürſtin bald aus dem Felde.

5. Genieleben.

1776. 1777.

„Göthe lebt und regiert und wüthet, und gibt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour, comme vous scavez, und macht uns glücklich, er mache, was er will.“ Wieland an Merck, 27. Mai 1776.

„Göthe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!“
Wieland an Merck, 7. Oct. 1776.

In dem Briefwechsel mit Frau von Stein findet Göthe's Leben für die nächsten zehn Jahre einigermaßen die Einheit eines Liebesromans; sonst aber geht es in krausester Buntheit nach allen Seiten auseinander: so bunt, daß es keinem der Biographen gelungen ist, es zugleich allseitig und übersichtlich darzustellen. Die Annalisten kommen an kein Ende, sie ertrinken in Einzelheiten; jeder Versuch künstlerischer Gruppirung aber weicht nothwendig von dem eigentlichen Charakter der Wirklichkeit ab. Göthe selbst hat aus naheliegenden Gründen die sogenannte „Genieperiode“ nicht zu schildern versucht. Er durfte es nicht wagen, Herzog und Herzoginnen, wie Gretchen und Lavater, als Deuteragonisten und Statisten um sich gruppirt, in seiner Biographie aufmarschiren zu lassen und all die Kindereien zu erzählen, die er jahrelang mit ihnen trieb. Doch hat er sehr deutlich formulirt, was man damals unter „Genie“ verstand:

„Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte, daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel gibt[1]. Damals

[1] Man sollte ordentlich glauben, vor ihm hätte es kein Genie

manifeſtirte ſich's nur, indem es die vorhandenen Geſetze überſchritt, die eingeführten Regeln umwarf und ſich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht genialiſch zu ſein und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menſchen aufrief, ſich einem ſolchen Unweſen zu widerſetzen. — Wenn Einer zu Fuße, ohne recht zu wiſſen, warum und wohin, in die Welt lief, ſo hieß dies eine Geniereiſe, und wenn Einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Genieſtreich." — „Die Schilderung jener Zuſtände," ſo meinte er, „und deſſen, was darin geſchehen, würde mährchenhaft und unglaublich erſcheinen."[1]

Um aus dem bunten Rauſche wenigſtens etwas für die eigene Erinnerung zu retten, hielt er es ſelbſt für nöthig, ein gedrängtes, aphoriſtiſches Tagebuch zu führen, das durch Abſchriften ſehr ſpät erſt in die Oeffentlichkeit gelangt iſt[2]. Es

---

gegeben und die Welt hätte auf ihn warten müſſen, um durch ſein Handeln und Thun Geſetz und Regel zu erhalten. „Ich habe niemals einen präſumtuöſern Menſchen gekannt, als mich ſelbſt", hat er nicht umſonſt von ſich geſtanden. Göthe's Werke (Hempel). XXVII. 298.

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIII. 86. — Keil, Tagebuch. S. 39.

[2] Die Originalſchrift ſelbſt wird noch heute im Göthe-Archiv unter Schloß und Riegel gehalten. Riemer konnte ſie für ſeine „Mittheilungen über Göthe", Berlin 1841, 2 Bde., benützen, hat ſich aber, wie Dr. C. A. H. Burkhardt, Oberarchivar zu Weimar und bei Weitem der objectivſte, wahrheitsliebendſte und gründlichſte der lebenden Göthe-Forſcher (Grenzboten 1874. I. 382), bemerkt, bloß an's Aeußerliche gehalten und das Tagebuch ſorgfältig „unbenützt" gelaſſen, „wo das Göthe'ſche Leben ſich in ſeiner Ausgelaſſenheit zeigte". Erſt 1874 veröffentlichte Burkhardt dasſelbe nach einer abgekürzten Abſchrift in den „Grenzboten" (1874. I. 378 ff. II. 331 ff. 254 ff. III. 18 ff. IV. 121 ff.). Nach zwei anderen bedeutend vollſtändigeren Copieen gab R. Keil Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782, Leipzig 1875, heraus. Die beiden Lesarten ſind unter ſich und mit dem Texte Burkhardts ſorg-

ergänzt in sehr bedeutendem Umfang die Correspondenz mit Frau von Stein. Es zeigt Göthe nach einer ganz andern Seite hin. Dort waltet die weiche Gefühlsüberschwenglichkeit, hier das studentische Wesen der Genieperiode vor, aber bereits von einem berechnenden, diplomatischen Geist gedämpft, der weiß, daß er „Genieſtreiche" macht und warum er sie macht. Zeugt es auch von einer „genialen" Urwüchsigkeit, Indigestionen und Katzenjammer neben herzoglichen Audienzen und verliebten Damenvisiten zu notiren, so tritt das Verhältniß des Dichters zum Hofe doch von Jahr zu Jahr deutlicher als das Hauptelement des bunten Lebens und Treibens hervor. Wie in seiner Correspondenz, so verräth er auch hier Lust am „Regiment". In den späteren Jahren kommen immer häufigere und längere politische Betrachtungen; im Anfang waltet entschieden der Student oder das „Genie" vor.

Die erhaltenen Abschriften dieser Tagebücher beginnen erst mit dem 11. März 1776. Alles ist sehr lakonisch. Der Herzog Karl August wird kürzehalber mit dem Planetenzeichen des Jupiter ♃, Anna Amalia mit dem des Mondes, Frau von Stein mit dem Zeichen der Sonne bezeichnet. Die Freimaurerloge Anna Amalia in Weimar hat das bekannte Viereck □. Ein

---

fältig collationirt, der so festgesetzte Text mit biographischen Anmerkungen aus Göthe's Correspondenz u. s. w. begleitet. Das Tagebuch fließt während der ersten fünf Jahre ziemlich reichhaltig, dann magerer und lückenhafter und versiegt im Sommer 1782 vollständig, gibt aber ungeachtet seiner zeitweiligen Unterbrechungen eine viel genauere Vorstellung von Göthe's verworrenem Treiben, seiner Zeitvergeudung, seiner Ausgelassenheit, seinen melancholischen Träumereien, seinem mühsamen Uebergang in ein ernsteres Geschäftsleben, als irgend ein anderes Document. Obwohl Göthe auch hier sich manchmal recht eitel selbst bespiegelt, schminkt er sich doch nicht, wie in gar vielen seiner Briefe, auch in denen an Frau v. Stein. Anstatt der traumhaften Phantasieen seiner Biographen hat man die leibhaftige Kleinkrämerei vor sich, an deren Sandbänken sein großer Dichtergeist zehn Jahre lang fast unthätig vor Anker lag.

Sternchen * bedeutet wahrscheinlich Herzogin Luise, das Zeichen der Venus ♀ die „schöne" Gräfin Werthern auf Neunheiligen.

Und nun wenigstens ein oder das andere Bruchstück aus diesen Tagebüchern, die, wenn auch nur andeutungsweise, doch lebhafter als alle anderen Berichte das bunte Durcheinander dieser Tage vergegenwärtigen. Das wichtigste Ereigniß des Jahres 1776, Göthe's Einführung in's Ministerium am 25. Juni, ist sehr kurz skizzirt:

„25. Einführung. Schwur. Bey Hof gessen. Abends Wieland, Kalb, Lenz, Klinger[1]. Morgens ⊙ weg[2].

27. Nachts bey ♃ geschlafen[3].

28. Session[4]. Bey Herzog. Abends Belvedere mit der Herzogin M. und Imhoff[5]. Bei der Herzogin zu Nacht gegessen.

---

[1] Auf die Kunde, daß es ihrem Freunde Wolfgang in Weimar so gut gehe, waren auch zwei andere Genies, die excentrischen Poeten und Hungerleider Reinhold Lenz (geb. 1750) und der noch jüngere Frankfurter Max Klinger (geb. 1752) zu ihm gekommen und phantasirten, so lang es ging, in Thüringen herum. Abends hatte sie Göthe mit Wieland und dem neuen Finanzminister Kalb beisammen. Klinger war wie betrunken von Wonne. Am 26. Juni schrieb er an Kayser: „Hier bin ich seit zwey Tagen unter den großen Himmels Göttern (!) .... Am Montag kam ich hier an, lag an Göthe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe. Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm. Toller Junge! und immer mehr Liebe. O was von Göthe ist zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Göthe gesehen habe! ꝛc. . . Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz der Großen!" Es war keine Kleinigkeit — so ein Vereidigungsschmaus!

[2] Frau v. Stein machte eine kleine Badereise, ließ ihm eine Tuschzeichnung zurück. Schöll I. 43.

[3] Auf dem Kanapee.

[4] Vor der Session schrieben Göthe und der Herzog ein Blättchen an Frau v. Stein.

[5] Wahrscheinlich die Schwester der Frau v. Stein, Gattin des Majors, der seine erste Frau verkauft hatte.

29. Wieland und Sie Morgends im Garten. Dazu Bechtolsheim. Mittag allein. Die Gothaiſche Herrſchaft war ſeit 10 Uhr da. Abends bei Hof. Harfenſpieler. Nachts Klinger[1].

30. Morgens Acten[2]. Mittag Tiefurt. Den ganzen Nachmittag dort. Nachts hereingefahren mit den Damen.

Den 1. Juli. Apollonius. Allein Mittags zu Hauß. Herzogin Mutter. Bechtolsheims Erklärung, in Wielands Garten. Nach Hauſe[3].

11. Erſter Tag des Vogelſchießens. Aufſpannung über K.

12. Zweyter Tag des Vogelſchießens. Geſſen mit den Schützen ꝛc.

13. Früh Eröffnung der Commiſſion. Mittag Denſtädt. Einſiedels Igelheit. Nachts zurück.

14. Gemalt bei Kr.[4] Bei ♀ geſſen. Gemalt im Garten. Früh zu Bett.

15. Vogelſchießen zu Apolda[5]. Criſtel ꝛc. Beim ♃ geſchlafen.

16. Bei Käſtner und ♃ gegeſſen. Nachmittags Oberſtallmeiſter. Künſte. Nachts gebadet.

17. Conſeil. Im Garten gegeſſen. Abends nach Berka. Lenz Einſamkeit. Schweigen.

---

[1] Nach dem Harfenſpiel waren wohl beide wieder poetiſch ver—zückt.

[2] Erſte Spur von einem Geſchäftsleben, hielt aber nur bis Mittag; der ganze Mittag verbummelt.

[3] Vom 2. bis 10. ſtockt das Tagebuch, wird aber durch Briefe an Frau v. Stein ergänzt. Am 2. ſeufzte er nach ihr, hatte aber mit Wieland „göttlich reine“ Stunden. Am 5. amüſirte er ſich an den beiden indiſchen Söhnen, Lauf und Hudan, der verkauften Frau Imhoff und ſchrieb der Frau v. Stein von ihrem Zimmer und ihrem Kanapee aus. Am 9. tanzte er im welſchen Garten und bekam die Nachricht von Lili's Verheirathung.

[4] Ließ ſich von Maler Kraus malen.

[5] Schon der dritte Tag Vogelſchießen nach kaum zehn Tagen Regierung. „Chriſtel“ iſt wohl Anſpielung auf das Bauernmädchen, mit deſſen Rivalität er der Frau v. Stein drohte. S. oben S. 296.

18. Nach Stadt Ilm. gefüttert, gefrühſtückt, in Bügelo hohlten Staff u. Trebra ein. gegen 1 Uhr in Ilmenau. Gegeſſen, mit Einſiedel ſpazieren. Diarroeh die Nacht durch.

19. Rhabarber! Dummheit! Nach Tiſch auf Manebach. Hermannſtein zurück.

20. Früh in tr. Fr. Schacht[1] mit dem Herzog. Prinz von Darmſtadt. Trebra. Nach Tiſch mit Fritſch ſpazieren. Abends unterſchrieben.

21. Früh gezeichnet an der Ausſicht nach der Frohnfeſte. Nach Tiſche Herzog, Staff. geſchoſſen. Tanz des leidigen Geſchlechts[2]. Nachts Staffen Serenade.

22. Früh nach Cammerberg. gezeichnet mit und ohne Liebe. Betrachtung darüber. Gegen Mittag auf den Herrmannſtein[3]. Der ⊙ in der Höhle geſchrieben. Auf dem Gickelhahn gezeichnet. zurück. Mit Einſiedel und dem Comm. R. in der Fülle mahleriſcher Empfindung geſchwätzt. Mit Einſiedel auf dem Berg vor der Stadt zum Abendeſſen. Zu Bette.

23. Den Morgen das Gebirgsſtück ausgezeichnet. Abends nach dem Gabelbach. mich verirrt[4].

---

[1] In dem vernachläſſigten Bergwerk zu Ilmenau, das der Herzog wieder in Gang bringen wollte. Der kurſächſiſche Beamte Trebra war als Experte berufen worden.

[2] Schießen und Tanzen gehörten zu den Hauptübungen im Regieren und Bergfach.

[3] Bei Ilmenau. Unter dem Fels war eine kleine Höhle, in welcher Göthe zum Andenken an Frau v. Stein ein S eingrub. Noch jetzt zu ſehen.

[4] Die ganze Epiſode vom 18. Juli bis 14. Auguſt ſpielt in der Gegend von Ilmenau, einer ſüdlichen Enclave des Herzogthums. Die Zeit iſt, wie man ſieht, zwiſchen Jagd und anderer Unterhaltung getheilt. Nebenher laufen einige Unterhandlungen und Geſchäfte wegen des Bergwerks, das man wieder in Betrieb ſetzen wollte. Da aber weder Karl Auguſt noch Göthe etwas davon verſtand, ſo wurde eben darüber „geſchwatzt", im Bergwerk herumgekrochen, mit Glasſchleifen und Silberprobe getändelt, in der Henne-

24. Politiſche Abhandlung. Aufs Treiben. Nichts geſchoſſen und nichts gezeichnet. mit Pr. auf der Neuhofer H.

25. Früh der Herzog nach Frauenw. und Schleuſingen. Ich Nachmittags nach Stützerbach mit Einſiedel. Nachts bey Gundlach.

26. Gezeichnet früh. Der Herzog kam. Die Geſellſchaft auch. Wirthſchaft bei Glaſern.

27. Treiben im Sächſiſchen. Heſſelbarths Revier. Hirſch geſchoſſen. Gehetzt. In der Eil geſſen. Geſchoſſen. Glas geſchliffen. Zurück nach Ilmenau.

28. Früh gebadet. Abends Pirſchen aufm Gabelbach. Nachts bey den Köhlern.

29. Ueber Manebach. Abends gebadet.

30. Gebadet. Zum Vogelſchießen. Abends im Teiche gebadet. Forellen gebacken.

31. Bey Löfflern auf dem Hammer. Gebadet. Bergmuſik. Stadthalter [1] Nachts.

Den 1. Auguſt. Mit dem Herzog, Dalberg, Trebra, Linker nach dem Cammerberger-Kohlenwerke eingefahren. Dann oben nach dem C. A. Schacht, der etwa anderthalb Lachter abgetäuft war. Gefrühſtückt hinten. Zu Tiſche. Viel von Bergwerkſach geſchwatzt. Nach Tiſch Scheibenſchießen. Viel Guts mit Dalberg. Abends ins Eiſenwerk. Nachts bis halb eilf mit Dalberg von Zeichnungsgefühl, Anfärbung, Dichtkunſt, Compoſition.

d. 2. Silberprobe bei Heckern. Trebras Abſchied. Abends

---

berg'ſchen Bergordnung herumgeblättert und dann wieder gezeichnet, gegeſſen, gebadet, geſchoſſen und getanzt. Ein vornehmes Schlaraffenleben auf dem Lande, wie es ſich jeder reichere Landjunker verſchaffen kann.

[1] Dalberg. — Wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt es mir hier nicht darum zu thun, einen Commentar zu allen Kleinigkeiten des Tagebuchs zu ſchreiben, ſondern bloß dem Leſer, der es nicht kennt, eine Vorſtellung von der zerfahrenen Inhaltsloſigkeit dieſes Lebens zu geben, das Heine treffend mit dem Aufenthalt Apollo's unter den Schafen Admets vergleicht.

mit Dalberg und 24 nach Stützerbach. gezeichnet. Nachts Dalberg noch weg von Stützerbach.

d. 3. Früh auf dem Schloßberg gezeichnet. Geſang des dumpfen Lebens[1]. Der Herzog auf der Jagd. 3 Uhr erſt zurück. Geheim. Canz. Expedition. Herzog fort. ich gezeichnet.

d. 4. Früh die Hennebergſche Bergordnung. Zu Tiſche nach Ilmenau. Silberprobe bei Heckern ſelbſt gemacht.

d. 5. Zu Hauſe. An Fritſch geſchrieben. Obermarſchall kam. Berbisdorf aß mit. Der Habicht kam. Auf der Wieſe verſucht. Abends die Stein.

d. 6. Früh nach Cammerberg in den Stollen zum lett. Schacht. nach dem Herm. In der Höhle. Zurück auf die Mühle. in die Stadt. nach Unterporlitz zu Tiſche. Zeichnen, Tanz, Ganſehazze. Nach Hauſe gegangen. Abends zu Staff. Ins Amthaus. Illumination. Muſik. Trennung.

d. 7. Früh Regnen. gegen 10 auf Elgersburg geſſen. Mit Miſeln gekittert. Nach Tiſch hohen Felsweg! Allein. Dann Kraus, dann der Herzog. Unſer Klettern durch die Schlucht. Geſpräch und Bemerkung, daß wir, die wir von Oſtentation gegen uns ſelbſt und andere nicht frey wären, doch nie gegen einander uns ihrer ſchuldig gemacht hätten[2]. Abends auf dem Rückweg 24 mit Geiſtern, ich mit Huſaren.

---

[1] Dieſer Duſel-Geſang iſt „dem Schickſal" gewidmet:

„Mein Karl und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet,
Und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
. . . . . .
Du haſt für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns eingehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

[2] Hiermit beginnen die — wie ſoll man ſagen? — asceticſch-moraliſch-politiſchen Bemerkungen, welche erſt in den folgenden Jahren häufiger werden. Ihre Weisheit beſchränkt ſich meiſt auf

d. 8. Aufm Hermannſtein. Die Höhle gezeichnet. Aufm Gabelbach wo gegeſſen wurde erſt gegen 3 Uhr. Gegen Abend auf Stützerbach, ich zeichnete noch ein wenig.

d. 9. Des Herzogs Bein ward ſchlimmer die Nacht. Verduſelter, verzeichneter, verwarteter, verſchlafener Morgen. Gegen 1 gebadet. gegeſſen gegen 2 Uhr. Abends hereingefahren.

d. 10. Meiſt zu Hauſe. Chymie[1] geleſen. Einſiedel. vom Falken erzählt. Abend Büchſe probirt.

d. 11. Zu Hauſe. Den Vortrag des Falken erfunden, gleich zur Probe geſchrieben. Mittags der Obr. Wachtmeiſter des Prinzen Joſeph. Nach Tiſch im Pharo verlohren. Abends mit Wedel auf die Sturmheide und den Schwalbenſtein.

d. 12. Den ganzen Tag zu Hauſe am Falken geſchrieben. Nachts mit Einſiedel eine gute Stunde.

d. 13. Früh des Herzogs Wunde immer gleich. reſolvirt nach Tiſche den Aufbruch. Gepackt.

d. 14. Den Tag über gefahren. Abends angelangt.

d. 20. mit ☉ und der Werthern.

d. 21. Seſſion. Des Herzogs Fuß viel beſſer. in ☉ Stube. Abends ☽+.

d. 22. Belvedere. Tiefurt. Mit ♃ und ☽. Abend ☉

d. 23. Belvedere Prinz C. zum erſtenmal hier. Abends im Garten.

d. 24. Früh im Garten. Bei ☉ gegeſſen. Die Silhouette der Gräfin gemacht. bey der Imhof. beym Herzog. Mit Wieland zu Nacht gegeſſen.

---

ein kurzes zeitweiliges Erwachen des gewöhnlichſten Hausmannsverſtandes und auf die ſelbſtverſtändlichſten Ideen, die im Taumel des Vergnügens und der Zerſtreuung abhanden gekommen waren.

[1] Göthe begriff, daß er für das Bergfach Mineralogie und Chemie verſtehen müßte; aber da fiel ihm auch wieder ein, daß er Dichter wäre, und ſo verſuchte er denn eine Epiſode aus Boccaccio in Verſe zu bringen. Der „Vortrag" blieb Fragment und ging verloren.

d. 25. Früh im Garten. mit dem ♃ gegeſſen. Nachmittag und Abend bei ☉ Engliſch gelehrt. Grammaticaliſcher Spaß.

d. 26. Mit Kalb und Einſiedel bey Kalb. Lebenslinie. Abends bei der Imhof. Poſtzug.

d. 27. Akten. Seſſion. Mit ♃ allein gegeſſen. Vor Tiſch der St. Im Garten Enten geſchoſſen. ☉ mit Geſellſchaft im Garten. Oberweimar. Zurück. Mond.

d. 28. Nach Enten. Alte Kalb. Lichtenbergs Dejeuné. Nach Enten mit Herzog und gegeſſen. ☉ Zimmer![1] Abends Garten. Wielands Frau und Kinder. Nachts Lenz.

d. 29. Jagd mit Prinz Joſeph entſchl. im Haus. bey ☉ gegeſſen. Abends im Garten. NB. Vollmond.

d. 30. Morgens beym Herzog und zu Tiſche. Nachmittag in Tiefurt.

d. 31. Seſſion. Mit ♃ geſpeißt. zu ☉ mit ihr und der Imhof zu Nacht gegeſſen. Nacht noch zum Herzog. Ueber Seebachs Affaire."

So verliefen die erſten zwei Amtsmonate des neuen Geh. Legationsrathes und Miniſters. Vom 2. bis 6. September war er wieder in Ilmenau, am 7. war Conſeil, am 8. September trieb er ſich mit der Flinte in Oberweimar herum, am 10. war wieder Seſſion. Am ſelben Tag hatte er großen Verdruß mit dem Poeten Lenz, welcher, nachdem er Göthe's Liebſchaft mit Friederike zu Seſſenheim nachgemacht hatte, nun auch den Roman mit Frau von Stein nachſpielen und ſie deßhalb in Kochberg beſuchen wollte. Am 11. erholte ſich Göthe von dieſer „reinen[2]

---

[1] Am andern Tag ſchrieb er ihr: „Mir wars ſchon genug, Beſte, in ihrer Stube zu ſein geſtern. Ich fühlte ganz, wie lieb ich Sie hatte, und ging wieder." Schöll I. 55.

[2] „Reinheit" und „Dumpfigkeit" ſind die beiden großen Hauptregiſter an der Gefühlsorgel; die beiden Prädicate kehren jeden Augenblick wieder. Weder das eine noch das andere bezeichnet eine chriſtliche Tugend, ſondern bloß einen Gefühlszuſtand: die „Dumpfigkeit" jene Art von Trunkenheit, welche dieſes enthuſiaſtiſche Denken, Reden und Treiben nothwendig hervorbringen mußte, „Reinheit" die lucida intervalla des geiſtigen Rauſches.

Trauer des Lebens" in Belvedere und Tiefurt, den 12. zeichnete er glücklich in der Frühe und bekam Abends einen Brief von Corona Schröter.

„d. 13. Morgens kam 24 rein und lieb. Dann Wieland. Abhandlung über den Brief. mit 24 gegeſſen. Nach Tiſche gefürſtenkindert[1]. Jetzt im Garten. Nachts Ball. War unfähig die Natur zu fühlen ut —

d. 14. Früh der 24. Rein. Durch den Stern. Tantalus geleſen. Seſſion bis 1. Bey Herzogin Mutter geſſen. Nach Tiſch all in meinem Garten die Sternſcheibe abzuſchießen. Dazu Imhof und Ilten. Abends mit Kalb. Diskur."

Am 15. ſchrieb er an Corona Schröter; am 16. bekam der Herzog die Gelbſucht; es wurde aber doch Huſaren-Parade gehalten und Abends „Die heimliche Heirath" aufgeführt. Am 17. war Erntefeſt in Tiefurt, vom 18.—21. war der Prinz von Darmſtadt auf Beſuch da, am 24. kam Dalberg wieder und Göthe hatte eine herrliche Nacht mit Kaufmann. Am 27. und 28. war der nimmermüde Miniſter zweimal in Belvedere, am 29. war er in Röthen wegen einer ausgebrochenen Viehſeuche, am 30. bummelte er mit Lichtenberg und Kaufmann nach Schwanſee und von da über Umpferſtädt, Harsleben, Kindleben, Gebſee, Tennſtädt und Riethnortſen zurück nach Schwanſee. Den 1. October beſuchte er mit dem Herzog den Statthalter in Erfurt. Abends 9 Uhr an dieſem Tage traf der neue Hofprediger und Generalſuperintendent Herder mit ſeiner Frau und zwei Kindern in Weimar ein, was aber an dem luſtigen Leben des jungen Miniſters gar nichts änderte. Er machte ſeinen Beſuch, Herder wurde dem Herzog vorgeſtellt, dann war wieder Pirſch, Conſeil, Wieland im Garten, commiſſariſche Seſſion, Wedel, Einſiedel und Abends Clarinette. Am 12. früh verkehrte Göthe mit Reichart, Griesheim und Herder. Dieſer beſah ſeinen Garten, dann ſpeiste Göthe unter ſeltſamen Discurſen bei Wieland zu

[1] Die andere Lesart: „gebürſtenbindert! Jagd im Garten" (Grenzboten 1874. I. 378).

Mittag und beſuchte den Herzog. Abends wurde bei Muſäus „getanzt und gemiſelt bis 7 Uhr Morgens". Darauf natürlich

„d. 13. Lange geſchlafen. Signirt. Zu 4. Neues Tigerkleid. Seit Tagen ſo rein wahr in allem[1]. Zu Wedel. Fr. v. Werther. Nach Belvedere. Janitſch. Viel über Concertmuſik — Hoffnungsgefühl — Hof — Nachts wider den Schlagbaum gerannt und geſtürzt."

Tags darauf wurde im Garten die Sternſcheibe völlig abgeſchoſſen und Abends geſchwätzt, den 15. war Feuerwerk, den 16. ging's nach Dornburg, Camburg, Naumburg, den 17. über Apolda zurück. Am 18. gelangten dumme Briefe nach Belvedere und wurden Depeſchen an Dalberg expedirt, am 19. wurde in Weimar Conſeil gehalten und für Herder geſorgt. Am 20. hielt der neue Hofprediger ſeinen erſten Sermon, der bei Hof und Stadt größten Anklang fand. An den darauf folgenden herrlichen Herbſttagen genoß Göthe mit Herder ſeinen Garten, am 24. begleitete er die Herzogin nach Jena. Den 25. und 26. war Jagd. Auf der Rückkehr erfand der Miniſter ein kleines Drama: „Die Geſchwiſter". Den 27. predigte Herder zum zweiten Mal. Am 29. vollendete Göthe ſchon in ſeinem Garten-

---

[1] Das viele Geſchwätz Göthe's von ſeiner eigenen „Reinheit" und „Wahrheit" und „reinen Wahrheit" und „wahren Reinheit" muß anfänglich faſt Jedermann berücken, da man ja immer geneigt iſt, von ſeinem Nächſten das Beſte zu denken; aber wenn die „Reinheit" die ganze Nacht durch bis 7 Uhr Morgens tanzt und miſelt, und die „Wahrheit" ſchon in der nächſten Nacht wider den Schlagbaum rennt, was ſoll man da von all dieſen ſchönen Worten denken? — Es muß ihm „kannibaliſch wohl" geweſen ſein. Denn was Lewes (Freſe) I. 329 von gänzlichem Mangel an Straßenbeleuchtung berichtet, iſt durch Burkhardt (Grenzboten 1871. II. 646) widerlegt. Heiter iſt es, neben dieſem Studenten-Tagebuch das feierliche Decret zu leſen, womit Göthe den 16. Januar 1821 zwei Studenten von der Zeichenſchule relegirte, weil ſie etwas geſchwätzt hatten. Vgl. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältniſſen. S. 331.

hauſe „Die Geſchwiſter"; am 30. dictirte er ſie und am 31. war die Abſchrift vollendet.

Den Monat November fing er in ſeinem Garten an; die junge Herzogin beſuchte ihn da, während die alte mit „Thusnelda" auf der Wieſe ſpazieren ging. Mit Lenz ſpeiste er im Garten, am Abend ging er noch nach Tiefurt hinaus. Am Allerſeelentag war Conſeil und Diner beim Herzog. Dann machte Göthe in ſeinem Garten das Gedicht auf Johannes Secundus. Darauf ging er zu Herder, dann zur Herzogin-Mutter, wo Punſch getrunken, geleſen und geſungen wurde. Nachts badete er noch; es mag ſchön kühl geweſen ſein. Bei andauernd ſchönem Wetter ging er den 3. nach Erfurt, kam am 4. zurück, hielt am 5. Conſeil, ging nach Tiefurt und begleitete die Damen zurück.

„d. 7. Mit den Bienen beſchäftigt und ſie zur Winterruhe gebracht. Mit ☉ gegeſſen. — „Was iſt der Menſch daß Du ſein gedenkſt und das Menſchenkind daß du dich ſein annimmſt." Abends Bau Grillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit." [1]

Während er ſein Gartenhaus auf den Winter einrichtete, ſchickte ihm Dalberg einen Homer. Am 12. zeichnete er, am 13. war Zeichnen, Conſeil, Theaterprobe. Nachts beſuchte er noch die Herzogin und las den „Barbier von Sevilla". Am 15. war wieder Conſeil, Theaterprobe (der „Mitſchuldigen"), Feuerlärm und hinterher noch Tanz bis Mitternacht. Am 16. heißt es: „Bei Wieland gegeſſen. Zu Schmidt. Probe. Zum Miſel. Probe. Nachts Corona! — — —"

Das Ausrufungszeichen und die drei Gedankenſtriche bezeichnen das wichtigſte Ereigniß, das ſeit Herders Ankunft das gewöhnliche Leben unterbrach. Die langerwartete und vielgefeierte Sängerin Corona Eliſabeth Wilhelmine Schröter kam endlich, in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probſt, in Weimar an. Sie eroberte alsbald alle Herzen, Alles war entzückt: Herzog, Herzoginnen, Hofleute, Hofdamen — nicht am wenigſten der

[1] Robert Keil, Corona Schröter. Leipzig 1875. S. 107.

Geheime Legationsrath Göthe, der ihre Berufung nach Weimar vermittelt hatte[1].

Und so geht es weiter, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr — ein raſtloſes Durcheinander nichtsſagender Bagatellen, nicht ſo „mährchenhaft und unglaublich", wie Göthe meinte, daß eine Schilderung dieſer Periode ausfallen müßte, ſondern entſetzlich fade, langweilig und inhaltlos. Kein größeres literariſches Unternehmen, keine bedeutſame Aufgabe, kein klar erfaßtes, einheitliches Streben erhebt ſich leitend über das unerquickliche Gewirre. Die Launen eines jungen, verzogenen Fürſten miſchen ſich mit den Einfällen eines grillenhaften Poeten und mit den ſeichten Vergnügungen eines kleinen Hofes zu einem ſchließlich troſtloſen Potpourri. Wenn ein Spatz ſein Tagebuch niederſchreiben könnte, würde es ungefähr ähnlich lauten: hier gegeſſen, dort genippt, hier gepfiffen, dort gerauft, hier geſchnäbelt, dort gehetzt, hierhin geflogen und dorthin geflogen, für ein paar Augenblicke in's Neſt zurück, dann wieder ausgeflattert und herumgetollt in Wieſen, Wald und Feldern, über Hecken und Hügel. Die Aufmerkſamkeit iſt nach hundert Seiten zerſplittert, die Thätigkeit auf tauſend Kleinigkeiten zerſtreut. Zarte Liebesaffairen wechſeln mit rauhen Parforce-Touren, kurze Anläufe zum Studium mit Geſang- und Schauſpielproben, literariſche Projecte mit ſentimentaler Naturbetrachtung, ſtärkende Leibesübung, Reiten und Schwimmen mit Schlafen, Duſeln und weiblichen Tändeleien, Beſuche und kleine Geſchäftchen mit mondſcheinstrunkener Träumerei, Zeichnen und Malen mit Schießübung und Jagd, unruhiges Hoftreiben mit ländlicher Garteneinſamkeit, toller Rauſch mit dem unausbleiblichen Katzenjammer. Es iſt im Grunde dasſelbe Durcheinander, das ſchon die Jugend Göthe's beherrſcht, nur auf etwas andere Verhältniſſe übertragen.

Um dieſes Durcheinander nun denn doch etwas ſchmackhafter zu machen, haben die Göthe-Biographen verſchiedene Künſte angewendet. Ihr Patriarch, der biedere Dr. Friedrich Wilhelm

[1] Ebd. S. 98.

Riemer, Großherzoglich Sächſiſcher Hofrath und Oberbibliothekar, dem das biographiſche Material in reichſter Fülle zur Verfügung ſtand, hielt es für das Beſte, all den Unſinn, der bei Hofe getrieben wurde, alle Züge des Leichtſinns, der Genußſucht, der Ausgelaſſenheit und all die Bagatellen, welche den größern Theil dieſes Zeitraumes ausfüllen, mit beherzter „hiſtoriſcher Objectivität" bei Seite zu laſſen, und aus den lichten Augenblicken der närriſchen Zeit und der darauffolgenden Uebergangsperiode, aus ernſteren und liebenswürdigeren Lebensäußerungen Göthe's und ſeiner Correſpondenten zwei Bände zuſammenzuſtellen, von denen der eine philoſophiſch, der andere chronologiſch geordnet iſt. Im erſten Band findet man nach den Schablonen einer unendlichen Lobrede Alles beiſammen, was man braucht, um Göthe kindlich bewundern und gegen alle böſen Zungen vertheidigen zu können. Nach zwei zürnenden Seitenblick-Kapiteln gegen Johannes Falk und Bettina Brentano marſchirt die ewige Ruhmesaſſecuranz mit ſteifem Hemdkragen aus der guten alten Zeit in folgenden Kapiteln auf:

IV. Perſönlichkeit. V. Geſundheit. VI. Charakter. VII. Geſinnung (a. Senſibilität, b. Ruhe, c. Uneigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religioſität, h. Ariſtokratismus, i. Deutſchheit). VIII. Thätigkeit (a. Gegenſtändlichkeit des Denkens, b. Benutzung zufälliger Ereigniſſe, c. Benutzung Anderer, d. Nachahmer). IX. Totalität. X. Eigenheiten (a. Incognito, b. Discretion, c. Laune, d. Witz, e. Humor, f. Ironie, g. Unmuth). XI. Fehler (a. Eitelkeit, b. Selbſturtheil, c. Parteilichkeit für, d. Parteilichkeit wider, e. Neidſucht, f. Bequemlichkeit). XII. Häuslicher Zuſtand (a. Beſitz, b. Oekonomiſches, c. Erwerb). XIII. Reiſen. XIV. Fremde. XV. Juden. XVI. Freunde (Göthe und Schiller). XVII. Umgebung (Verehrer). XVIII. Ruhm. XIX. Publikum.

Man hat hier Göthe ächt pedantiſch in neunzehn gut numerirten Schubladen beiſammen; aus allen, ſogar aus Nr. XI., dampft dem ſie Oeffnenden lieblicher Weihrauchduft entgegen, und Niemand möchte ahnen, daß dieſer würdevolle, ſyſtematiſch

eingerichtete Halbgott eine ganze Reihe von Jahren im tollſten Durcheinander vergeudet hätte. In einem zweiten Band iſt der große Miniſter-Dichter dann nach Jahren auseinandergelegt, alle Schubladen wieder ſchön numerirt und in Nr. 1775—1780 alles hinausgeworfen, was an durchſchwärmte Nächte, tolle Studentenſtreiche, nichtswürdige Lectüre, vornehme Tagedieberei, bei den folgenden Nummern aber, was an das troſtloſe Durcheinander erinnern könnte. Wer ſich an Riemer hält, der kann getroſt zu Göthe wie zu einem ſeligen Halbgott emporblicken; er iſt hier für ſolide Profeſſoren und für Studioſen, welche alle belegten Fächer hören, trefflich präparirt.

Da aber ſeit dem Jahre 1848 die Welt nicht mehr recht ſolid iſt, ſo hat der Engländer Lewes einen andern Weg eingeſchlagen, um das „Genieleben" zu Ehren zu bringen. Fein artiſtiſch gebildet, ein Meiſter der Charakteriſtik und Beſchreibung, auch kein übler Kunſtkritiker, hat er aus dem bunten Knäuel mit großer Mühe eine Anzahl Fäden herausgewickelt und ſie zu artigen Miniaturbildchen verwoben: „Die erſten wilden Wochen. Das Gartenhaus. Liebhabertheater. Bunte Fäden. Der wahre Menſchenfreund." Man bekommt durch dieſe Miniaturen ein viel wahreres und anſchaulicheres Bild, als durch Riemer. Allein wie Lewes nicht in allen Einzelheiten verläßlich iſt, ſo hat er in einzelnen Punkten ganz willkürlich idealiſirt und aus dem Studenten-Miniſter, der mit Schulden und einem ſog. „Korb" behaftet in Weimar ankam und ſich dort auf Staatskoſten jahrelang auf's Beſte amüſirte, einen „wahren Menſchenfreund" herausgezaubert, wie man ihn heutzutage liebt, wie er aber leider nie exiſtirt hat. Von dem tollen Wirrwarr, den die Tagebücher und Correſpondenzen Göthe's conſtatiren, erhält man nur eine ganz ungenügende Vorſtellung.

Die folgenden Biographen Viehoff, Schäfer, Düntzer haben die feinen Miniaturen Lewes' theils durch langweilige Kritik, theils durch matteres Colorit, theils durch geſchmackloſe Erweiterungen verdorben, ohne dadurch die Geſammt-Darſtellung der Wirklichkeit näher zu bringen. M. Bernays hat über Göthe's

sämmtliche Thorheiten den Mantel „grenzenloser Uneigennützigkeit" geworfen, H. Grimm aber das Gedicht „Ilmenau" und den „Tasso" als Zauberspiegel angewendet, um das ganze thörichte Hoftreiben im Glanze idealer Verklärung erstrahlen zu lassen. Gödeke hat, trotz der zunehmenden Göthe-Verehrung, den anerkennenswerthen Muth gehabt, die „lustigen Tage" nicht bengalisch zu beleuchten, sondern ziemlich nüchtern das in den Vordergrund zu stellen, was die Wirklichkeit charakterisirt: tolle Ungebundenheit und unruhige Zerfahrenheit; aber anstatt dem „Löwenbändiger" Göthe schreibt er nun Alles dem „Löwen" Karl August zu.

In der That gibt es keinen Mittelpunkt, der das ganze zerfahrene Treiben Göthe's in dieser Zeit zusammenfaßte, als seine Person und sein Name. Ein großer Theil seines Lebens ist geradezu so nichtig, daß er eigentlich gar kein Interesse verdient, und daß er bei jedem Andern der Vergessenheit überantwortet werden würde. Essen, Trinken, Schlafen, Spazieren, Reiten, Baden, unnützes Gerede, lächerliche Träumereien, zwecklose Besuche, schale Liebeleien, unnöthige Geschäfte, kindische Experimente, platte Alltäglichkeit und lächerliche Spielerei nehmen in dem Leben und in der Zeit des großen Mannes eine so bevorzugte Stellung ein, daß man fast an seinem Genius irre werden könnte. Trotz aller Studentenstreiche ist er im Grunde fast ebenso sehr Philister als Student, hat für alle Bedürfnisse und Kleinigkeiten dieses armen leiblichen Daseins die Sorgfalt und zärtliche Aufmerksamkeit einer alten Mamsell, und huldigt in seinen Experimenten „praktisch-industriellen Richtungen der nüchternsten und geistig unfruchtbarsten Art"[1]. Das ist eines der Geheimnisse, weßhalb Göthe allen Philistern und blasirten Lebemenschen unseres neunzehnten Jahrhunderts so gut gefällt. Sie fühlen's, er ist einer von ihnen. Aber wahrhaft poetische Völker und Zeiten legten auf diesen

[1] v. Radowitz, Gesammelte Schriften V. 321, fühlte diesen Zug Göthe's aus den Wanderjahren und aus Faust II. heraus; der Keim desselben zeigt sich aber schon in den ersten Weimarer Jahren.

proſaiſchen Alltagströdel ſo wenig Gewicht, daß wir von Homer, Sophokles, Dante, Shakeſpeare, Calderon, zum großen Verdruß aller Philologen, faſt nichts Genaueres über ihr vegetatives, animaliſches, bürgerliches und häusliches Leben wiſſen. Horaz und andere Römer benützten ſolchen Kleinigkeitskram wohl in geiſtreicher Weiſe zu heitern Epiſteln und Satiren; aber die Speiſezettel, Wäſche, Kleidung und alle ſonſtige Proſa des Alltagslebens feierlich als Poeſie zu verehren, war dem Jahrhundert vorbehalten, in welchem Louis Philipp der „größte König" und Göthe der „größte Dichter" war.

Wie eine Art Heiligthum wird heute das „Gartenhaus" Göthe's verehrt. Lewes und Andere haben eine rührende Idylle daraus gemacht. Schade nur, daß ſchon die Ankaufsgeſchichte, wie ſie dieſelbe erzählen, auf einer Fabel beruht. In dieſer Cabine findet man die Keime ganzer Dichtungen, die Anfänge ſeiner meteorologiſchen, mineralogiſchen, oſteologiſchen, botaniſchen Entdeckungen, Vers ſo und ſo im Fauſt, Vers ſo und ſo in der Iphigenie, und „wahrſcheinlich" oder „offenbar" oder „vielleicht", wie Düntzer ſagt, hat er am ſo und ſo vielten hier dieſen und dieſen großen Gedanken gehabt und Keil hat ſich im Datum geirrt u. ſ. w. Hier ſoll er im innigſten Contact mit der Natur gelebt und jene Naturerkenntniß erlangt haben, die man heute über Alles preist. Aber du lieber Himmel! Wann hat denn Göthe je nur einen ganzen Monat als poetiſcher Einſiedler ungeſtört in dieſem Gartenhaus zugebracht? Er hätte viel lieber in einem vornehmen Palais gelebt, als in dieſem armſeligen Cottage! Kaum hatte er es zwei Monate, da ſtrich er ſchon mit dem Herzog in Ilmenau herum, nachher drängte eine Spritzpartie die andere, im December fuhr er nach Leipzig, ritt mit dem Herzog Courier zurück — und ſo ging es Jahr für Jahr weiter. Das Gartenhaus war bloß das Neſt, wo er von Jagden und Strapazen ausſchlief, wo er ſich von durchtanzten und durchſchwärmten Nächten erholte; der Schmollwinkel, wohin er ſich bei Verdrießlichkeiten zurückzog; ein Laboratorium für ſeine plötzlich auftauchenden und ebenſo raſch beſänftigten naturhiſtoriſchen Grillen; ein

Frühſtückspavillon, um ſich in der ſchönen Jahreszeit dem Hof und vor Allem den Damen intereſſant zu machen; ein Plätzchen für ſeine Rendezvous und für äſthetiſche Theeviſiten. Da pflanzte und pfropfte er Bäume, züchtete Bienen und trieb etwas Gartenkunſt, wenn er nicht gerade gelaunt war, die Zeit anders todtzuſchlagen. Unten floß die Ilm vorbei, ein artiger Bach. Aber ſonſt bot die ganze Gegend eigentlich nichts Intereſſantes, weder großartige Naturſchönheiten, noch hiſtoriſche Erinnerungen und Merkwürdigkeiten.

Man muß ſchon ein recht ſpießbürgerlicher, ungereiſter Michel oder ein vom Eiſenbahnreiſen überſättigter Commis Voyageur ſein, um in dem heutigen Weimarer Park, der damals noch in ſeinen Anfängen lag, das non plus ultra eines poetiſchen Plätzchens zu finden. Da ſind Abbotsford[1] und Newſtead Abbey andere Gegenden! In der That machte ſich Göthe ſelbſt jedes Jahr ein paar Mal auf und davon, nur um anderswo wieder Ideen zu ſchöpfen. Kein größeres Werk gedieh in dem proſaiſchen Neſt. Er wurde darob zuletzt ganz Philiſter und zog in die Stadt, um näher bei Mama Charlotte und ihrem Theekeſſel zu ſein. Erſt in Italien ging ihm wieder ein wenig Welt auf.

Ein ähnlicher Humbug, wie mit dem Gartenhaus, iſt mit den ſogen. Sturm- und Drangpoeten getrieben worden, die ſich in den erſten Monaten daſelbſt einfanden, um mit Göthe den Mond anzuſchmachten und ſentimentalen Unſinn zu entwickeln. Aus dem trunkenen Enthuſiasmus, der ſich in ihren Briefen[2]

---

[1] So arm Weimar an poetiſchen Erinnerungen war, ſo reich wäre Thüringen geweſen, wenn Göthe gleich W. Scott die Geſchichte der katholiſchen Vergangenheit an ſich zu reißen verſtanden hätte. Vgl. Stimmen aus Maria-Laach. XI. 516.

[2] S. Robert Keil, Frau Rath. Leipzig. 1871. S. 56 ff. Vgl. Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. Aus den Papieren des Kanzlers von Müller, herausgeg. von Dr. C. A. H. Burkhardt (Grenzboten. 1870. IV. 421. 454. 498). Die „Genies" ſelbſt knüpften an einander die glänzendſten Hoffnungen. „Claudius, Göthe, Wieland, Lenz, Stolberg, Herder in Einer Perſon, ſollten

kundgibt, hat man ganze Romankapitelchen ausgesponnen. Da sitzen um den Götterjüngling Göthe Lenz, Klinger, Kaufmann, gelegentlich auch Herder und Wieland, von Ferne hört man ein Waldhorn und der Mond hat nichts zu thun, als das phantasiebeduselte Conciliabulum anzuscheinen. „Sehen Sie, meine Herren! hier haben wir die Anfänge unserer unsterblichen deutschen Nationalliteratur, welche alle bisherigen Literaturen und Culturen eminent in sich begreift, wie der erwachsene Mann alle frühern Stadien des Lebens!!" Favete linguis!

Aber leider ist das Uebertreibung. Der Schweizer A. Kaufmann zunächst war gar kein Poet, sondern einer jener halbstudirten Glücksritter und Streber, an denen das Zeitalter der Aufklärung so reich war, die an allen Höfen herum eine noch undefinirbare Naturphilosophie, Skandalgeschichten, Silhouetten und Revolutionsideen colportirten und so zu guten Soupers, Diners und Liebesabenteuern gelangten. Er und Seinesgleichen hatten auf die deutsche Literatur nur insofern Einfluß, als sie die damalige höhere Gesellschaft bei ihrem schwachen Punkt: Gefühlsseligkeit, Neigung zum Aberglauben und zu nebelhafter Speculation, faßten, ihre Ideen verwirrten und sie verhinderten, ihren gesunden Menschenverstand nützlicher anzuwenden[1]. Der

---

die nicht Großes thun, nicht uns verirrte Schäflein auf Naturweide zusammentreiben können? Der Teutsche läßt alles mit sich machen; nur Nasenstüber verträgt er nicht." So schrieb Schubert an Kayser im Mai 1776.

[1] Ueber den Schwindler Kaufmann schrieb Miller in Ulm an den Musiker Kayser: „Kaufmann hat alle meine Erwartungen, so hochgespannt auch diese waren, übertroffen .... Ich habe noch keinen Menschen gefunden, den ich gleich vom ersten Augenblick an so ganz verstanden hätte ... Er ist Abgesandter Gottes an die Menschen; bevollmächtigter Erforscher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort und in jedem Stand. So viel Wahrheit ohne Affektation, tiefer Seherblick, der auf einmal den ganzen Menschen durchschaut und versteht, so viel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht fern vom Throne Gottes steht, denke,

Livländer Reinhold Lenz war zwar ein reichbegabter junger Menſch, aber ein armer Teufel, ohne Vermögen und Stellung, über tollem Phantaſieleben halb verrückt geworden. Der Frankfurter Max Klinger ſchrieb noch tollere und wüthendere Schauerſtücke als er: „Die Zwillinge", „Otto", „Das leidende Weib". Beide wollten, wie Göthe, deutſche Shakeſpeares werden. Es fehlte ihnen nichts, als der Verſtand, der Shakeſpeare's Phantaſie regierte, und das großartige öffentliche Leben, an dem ſich der Geiſt des britiſchen Dramatikers einſt entfaltet hat, d. h. ungefähr Alles. Da man ſie deßwegen in Frankfurt, Straßburg und anderswo ſchlecht bezahlte und wenig ehrte, kamen ſie nach Weimar, um gleich Göthe das Schickſal zu probiren und allenfalls auch Geh. Legationsräthe zu werden [1]. Es glückte aber nicht. Weimar hatte nicht Platz für ſo viele Shakeſpeares, und die beiden Stürmer hatten nicht die diplomatiſchen Anlagen Göthe's. Nachdem ſie ein paar Monate bei Göthe, Wieland und am Hof herumgelungert, gedichtet und ſich amüſirt hatten, machte Lenz Thorheiten, die der Hof nicht mehr ertrug. Er erhielt die Vergün-

---

hab' ich noch in keinem Menſchenbild vereint gefunden .... Der Zuruf eines ſolchen Menſchen muntert auf wie ein unmittelbarer göttlicher Beruf. Geſegnet ſei ewig der Tag, da er in meine Arme ſank und mein ward! ...." Grenzboten 1870. IV. 502. „Vergnügter Abend durch Kaufmann πανουργεια", heißt es in Göthe's Tagebuch 25. Dec. 1776 (Keil S. 94). Drei Jahre ſpäter widmete ihm Göthe das Epigramm (Göthe's Werke [Hempel]. III. 208):

„Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben ſtets getrieben.
Die Gottesſpur iſt nun vorbei
Und nur der Hund iſt übrig blieben."

[1] Lenz beſuchte unterwegs Klinger in Frankfurt. Dieſer ritt ihm in Werther-Uniform entgegen und begleitete dann den Wagen feierlich in die Stadt, ſo daß es allgemeines Aufſehen machte. „Jeder Kerl blieb ſtehen und gaffte ſie an." So erzählt Agnes, Klingers Schweſter. Daß es mit Klingers Finanzen „dumm" ſtand, ſ. Keil, Frau Rath. S. 58.

ſtigung, ſchleunigſt abziehen zu dürfen[1]. Göthe erwirkte ihm noch einigen Aufſchub. Aber fort mußte er, und brachte nichts mehr zu Stande als ein ſchmutziges Drama, „Die Soldaten", in welchem er das verkommene Leben in den Garniſonen darſtellte. Zwei Jahre ſpäter (1778) wurde er vollſtändig verrückt. Als Klinger aber ſah, daß man ihn in Weimar nicht zum Miniſter haben wollte, ging er nach Leipzig und ward dort Theaterdichter.

Da die Poeſie der beiden Sturm- und Drangpoeten ſich hauptſächlich in der Analyſe der gemeinſten und wüthendſten Leidenſchaften, toller Liebe, Eiferſucht, Unzucht, Kindsmord und anderer ſchauerlichen Greuel bewegte und da ſie in Sprache und Ausdruck keine Grenzen kannten, ſo läßt ſich denken, was ſie in halben und ganzen Nächten in Göthe's Gartenhaus verhandelt haben mögen. Gevatter Wieland hatte an ſolchen Kapiteln auch ſeinen Spaß.

Mit Wieland dauerte übrigens Göthe's erſte Familiarität nur ein Jahr. Dann knöpfte der Miniſter ſich allmählich zu, verlor ſich ganz in's Hofleben und überließ den geplagten Redacteur des Deutſchen Merkur ſeinem Schickſal. Von nachhaltiger Unterſtützung der Zeitſchrift war keine Rede. Göthe nannte ſie wiederholt den „Sau-Merkur", eine Kloake u. dgl., und ſchimpfte darüber, daß Wieland die erzählenden Feuilletons zerhacke, was ſich doch bei einer Zeitſchrift entſchuldigen ließ[2]. An Wielands

---

[1] Schöll I. 70. Keil, Tagebuch 92. Vgl. Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und ſeine Schriften. 1857. O. F. Gruppe, R. Lenz, Leben und Werke. Berlin 1861. Blätter für lit. Unterhaltung 1862. S. 481 ff. Morgenblatt 1858. S. 37. 38. Lenzens „Eſeleien", wie Göthe ſich ausdrückt, hier zu erzählen, würde zu weit führen; im Weſentlichen ſcheinen ſie darin beſtanden zu haben, daß er Göthe ziemlich frei und frech nachahmte und dabei auch der Frau von Stein zu nahe trat.

[2] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 137. Freilich bat Wieland ſeinerſeits auch Merck um etwas „philoſophiſchen Teufelsdr . . .", das ſei gut genug. Ebd. 285.

Werken hat er so gut wie keinen Antheil. Auf den „Oberon", das formvollendetste Werk Wielands, sah er sehr vornehm und hochnäsig herab, obgleich er, außer der ersten Skizze der Iphigenie, um diese Zeit selbst nichts hervorbrachte, was sich irgendwie damit messen konnte. „Er ist ein schätzbares Werk für Kinder und Kenner, so was macht ihm Niemand nach. Es ist große Kunst in dem Ganzen, soweit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es setzt eine unsägliche Uebung voraus, und ist mit einem großen Dichterverstand, Wahrheit der Charaktere, der Empfindung, der Beschreibung, der Folge der Dinge, und Lügen der Formen, Begebenheiten, Mährchen, Fratzen und Plattheiten zusammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn er nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenn's einer außer Laune und Lage, oder einer, der für dieß Wesen taub ist, hört, so einer der fragt à quoi bon." [1]

Für Herder, dem Göthe, nicht ohne politische Gründe, die Stelle eines Generalsuperintendenten verschafft hatte, mußte er schon anstandshalber ein wenig sorgen. Er richtete ihm die Wohnung ein, ließ für seine Ankunft sogar die Kirche ein wenig scheuern und repariren, was nicht ohne Schwierigkeit abging — denn der Gotteskasten hatte kein Geld und die Verwalter wollten anfänglich keine neuen Fenster machen lassen; er gab ihm auch gute Räthe für die erste Predigt, nämlich recht einfach und verständlich zu sein, und witzelte über das „junge Faunchen", d. h. über Herders drittes Kind, dessen Geburt nahe bevorstand [2]. Der Witz ist, wenn man ihn mit Göthe's „Satyros" zusammenhält, nichts weniger als anständig [3]. Als indeß nach Herders

[1] Keil, Tageb. S. 194. Da wird man denn doch beinahe an Sebastian Brunners Verse erinnert:

„Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisirt nicht schlecht,
Ihr nennt einander Lumpen
Und jeder von euch hat Recht."

[2] Aus Herders Nachlaß. I. 60 ff.

[3] W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. Straßb. 1879. S. 43 ff.

Ankunft das Oberconsistorium die Erklärung erließ, der Hofgemeinde, d. h. der ersten Klasse der Einwohner, stehe es frei, bei Herder zu beichten oder nicht, stand Göthe beim Herzog für ihn ein und erwirkte eine Verfügung, daß die Hofgemeinde wie bisher bei dem Hofprediger und Generalsuperintendenten Herder zu beichten habe. So wurde die Kirche von Weimar mit der Reitpeitsche unter die Seelenführung des aufgeklärten „Satyros" gebracht, und Wieland rief aus: „So oft ich ihn ansehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ganzen Ecclesia Catholica machen können! ... Und wenn Göthens Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt."

Pius VI. dankte indeß nicht ab, Rom unterwarf sich nicht. Göthe ließ die Weimarer Damen in Herders Predigten gehen; er selbst aber ging nicht hinein und ließ die Kirche Kirche sein. Auch Herder ließ er nach den ersten Wochen des Wiedersehens ziemlich links liegen. Herder seinerseits machte bei Hofe und beim Volk einen günstigen Eindruck, erkrankte aber schon um Weihnachten am Gallenfieber. Im Frühjahr hatte er schon wieder mit seiner Galle zu schaffen und mußte in's Bad, während Göthe bei Hofe herumtollte und sein Talent in den Eitelkeiten des Hoflebens begrub.

Das geistige Leben des Dichters sank dabei immer mehr zur flachen Unbedeutendheit herab. Kein Gebet, kein Gottesdienst, keine religiösen Anregungen lenkten ihn auf die tieferen Ideen zurück, mit denen er sich früher wenigstens dann und wann beschäftigt hatte. An ein eigentliches Studium nie gewöhnt, hatte er nur Zeit zur flüchtigsten Lectüre und verschleuderte diese noch an schmutzige und nichtswürdige Bücher, wie an Cardans Selbstbiographie, an Jan Nicolai Everard, an Voltaire's schändliche Pucelle[1]. Wie Spott klingt es, wenn er dazwischen einmal in

[1] Vgl. über seine Lectüre Keil, Tagebuch S. 71. 78. 79. 89. 100. 109. 115. 117. 118. 129. 150. 157. 168.

ſeinem Tagebuch einen Bibelſpruch bringt, oder das Schickſal, zu dem er aufſeufzt, gelegentlich Gott nennt. Die einzigen bedeutenden Gedichte aus den drei Jahren 1776 bis 1778 ſind: „Wanderers Nachtlied“ (deſſen Werth unendlich übertrieben worden iſt), die „Seefahrt“ und die „Harzreiſe im Winter“ (letztere leider ſo ſchwer verſtändlich, daß ſie faſt nur einen Scholiaſten erfreuen kann), und das ſentimentale Lied „An den Mond“. Alles Uebrige iſt nichtsſagende Tändelei [1].

Göthe gehörte nicht mehr ſich und der Poeſie, ſondern dem Hof, dem Herzog und den Damen.

---

[1] Siehe Geſ. Werke (Hempel). — 1776: Muth. I. 41. Jägers Abendlied. I. 63. Einſchränkung. I. 65. Liebesbedürfniß. I. 172 (V. 307). Monolog des Liebhabers. II. 191. Warum gabſt du uns die tiefen Blicke? III. 86. Beim Zeichnen ꝛc. III. 88. An Lili. III. 101. An Herder. III. 142. — 1777: An Auguſte Stolberg. III. 85. An Frau von Stein. III. 89. Was iſt der Himmel ꝛc. III. 199. An Herzogin Luiſe. III. 322. Warnung. II. 256. Mit einer Hyacinthe. III. 90. Grabſchrift für ſich ſelbſt. III. 200. Auf Himburg. III. 200. Paulo post futuri. III. 201. Mamſell N. N. III. 201. An Herzog Karl Auguſt. III. 317.

6. Die luſtigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater.

1776—1778.

„Weimar war gerade nur dadurch intereſſant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menſchen hier, die ſich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendſte aller Verhältniſſe, regte an und erhielt jedem ſeine Freiheit."

Göthe. Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller. S. 141.

„Göthe verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfeſten und kleinen Spielen, die im großen Zuſammenhang unſerer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete ſein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe."

Gervinus.

So klein auch der Hof von Weimar war, es war ein Hof, verwandt mit den andern kleinen ſächſiſchen Höfen, verſchwägert mit den Höfen von Berlin, Darmſtadt und Braunſchweig, nicht ganz unbekannt mit denjenigen von Wien und Paris. Es thronte hier eine der hundert kleinen Souveränitäten, aus denen die Maſchinerie des alten deutſchen Reiches beſtand, umgeben von Titeln und Ordensſternen, Grafen, Gräfinnen, Baronen, Baroninnen, Herren und Frauen „von", Hofherren, Hofdamen, Kammerdienern, Dienern, Zofen, Läufern, Leibhuſaren, Pagen und Lakaien — wenigſtens ein Miniaturſtück aus der großen Welt — vom theatrum mundi. Das auswärtige Amt hatte freilich wenig Einfluß auf die Weltpolitik. Die Reichscorreſpondenz war bloß für die Papierfabrikanten von entſcheidender Bedeutung. Die innere Politik des kleinen Ländchens gab ebenfalls nicht viel zu thun: eine Schaar von achthundert Beamten erledigten ſie nach

den althergebrachten Formeln. Von Maitreſſenwirthſchaft und Soldatenherrſchaft war das Ländchen bis dahin verſchont geblieben. Die Klatſchereien der Weimarer Damen und die rohe Jagdluſt der Weimarer Herren, über welche ſich die Gräfin Egloffſtein beklagt, erſcheinen als ſehr geringe Uebel gegen die Mißſtände, die damals an anderen Höfen herrſchten. Daß aber in Weimar mitten im Sittenverderben des 18. Jahrhunderts die reinſte paradieſiſche Unſchuld gewaltet haben ſoll, das muß ziemlich unwahrſcheinlich vorkommen, wenn man an Wieland, Heinſe und die anderen beliebteſten Schriftſteller jener Zeit denkt und mit in Rechnung zieht, daß ſie auf ihr Publikum achteten und ihm gefallen wollten.

Genug, je weniger der Hof von Weimar zu thun hatte, deſto mehr mußte die Aufmerkſamkeit auf fröhliche Unterhaltung, heitern Lebensgenuß, angenehme Zerſtreuung gerichtet ſein. Geiſtreich oder fade, ausgelaſſen luſtig oder ſtill vergnügt, man ſuchte ſich und Seinesgleichen ſo gut zu amüſiren, als Zeit und Gelegenheit es mit ſich brachten. Die wichtigſten Tage im Kalender waren die Geburtstage der hohen Herrſchaften und Freunde, große Hoffeſte und Galatage, Beſuche fremder Herrſchaften, Fürſten, Fürſtinnen, Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüte. Die wichtigſte Zeit war die Faſchingszeit, die in luſtigen Präludien und fröhlichen Nachklängen das ganze Jahr erheiterte. Spazierfahrten und Ausflüge, Schlittenpartieen und Eislauf, improviſirte Maskeraden und Tanzbeluſtigungen, Jagden und ländliche Abenteuer kürzten je nach der Jahreszeit die immer wohlfeile und vor Langeweile zu behütende Zeit. Die Herren ritten, jagten, fochten, politiſirten, laſen Romane, trieben eine oder die andere ſchöne Kunſt, auch wohl Pferde- und Hundezucht, Parkkultur und Oekonomie. Die Damen beſchäftigten ſich neben dem Hauptfache der Toilette mit Romanleſen, Briefſchreiben, Zeichnen, Malen, Silhouettiren, Singen, Muſik, Vögeln, Blumen und all dem kleinen Schnickſchnack der Mode. Eine Art ſchöngeiſtigen Salon hatte Herzogin Anna Amalia eingeführt. Wieland, Göthe, auch die minderen Poeten, laſen in elegantem Kreiſe ihre älteren

oder auch neueſten Dichtungen vor. Das Hauptinſtitut zum Schutz gegen Langeweile, das herzogliche Hoftheater, war leider mit dem Schloß verbrannt. Während der Prinzenreiſe und des Regierungswechſels konnte noch nicht an den Bau eines neuen Theaters gedacht werden. Doch ſorgte die Regentin mütterlich für Fortſetzung der Redouten, und kaum war der junge Herzog auf dem Thron, da erſtand auch das Theater in neuer, noch luſtigerer und unterhaltenderer Form als bisher — als Liebhabertheater [1].

Mit Hilfe des Malers Schumann und des Schreiners Mieding fing der Hofjäger Hauptmann im November 1775 an, in ſeinem Hauſe an der Esplanade, wo die Redouten gehalten wurden, eine kleine Bühne aufzuſchlagen. Sie war nur 11 Fuß breit, die Couliſſen hatten $6^1/_2$ Fuß Höhe, $2^1/_2$ Fuß Breite. Anna Amalia ſteuerte 80 Thaler bei, die andern Herrſchaften ſpendeten ähnliche Beiträge, das ganze Inſtitut kam auf 350 Thaler zu ſtehen. Im Januar wurden ſchon drei Stücke gegeben: den 21. „Adelaide", den 25. „Der Poſtzug oder die nobeln Paſſionen" von Ayrenhoff und dazu das „Milchmädchen" von Duni. Im Februar gab man das „Glashüttenballet", „Minna von Barnhelm", „Die kleine Nobleſſe" und „Nanine". Im proviſoriſchen

[1] Die Vorgeſchichte desſelben gibt Ernſt Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 3—30. Die verläßlichſte und anſchaulichſte Darſtellung des Liebhabertheaters ſelbſt ſchrieb Dr. C. A. H. Burkhardt, „Das herzogliche Liebhabertheater", Grenzboten 1873. III. 1 ff. Vgl. dazu: Ad. Schöll, Göthe's Verhältniß zum Theater (Weimariſche Beiträge zur Literatur und Kunſt). Weimar 1865. E. W. Weber, Zur Geſchichte des Weimariſchen Theaters. Weimar 1865. „Göthe's Theaterintendantur" in Unſere Zeit. 1866. II. S. 561—582. Robert Keil, Corona Schröter. Leipzig 1875. Düntzer, Charlotte von Stein und Corona Schröter. Stuttgart 1876. R. Gottſchall, Frauenbilder aus unſerer claſſiſchen Zeit. Unſere Zeit. 1875. II. 880 ff. R. Keil, Frau Rath. Leipzig 1871. passim. Wagner, Briefe an Merck 1835 u. 1838 u. ſ. w.

Palais des Herzogs leitete gleichzeitig der Oberhofmarſchall Graf von Putbus die Aufführung franzöſiſcher Converſationsſtücke und Operetten, bei welchen ſich bald der Conſiſtorialrath von Lyncker und der Oberſtallmeiſter von Stein durch ihr gewandtes Spiel und ihre feine franzöſiſche Ausſprache Lorbeeren verdienten.

Die herzogliche Familie begnügte ſich anfangs, im Zuſchauerraum zu erſcheinen; doch bald wich das fürſtliche Selbſtbewußtſein vor der Luſt, ſich mitzuverkleiden und mitzuſpielen. Schon im März erſchien der junge Herzog als Major O'Flaherty an Göthe-Belcours Seite, und damit war das Eis gebrochen. Der Hof ſpielte nun herzhaft mit und fand an Proben und Aufführung unendliches Vergnügen. Vom Herzog herab bis auf Gärtner und Lakaien, Alles mußte mithelfen Theater ſpielen. Auch aus der Stadt zog man die Leute herbei. Das erſte Jahr mußte Jeder ſelbſt für ſeine Garderobe ſorgen, dann übernahm der Herzog die Ausſtattung. Aus den Sälen der kleinen Reſidenz rollte der Theſpiskarren hinaus auf's Land, Gartenhecken und Büſche wurden in Naturſcenerien verwandelt, das Leben ſelbſt wurde zur luſtigen Komödie.

„Donnerſtag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebſter Ort!
Samſtag iſt's, worauf wir zielen,
Sonntag rutſcht man auf das Land;
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

„Montag reizet uns die Bühne,
Dienſtag ſchleicht dann auch herbei;
Doch er bringt zu ſtiller Sühne
Ein Rapuſchchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerſtag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

„Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zweiundfünfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da iſt's gut!" [1]

Pecuniär war es eine gewiſſe Erſparniß, daß der Hof keine Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu bezahlen brauchte, ſondern ſich mit ſeinen eigenen Kräften beſtens unterhielt [2]. Für die Hofleute ſelbſt hätten die dramatiſchen Uebungen, bei Wahl bedeutender Stücke, eine ſehr bildende Unterhaltung werden können. Auch bei Wahl geringfügigerer Stücke boten ſie immerhin noch mehr geiſtigen Bildungsſtoff, als ſonſtige Zerſtreuungen, dazu eine reiche Fülle von Anregung für anderweitige Unterhaltung, Witz, Humor, perſönliche Anſpielungen. Die Theaternamen traten als luſtige Spitznamen in's Leben hinüber, die Theaterrolle gab dem Spieler eine romantiſche oder humoriſtiſche Färbung, die Stücke wurden in ſcherzhafter Converſation, in neckiſchen Streichen und Abenteuern weitergeſpielt und liehen der proſaiſchen Wirklichkeit ſtets neue Würze. „Es iſt bekannt," ſagt Hermann Grimm, „daß es ſich bei ſolchen Gelegenheiten meiſt mehr um die Proben als um die Aufführungen ſelber handelt. Jeder, der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menſchen geſellig ſo durcheinander und in ſo intime Berührung bringt, als Theater-

[1] Göthe's Werke (Hempel). I. 95.

[2] Wie ſchon erwähnt wurde, erhielt Karl Theophil Döbbelin, der am 1. Nov. 1756 als Theaterdirector beſtellt wurde, 6800 Rthlr., womit er für die ganze Schauſpielergeſellſchaft aufkommen mußte (Pasqué. Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 10). — Karl Auguſt gab für das Theater vom 1. Oct. 1776 bis 1. Oct. 1777 nur 1064 Thlr. 9 Ngr. aus, vom 1. Oct. 1778 bis 1. Oct. 1779 noch weniger: 611 Thlr. 16 Gr. (S. Burkhardt, Grenzboten 1873. III. 1 ff.) — Ein großer Unterſchied!

proben von Dilettanten. Alles ist erlaubt und das Tollste natürlich, weil die Sache es so zu verlangen scheint.“ [1] Bei diesen Proben löste sich aller Zwang der Etikette. Herzog und Herzoginnen, die adeligen Hofherren und die bürgerlichen Poeten, die vornehmen Hofdamen und die Kammersängerinnen, der ganze Hof verschmolz da zu einer lustigen Schauspielergesellschaft, die in Bezug auf Humor und Schabernack al pari stand. Prinz Constantin mußte auf Göthe's Schlagwort achten, Amalie Kotzebue redete den Herzog dramatisch mit Du an, der Herr von Seckendorf vergaß auf seine Ahnenreihe, um den närrischen Professor Musäus im Ulk zu übertreffen; selbst Göthe's Diener, Philipp Seidel, und der Schreiner Mieding, der „Director der Natur“, durften hinter den Felsen von Pappe mit den fürstlichen Herrschaften etwas fraternisiren. Daß sich da auch galante Abenteuer entwickeln mußten, versteht sich von selbst. Es gab kein Stück ohne Liebschaft, und Göthe liebte entschieden verfängliche Situationen.

Was den literarischen Werth des „Ulkes“ betrifft, der an dem Liebhabertheater zu Weimar zu Tage gefördert wurde, so hat Gervinus wohl nicht Unrecht, wenn er denselben ziemlich niedrig anschlägt. Viele Proben davon haben sich noch erhalten. Sie überragen nicht viel das Mittelmaß des „Ulkes“, der seit 1775 bis heute auf hundert andern Liebhaberbühnen getrieben worden ist. Man vergleiche die folgende Einladung, die sich in Familienpapieren erhalten hat:

„Wir der thränenreichen Melpomene und der freudebringenden Thalia Söhne und Töchter vermelden unserm viel und hochgeehrten Compan und Mitgenossen, dem Geh. Rath von Lyncker unsern freundlichen Gruß zum Voraus.

Nachdem wir Endesunterschriebene uns entschlossen haben, unsern Ur-ur-ur- und Pflegemüttern obbenannten beyden Musen göttlichen Andenkens ein schuldiges Opfer zu bringen und deren

---

[1] Göthe, Vorlesungen II. 12. 13. Man behalte diese Bemerkung im Auge für das Folgende.

zeithero leider ſo ſehr vernachläſſigtes Andenken auf eine ſtattliche und geziemende Weiſe zu erneuern; zu dem Ende auch Einer aus unſern Mitteln von uns befehligt und ermuntert worden iſt die Feder zu ergreifen und ein taugliches präſentables Theaterſtück an den Tag zu bringen, ſo hegen wir zu unſerm eingangs erwähnten Compan und Mitgenoſſen das gegründete Vertrauen: Er werde ſich rückerinnernd ſeines vormals bezeugten Eifers und des ſo reichlich dafür empfangenen Dankes und Beyfalls gerne und willigſt bewegen laſſen, an unſerem ſo löblichen Vorhaben Theil zu nehmen, ſich in unſern Reihen anzuſchließen oder paſſender uns auszudrücken dieſelben anführen zu wollen. Solches hoffend und vorausſehend haben wir gegenwärtiges Schreiben abgefaßt und perſönlich eigenhändig ſammt und ſonders unterſchrieben.

Amelie, Herz. zu S.
Carl Auguſt, H. zu S. quâ tutor.
v. Goechhauſen. Moritz Brühl Gaſtwirth.
Chriſtine Brühl.
C. J. M. v. Wedel.
v. Hendrich. v. Staff.
von Einſiedel coll." [1]

Da das Entſtehen der Liebhaberbühne mit Göthe's Ankunft in Weimar zuſammenfällt, ſo iſt nichts natürlicher, als daß man ihn als den Urheber dieſer Liebhaberbühne betrachtet hat. Doch iſt das nicht genau. Die eigentliche Patronin und Gründerin des Weimarer Theaters iſt die Herzogin Anna Amalia. Unter ihr waren Schauſpiel, Operette und Oper ſchon längſt aufgeblüht, ehe Göthe nach Weimar kam. Als er erſchien, wich allerdings Wieland mit ſeinen Operntexten in den Schatten, aber dafür trat auch gleichzeitig der muſikaliſch gebildete Herr von Seckendorf auf, um mit Göthe als Regiſſeur, Theaterpoet, Muſiker

[1] Kritiſche Bemerkungen zu Göthe's Biographie. Das herzogliche Liebhabertheater 1775—1784, von C. A. H. Burkhardt. Grenzboten 1873. III. 3. 4.

und Schauſpieler mitzuwirken, während die allgemeine Jovialität der Hofgeſellſchaft und die Gunſt der Herzogin-Mutter raſch alle nur fähigen Kräfte in Bewegung rief. Mit ſeinem lebhaften Humor, ſeiner reichen Dichterphantaſie, ſeiner urwüchſigen Gemüthlichkeit war Göthe freilich ganz wie gemacht, eine hervorragende Rolle in dieſer vornehmen Schauſpielergeſellſchaft zu ſpielen und allmählich ihr Hauptregiſſeur zu werden. Er ſpielte zwar anfangs etwas ungeſtüm, und wenn er ſich mäßigen wollte, zu ſteif, memorirte auch nicht genau; doch in humoriſtiſchen Rollen fand man ihn unübertrefflich, und wo das Gedächtniß verſagte, wußte er ſich mit neuen Erfindungen aus der Klemme zu reißen.

Als Theaterdichter hatte er weniger Glück. Denn in dem Durcheinander der erſten Monate kam er nicht dazu, etwas Neues zu produciren. Nach einem Vierteljahr nahm er deßhalb ſeine Zuflucht zu ſeiner alten Mappe und zog daraus die „Mitſchuldigen“ hervor, jene traurige, komiſch ſein ſollende Ehebruchsfarce, die er während ſeines „etwas wüſten“ Leipziger Studententreibens geſchrieben hatte[1]. Er übernahm ſelbſt den „Alceſt“, Muſäus den „Wirth zum ſchwarzen Bären“, Einſiedel ſollte den „Söller“ ſpielen. Doch dieſem ſcheint das Stück nicht ſonderlich gefallen zu haben; er wollte die Rolle nicht übernehmen.

„Du mußt in einer verfl ..... Hypochondrie ſtecken,“ ſchrieb ihm Göthe. „Ich wollte ſchwören, Du wäreſt gut, wenn Du Dich nur ein Biſſel angriffſt. Ich weiß nun nicht, was ich

[1] Vgl. oben S. 38. 39 und R. v. Gottſchalls Bemerkung: „Der junge Göthe ergab ſich einem etwas wüſten Leben, das ſeinen Körper auf lange Jahre hinaus zerrüttete.“ Unſere Zeit 1875. II. 894. Der Aeſthetiker Friedr. Viſcher (Göthe-Jahrb. IV. 38) ſagt: „Mit achtzehn Jahren ‚die Mitſchuldigen‘, ein ſo früher Blick hinter die Couliſſen des Familienlebens, ſolche Weltkenntniß, Komiſches mit ſolcher, mit ſo unkomiſcher Grundlage: das iſt unheimlich.“ Und die unheimliche Frucht jener innern Zerrüttung war das Erſte, womit Göthe die Weimarer Bühne beglückte!!

mache. Die andern ſpielen brav und ich weiß abſolut keinen Söller — und weiß, daß Du ihn gewiß gut ſpielen würdeſt. Vielleicht beſuch ich Dich heut. G.“

Einſiedel ließ ſich nicht bereden. Bertuch übernahm nun die Rolle. Doch half es Göthe wenig, ſein Stück durchgeſetzt zu haben. Statt eines heiteren machte es einen bänglichen Eindruck und wurde vorläufig nicht wiederholt. Um die erlittene Blamage auszuwetzen, übte Göthe nun raſch das Singſpiel „Erwin und Elmire“ ein. Schon Mitte Mai waren die Arien dafür gedruckt, und der zierlich gereimte Klingklang der Liebe verſöhnte am 24. Mai vollſtändig das Publikum.

Da die Hofleute keine Schauſpieler von Fach waren, ſo konnte nicht jede Woche ein neues Stück gegeben werden. Das Einſtudiren nahm viel Zeit und Mühe in Anſpruch. Von Mitte Mai bis Mitte Juli wurde nur ſechsmal geſpielt, im Auguſt wiederholte man den „Poſtzug“ und das „Milchmädchen“, am 10. September „Erwin und Elmire“; erſt am 16. September kam wieder ein neu einſtudirtes, obwohl nicht neues Stück: „Die heimliche Heirath“: leichte Waare, wie alles, was bis dahin gegeben worden war. Darauf wurde etwas pauſirt.

Inzwiſchen Geh. Legationsrath geworden, brachte Göthe abermals die quasi durchgefallenen „Mitſchuldigen“ auf's Tapet, machte einige Veränderungen und ließ ſie Mitte November im Hauſe des Profeſſor Muſäus wieder einüben. Dießmal ſetzte er ſie mit Erfolg durch: ſie wurden ein paar Mal wiederholt, was aber nicht eben von einer Beſſerung des Geſchmacks zeugt. Erſt jetzt, nachdem er über ein Jahr als dramatiſcher Dichter nichts Neues geleiſtet, fiel ihm auf einer Jagd in Waldeck ein, wieder einmal ein Stück zu ſchreiben[1]. In drei Tagen wühlte er „Die Geſchwiſter“[2] auf's Papier, in zwei Tagen waren ſie abgeſchrieben.

---

[1] Der früher erwähnte Vortrag vom „Falken“ erſtickte im Geſtrüpp von Ilmenau.

[2] Göthe's Werke (Hempel). VI. 185—199 — vierzehn Seiten Duodez. Göthe brachte alſo in einem Tage nicht einmal fünf

Das Stück iſt darnach, ein weinerliches Luſtſpiel und ein lächerliches Thränenſpiel, ein Anhang zu „Clavigo" und „Stella" und zugleich ein condenſirter Abguß der Gefühlsſchwärmerei, welche ſeine Liebesbillets an Frau von Stein durchathmet. Zwiſchen Vollendung und Aufführung des Stückes bekam ſie ſeine Verſe an den Geiſt „des lieben heiligen großen Küſſers" Johannes Secundus, ein Zuſammentreffen, das wohl nicht ganz zufällig iſt und den Göthe-Pſychologen zu denken geben könnte [1].

Mag er es nun auch keineswegs beabſichtigt haben, ſein Verhältniß zu ihr vor dem ganzen Hof auf die Bühne zu bringen, ſo iſt das Stück doch unverkennbar aus dem trüben Gefühlsdurcheinander desſelben hervorgegangen, es iſt ein Bekenntniß darüber. Er ſelbſt hatte jenem Verhältniß anſcheinend den Charakter eines brüderlich-ſchweſterlichen gegeben, er nannte es im Mai „das reinſte, ſchönſte, wahrſte, das ich außer meiner Schweſter je zu einem Weibe gehabt" [2]. Unter dieſem Titel hatte Frau von Stein es ſich weiter gefallen laſſen. Doch Göthe's langgenährte Leidenſchaft verlangte mehr: er wollte nicht ſchweſterliche, ſondern bräutliche Liebe, und nur darum intereſſirte er ſich für das pſychologiſche Problem, das der kleinen Comédie larmoyante zu Grunde liegt. Sie gehört als Anhängſel zu ſeiner ebenſo lacrymablen Correſpondenz und zu dem gemeinen Gedicht über Johannes Secundus. Die Handſchrift gelangte auch gleich

---

Duodezſeitchen des allergewöhnlichſten und langweiligſten Liebesgeredes in Proſa zu Stande. Aber bei Göthe iſt eben Alles — — claſſiſch, göttlich. Dr. Strehlke hat zu den 14 Seiten 10 Seiten Einleitung geſchrieben, wozu der „Alte" wohl auch gelächelt haben würde; denn er gab nicht viel auf die Commentatoren.

[1] Schöll (I. S. XXXII), obwohl ein richtiger Göthe-Anbeter, geſteht von dieſem Gefühlsdrama, daß „deſſen naive Form auf unnaivem Grunde zu ruhen ſcheint und, in ſeiner delikaten Entwicklung am Unſittlichen um Haaresbreite vorbeigeführt, etwas Peinliches für ein geſundes Gefühl haben kann".

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 33.

in die Hände der wirklichen Adreſſatin[1] und wurde ihr zum Aufbewahren anvertraut, nachdem Göthe als „Wilhelm" auf der Bühne das Fräulein Amalie von Kotzebue[2] als „Marianne" umarmt hatte. Dieſes objectiv höchſt jämmerliche und ſubjectiv höchſt unwürdige Stück iſt das einzige Drama, das im erſten der „luſtigen Jahre" zu Stande kam. Wenn man denkt, daß ein ſo groß und herrlich begabter Geiſt wie derjenige Göthe's ſich wochenlang in Theaterproben mit ſo elendem Quark wie „Die Mitſchuldigen" und „Die Geſchwiſter" herumſchlug, vor den jungen Hofleuten eines zwanzigjährigen Fürſten den Ehebruch zum Gegenſtand der Komik nahm, junge Damen ſtundenlang einübte, um ein „am Unſittlichen um Haaresbreite vorbeiſtreifendes" Stück zu geben — nach den Proben aber die ganze Nacht hindurch tanzte und „miſelte" bis in den hellen Morgen hinein, da kann man ſich des Ekels kaum erwehren. Ein ſolches Komödiantenleben ſieht nahezu wie Verführung aus.

Bald zeigten ſich auch die naturgemäßen Früchte. Thörichte Liebeleien, Eiferſüchteleien, Unzufriedenheit und Verdruß durchkreuzten den geräuſchvollen Taumel anſcheinender Freude. Wie Göthe trotz aller Verſicherungen ungetheilter Liebe an Frau von Stein faſt tagtäglich den Miſeln nachlief, bald in ſeinem Garten, bald in Tanz- und Muſikproben mit ihnen zuſammenkam, fand auch der junge Herzog dieſe Theatermoral ganz allerliebſt und ließ ſeine brave Gattin zu Hauſe ſitzen. Wie Klopſtock vorausgeſehen, nahm die tieffühlende, edle Fürſtin ſich dieſe Vernachläſſigung ſehr zu Herzen. Sie zog ſich trauernd zurück und hing ſtill ihrem Gram nach. Der Herzog hinwieder ärgerte ſich über ihre Stille und Eingezogenheit und ſuchte um ſo mehr geräuſch-

[1] „Es muß uns bleiben", ſchrieb er ihr am 2. Dec. Schöll I. 73. Wenn ſich das auch bloß auf die Handſchrift bezieht, wie Düntzer meint (Charlotte von Stein. I. 70), ſo iſt das genug, um die gegebene pſychologiſche Erklärung zu beſtätigen.

[2] Schweſter des berüchtigten Dichters, deſſen Komik principiell eigentlich nicht viel niedriger ſteht, als die der „Mitſchuldigen". Der Abſtand iſt nur „Haaresbreite".

volle Freuden. Prinz Conſtantin, obwohl erſt 17 Jahre alt, wollte hinter dem allgemeinen Fortſchritt auch nicht zurückbleiben, ſondern ſofort heirathen, und zwar keine Andere als das Hoffräulein Karoline von Ilten, das aber nicht ebenbürtig befunden ward und ſich nun ebenſo unglücklich fühlte als er. Den erſten ſonnigen und vielverſprechenden Kapiteln des Romanlebens folgten nothwendig die Kapitel der Verwicklung, wo es troſtlos durcheinander geht. Die „Miſel" wurden nicht nur becomplimentirt, ſondern auch gekapellmeiſtert. Die Proben wurden auf die Dauer langweilig. Regiſſeur, Muſikdirigent und Balletmeiſter mußten, wohl oder übel, ſchulmeiſtern und repetiren. Das Dämonium des Neides richtete bei den Rittern wie bei ihren Schönen mancherlei Verwirrung an. Göthe hatte ſchon nicht mehr die Kraft, ſich und die Andern aus dem miſerabeln Hof- und Alltagsleben zu höheren Ideen emporzuheben. Er ließ ſich ganz zur kleinlichen Genußſucht ſeines Hofauditoriums herab und ſuchte ſeine Leute durch leichte ſatiriſche Skandalpoeſie bei Humor zu erhalten.

Um vor Allem Herzogin Luiſe mit dem Faſchingstreiben des Hofes wo möglich auszuſöhnen, ſollte ihr Geburtstag, der 30. Januar 1777, recht feierlich begangen werden. Auf dieſen Tag wurde das ganze Theater neu und beſſer eingerichtet, der Zuſchauerraum gleichmäßig erhöht, Quergallerie und Saal mit ſchwarzen Tüchern ausgeſchlagen, Alles bis herab auf die Theaterbillets vornehmer ausgeſtattet. Schreiner, Maler, Muſiker, Copiſten hatten den ganzen Monat Januar vollauf zu thun. Eine Probe drängte die andere. Sämmtliche Vorbereitungen kamen auf 516 Thaler zu ſtehen.

Charakteriſtiſch für die Macht und den Einfluß Göthe's iſt es, daß er in ſeinem ſonſt unbedeutenden Feſtſtück nicht nur Anzüglichkeiten auf viele Perſönlichkeiten losließ, ſondern es ſogar wagen durfte, die vermeintlichen „Skrupel", d. h. die wohlbegründete Abneigung der Herzogin gegen das ganze unwürdige Treiben, verkappt, in nur ſchwach verblümter Weiſe, theatraliſch anzugreifen. In der jetzigen Faſſung, die das Stück ſpäter in Italien erhielt, tritt dieſe Abſicht deutlicher hervor.

Lila, die ſanfte empfindſame Gattin des Barons Sternthal, iſt völlig gemüthskrank geworden, zieht ſich vom Leben ihrer Familie ganz zurück und verkehrt in einer einſamen Waldhütte mit Geiſtern, Feen und Geſpenſtern. Auf den Rath des Doctor Verazio geht die betrübte Familie auf die Ideen der Gemüthsleidenden ein, verkleidet ſich in die ihr vorſchwebenden Feen und Geſpenſter, tanzt ihr einige Ballets vor und heilt ſie auf dieſe Weiſe vollſtändig von ihrer myſtiſchen Innerlichkeit und Abſonderung. Froh und luſtig lebt ſie wieder das heitere Leben ihrer Familie mit. Das ging auf Herzogin Luiſe, welche an dem wilden, muntern Treiben ihres jungen Gemahls keinen Geſchmack fand und, freilich ohne jegliche Gemüthskrankheit, ſich ihm und dem Hofleben entfremdet hatte [1].

Um nicht allzu deutlich zu ſein, hatte Göthe bei der erſten Bearbeitung die Rollen Sternthals und Lila's getauſcht. Die muntere, lebensfrohe Gattin curirt den an melancholiſcher Geſpenſterſeherei leidenden Gemahl durch die entſprechende Feenkomödie mit reizenden Balletten. Das kleine Feenſpiel beſitzt übrigens weder den romantiſchen Zauber ächter Märchendichtung, noch die derb-urwüchſige Volkskomik, die in Shakeſpeare's Sommernachtstraum ſo herrlich vereint ſind. Die Hauptaufgabe fiel den Tänzern und Tänzerinnen des Ballets zu. Herzogin Luiſe aber, vereinſamt und von Niemanden unterſtützt, mußte ſich den Unſinn des Frankfurter Götterjünglings gefallen laſſen und fand es ſchließlich gerathen, um Lieb und Friedens willen die Waffen zu ſtrecken. Der Hof ſah dann natürlich ein, daß Göthe Recht gehabt und daß er Alles richtig geleitet habe und daß er ein göttlicher Menſch ſei. Der Stärkere behält Recht.

Als Herzog und Herzogin wieder in gemüthlicher Stimmung zuſammenlebten, jammerte Wieland, daß Göthe ihm nichts mehr ſei.

„Von meinen hieſigen ſogenannten oder auch wirklich guten Freunden iſt auch nicht ein einziger, der mir nur ſo viel Licht

[1] Göthe's Werke (Hempel). IX. 101 ff.

und Wärme mittheilte, als vonnöthen ist, um ein paar Eier dabei lind zu sieden. Sogar Göthe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, — aber er theilt sich nicht mehr mit — und es ist Nichts mit ihm anzufangen." [1]

Göthe's Productivität war wirklich wie erloschen. Frühling, Sommer, Herbst gingen vorüber, ohne daß er etwas Neues geleistet hätte. Im März wiederholte man seine „Lila", im April etliche andere schon dagewesene Stücke. Dann zog der Hof nach Ettersburg, wo man sich mehr im Freien erging und das Theater mit ländlichen Erholungen vertauschte.

Dieses Jagdschloß liegt nur anderthalb Stunden nordwestlich von Weimar am waldigen Abhang des Ettersberges. Hier wurden nun Alleen hergestellt, Waldnischen ausgehauen, künstliche Balcone in die großen Bäume hinaufgezimmert, damit die poetische Gesellschaft gleich den Vögeln leben könnte. An der Hottelstädter Ecke, wo eine schöne Fernsicht war, legte man ein Lusthaus an, im Walde eine anmuthige Kaffee-Einsiedelei; dazu Rasenhütten, Kegelbahn, endlich auch ein kleines Naturtheater. Improvisationen, Schattenspiele und kleinere Scenen hielten das Dilettanten-Collegium in mimischer Uebung, bis im Winter wieder eine eigentliche Theatersaison begann. Während Musäus sich Stücke von Gotha verschrieb, ließ Göthe seine „Mitschuldigen" wiederholen. Etwas Neues brachte er erst wieder auf der Herzogin Geburtstag (1778) auf die Bühne. Das neue Stück hieß „Die geflickte Braut", ein vielversprechender Titel, der indeß nur wieder in anderer Form die Lection maskirte, die Göthe das Jahr zuvor der Herzogin wegen ihrer noch immer nicht überwundenen ernsteren

[1] Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 102.

Geiſtesrichtung gegeben hatte. In der ſpätern Ausgabe heißt das Stück: „Der Triumph der Empfindſamkeit.“

Der gefühlskranke Prinz Oronaro führt einen vollſtändigen Apparat der empfindſamen Poeſie mit ſich im Land herum: Mondſchein, Nachtigallengeſang und ſprudelnde Quellen, Alles in eigenen Kaſten, dazu eine Laube und eine Puppe, welche in allen Stücken ſeiner Geliebten Mandandane, der Frau des Königs Andraſon, gleicht. So kommt er an den Hof Andraſons, wo die neugierigen Hoffräulein alle Geheimniſſe ſeiner Liebespoeſie erſpähen, die Puppe aufſchneiden und darin den Kern ſeiner Liebe entdecken — es iſt ein leinener Sack mit den ſentimentalen Romanen der Zeit: Sterne's Sentimentale Reiſe durch Frankreich und Italien, Joh. Martin Millers Sigwart, Rouſſeau's Heloiſe, Göthe's Werther. — Nachdem die Mädchen ihre Neugier befriedigt, flicken ſie die Puppe wieder: daher der Titel „Die geflickte Braut“. Statt ihrer ſetzt ſich aber die wirkliche Mandandane in die Laube. Der Prinz erſcheint — und ſiehe da, ſeine empfindſame Liebe iſt entflohen. Erſt die Puppe, die nun hergebracht und der wirklichen Mandandane gegenübergeſtellt wird, erweckt wieder ſeinen überſpannten Gefühlsreichthum. Zwiſchen Weib und Puppe, lebender Natur und Mechanismus wählend, zieht er begeiſtert ſeine Puppe vor, überläßt Andraſon ſeine Mandandane und erfüllt ſo das Orakel, mit dem humoriſtiſch-geheimnißvoll die Farce beginnt:

„Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Geweide verleiht,
Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet,
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragende, über dein Haus.“

Zum Hohn auf das „deutſche Theater“, auf dem Alles angeht, bekommt das Stück zu den fünf Acten noch einen ſechsten. Der Prinz ſingt an ſeine Puppe:

„Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!“

König Andraſon aber empfiehlt vor dem großen Schlußballet „von hundert Lehren, die wir daraus ziehen können", beſonders dieſe, „daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath und gehorche den Göttern".

Als Ballaſt in das leichte Schiffchen dieſer Komödie legte Göthe an geeigneter Stelle das Monodrama „Proſerpina" ein, eine ernſte antikiſirende Dichtung im Stile des Prometheus, deren hohes Pathos, vor- und nachher perſiflirt, wunderlich von der carnevaliſtiſchen Einrahmung abſtechen mußte. Göthe übernahm die Rolle des Andraſon, Corona Schröter die der Mandandane.

Die Spitze des burlesken Unſinnes traf neben der Herzogin ſowohl ihre Lieblingsdichter, Klopſtock und die Seinigen, als auch den Verfaſſer ſelbſt, ſoweit ſeine Poeſie früher, trotz aller Verirrungen, noch einen höheren Aufflug genommen hatte. „Proſerpina" iſt nämlich ganz antik gedacht und ausgeführt, ein Seitenſtück zum Prometheus und zu den erhabenen Oden, die er früher gedichtet, doch nicht mehr ſo wild, ſondern hinüberleitend zur Iphigenie. Auch der Werther beſitzt, ungeachtet ſeines unmoraliſchen Charakters, doch noch mehr idealen Gehalt und Werth, als der Faſchingsquark, dem er in der „geflickten Braut" als Opfer geſchlachtet wurde. Dieſe Selbſtperſiflage erſcheint um ſo widriger, wenn man auf die pſychologiſchen Momente achtet, auf die er bei ſich ſelbſt und bei ſeinem Publikum ſpeculirte. Als Bekenntniß ſeines eigenen innern Lebens ſagt die Farce ſoviel, daß er die nebelhafte Herzensquälerei des Werther ſatt habe und nach einer wirklichen Mandandane verlange. Als Vortrag an's Publikum aber eröffnet ſie demſelben den erbärmlichen Humbug, den der Dichter im Werther getrieben hatte. Gerade die Verquickung der niedrigſten Leidenſchaft mit idealer Träumerei und ſcheinbar religiöſen Anwandlungen hatte die ganze ſentimentale Damenwelt für den Werther eingenommen, den Enthuſiasmus dafür bis zum halben Wahnſinn geſteigert und dadurch das größte Unheil angerichtet. Jetzt erſchien der vergötterte Selbſtmörder plötzlich wieder lebendig im luſtigſten Maskenkoſtüm auf der Bühne und erklärte: „Ei was, meine Herren und Damen!

Das war nur dummes Zeug. Die Liebe iſt etwas viel Realeres. Sehen Sie ſich nach lebendigen Puppen um, und wenn ihnen die eine abhanden kommt, ſo nehmen Sie ſich eine andere. Dafür hat man Concert, Theater, Ball, Redouten."

So machte er es ſelber. Als „Andraſon" war er Tag für Tag um die lebendige Puppe Corona Schröter herum. Die Muſikübungen für die „geflickte Braut" nahmen 66, die Tanzübungen 83 Stunden in Anſpruch. Weil es ihm aber doch nicht gelungen war, die Wertherei in ſich ſelbſt todtzuſchlagen, ſo ſetzte er nebenher auch dieſe fort und correſpondirte gleichzeitig in ſentimentalſter Weiſe mit der Frau von Stein. Sie allein erhielt einen Schlüſſel zu dem Gartenthor an der Ilm, durch welches Göthe den nächſten Weg zu ſeinem Gartenhaus ſonſt für Jedermann abgeſperrt hatte. Dazu ſchrieb er ihr (9. Jan. 1778):

„Nehmen Sie hier den Schlüſſel zu meinen Gegenden, den andern Schlüſſel haben Sie lange. Ich hab Launen, ſo ſcheints denn ich hab Unrecht und doch Piks und weiß daß ich unrecht habe. Aber es ſcheint ich ſoll wieder einmal fühlen, daß ich Sie ſehr lieb habe, und was ich Sie gekoſtet habe u. ſ. w. Dem ſei wie es wolle, ich mag und kann Sie nicht ſehen. Addio Beſte. G."

Sonntags den 12. ſcheint ſie ihm etwas Leckeres geſchickt zu haben:

„Danke für die leibliche Nahrung. Der alte Eckhof iſt bei mir. Wir ſcheinen unſere Empfindungen neuerdings auf Spitzen zu ſetzen. Adieu Gold. Es iſt und bleibt doch immer beim Alten. G."

Am ſelben Tag war noch Balletprobe, am 13. wurden die „Weſtindier" geſpielt, wobei der Herzog und Göthe wieder die frühern Rollen hatten; der berühmte Schauſpieler Eckhof ſpielte mit. Den 14. und 15. war Conſeil, den 16. Schweinehatze in der Reitbahn. „Mir brach," ſo notirt Göthe dazu, „ein Eiſen in einem angehenden Schweine unter der Feder weg. Witzlebens Jäger ward geſchlagen. Mittags mit der Herrſchaft nach Tiefurt.

Das Thauwetter hatte eine große Schlittenfahrt gehindert. Abends Picknick. Bei ♃ geſchlafen. Hatte traurig in mich gezogene Tage."

Am Abend dieſes Tages wurde das junge Fräulein Chriſtiane von Laßberg, Tochter des Oberſten Laßberg, zur Theaterprobe erwartet. Sie kam nicht. Den andern Tag fanden Göthe's Leute ihren Leichnam in der Ilm, nahe bei Göthe's Gartenhaus. Ihr Geliebter, ein Herr von Wrangel, war ihr untreu geworden, vor Liebesgram hatte ſie ſich ertränkt. Man fand „Werthers Leiden" in ihrer Taſche. Nicht Jedermann wußte eben ſo ſchimpflich frivol mit Liebe zu ſpielen wie Göthe. Hätte die Unglückliche mehr Göthe als Werther nachgeahmt, d. h. zu ihrem Geliebten noch einen zweiten oder dritten gehabt, wie Göthe zu ſeiner Frau von Stein noch Corona Schröter ꝛc., ſo hätte ſie wohl dem „Triumph der Empfindſamkeit" nicht dieß ſchaurige Vorſpiel vorausgeſchickt.

Einem ernſten, tieffühlenden, wahrhaft menſchenliebenden Charakter wäre es unmöglich geweſen, nach einem ſolchen Ereigniß ein Stück weiter einzuüben, in welchem eben jene Wertherei als Scherz behandelt wurde, die dieſes unglückliche junge Weſen zum Selbſtmord geführt. Selbſt in Göthe regte ſich dieß einzig richtige Gefühl, aber es wurde ſchließlich der Genußſucht des Hofes und der eigenen Poeterei zum Opfer gebracht. Sein Tagebuch darüber lautet:

„d. 17. Ward Chriſtel von Lasberg in der Ilm vor der Flosbrücke unter dem Wehr von meinen Leuten gefunden. Sie war Abends vorher ertrunken. Ich war mit ♃ auf dem Eis. Nachmittags beſchäftigt mit der Todten, die ſie herauf zu ☉ gebracht hatten. Abends zu den Eltern. Zu Cronen aus der Probe.

d. 18. Mit ♃ ausgeritten, ein Stündchen aufs Eis. An Hof zu Tiſche. Nachmittags zu ☉. einen Augenblick im Stern. ins Concert. Nachts mit ♃. Knebeln herüber. Knebel blieb bey mir die Nacht. Viel über der Chriſtel Tod. Das ganze Weſen dabey ihre letzten Pfade ꝛc.

In ſtiller Trauer einige Tage beſchäftigt um die Scene des Todes, nachher wieder gezwungen zu theatraliſchem Leichtſinn.

d. 30. Zur Herzogin Geburtstag das neue Stück."

Was unter der ſtillen Trauer zu verſtehen iſt, das beſagt ein Liebesbrief an Frau von Stein vom 19.:

„Statt meiner kommt ein Blättchen. Da ich von Ihnen wegging, konnt ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten und ich erfand ein ſeltſam Plätzchen, wo das Andenken der armen Chriſtel verborgen ſtehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es ſo am Weg wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben ſoll. Ich hab mit Jentſchen ein gut Stück Felſen ausgehöhlt, man überſieht von da in höchſter Abgeſchiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesſtunde, es war eben ſo ein Abend. Orion ſtand ſo ſchön am Himmel, als wir von Tiefurt herauf ritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken juſt genug und kann nicht wieder aus meinem Hauſe. Gute Nacht Engel, ſchonen Sie ſich und gehen Sie nicht hinunter. Dieſe einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes wie das Waſſer ſelbſt, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Die Moral, welche Göthe aus dem düſtern Ereigniß zog, iſt in ſeinem Mondgedicht für Frau von Stein ausgedrückt, das urſprünglich ganz deutlich auf die unglückliche Selbſtmörderin anſpielte:

„Selig wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Mann am Buſen hält
Und mit dem genießt,
Was dem Menſchen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht."

Nachdem der Selbstmörderin ein romantisches Denkmal gesetzt war, so nah am Wege, daß man daran nicht beten und lieben konnte, ging's wieder in die Probe und dann auf's fröhliche Theater. Göthe's Zeit war so in Anspruch genommen, daß das Tagebuch stockte, die Correspondenz mit Frau von Stein nur dürftig sickerte. Die Aufführung der „geflickten Braut“ war glänzend. Corona Schröter war herrlich als Mandandane. Unter ungeheurer Heiterkeit schnitten ihre Fräulein: Sophie von Raschau, Minna von Kalb, Karoline von Ilten, Amalie von Ilten, die geliebte Puppe auf und verkündigten den Werther als Grundbuch verrückter schwärmerischer Liebe. Schon am 10. Februar mußte das Stück wiederholt werden. Göthe tummelte sich unterdessen wacker auf dem Eise herum; am 1. Februar schickte ihm die Frau von Stein eingemachte Früchte, am 10. ärgerte er sich, daß sein Stück dumm ausgelegt wurde, am 12. fühlte er sich den Menschen fortdauernd entfremdet, hatte aber viel fröhliche, bunte Imagination, am 13. war er früh auf dem Eis, speiste bei ⊙, ging Nachmittags mit ihr spazieren, war Abends im Garten, ging Nachts wieder zu ⊙ und mit ihr im Mondschein spazieren. Am 14. speiste er mit Corona — der schönen Mandandane, am 15. bei der einzig geliebten Frau von Stein, von der er sich am 11. zu Erbsen und Wurst noch etwas Nachtisch erbeten hatte. Den 20. schickte er ihr ein Frühstück, den 22. und 23. zeichnete er das Fräulein von Waldner ab und speiste bei ⊙. Am 24. kam Corona mit der Zither in seinen Garten, am 25. erbat er sich von Frau von Stein Schwartenmagen[1] und eine Bratwurst.

[1] Schöll I. 160. „Schicken Sie mir durch Ueberbringern meinen Schwarten Magen und eine Bratwurst.“ — „Gewisse empfindsame Leser,“ bemerkt Lewes (Frese I. 390) über die Correspondenz Göthe's mit Frau von Stein, „werden sich vielleicht entsetzen, daß so viel von Essen und Trinken die Rede ist; indessen wenn sie an Lotte denken, die den Kindern Butterbrod gibt, so werden sie sich nicht wundern, wenn der Verfasser seine Weimar'sche Geliebte bittet, ihm eine Bratwurst zu schicken.“ Göthe's Mittheilungen über eßbare Gegenstände sind so zahlreich, daß man ganze Bücher darüber

Den 27. wurde „Erwin und Elmire“ wieder gegeben, den 28. zeichnete er an der „Waldnern“ weiter. Im März wurde wacker Theater geſpielt, im April am Park weiter gearbeitet. Um Mitte April ritt er nach Stützerbach zu den „leichtfertigen Mädels“; zurückgekehrt hielt er den Kindern das Eierfeſt. Frau von Stein erhielt ein paar Billets, während ein drohendes Regenwetter zu ſeiner nicht geringen Freude Corona und ihre Freundin Wilhel-

---

ſchreiben könnte: „Göthe's Küche“, oder „Göthe, Bratwurſt und Schwartenmagen“, oder „Einfluß der Frankfurter- und Weimarer-Küche auf die Entwicklung des Fauſt“. — Ich empfehle dieſe Themata vorläufig den Vorſtänden höherer Töchterſchulen und Dr. Ludwig Geiger für das nächſte Göthe-Jahrbuch. Denn für gute Küche intereſſirte ſich Göthe viel mehr, als für alle platoniſche Logos- und Liebesphiloſophie der etwas enthuſiaſtiſchen Fürſtin Gallitzin (Göthe-Jahrbuch III. 287). Die Paſſion Göthe's für „Schwartenmagen“ läßt ſich ſowohl mit der Descendenztheorie als mit nationalen Momenten in Verbindung bringen; denn es iſt eine von Mama ererbte Neigung. „Wegen der Metzger Knecht,“ ſchreibt ſie an Ph. Seidel, „dient zur Nachricht, daß unſere hieſige Metzger keinen einzigen die rechte Kunſt Schwartemägen zu verfertigen lehren. Das hat mir mein eigener Metzger ganz aufrichtig geſagt — und es iſt auch ganz natürlich, denn aus der halben Welt kommen Knechte hieher, und wenns die nun gelernt hätten, ſo könnten die Schwartemagen überall verfertigt werden, welches nun doch nicht iſt. Alſo das Ende vom Lied iſt, daſz Frankfurth allein die Ehre behalten will, rechte Schwartemägen zu machen. — Ihro Durchlaucht (Anna Amalia) können ſie aber alle Wochen mit dem Poſtwagen bekommen und von der beſten Fabrik, das verſpreche ich.“ Siehe Göthe's Mutter an Philipp Seidel, mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1870. II. 113. Vgl. Keil, Frau Rath. S. 78. v. Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch. Neue Folge. 5. 1844. S. 435. — Ueber Weimarer Durſt und Frankfurter Weinſendungen vgl. Keil, Frau Rath. S. 102. — Noch culinariſch wichtiger und intereſſanter für höhere Töchterſchulen ſind „Freundſchaftliche Briefe von Göthe u. ſ. w. an Nicolaus Meyer“. Leipzig, Hartung, 1856.

mine in ſein Gartenhaus trieb. Den 23. beſuchte er ⊙ und ſpeiste bei Corona, den 30. April war er bei Crone und Mine, und der ſchöne Mai fängt wieder mit Crone und Mine an. Am 2. Mai reiste er mit dem Herzog nach Leipzig, Berlin und Deſſau und kam erſt am 1. Juni zurück.

Den ſeltſamen Contraſt, in welchem ſich Göthe's Leben nach dieſer Reiſe mit demjenigen Wielands befand, hat der Letztere in einem Briefe an Merck ſehr anſchaulich beſchrieben:

„Seitdem die Herzogin Mutter auf etliche Wochen nach Ilmenau gegangen, und Kalb mit ſeiner jungen Frau nach Anſpach, wo ſie ihre Erbgüter hat, von denen er Beſitz nehmen will — leb ich nun ſo in Abgeſchiedenheit von aller Welt, mit und unter meinen Kindern und Hausgenoſſen, in meinem eigenen kleinen Microcosmus eingeſchloſſen, und wenn die Furcht vor dem Kriege und das Merkurialiſche Fuhrweſen mich nicht in meiner Ruhe ſtörten, ſo weiß ich nicht, was mich hindern ſollte, binnen 2 bis 3 Jahren ein ſo ausgemachter Philiſter zu ſeyn, als einer in Weimar, und mich kaum mehr beſinnen zu können, daß der ille ego qui quondam und Ich qui nunc ein und derſelbe Menſch ſey. Auch der große Reſpect für die 4 Groſchenſtücke iſt ein tertium, worinn wir einander ähnlichen, l. Br. Es iſt eben noch nicht lange, daß ich, um mein Geld ein wenig beyſammen halten zu können, genöthigt war, es in lauter ſchöne neue Ducaten und brennend neue braunſchweigiſche Louisd'or umzuſetzen. Da fieng ich an das Geld lieb zu gewinnen, weil es ſo ſchön war. Nun hab ich's ſchon dahin gebracht, daß ich's liebe, weils Intereſſen trägt, und, wie eine Folgerung immer aus der andern herausfällt, wenn es nur erſt einmal mit den Principien ſeine Richtigkeit hat, ſo bin ich gar bald dazu gekommen, daß ich nun auch für kleine Thaler und ſogar für Viergroſchenſtücke eine Hochachtung habe, die ich mir vor 10 Jahren, da ich noch nicht wußte, was es iſt, 6 Kinder und überhaupt 14 Mäuler zu ernähren zu haben, noch gar nicht vorſtellen konnte.

Von Göthen, l. Br., kann ich Dir nicht viel mehr ſagen, als was Du in den Zeitungen von ihm wirſt geleſen haben. Vor-

geſtern kamen ſie Vormittags von ihrer Wanderung nach Leipzig, Deſſau und Berlin zurück. Abends ging ich mit meiner Frau und beyden älteſten Mädchen über den (nach Göthes Plan und Ideen, ſeinem Garten gegenüber) neuangelegten Exercier Plaz, um von da nach dem ſogenannten Stern zu gehen, und meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Göthens Invention und Zeichnung dort am Waſſer anlegen laſſen, und die eine wunderbar künſtliche, anmuthig milde, einſiedleriſche und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen und Grottenwerk vorſtellen, wo Göthe, der Herzog und Wedel oft ſelb drey zu Mittag eſſen, oder in Geſellſchaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend paſſieren. Wie wir den Exercierplatz heraufgehen begegnet uns der Herzog. Er erblickt uns von fern, bleibt ſtehen, und ſobald er uns erkennt, geht er uns wohl zwanzig bis 30 Schritte entgegen, und empfängt mich und die Meinigen ſo liebreich, daß es uns im Herzen wohl thut. Sein Anſchauen war mir eine wahre Herzſtärkung, ſo geſund und kräftig ſah er aus, und ſo edel, gut, bieder und fürſtlich zugleich fand ich ihn im Ganzen ſeines Weſens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß Göthe ihn recht geführt und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben wird. Der Herzog verließ uns wieder und eilte ſeines Weges, wir verfolgten den unſrigen; weil wir aber einerley terminum ad quem hatten, ſo kamen wir bey dem Grottenweſen (wie ichs itzt aus Mangel eines geſchickten Nahmens nennen will) wieder zuſammen, und da traffen wir Göthen in Geſellſchaft der ſchönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attiſchen Eleganz ihrer ganzen Geſtalt und in ihrem ganz ſimpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymfe dieſer anmuthigen Felſengegend ausſah[1]. Wir hießen

[1] Diezmann hörte von einem alten Weimaraner erzählen, „die Schröter habe eines Tages, in fleiſchfarbenen Tricot gekleidet, eine Guitarre im Arm, an einem der lieblichſten Punkte des Parkes ſitzend, geſungen, während Karl Auguſt und Göthe auf- und ab-

einander alſo auch willkommen, und Göthe war zwar ſimpel und gut, aber äußerſt trocken; und verſchloſſen, wie er's ſchon lange, ſonderlich ſeit meiner Zurückkunft von der Reiſe in Eure Gegenden iſt. Ich glaube indeſſen gerne und am liebſten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umſtände von einander gehalten werden. Vor 2 Jahren lebten wir noch miteinander; dies iſt itzt nicht mehr und kann nicht mehr ſeyn, da er Geſchäfte, liaisons, Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht theil nehmen laſſen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht theil nehmen könnte noch möchte. Zudem werden ſie nun auch dieſen Sommer und Herbſt über ſelten 8 Tage hintereinander hier ſeyn, und ſo wird er mir eben immer inaccessibler und da ſeine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, ſo iſts natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen. Indeſſen iſt und bleibt er mir einer der herrlichſten und liebſten Menſchen auf Gottes Erdboden und damit punctum." [1]

Im Juli arbeitete Göthe an dem ſog. Kloſter, einer künſtlichen Einſiedelei am linken Ufer der Ilm, wo am 9., dem Namenstag der Herzogin, ein poetiſches Gartenfeſt gegeben wurde. Die Hofherren kleideten ſich dießmal zur Abwechslung in weiße, höchſt reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe ... Der Hof war zur geſetzlichen Tagesſtunde eingeladen; die Herrſchaften kamen jenen untern Weg vom Waſſer her; die „Mönche" gingen ihnen bis an den erweiterten Felſenraum entgegen. Da wurde als Begrüßung ein von Seckendorf verfaßtes Dramolet vorgetragen, worin Göthe als Pater Decorator den Herrſchaften vorgeſtellt wurde:

---

gegangen, worüber die unvermuthet dazu kommende Herzogin ſich tief verletzt gefühlt hätte". Düntzer bezweifelt das (Göthe und Karl Auguſt I. 61); ſeltſam iſt es aber immerhin, daß in Weimar ſolche und ähnliche Gerüchte circulirten.

[1] Wagner, Briefe an und von Merck 1838. S. 148 ff.

„Und dieſer hier Pater Decorator,
Der all unſern Gärten und Buſchwerk ſteht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn der was angreift, ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack, die Breit und die Länge.
Sogar auch den Ort, den ſonſt Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Roſen verziert.“ [1]

Die Herzogin-Mutter war während dieſes Feſtes eben auf einer Reiſe in Frankfurt, wo ſie mit Göthe's Mutter, „Frau Rath“ oder „Frau Aja“, Bekanntſchaft machte. Als ſie wieder zurückkehrte, gab ihr Göthe ein Souper in der neuen Park-Einſiedelei. Zum Schluß wurden die Anlagen „ganz in Rembrandts Geſchmack“ beleuchtet. Anna Amalia war entzückt und Wieland hätte Göthe vor Liebe freſſen mögen. Während des Septembers beſuchte Göthe Eiſenach, die Wartburg, Wilhelmsthal, Ilmenau, Jena. Im October fingen zu Ettersburg die Proben für den „Jahrmarkt von Plundersweilen“ an, der erſt am 26. aufgeführt wurde. Drei Wochen lang war des Hämmerns, Lärmens und Malens kein Ende. Wie Fräulein von Göchhauſen an Frau Aja berichtet, „purzelten die Herzogin, Göthe,. Kraus u. ſ. w. über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes“ [2]. Wieland aber ſchrieb an Merck:

„Ich hab Dir letzthin ſchon gemeldet, daß ſich unſere Herzogin (Anna Amalia) izt eine große fête mit Göthens Puppenſpiel macht. Kranz als Orcheſtermeiſter und Kraus als Decorateur haben ſeit 14 Tagen alle Hände voll zu thun und ſind faſt immer zu Ettersburg. Göthe kommt dann und wann, darnach zu ſehen und das Werk in Gang zu bringen, und die Herzogin lebt und webt und iſt in dem Allen von ganzer Seele, von ganzem Ge-

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXVII. 303.
[2] Keil, Frau Rath. S. 116 ff.

müth und von allen Kräften. Ich darf nichts davon ſehen, bis alles fertig iſt; das iſt bei dergleichen Anläſſen immer ein eigener Spaß, den ſie ſich macht, und wozu ich mich, wie Du denken kannſt, de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt ſpielt mit, z. Ex. die Hofdame v. Wöllwarth iſt Pfefferkuchenmädchen, ein junger Leyſer Marmottenbub, die Schröderin die Tyrolerin, Mad. Wolf Königin Eſther u. ſ. w. Ich gäbe Geld darum, daß Du den Spaß mit uns theilen könnteſt. Aber ohne Zweifel wirſt Du damit regalirt werden, wenn Du kommſt, wiewohl Göthe haben will, daß Du erſt kommen ſollſt, wenn die Nachtigallen wieder ſingen — und das muß auch ſeyn, wenn Du an allen den Poeſien Freude haben ſollſt, die er dies- und jenſeits der Ilm geſchaffen hat, und die der hochlöbl. Kammer zwar ein tüchtiges Geld koſten, dafür aber auch dieſe Seite von Weimar zu einem Tempel und Elyſium machen. Dii immortales — homo homini quid praestat! Stulto intellegens.“ [1]

Das Stück, womit der „weiſe“ Mann die „Dummen“ erheiterte, war übrigens nichts weiter, als eben ein „Jahrmarkt“ und zwar von „Plundersweilen“, mit einer eingelegten kindiſchen Traveſtie auf Racine's Eſther, die franzöſiſche Tragödie und die Bibel ſelbſt. In der Jahrmarktsſcene ſtellte Göthe den „Marktſchreier“ vor, in der faden Traveſtie zugleich den Mardochai und den Haman — des Königs Günſtling und den zweiten Mann im Reich.

---

[1] Wagner, Briefe an Merck 1835. S. 148. 149.

7. Der zweite Mann im Herzogthum.

1776—1779.

„Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand."

Göthe im Wilhelm Meister.

„Göthe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern sind unter seinem Werth."

Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar.

Während das sogen. „Genieleben" oder die „lustigen Tage von Weimar" schon von allen irgendwie poetischen Seiten bis in's Kleinste, nahezu erschöpfend beschrieben worden sind, hat der Politiker und Diplomat Göthe noch durchaus keinen entsprechenden Biographen gefunden. Die herzoglich sächsisch-weimarischen Conseilsprotocolle, die Acten, über die Göthe oft genug in seinen Tagebüchern seufzt, die langweiligen Referate, die er neben seinen Theaterrollen studiren mußte, ruhen noch in den Archiven. Von der breitspurigen kleinstaatlichen Bureaukratie, welche den Dichter mehr oder weniger täglich beschäftigte, ist nur verhältnißmäßig Weniges in die Oeffentlichkeit gedrungen [1]. Das Wenige genügt

[1] Der „Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe" (Weimar 1863) fließt in den ersten Jahren sehr mager: von 1775 bis zur ital. Reise I. 1—57; von da ab ist mehr von der „Liebeskanzlei" und von „Kunst" die Rede, als vom Regieren. Auch die andern Briefwechsel Göthe's, Herders, Wielands, Mercks, Knebels u. s. w. bieten nur vereinzelte Notizen. Die erste Biographie Karl Augusts von P. C. Weyland (ergänzt von Faselius. Weimar 1857) ist

indeß, um zu zeigen, daß die Rolle des Politikers die des Dichters vollständig zurückdrängte und alle übrigen Rollen, die zu spielen waren, in ihre Dienste nahm. Göthe wollte etwas werden,

---

eine Lobrede, deren Verleger wünschte, daß durch dieselbe 5—10000 Fünfgroschenstücke für ein Karl-August-Denkmal einkommen möchten. Sind auch eingekommen. — Noch serviler ist die lateinische Trauerrede des Gymnasialdirectors G. Gernhard. Jena 1828, und die Lobrede des Predigers Wilh. Schröter: „Karl August. Was Er geistig war und wie Er es geworden". Leipzig, Hinrich 1829. — Diese und manch andere indirect einschlägige Monographieen benützte A. Schöll, Karl-August-Büchlein. (Weimar, Böhlau, 1857; wohl auch mit Rücksicht auf das Denkmal geschrieben.) Darnach schrieb E. Humbert (Prof. in Genf): Charles Auguste et les fêtes de Weimar en 1857. Genève, Ramboz & Schuchardt, 1858, — ein eleganter französischer Panegyricus. — Werthvoller ist Aug. Diezmann, Göthe und die lustige Zeit in Weimar. Leipzig 1857. — Dr. Franz X. Wegele, Karl August, ist vorwiegend Panegyriker, enthält aber werthvolle Notizen. — E. v. Heyne, Geschichte des Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94. Weimar, Böhlau, orientirt über die Militaria. — H. Düntzer, Karl August und Göthe (I. Bd. 1861. II. Band 1865. Leipzig, Dyk), ist ein mit vielem Fleiß und sorgfältigster Kleinkritik zusammengebrachtes Collectaneum von Briefnotizen, Göthe-Bewunderung und Göthe-Conjecturen, das aber wohl kaum Jemand ganz lesen wird, der nicht, seiner Studien halber, zu einer solchen Marter gezwungen wird. In Bezug auf Politik und sociale Verhältnisse bietet es nur den allerunzureichendsten Aufschluß. — Sehr lehrreich ist dagegen in letzterer Hinsicht der schon citirte Aufsatz von Dr. C. A. H. Burkhardt: Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800. (Grenzboten 1871. II. 645—706.) Eine tüchtige Biographie Karl Augusts gibt es eigentlich noch nicht. Wie ich in Weimar hörte, hat ein Prof. Z. die Archive dafür benützt und einen riesigen Stoß Excerpte gesammelt; es gelang ihm aber nicht, das Material zu bewältigen. Ich hätte es gerne eingesehen; allein da ich mich an den Minister des Innern hätte wenden müssen, so verzichtete ich darauf. Mein Gesuch wäre, in Folge des Jesuitengesetzes, muthmaßlich weder ihm noch mir von Nutzen gewesen.

und er iſt es geworden: der zweite, ja vorübergehend der erſte Mann im Herzogthum.

Es iſt eine irrige Vorſtellung, wenn man meint, Göthe habe ſich dabei wie ein „von den Göttern" begünſtigtes Glückskind verhalten, dem der Apfel gerade in der richtigen Stunde reif in den Schooß fiel, ohne daß es zu denken brauchte; wie ein Erdengott, ein Apoll, dem Muſen und Grazien ſingend und ſpielend das Scepter der Herrſchaft entgegenbrachten, um es nach frohem Genuß wieder mit der Lyra der Sterblichen und Unſterblichen zu vertauſchen. „Fauſt" II. Theil legt allerdings eine ſolche Auffaſſung nahe, und ſie hat ihre Anhaltspunkte. Glück hatte Göthe, aber auch Verſtand, er wußte zu rechnen.

Ueber die Weimarer Verhältniſſe war er vollſtändig wohl unterrichtet, als er nach Weimar kam; er ſtieß Niemand durch unzeitiges Vordrängen, ſondern lebte ſich als Gaſt gemüthlich in die ihm nicht fremden Verhältniſſe hinein, gewann Herren und Damen, indem er ſich ihren Liebhabereien anpaßte, ging aber ohne langes Taſten auf jene intimeren Beziehungen los, welche bei Hof entſcheidend waren: Wieland, Frau von Stein, Dalberg. Wieland führte ihn in den Kreis der Herzogin-Mutter ein, Frau von Stein patrocinirte ihn bei Herzogin Luiſe. Das Entſcheidendſte indeß war vielleicht Dalbergs Freundſchaft. Weit mehr wie ein Deus ex machina, als Göthe, war dieſer ſchöngeiſtige Prälat in Weimars Nachbarſchaft gerathen, als hier in Folge aufgeklärter Erziehung der Kampf zwiſchen altem und neuem Regime auszubrechen drohte. Er gab in den letzten Erziehungsmaßregeln den Ausſchlag, er legte den drohenden Zwiſt bei, er übernahm es, den hitzigen jungen Herzog, deſſen volles Vertrauen er allein beſaß, auf die Bahn eines gemäßigten Fortſchritts zu lenken. Mit ihm unterhandelte Karl Auguſt, als er ſein Cabinet umzugeſtalten dachte. Ihm galt der erſte Beſuch, den Göthe von Weimar aus mit dem Herzog auswärts abſtattete. Die Beſuche erneuerten ſich. Dalberg half die Anſtellung Herders durchſetzen; höchſt wahrſcheinlich hatte er auch die Hand im Spiel, als der Herzog Göthe in's Cabinet berief. Nun trat

Göthe an Dalbergs Stelle und übernahm mit einer Art Mentorſchaft bei dem jungen Herzog zugleich die gemäßigte Reformpolitik, die der Statthalter angebahnt hatte [1].

Von Zeit zu Zeit erſcheint dieſer noch als Freund und Conſulent in wichtigen Angelegenheiten [2]; doch des Herzogs eigentlicher Vertrauter iſt vom Frühjahr an der neue Geheime Legationsrath. Einen ſpeciellen Miniſter des herzoglichen Hauſes gab es officiell nicht, aber das war die erſte Stelle, die Göthe thatſächlich bekleidete.

Inwiefern Göthe nun der richtige Mentor für einen jungen Fürſten war, mag man theilweiſe ſchon nach den gegebenen Anhaltspunkten beurtheilen.

Wie er ſelbſt in bunteſter Zerſtreuung und endloſer Tändelei ſpielend, ſcherzend, herumblätternd und herumſpazierend, in Wald und Feld, in Bibliotheken und Archiven, in Kneipen und vornehmen Geſellſchaften, im Verkehr mit alten Gelehrten, jungen Poeten, ſchäkernden Mädchen und wunderlichen Abenteurern, frommen Damen und leichtſinnigen Junggeſellen ſich eine Fülle von Menſchenkenntniß, Lebenserfahrung, mannigfaltigem, aber ungeordnetem Wiſſen, eine vage, naturaliſtiſche Weltanſchauung und eine ebenſo lockere, wenn auch weltkluge Moral erworben hatte, ſo lebte er jetzt mit dem jungen Herzog weiter und bildete ihn nach ſeiner eigenen, freien Manier — Alles praktiſch, empiriſch, ſprungweiſe, ohne Methode und Syſtem. Gelernt wurde genau ſo viel, als man bei beſtändigem Plaiſir, Jagden, Ausflügen, Theaterproben, Liebesabenteuern, Bauernkirmeſſen, Liederlichkeiten aller Art ſo nebenher noch lernen mochte. Der Herzog wurde dabei ein flotter Herr, ein geriebener junger Mann.

„Gar luſtig und fidelige“ lernten die Beiden zunächſt auf ihren Ritten und Ausflügen das ganze Land kennen, Städte und Städtchen, Dörfer und Schlöſſer, einſame Gehöfte und Wald-

---

[1] Vgl. oben S. 307 und die Werke Beaulieu-Marconnay's über Dalberg und Anna Amalia.

[2] Keil, Tagebuch. 75 ff.

einſamkeiten, Fluß, Thal und Berg, — die Univerſitätsſtadt Jena und ihre Profeſſoren, die Bergſchluchten von Ilmenau und deren Bergleute und Köhler, die Waldeshügel um die Wartburg und deren Förſter und Jäger, Eiſenach, Berka, und wie die Ortſchaften alle heißen. Göthe liebte es, eine Gegend auswendig zu lernen, und der junge Fürſt mochte allenfalls auch noch etwas mit lernen. Denn das Meiſte kannte er ſchon längſt. Von allem aber, was ein Regent wiſſen und lernen muß, von Geſchichte und Politik, Staatshaushalt und innerer Verwaltung, verſtand Göthe faſt ebenſo wenig, als ſein fürſtlicher Schüler, und wo ſollte er bei dieſem unruhigen Nomadenleben die Zeit hernehmen, ein einziges Buch über dieſe Materien ordentlich zu ſtudiren? Ich denke dabei nicht an die ehrwürdigen Folianten älterer Staatsweisheit und Jurisprudenz, die Göthe längſt als eine Erbkrankheit des Menſchengeſchlechtes, als die Mutter aller Pedanterie und Bauernſchinderei verachtete, ſondern nur an die revolutionären Bücher und Pamphlete, die allenfalls ſo einem politiſchen Springinsfeld und Reformminiſter hätten gefallen können. Auch dieſe hat er erſt nach und nach ein wenig angenippt; denn nur die allerſpärlichſten Notizen im Tagebuch deuten ſo etwas an. Das bahnbrechende nationalökonomiſche Werk von Adam Smith, 1776 erſchienen, 1777 ſchon deutſch überſetzt, wird darin nicht erwähnt. Vielleicht hat Göthe 1778 die Dialoge des Abbate Galiani geleſen. Das nicht unbedeutende Werk war aber ſchon 1764 erſchienen, alſo für einen jungen Reformminiſter zu alt. Eher las er allenfalls das „aus den Dichtungen des Horaz (!) gezogene Natur- und Völkerrecht“ dieſes italieniſchen Anhängſels der Encyklopädiſten — genug, in ſeinem Tagebuch ſteht bloß Gagliani[1], und nichts zwingt uns zu dem Glauben, daß Göthe auch nur dieſen einen, damals ziemlich berühmten Publiciſten gründlich gekannt hat. Und ſo iſt es mit den paar andern Büchern und Pamphleten, die in den Tagebüchern der erſten vier Jahre figuriren. Der junge Reformminiſter fand ſich auch

[1] Keil, Tagebuch. S. 168.

nur allzubald genöthigt, über die wichtigsten Dinge sich bei Freund Merck in Darmstadt nach Rath und Aufklärung umzusehen. Der war ein tüchtiger, geschäftskundiger Mann, Kriegszahlmeister — und half auch dem Freunde aus der Patsche, verschaffte ihm für seine ökonomischen Nöthen einen zuverlässigen Vertrauensmann, den Engländer Baty, und kam auch selbst wiederholt nach Thüringen, um Göthe und dem Herzog praktische Freundesdienste zu erweisen. Als der Herzog ihn aber so lieb gewann, daß er ihn in Weimar behalten wollte, warf sich Göthe dazwischen und vereitelte diesen Plan. Man darf wohl als ziemlich sicher annehmen, daß Merck mit seinen Kenntnissen und seiner Geschäftsroutine ihn bald aus dem Sattel gehoben und vom Ministertisch auf's Theater zurückgedrängt haben würde. Göthe mochte das fühlen und kam einem solchen Staatsstreich zuvor.

Wie der Statthalter Dalberg sich die Gunst der Erfurter im Sturm dadurch erworben hatte, daß er sich bei einem Brand in die Reihen der Wassertragenden stellte und den Kübel munter weiter gab, so waren der Herzog und Göthe auf jeden Feuerlärm bereit und arbeiteten wie professionelle Feuerwehrleute. Ueberhaupt war Karl August ein wenig Bürgerkönig, liebte das Incognito und den Humor, den dasselbe für hohe Herren mit sich bringt. Auf seinen Jagden machte er wenig Gepränge, da ging es sehr natürlich zu; doch bei Hofe liebte er fürstlichen Prunk und hielt mit seiner Handvoll Soldaten fleißig Paraden und Revuen [1].

---

[1] Mit dem Anekdotenkram, der einerseits sein burschikoses Treiben andeutet, andererseits wieder zur Verherrlichung des Humanitätsideals von Schöll u. A. beigebracht wurde, will ich den Leser verschonen. Er war eine im Ganzen gutmüthige, aber sehr derbe Jäger- und Soldatennatur, wußte Säbel und Peitsche gut zu führen. Es sieht ihm ganz gleich, wenn erzählt wird, daß er bei einer Feuersbrunst die säumenden Zuschauer mit der Peitsche zum Löschen angetrieben habe; aber daß er ganze Stunden mit seinem Minister sich das Vergnügen gemacht haben soll, auf der Straße mit der

Einen gewiſſen bildenden Einfluß auf den jungen Herrſcher hatte natürlich Göthe's poetiſcher und künſtleriſcher Geiſt. Er hörte nicht nur alle ſeine bisherigen Werke, viele wiederholt an, vernahm deren Entſtehungsgeſchichte und weitere Bezüge: er war fortan der Vertraute des Dichters, wie dieſer es dem Regenten war. Er wurde Mäcenas in umfaſſendſtem Sinn. Wenn auch nicht ſelbſt poetiſch begabt, ſo hatte er doch nicht nur Sinn und Verſtändniß für die leichte Theaterwaare, an der ſich durchweg der Hof erheiterte, ſondern auch für die ernſteren und bedeutenderen Leiſtungen des Dichters. Doch hat man dieſen bildenden Einfluß ſehr übertrieben. Karl Auguſt blieb bis in's höhere Alter derb, grob, ſoldatiſch. Er liebte ſchmutzige Zoten, Nuditäten, Obſcönitäten. Seine Briefe erinnern da und dort an Wielands Schule; Voltaire's niederträchtige Pucelle hatte er ſo inne, daß er gar nicht glauben wollte, daß Schiller die Jungfrau von Orleans je wieder zu Ehren bringen könnte; er wollte ſie anfänglich gar nicht aufführen laſſen. Nur ſehr launenhaft betheiligte er ſich zeitweilig an Göthe's Naturdilettanterieen. Dagegen hatte er Freude an Statuen und Gemälden, gab viel Geld dafür aus und unterſtützte ſeine Poeten und Künſtler mit freigebiger Huld.

In der erſten Weimarer Zeit begleitete er ſelbſt ſchwärmeriſche Briefe an die Frau von Stein mit eigenhändigen Zeilen. „Guten Morgen, liebe Frau," ſchreibt er ihr, „Alle Geiſter der Berge, der Schlöſſer, der Morgen- und Abenddämmerung ſeien Ihre Begleiter. Denken Sie an mich" u. ſ. w. Ein paar Monate ſpäter: „Alleweil reiſen wir, der Mond iſt jetzt noch unſer Begleiter, er ſcheint himmliſch ſchön." Er verfaßte ſogar Verſe an ſie[1]:

Peitſche zu knallen, das kommt mir faſt etwas zu kindiſch vor. Unmöglich iſt es indeß nicht, da man halbe und ganze Tage Komödie einübte und ſpielte, und zwar vielfach die unbedeutendſten Hanswurſtiaden, alſo auch zu ſolchen Kindereien fähig war.

[1] Schöll, Karl-Auguſt-Büchlein. S. 20.

„Ich ſchlafe, ich ſchlafe von heute bis Morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute göttlich in meinem Selbſt gebadt.
Die Geiſter der Weſen durchſchweben mich heut',
Geben mir dumpfes, doch ſüßes Geleit.
Wohl Dir, Gute, wenn Du lebeſt auf Erden,
Ohne Andrer Exiſtenz gewahr zu werden.
Tauche Dich ganz in Gefühle hinein,
Um liebvollen Geiſtern Gefährtin zu ſein.
Sauge den Erdſaft, ſauge Leben Dir ein,
Um liebvoller Geiſter Gefährtin zu ſein."

Aehnlich ergeht er ſich in einem Briefe an Knebel in jener ſentimentalen Naturſchwärmerei, die damals mit dem derbſten Humor genau ſo abwechſelte, wie die Damen- und Türkenſcenen in Körners Zriny.

„Es hat neun Uhr geſchlagen und ich ſitze hier in meinem Kloſter mit einem Licht am Fenſter und ſchreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich ſchön, und der erſte Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ ſich mir ſehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche herumgeſchlichen und ich war ſo ganz in der Schöpfung und ſo weit von dem Erdentreiben. Der Menſch iſt doch nicht zu der elenden Philiſterei des Geſchäftslebens beſtimmt; es iſt einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne ſo untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden ſieht und fühlt, und das alles ſo für ſich, ſo wenig der Menſchen halber, und doch genießen ſie's, und ſo hoch, daß ſie glauben, es ſei für ſie. Ich will mich baden mit dem Abendſtern und neu Leben ſchöpfen" u. ſ. w.

Eingeweiht in Göthe's Herzensgeheimniſſe mit Frau von Stein, ahmte er ſeinen Miniſter auch hierin nach und fing ein Liebesverhältniß mit der „ſchönen" Gräfin Werthern an. Doch liebte er ſie nicht ſo „ſchön", wie Göthe der Frau von Stein äußerte. Er ſchrieb auch keine tauſend Liebesbriefe an ſie.

Die erſte größere Staatsangelegenheit, an der Göthe ſich betheiligte, war nationalökonomiſcher Natur. In Ilmenau (der ſüdlichſten Enclave des aus lauter zerriſſenen Stücken beſtehenden Herzogthums) waren Kupfer- und Silberbergwerke, deren Betrieb in die mittelalterliche Zeit hinaufreicht. Noch 1717 beſchäftigten dieſelben etwa 500 Bergleute, 1739 jedoch erſäufte der Durchbruch der Manebacher Waſſerdämme die meiſten Gruben. Noch bevor Göthe kam, hatte Karl Auguſt ſchon den Plan gefaßt, den Bergbau hier wieder aufzunehmen, und ſich zu dieſem Zweck mit dem kurſächſiſchen Berghauptmann von Trebra in Verbindung geſetzt. Silber! Silber! Das war ein nicht minder lockendes Loſungswort, als Poeſie und Natur. Göthe, der noch 1776 in Frankfurt Geld pumpen mußte, wußte ſolche Hoffnungen zu ſchätzen. Dazu war um Ilmenau herum auch viel „Natur", ſchöne Berge, Thäler, Schluchten, Ausſichten, auch luſtige Landleute und fröhliche Mädchen. Mit Begeiſterung ging der luſtige Rath auf die Ideen ſeines herzoglichen Freundes ein, ſtreifte Tage und Wochen lang mit ihm in der Gegend herum, kroch in die Gruben, unterſuchte Boden und Geſteine, ließ ſich von den Bergleuten Alles erklären, und lernte bei den Conferenzen mit Trebra und andern Experten ſo viel, um auch ſein Wörtchen in der Bergwerkfrage mitzureden. Dabei wurde gezeichnet und gejagt. „Wir ſind hier," ſchreibt er (24. Juli von Ilmenau an Merck), „und wollen ſehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung ſetzen. Du kannſt denken, wie ich mich auf dem Thüringerwald herumzeichne; der Herzog geht auf Hirſche, ich auf Landſchaften aus und ſelbſt zur Jagd führ ich mein Portefeuille mit."[1] Den 14. Nov. 1777 wurde eine Commiſſion niedergeſetzt, um die Bergbaugeſchäfte zu leiten. Sie beſtand aus dem Kammerpräſidenten von Kalb, Göthe und dem Regierungsrath Dr. Eckardt. Als Kalb der Sache müde war, erhielt Göthe (8. April 1780) den Vorſitz in der Commiſſion und die Oberleitung der ganzen Bergwerksangelegenheit.

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 94.

Das Unternehmen nahm einen sehr kläglichen Verlauf. Da Göthe und die übrigen Commissionsmitglieder anfänglich nichts, später nicht viel von der Sache verstanden, auch sich nicht die Zeit nahmen, das Fach gründlich zu studiren, so wurde nicht nur kein Silber gewonnen, sondern sehr viel Silber vergeudet; es mußten, wie im Anfang, immer und immer wieder fremde Fachmänner und Beamte als gute Räthe beigezogen werden, nach deren Abgang man jeweilen wieder umsonst grub. Nach jahrelangen Mühen und großen Geldopfern kam Göthe zu dem Schlußurtheil:

„Eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen."

Das heißt ohne ministerielle Verblümung: Der Bergbau in Ilmenau war ein mißglückter Schwindel. Wie sich der Dichter noch mit diplomatischem Anstand aus der Patsche zog, erzählt er selbst in den Zeit- und Jahresheften[1]:

„Ein ausgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und selbst von meinem Kollegen, dem geschäftsgewandteren Geheimen Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter; einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen, eine Art von Konvent zu bilden und sich der Führung und Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Kommissarien also nöthig gehabt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hilfsmittel, die man selbst erfand, so

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXVII. 23.

daß zuletzt Alles, wie wir es nur wünſchen konnten, beſchloſſen wurde; und da es denn endlich an Geld nicht fehlen durfte, um dieſe weiſen Rathſchläge in's Werk zu ſetzen, ſo wurden auch die nöthigen Summen verwilligt, und alles ging mit Wohlgefallen auseinander."

Wieder in einfacherem Deutſch: Als der Schwindel, den der Herzog und ſein Freund in jugendlichem Uebermuth begangen hatten, zu Tage trat, überließen ſie die verſalzene Suppe den Mandataren des Volkes, und dieſes hatte die Ehre, den Schwindel zu bezahlen, während „unſterbliche Verſe" noch jetzt den kühnen Unternehmer von Ilmenau verherrlichen.

Selbſt das vielgefeierte Gedicht „Ilmenau" (1783) erinnert übrigens noch daran, wie der Uebermuth der beiden luſtigen Geſellen bei ihren Ilmenauer Bergfahrten keine Grenzen kannte, und wie der Herzog mit zerſchundenem Bein oder Fuß mehr als einmal wochenlang für ein paar nicht eigentlich frohe, ſondern bloß thöricht ausgelaſſene Stunden büßen mußte.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu ſein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,

Und halb erwacht und halb im ſchweren Traum
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre." [1]

Göthe hatte den richtigen Tact, die Erinnerung an ſolche „Freuden" [2] erſt nach mehr als 30 Jahren unter ſeinen Gedichten zu publiciren, als Niemand mehr unter dem unmittelbaren ängſtlichen Eindruck ſtand, daß der Herzog bei denſelben ſo leicht hätte Geſundheit und Leben einbüßen können. Nachdem Alles gut gegangen und Niemand den Hals gebrochen hatte, wiegten ſich die alten Herren gar feierlich in ihren Lehnſtühlen und thaten, als ob ſie bei dem Unſinn ſehr viele und wichtige Lebenserfahrungen gemacht hätten. Ich begreife nicht, weßhalb M. Bernays gerade in dieſer Periode ſo ſehr Göthe's Uneigennützigkeit [3] hervorhebt. Er hat ſich bei der ganzen Bergbaugeſchichte trefflich amüſirt, weit beſſer als der Herzog, er hat ſich dem Herzog unentbehrlich zu machen gewußt und ſchließlich das Volk für die vielen tollen Wochen und Monate bezahlen laſſen. Ganz genau wie unſere modernen Gründer und Unternehmer. O dieſer ſchönen Uneigennützigkeit!

Das Kapitel von Göthe's Uneigennützigkeit und Menſchenliebe wird bei Lewes [4] u. A. noch durch Herbeiziehung eines unglücklichen „Unbekannten" verſtärkt, der von Göthe, ohne alle Ausſicht auf irdiſchen Vortheil, in der ſchonendſten, zarteſten, liebevollſten Weiſe jahrelang im Verborgenen unterſtützt worden ſei. Nach Göthe's eigenem Geſtändniß war dieſer Unglückliche, der unter dem Namen Kraft verkappt in Ilmenau lebte, nur ein confidentieller Experte, den ſich Göthe für ein kleines Jahrgeld hielt, um ſich zuverläſſig über Sachen orientiren zu laſſen, die er ſelbſt nicht verſtand.

„Ein wunderſamer, durch verwickelte Schickſale nicht ohne

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). I. 112.

[2] Sie ſind durch das Tagebuch und die Briefe Göthe's genugſam verbürgt.

[3] Deutſche Biographie IX. 444.

[4] Lewes (Freſe). I. 426 ff.

ſeine Schuld verarmter Mann hielt ſich durch meine Unterſtützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir ſehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuerſachen durch unmittelbare Anſchauung, als gewandter, obgleich hypochondriſcher Geſchäftsmann Mehreres überlieferte, was ich ſelbſt nicht hätte bis auf den Grund einſehen und mir zu eigen machen können." [1]

So ſorgte der arme Hypochonder, daß der luſtige Rath fröhlich Theater ſpielen, mit den Damen liebeln und tauſend andere Dinge treiben konnte — und doch über Bergwerk- und Steuerſachen ſo gut auf dem Laufenden war, als die übrigen maßgebenden Herren. Wenn der hl. Vincenz von Paul Nothleidenden nur ſolche Wohlthaten erwieſen hätte, ſo weiß ich nicht, ob ihn die katholiſche Kirche als einen uneigennützigen Wohlthäter der Menſchheit verehrte!

Mehr Glück hatte Göthe mit einem andern Unternehmen, für das er eben auch mehr Geſchick und Anlage hatte, das aber dem Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach nur Geld koſtete, ohne etwas einzubringen. Das war die Anlage des großen Parks, der noch heute Göthe's Andenken verewigt [2]. Dieß Geſchäft

[1] Göthe's Werke (Hempel). XVII. 23.

[2] Während die Stadt Weimar ganz am linken Ufer der Ilm liegt, dehnt ſich der Park oberhalb der Stadt zu beiden Seiten des zwar nicht ſehr waſſerreichen, aber freundlichen, anmuthigen Fluſſes aus. Der Haupttheil der von Göthe entworfenen Anlagen entwickelt ſich vom Schloß aus am linken Ufer bis an die prächtige Allee, welche nach dem Luſtſchloß Belvedere führt. Da ſteht zwiſchen den herrlichſten Baumgruppen, Laubgängen, Grotten und Blumenbeeten das von Schlingpflanzen umrankte Tempelherrenhaus, das in der „klaſſiſchen" Zeit als Theeſalon diente, das winzige, aber ſehr romantiſche Borkenhäuschen oder die „Klauſe", wo Karl Auguſt ganze Tage und Nächte zubrachte, das ſogen. Kloſter, eine künſtliche Ruine, und endlich weiter oben das „Römiſche Haus", das erſt ſpäter gebaut wurde. Ueber die Ilm führen vier Brücken, darunter eine unmittelbar vom Schloß in den ſogenannten Stern. Etwas weiter oben liegt Göthe's Gartenhaus, am Fuß des Roſenberges, durch prächtige Wieſen von der Ilm getrennt.

konnte ohne viel Studium, auf Spaziergängen erledigt werden. Der Herzog gab das Geld, Göthe die ſchönen Ideen. Da ſpazierten ſie denn ſelbander, kommandirten die Arbeiter, reisten zur Abwechslung nach Gotha oder Berlin und kamen dann wieder ſehen, wie Alles geworden und gewachſen war. Während Wieland ſich zu Hauſe die Finger müde ſchrieb, um ſich und die Seinigen zu ernähren, kamen ihm Göthe und der Herzog wie ſelige Götter vor, welche in vergnügtem dolce far niente mit ihrem Winke das Land regierten.

Von Reformen in der Verwaltung und innern Politik des Herzogthums war in den erſten Amtsjahren des poetiſchen Reformminiſters nicht viel zu ſpüren. Zwar hatte er, wie Dalberg, Herz und Kopf voll menſchenbeglückender Ideen, Fortſchritt und Humanität; allein es war der zerſtreuenden Unthätigkeit und des Plaiſirs zu viel, um nur eine derſelben auszuführen. „War es ja doch," erzählt Burkhardt [1], „in den erſten Zeiten Karl Auguſts den Bauern bis 1787 nicht einmal geſtattet, die hinter dem warmen Ofen geſtrickten Strümpfe zu verkaufen, oder andere Leinwand als grobe zu eigenem Bedarfe anzufertigen (1783). Ganz langſam und unvermerkt arbeitete man auf Beſeitigung dieſer Uebelſtände, und das Jahr 1783 überhaupt bezeichnet den Wendepunkt im Leben unſeres Bauernſtandes, der von da allmählich ſich zu einem politiſchen Factor emporarbeitete." In den erſten ſieben Jahren von Göthe's Regiment blieb das Volk von Sachſen-Weimar alſo noch unter der harten Bevormundung und dem Druck, den Plackereien und Polizeiverordnungen der früheren Zeit [2]. Erſt in den letzten drei Jahren fingen langſam und unvermerkt durchgreifendere Reformen an, ſo daß man ihm gar

[1] Grenzboten 1871. II. 656.

[2] Häuſſer (Deutſche Geſchichte. Berlin 1869) ſieht wohl Sachſen-Weimar allzuſehr im Strahlenlicht belletriſtiſcher Verklärung, wenn er Karl Auguſt uneingeſchränkt den größten Fürſten jener Zeit beizählt (I. 95). Er war gewiß beſſer als viele der andern kleinen Reichsfürſten, und gewann ſichtlich, als er unabhängiger von Göthe regierte. Aber ein Ideal iſt er denn doch nicht.

kein Unrecht thut, wenn man ihn nach seinem eigenen Ausdruck mehr als „Großmeister der Affen bei Hofe", denn als ernsten, praktischen Volksmann betrachtet.

Er war indeß durchaus keiner von den ehernen, tyrannischen Charakteren, sondern bei seinem sanguinisch-sinnlichen Treiben eine milde, gemüthliche, gutherzige Natur, freundlich gegen den gemeinen Mann, mitleidig gegen Unglückliche und durchschnittlich Jedermanns Freund, so lang man ihm nicht in die Quere kam. Aus seinen ersten Ministerjahren datiren mehrere Verfügungen, die Interesse und Wohlwollen gegen die ländliche Bevölkerung bekunden. So wurden durch ein Mandat von 1776 Prämien für Obstcultur, später ähnliche Prämien für die Anpflanzung von Kartoffeln, Klee, Luzerne, für Flachsröſten, für Baumpflanzungen u. s. w. ausgesetzt. Ein Decret vom 7. November 1778 hob die Besteuerung des Rindviehs und der Schafe auf, besteuerte dagegen jedes Pferd mit 8 Gr. (doch wurde 1799 auch die Viehsteuer wieder eingeführt). Ebenfalls 1778 wurde die Besteuerung von Grund und Boden gemildert, dagegen die Personalsteuer vermehrt. Denn der Hof brauchte doch schließlich Geld für seine vielen Vergnügungen, Poeten und Angestellten. Mit seinem Kammerdiener Philipp Seidel gründete Göthe Strick-, Näh- und Spinnstuben für arme Soldatenkinder, ließ auch ein Spinnbüchlein schreiben, das aber seinen Zweck verfehlte [1]. Schon 1778 taucht auch eine Lese- und Leihbibliothek in Weimar auf. Inwiefern indeß Göthe an diesen und anderen „Fortschritten" betheiligt war, ist noch nicht genugsam aufgehellt. Außer ihm wirthschafteten noch 800 andere Beamte, und die eigentliche Avantgarde des „materiellen Fortschritts" bildete der Freimaurer Bertuch.

Neben Bergwerk und Parkanlagen betrieben der Herzog und sein Freund auch Obstbau, Bienenzucht, Wiesenverbesserung, Forstcultur, ungefähr alle Zweige des ökonomischen Faches in ihrer dilettantischen Weise. Göthe las Bücher, die von solchen Dingen handelten, fragte die Fachleute aus, experimentirte im Kleinen

[1] Burkhardt a. a. O. S. 702.

in seinem Gartenhaus, hielt dem Herzog vertraulichen Vortrag bald hier, bald dort, bei Tisch oder zu Pferde, wie es sich gab, und dann wirthschafteten sie Beide in solchen Dingen herum, bis sie's müde waren und wieder ein anderes Steckenpferd suchten. Da es sich darum handelte, ein neues Schloß zu bauen, warf sich Göthe sofort auf Architektur, ließ große und kleine Fachwerke kommen, zeichnete alle Säulenordnungen ab und wußte nach ein paar Wochen so viel von Baukunst zu schwefeln, als wäre er ein studirter Architekt. Das war so seine Art. Es gab kein Fach, das er nicht in fröhlichem Vertrauen auf sein Genie in ein paar Monaten zu beherrschen sich getraut hätte. Der Herzog wurde natürlich gleich ihm ein vielwissender Dilettant und pfuschte, wie sein Mentor, in allen möglichen Dingen herum. Doch war er im Ganzen von härterem Metall als Göthe, und trotz der Bemühung des gewandten Freundes, ihn mehr für die Künste des Friedens, für innere Verwaltung und Nationalökonomie zu gewinnen, blieb er seiner Vorliebe für die Jagd treu, aus der sich allmählich immer mehr die verwandte Vorliebe für das Militär entwickelte. Während Göthe nur einen fürstlichen Mäcenas, einen weisen Salomon an ihm erziehen wollte, träumte der junge ehrgeizige Fürst von Pferden, Hunden, Hirschen, Hasen, Soldaten, Ordonnanzen, Krieg, äußerer Politik, kriegerischem Ruhme. Was nun thun?

„Niemand als wer sich ganz verläugnet," so rief sich Göthe in seinem Tagebuch zu, „ist werth zu herrschen und kann herrschen."

Wie er, oft innerlich murrend, Schlaf und Ruhe dahinopferte, um mit dem Herzog Hasen — ja nur Hasen! — zu jagen, so verläugnete er auch seine entschieden künstlerischen und deßhalb friedlichen Neigungen, seinen Dichterberuf, und übernahm als Reformminister die Kriegscommission. Himmel und Erde hatte der Titane poetisch stürmen wollen, die großartigsten Stoffe hatten seinen Geist beschäftigt, Faust lag unvollendet in der Mappe — — und nun ward der große Göthe Kriegsminister über ein Heer von 600 Soldaten und 60 herzoglichen Leibhusaren!! — und Oberwegebau-Inspector für Sachsen-Weimar-Eisenach —

d. h. für etwa 20 □Meilen Landes. Das Tagebuch über diese Episode muß auf jeden denkenden und vorurtheilsfreien Menschen einen mehr komischen als rührenden Eindruck hervorbringen:

„den 13. (Januar 1779). Die Kriegs-Commission übernommen. erste Session. Fest und ruhig in meinen Sinnen, und scharf. Allein dies Geschäft diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist spielt sie freyer und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das schönste der Gaben wird ihm ekel. Schwierigkeiten irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für allemal den Menschen versagt. Klugheit theilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern und der Katze nach ihren Klauen, sie haben alle Geschöpfe bewaffnet.

Daß ich nur die Hälfte Wein trinke, ist mir sehr nützlich, seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät.

Vom 14. bis 25. Januar. In Acten gekramt, die unordentliche Repositur durchgestört, es fängt an drin heller zu werden. Das Geschäft mir ganz allein angelegen. Wenig auf dem Eis! Beunruhigt das Amt Groß Rudstädt durch die Preußen. Wiederkunft Reinbabens, fatale Proposition, zwischen zwei Uebeln ein wehrloser Zustand. Wir haben noch einige Steine zu ziehen, dann sind wir matt. Den Courier an den König. in dessen Erwartung Frist. Meist mit der Kriegs-Commission beschäftigt, wenig auf dem Eis. geritten.“ [1]

Kaum hatte der neue Kriegsminister diese erhabenen Betrachtungen angestellt und etliche Tage in den Acten herumgestöbert, da stand er auch schon dem größten Kriegsherrn seiner Zeit, dem preußischen König Friedrich II., gegenüber. Dieser hatte verlangt, Truppen für seine Armee gegen Oesterreich zu werben. Was machen? Ihm die Werbung unbeschränkt erlauben? Eine

[1] Keil, Tagebuch. S. 177.

beſchränkte Werbung ausbedingen? Selbſt freiwillig ein Contingent ſtellen? Sich dem König widerſetzen? Göthe ſetzte dem Herzog alle dieſe Fragen auseinander, wagte aber keine mit poſitiven Vorſchlägen zu beantworten; nur hielt er es für das Gefährlichſte, mit den Preußen anzubinden[1]. Schon Ende Januar war indeſſen die Sorge glücklich wieder vorüber; am 1. Februar hatte er wieder freie Zeit, mit friedlichem Behagen über die Wichtigkeit ſeiner Stellung nachzubrüten:

„d. 1. Febr. Conſeil. Dumme Luft drin. Fataler Humor von Fr. 24 zu viel geſprochen. Das Thauwetter war mir in den Gliedern und die Stube warm. Mit 24 geſſen. Nach Tiſch einige Erklärung über zu viel reden fallen laſſen, ſich vergeben, ſeine Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden ſollten. Auch über die militäriſchen Macaronis. 24 ſteht noch immer an der Form ſtille. Falſche Anwendung auf ſeinen Zuſtand, was man bey andern gut und groß findet. Verblendung am äußerlichen Uebertünchen. Ich habe eben die Fehler beym Bauweſen gemacht. Die Kriegs-Commiſſion werd ich gut verſehen, weil ich beim Geſchäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur was da iſt recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegebau.“[2]

Schon am 2. Februar jedoch kamen Frühlingsahnungen über ihn, am 14. ritt er mit dem Artillerie-Hauptmann Jean Antoine de Caſtrop aus, um als Oberſtraßenaufſeher oder Pontifex maximus, wie Herder ihn nannte, die Wege des Herzogthums zu inſpiciren, als Kriegsminiſter in allen Städten und Städtchen die Aushebung der Jungmannſchaft perſönlich vorzunehmen und — als Dichter die „Iphigenie auf Tauris“ niederzuſchreiben. Es kam ihm zum Bewußtſein, daß er mit ſeinem Talent eigentlich etwas Beſſeres leiſten könnte, als Repoſitorien ordnen und

[1] S. das lange Expoſé. Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 4—10.

[2] Keil, Tagebuch. S. 178.

Protokolle ſtudiren. Von dem Rathhaus in Buttſtedt aus ſchrieb er dem Herzog:

„Indeß die Purſche gemeſſen und beſichtigt werden, will ich Ihnen ein paar Worte ſchreiben. Es kommt mir närriſch vor, da ich ſonſt Alles in der Welt einzeln zu nehmen und zu beſehen pflege, ich nun nach der Phyſiognomik des Rheiniſchen Strichmaaßes alle junge Purſche des Landes klaſſificire. Doch muß ich ſagen, daß Nichts vortheilhafter iſt, als in ſolchem Zeug zu kramen. Von vorn herein ſieht man Alles falſch und die Dinge gehen ſo menſchlich, daß man, um was zu nützen, ſich nicht genug im menſchlichen Geſichtskreis halten kann.

„Uebrigens laß ich mir von allerlei erzählen und alsdann ſteig ich in meine alte Burg der Poeſie und koche an meinem Töchterchen. Bei dieſer Gelegenheit ſeh ich doch auch, daß ich dieſe gute Gabe der Himmliſchen ein wenig zu kavalier behandle und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will.“ [1]

Vom 14. Februar bis 28. März, beſtändig im Land herum, durch „Caſtrops Litaney vom alten Saukram“ mehr als einmal in die tiefſte Proſa ſchlechter Straßen herabgezogen, vollendete er die erſte Proſafaſſung der Iphigenie. Doch kaum war dieſe bei Hofe vorgeleſen und aufgeführt, ſo vergaß der Dichter wieder ſeiner höheren Aufgabe, der Kriegsminiſter kramte wieder in ſeinen Repoſituren herum, der Finanzminiſter trug ſich mit nationalökonomiſchen Verbeſſerungen und der Haus- und Hofminiſter glich Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und ſeinem Bruder Conſtantin aus, der allumfaſſende Beamte zerſplitterte ſich im Gewirre der bunteſten Kleinigkeitskrämerei. Faſt gleichzeitig plante er eine Reviſion des ganzen Steuerweſens, Reducirung des Militärs, einen Steuererlaß, bekämpfte ein neues Tuchmanufactur-Reglement, ließ ſich durch den Engländer Baty, den erwähnten Subalternbeamten, welchen er ſich durch Merck für das ökonomiſche Fach verſchrieben hatte, den Zuſtand der

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 10. 11.

Kammergüter auseinanderſetzen und bekam zuletzt Luſt, auch noch Bauer zu werden.

„Wills Gott daß mir Acker und Wieſe noch werden und ich für dieſen ſimpelſten Erwerb des Menſchen Sinn kriege!“ [1]

Der Herzog erſcheint in ſeinen lakoniſchen Aufzeichnungen weniger als Fürſt, denn als ein Zögling, dem ſein Mentor noch auf die Finger ſieht, oder als Freund, für den er Partei ergreift. Er hofft, daß der junge Mann bald glücklich eine große Kriſis beſtehen werde; er freut ſich an ihm, daß er noch ſtets am Werden iſt, während die andern gleich Drechslerpuppen ſchon fertig ſind und bloß noch des Anſtrichs harren; er ergrimmt, daß der Miniſter Fritſch in leidiger Undankbarkeit ihn ſo ſcheußlich verkenne. Er nimmt ſich vor, den Herzog noch unter dem Daumen zu behalten; „daß er nur nichts für ſich thut, denn er iſt noch ſehr unerfahren, beſonders mit Fremden, und hat wenig Gefühl zu Anfangs wie neue Menſchen zu ihm ſtehen“. Er hält ihm Lectionen: „warum ihm dieß und das ſo ſchwer würde und warum er nicht im Kleinen umgreifen ſollte“. Remonſtrationen des fürſtlichen Schülers führen zu großen intereſſanten Unterredungen. Doch ſchreibt ſich der Mentor gelegentlich auch eine „neue Conduite fürs Künftige vor“, mahnt ſich zur „Vorſicht mit dem Herzog“ und beſchließt, „von einem gewiſſen Gang nicht abzuweichen und im Anfang nichts zu rühren“.

Man ſieht aus dem Ganzen ſchon, daß die dreijährige Geniewirthſchaft die diplomatiſche Klugheit des Fürſten noch wenig gefördert hatte und daß der poetiſche Mentor im Strudel ſeiner allſeitigen Oberflächlichkeit noch immer am Taſten und Experimentiren war. Am 7. Auguſt 1779 hielt er einen Rückblick auf ſein bisheriges Leben, eine Art Generalbeicht:

„Zu Hauſe aufgeräumt, meine Papiere durchgeſehen und alle alte Schaalen verbrannt. Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebſamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie ſie überall herumſchweift, um

[1] Keil, Tagebuch. S. 191.

etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 October getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden." [1]

Nach diesem lichten Intervall fing das bunte Treiben von vorne an. Schon die nächsten Tage waren nicht mehr „rein gleich den vorigen", die nächste Woche glaubte er mehr zu waten als zu schwimmen, und sein ökonomischer Finanzrath Baty machte ihm „mancherlei Sauereien lebendig, denen nicht gleich abzuhelfen ist". An Frau von Stein schrieb er den 18. (August 1779):

„Ich sehne mich gar nach Ihnen, und sobald es möglich ist werde ich kommen, seit Sie weg sind bin ich überall herumgezogen, war einen Tag in Ettersburg, in Tiefurt, auf der Jagd in Troistädt, es ist wie mit einer Erbschaft die nach dem Abgang des einigen Besitzers an viele zerfällt. Mir wirds nicht wohl

[1] Keil, Tagebuch. S. 197.

dabei, denn ich habe keinen Ort woher ich komme und wohin ich gehe.

„Die Weste sitzt gar schön, es ist die erste die so paßt zu meiner großen Freude. Sie sieht gar lieblich und ich hoffe drinn mit Ihnen einen Englischen durchzuführen.“ [1]

In Abwesenheit seiner Geliebten, die auf ihr Gut in Kochberg gezogen war, tröstete er sich an der Gegenwart des Hoffräuleins Karoline von Ilten, deren Geliebten, den Prinzen Constantin, man diplomatisch vom Hofe wegprakticirt hatte, um die gefürchtete ungleiche Heirath zwischen Beiden zu hintertreiben.

„In mein Haus kommt nun gar kein Mensch, außer dem schönen Misel, wir sind gar artig zusammen, denn wir sind im gleichen Falle, mir ist mein Liebstes verreist und ihr fürstlicher Freund hat andere Wege gefunden.“ [2]

Gleichzeitig wurde für's Theater ein neuester Humor vorbereitet. Die Aera der „zeitraubenden Empfindung und Schattenleidenschaft“ war noch nicht vorüber.

---

[1] Schöll, Briefe I. 232.

[2] Schöll, Briefe I. 234.

8. Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie.

1776—1779.

„Corona Schröter stellte Iphigenie nicht nur dar, sie war Iphigenie." Rob. Keil.

„Iphigenie sollte zur dichterischen Verklärung der Beruhigung werden, welche Charlotte (von Stein) über den leidenschaftlichen Stürmer gebracht hatte." Heinrich Düntzer.

Niemand in Europa hat so viel über Göthe's Liebschaften geschrieben, als Herr Heinrich Düntzer in Köln. Er fing damit schon 1836 an, trocken und gelehrt, wie ein junger Professor, erklärte den Faust und Göthe als Dramatiker [1] und bemühte sich, unter Aufwand von viel ästhetischer Erudition, nachzuweisen, daß Göthe auch als Dramatiker Deutschlands Ruhm sei. Das wollte die böse Welt damals noch nicht glauben. Anstatt aber fein nüchtern bei den Bühnenfiguren des Dichters zu verweilen, ging der Forscher alsbald auch ihren concreten, biographischen Vorbildern nach, und anstatt diese Vorbilder ruhig und kühl, wie ein gesetzter Historiker zu betrachten, verliebte er sich in seiner blinden Begeisterung für Göthe auch in sie, schob das unbequeme christliche Moralgesetz bei Seite und weihte, ohne alle fernere Rücksicht auf erlaubte und unerlaubte Liebe, sein Idol „zum Priester der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust" [2].

---

[1] Düntzer, Göthe's Faust. Köln 1836. — Göthe als Dramatiker. Leipzig 1837.

[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttgart 1852. S. VIII. IX.

„Wie ſtrahlt Göthe's Name im Brillantfeuer ſeiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguſte von Stolberg, Maximiliane von La Roche, Frau von Stein, Korona Schröter, in der innigen Verehrung der geiſtvoll heitern Herzogin-Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Louiſe und in ſo vielen andern zärtlichen Verhältniſſen, aus denen er heilige Dichtergluth in ſich ſog!“ So rief er aus, man ſollte faſt glauben, in einem Anfall geiſtiger Trunkenheit. „Freilich,“ fügte er, durch die Ausſicht auf Widerſpruch ein wenig ernüchtert, hinzu, „müſſen wir ihm jene Treue völlig abſprechen, welche ſich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Weſen in ewiger Liebe hingibt, deſſen Verluſt ſie nicht ertragen kann, jene Beharrlichkeit, welche ſich an Eine Liebe feſt anklammert und verblutet, wenn der Gegenſtand derſelben ihr entriſſen wird: aber daraus folgt keineswegs, daß ſeine Liebe weniger innig und wahr geweſen, vielmehr ergriff ſie ihn um ſo feuriger, je raſcher ſie ſich in ihm austobte, um ihn bald in neue leidenſchaftliche Verwicklungen zu ſtürzen und dem glühen Wetterſturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entſteigen zu laſſen.“

Dem Koran mag ein ſolcher Begriff von „Liebe“ entſprechen. Wie er ſich mit den ſittlichen Anſchauungen des Chriſtenthums vereinbaren läßt, begreife, wer kann. Es iſt ſchwer, Düntzer zu entſchuldigen, da er bereits ein gereifter Mann war, als er dieſe bacchantiſchen Zeilen ſchrieb. Anſtatt ſich aber im Laufe der Jahre allmählich einer ruhigern Betrachtung menſchlicher Dinge zuzuwenden, ſtürzte ſich der durch mühſame Detailkrämerei abgeflachte Geiſt immer mehr in die verhängnißvolle Manie, die ihn ſeines katholiſchen Glaubens und deſſen Sittenforderungen hatte vergeſſen laſſen. Mit wachſender Zuverſicht auf die eigene Unfehlbarkeit und auf die zunehmende Begriffsverwirrung in Deutſchland, warf er ſich zum Vertheidiger des Göthe-Cultus gegen jedwede beſonnenere Aeußerung auf und erhob gleich den Gänſen des Capitols ein wüthendes Zetergeſchrei, ſobald irgend ein Schriftſteller ſich weigerte, vor dem großen Buddha des 19. Jahrhunderts ſeine Kniee zu beugen. An der Schwelle des Greiſenalters an-

gelangt, kam er in seiner Göthe-Manie endlich so weit, Göthe nicht nur in Bezug auf seine sämmtlichen unmoralischen Liebeshändel zu verherrlichen, sondern ihn sogar feierlich darüber zu entschuldigen, daß er nicht noch mehr Frauen und Mädchen mit seiner unsittlichen Zudringlichkeit belästigt habe.

„Charlottens Liebe war," so schrieb er 1880 von Göthe, „der Faden, an den sich alle seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien (Liebeleien) hingen; denn er bedurfte immer vieler weiblicher Herzen, in denen er sich spiegelte, an denen er nähern oder fernern Antheil nahm. Wir gedachten schon der witzigen und spitzigen Göchhausen, der liebenswürdigen Amalia Kotzebue und der so verführerischen wie geistreichen Frau von Werthern. Näher stand ihm die Hofdame der Herzogin, Louise Adelaide von Waldner-Freundstein, deren gefälliges und gemüthliches, aber nicht tiefes Wesen ihn ansprach und häufig nach Belvedere zog, doch schien sie ihm später immer koketter zu werden. Auch Charlottens Schwägerin, Fräulein von Stein, Hofdame bei der Herzogin-Mutter, die von ernstem und tiefem, aber verschlossenem Sinn war, schätzte er sehr. Diese und viele andere Damen des Hofes überstrahlte weit an Schönheit, Würde und Kunstsinn Corona Schröter, zu der eine schmeichelnde Neigung in seiner Brust sich regte, die ihn wohl beunruhigen und leidenschaftlich aufregen konnte, doch wußte er sie um so leichter zu überwinden, als sie nichts weniger als ihm entgegenkam und der Herzog selbst für sie entbrannt war; denn mußte er dessen Neigung zurückzuhalten suchen, so durfte er sie um so weniger sich zueignen, wie er auch mit der zu ihm hinneigenden Karoline von Ilten schon deßhalb kein näheres Verhältniß eingehen konnte, weil er ihrer Verbindung mit dem Prinzen Constantin hatte entgegentreten müssen." [1]

Weit entfernt, über Düntzers persönliche Schuld oder Unschuld richten zu wollen — darüber mag er Gott Rede stehen —, fühle ich mich doch verpflichtet, über die Grundsätze, die diesen

[1] Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 307. 308.

Aeußerungen und dem ganzen modernen Göthe-Cultus zu Grunde liegen, unnachsichtlich und unerschrocken den Stab zu brechen. Ja es scheint mir eine Schmach, daß man dergleichen Grundsätze frei und ohne Widerspruch in Deutschland äußern darf — Grundsätze, die naturnothwendig die öffentliche Moral, das sittliche Zartgefühl, die Heiligkeit der Ehe untergraben.

Denn welcher Jüngling ist so prosaisch, so talentlos, daß er sich, Angesichts eines solchen Vorbildes, nicht schmeicheln könnte, der leidenschaftlichen Verwicklung eines Liebesverhältnisses „den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen"? Und dann? — Dann ist nach Düntzer Alles erlaubt — — dann darf man sich blindlings der Leidenschaft überlassen, jedes beliebige Liebesverhältniß anspinnen, jede Blume pflücken und knicken, nacheinander oder gleichzeitig mehrere Liebschaften unterhalten; auch die Pflichten der ehelichen Treue sind kein Hinderniß mehr. Ob Gott verbietet oder nicht verbietet, das hat nichts zu sagen. Nur wenn ein hoher Herr im Wege steht, dann muß man aus Weltklugheit auf die „Zueignung" verzichten. Eine unsittlichere Vorstellung von Liebe kann es nicht geben. Sobald die Poesie gleich einer blinden Naturgewalt so willkürlich über das Sittengesetz gestellt wird, hört dieses auf; man kann Niemanden hindern, Dichter sein zu wollen; auch die Häuser der Schande können sich dann als „Schulen der Liebe, der Dichtkunst" proclamiren!

Es thut mir leid, daß man Göthe's Leben nicht schreiben kann, ohne auf solche Punkte zu stoßen und sich gegen einen solchen Cultus unreiner Liebe als Ankläger erheben zu müssen. Das ist aber nicht meine Schuld. Es ist die Schuld derjenigen, welche, aus einem falschen Nationalgefühl, Göthe zum größten aller neueren Dichter, ja zu einem Idealmenschen aufbauschen wollten, allen Geheimnissen seines Privatlebens nachspürten, alle verlorenen Fetzen seiner Papierkörbe zu Markte trugen, und, anstatt nun wenigstens das Gute vom Schlechten zu sondern, eine ganz neue Moral erfanden, um auch seine Fehler und Schwächen, seine unsauberen Liebeshändel und die rücksichtsloseste Verletzung

des Sittengesetzes mit dem Glorienschein der Verklärung zu umgeben.

Ungenirt erzählen sie, daß Göthe in den nächsten Jahren seines Weimarer Aufenthalts bis zur italienischen Reise sich nicht begnügte, den Damen von Weimar gegenüber die Pflichten eines feingebildeten Cavaliers und Gesellschafters zu erfüllen [1], sondern daß er ihrer „Herzen bedurfte", wie Düntzer sagt, „um sich darin zu spiegeln", d. h. in mehr oder weniger ungebührlicher Vertraulichkeit mit ihnen herumzuliebeln. Düntzers Zeugniß ist klar genug [2], Göthe's Tagebücher und Briefe bezeugen dasselbe, und sollte das Alles nicht hinreichen, so haben wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren ein ganzes Album jener „Spiegelungen". Unter allen Frauenbildern dieses Romans ist kein einziges, das es mit der Liebe nicht höchst leicht nimmt. Die anständigste darunter, die sog. „schöne Seele", aus Reminiscenzen an Fräulein von Klettenberg zusammengestoppelt, ist eine schiffbrüchige

[1] Honneur aux dames! Das hätte ihm Jedermann zur Ehre anrechnen können. Wenn aber Düntzer (Frankf. Zeitung 9. Jan. 1880) meinte, ich müßte mit der weißblauen Jacke der Wetzlarer Lotte auch die Ritterdichtung des Mittelalters verurtheilen, so irrt er sehr. Den hohen religiösen Geist des Ritterthums hat der Ritter Ignatius von Loyola mit hinübergenommen in den von ihm gestifteten Orden. Der religiös-poetische Geist des Ritterthums hat weitergelebt in der katholischen Dichtung von Lope und Calderon bis auf den Dichter von Dreizehnlinden. Die Auswüchse des Ritterthums hat Cervantes in einer Satire gegeißelt, wie sie noch kein Deutscher zu Stande gebracht. Die Erbschaft Don Quijote's aber hat Göthe angetreten, denn die Christel von Artern gleicht der Dulcinea von Toboso wie eine Gans der andern, und die Weimarer Mummereien waren noch gehaltloser als diejenigen Ulrichs von Lichtenstein.

[2] Freilich sucht er Alles „mystisch" auszulegen. Wenn Göthe eine Mädchengesellschaft auf der Wartburg hält u. s. w., so ist das Herzensgüte; wenn Frau von Stein eifersüchtig ist, sind Blutwallungen und Kaffee an ihren Aufregungen schuld. S. Ch. v. Stein und C. Schröter. S. 120. 121.

Romanheldin, die den abgethanen ſichtbaren Geliebten nothdürftig mit einem „unſichtbaren Freund“ zu erſetzen ſucht. Daß die „ſchöne Gräfin“, die mit ehebrecheriſcher Freundſchaft Scherz treibt, ein Abbild der Gräfin Werthern iſt, das iſt allgemein anerkannt. An der äußerſten Linken ſteht Philine — um Schillers Wort zu gebrauchen, „eine ausgelernte fille de joie“. Schon die erſte Liebe Wilhelm Meiſters iſt ſo „myſtiſch“, daß die Hebamme geholt werden muß; ſeine äſthetiſch-„ſittlichen“ Theaterſtudien laufen in ein unſittliches nächtliches Abenteuer aus, ſeine ganze Bildung gipfelt in der verſchwommenſten Freidenkerei — — da wird es denn doch ſchwer, ſehr ſchwer, an die platoniſche Unſchuld des Dichters und ſeiner Spiegelungen zu glauben.

Wie weit es mit all dieſen Liebesverhältniſſen und ſog. „Miſeleien“ im Einzelnen kam, braucht hier nicht unterſucht zu werden. Nur zwei ſind für Göthe's weitere Entwicklung und dichteriſche Thätigkeit von entſcheidender Bedeutung: jenes mit der Schauſpielerin Corona Schröter und jenes mit Frau von Stein. Daß dieſe beiden Verhältniſſe ſich zu einem hohen Grade familiärer Vertraulichkeit entwickelten, hat Niemand in Abrede geſtellt, das gibt auch Düntzer zu. Dagegen hat ſich in den letzten Jahren unter den Göthe-Forſchern ſelbſt eine höchſt widerwärtige Controverſe darüber entſponnen, wie weit es in jedem der beiden Verhältniſſe gekommen ſei und in welcher Beziehung ſie zu einander geſtanden hätten. Ich habe ebenſo wenig als H. Grimm [1] die Abſicht, in dieſen Kampf einzutreten, in welchem Düntzer jeden Widerſpruch gegen Göthe's Unſchuld und Charlottens Heiligkeit niederzupoltern verſucht hat [2]. Ich gehe noch viel weiter als Grimm, indem ich ſage, daß man die Briefe Göthe's an Frau von Stein nie hätte veröffentlichen ſollen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren, die Dichtungen Göthe's nur verderben und weiter

[1] Göthe. Vorleſungen. I. 299.

[2] Vor Allem in ſeiner Schrift: Charlotte von Stein und Corona Schröter. Stuttgart 1876.

nichts als ein Skandal ſind. Ueberhaupt wird mit Veröffentlichung von Familien- und Privatpapieren ein Unfug getrieben, der auf die öffentliche Moral nur verhängnißvoll wirken kann. Die Leben der Heiligen und wahrhaft edler, großer Männer bleiben ungeleſen, dagegen kramt das Publikum mit ſchnöder Neugier in allem menſchlichen Elend herum, das die Correſpondenzen moderner Weltbeglücker zu Tage fördern, um endlich mit Göthe an allem idealen Streben, an aller Tugend, Seelengröße und Heiligkeit zu verzweifeln. Denn hochmüthiger und peſſimiſtiſcher zugleich konnte er dieſe Verzweiflung wohl kaum ausdrücken, als wenn er ſeinem Freunde, dem Kanzler von Müller, geſtand:

„Seit die Menſchen einſehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und ſeit ſie anfangen zu glauben, daß die Apoſtel und Heiligen auch nicht beſſere Kerls als ſolche Burſche wie Klopſtock, Leſſing und wir andern armen Hundsfötter geweſen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen ſich kreuzen.“ [1]

Es hat ſich in der That in den Köpfen gekreuzt. David Strauß, Hartmann u. A. haben die weitern Folgerungen gezogen, und warum ſollte ein Zola bei den „armen Hundsföttern“ nicht auch Freunde gefunden haben? Deutſchland hat aber dabei nicht gewonnen. Mit der öffentlichen Sittlichkeit iſt es bergab gegangen, und allüberall wird über Verwilderung, Genußſucht, Mangel an Treu und Glauben, Irreligioſität und Sittenloſigkeit geklagt, während man peſſimiſtiſch daran verzweifelt, zu den chriſtlichen Idealen zurückzukehren.

Auch nachdem „die deutſche Wiſſenſchaft, nein die deutſche Buchſchreiberei“ [2] mit den Victualien- und Kleiderrechnungen,

---

[1] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Stuttgart 1870. S. 143.

[2] Dieſen Ausdruck gebraucht ganz unverfroren Düntzer (Charl. von Stein und Corona Schröter. S. 5), der doch in Bezug auf „Buchſchreiberei“ faſt Uebermenſchliches geleiſtet hat. Mit vollem Recht bemerkt Gottſchall (Unſere Zeit. 1875. II. 881), daß dieſer

Liebesbriefen und Buchhändlercontracten der sog. Classiker ihre kleinen und größeren Skandale zu Tage gefördert, wäre es vielleicht besser, sie todtzuschweigen, als mit diesen nichtssagenden, zum Theil skandalösen Herzensbekenntnissen sich weiter zu beschäftigen. Doch da man so weit gekommen ist, auch dieses Privatelend zu beschönigen, ja auf den Leuchter zu erheben und feierlich zu verherrlichen, da ist Schweigen unmöglich; man muß diesem unwürdigen Cult entschieden entgegentreten.

Was Göthe selbst betrifft, ist nun allerdings, merkwürdiger Weise, seine sittliche Größe in jenem Verhältniß zu Frau von Stein nie in Zweifel gezogen worden. Ob das Verhältniß platonisch oder mehr als platonisch war, jedenfalls muß er — wie jeder Halbgott — Recht gehabt haben; nöthigenfalls wird das Moralgesetz einfach für diesen Fall beseitigt. Das „Genie" hat alle Privilegien einer blinden Naturgewalt, die nothwendig handelt und durch Liebeshändel, oder was es sonst sei, eine Blüthe deutscher Literatur herbeiführt. In Bezug auf Frau von Stein und Corona dagegen sind verschiedene Ansichten laut geworden.

Der Engländer Lewes, ein entschiedener, in seiner Art ehrlicher Realist, der sich nichts daraus machte, das spätere Verhältniß Göthe's zu Christiane Vulpius nachzuahmen, d. h. ohne die „überflüssigen Formalitäten der Ehe" mit der Schriftstellerin George Eliot zusammenzuleben, faßte in seinem „Leben Göthe's" (angefangen 1845, vollendet 1855) das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein ganz realistisch auf, ließ ihn ein „Novitiat der Liebe" bestehen, dann „endlich glücklich werden" [1] und hinterher ebenso sinnlich-realistisch zu einer andern Liebe übersiedeln, nachdem Frau von Stein zu alt geworden, um liebenswürdig zu sein.

Reliquiencult ein entschiedenes Hemmniß der deutschen Literaturentwicklung geworden ist.

[1] Lewes (Frese). II. 41. Er verweist auf das Gedicht „Der Becher". Schöll II. 8. Göthe's Werke (Hempel). I. 179. Das Gedicht, das deutlich genug spricht, wurde am 20. Sept. 1781 an Frau v. Stein geschickt.

Daß ſie dabei objectiv als Ehebrecherin daſtand, genirte ihn nicht, er redete nicht davon, ſondern verherrlichte den literariſchen und pädagogiſchen Einfluß ihres zarten Weſens auf den noch wilden, ungeſtümen Dichter. Adolph Stahr, der bekannte Literat, fühlte ſich noch weniger von dem Charakter Charlottens eingenommen, fand das ganze Verhältniß Göthe's zu ihr „ungeſund und unnatürlich" und pries den Augenblick, wo ein realiſtiſcheres demſelben ein Ende machte[1]. Noch entſchiedener wandte ſich der Weimaraner Robert Keil[2] von dem unerquicklichen Verhältniß ab, und man kann ſeinem Widerwillen dagegen nur beipflichten. Nach ihm hätte ein Mann wie Göthe ſobald als möglich heirathen und damit allen Skandalverhältniſſen ein Ende machen ſollen — und darin hat er vollkommen Recht. Die richtige Braut war da, jung, ſchön, edel, fein gebildet, eine reich begabte Künſtlerin, die Göthe Neigung einflößte und ſie wahrſcheinlich erwiederte: Corona Schröter. Auch hierin mag Keil noch Recht gehabt haben. Allein anſtatt nun Göthe's eigenen Charakter und ſeine bisherige Geſchichte mit in Rechnung zu ziehen, wälzte er alle Schuld auf Frau von Stein und ließ einzig an ihr die vielverſprechende Ehe ſcheitern, durch die Göthe ſeinem Romanleben hätte entriſſen werden können. Keil erblickt, ebenfalls durchaus richtig, eine gerechte Strafe darin, daß Göthe ſchließlich die Frau verließ, die ihm für zehn Jahre ſein Lebensglück zerſtört hatte; doch irrt er unzweifelhaft, wenn er der unglücklichen Frau von Stein allein die Schuld zuſchreibt.

Während Keil mit ſichtlicher Vorliebe für Corona Schröter in die Schranken trat, um in Frau von Stein nur den böſen Dämon Göthe's zu erblicken, ließ der beliebte Damenſchriftſteller Edmund Höfer[3] die berühmte Sängerin faſt ganz aus dem Spiel,

---

[1] Weimar und Jena. Ein Tagebuch. Oldenburg 1852. Vgl. Bl. f. lit. Unt. 1852. S. 794. — Aus dem alten Weimar. Nationalzeitung 1874.

[2] Corona Schröter. Leipzig 1875.

[3] Göthe und Charlotte von Stein. Stuttgart 1878.

analyſirte dagegen das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein mit der pſychologiſchen Genauigkeit eines Unterſuchungsrichters und langte, indem er das von Düntzer breitgetretene Material auf ein kurzes juriſtiſches Gutachten von 78 Seiten zuſammendrängte, bei dem nicht eben erbaulichen Ergebniß[1] an, daß es zwiſchen den Beiden zum Aeußerſten gekommen ſein müſſe. Um Göthe's Ehre nothdürftig zu retten, betont er deſſen leidenſchaftliches Temperament, Charlottens verhängnißvolle Pädagogik, welche ſeine Leidenſchaft, anſtatt ſie zu mäßigen, nur verſtärkte; dann hebt er den großen äſthetiſchen Einfluß Charlottens auf Göthe's Charakter hervor: Iphigenie und Taſſo müſſen das deutſche Volk dafür entſchädigen, daß ſein größter Dichter Gottes Gebote, die Geſetze der Sittlichkeit, die Heiligkeit der Ehe zehn Jahre lang mißachtete. Denn Höfer ſteht nicht an, Charlottens wirkliche Ehe mit dem Baron von Stein für eine bloße Conventions- und Scheinehe und die Frau von Stein aller ehelichen Pflichten gegen ihren Gemahl los und ledig zu erklären.

Gegen Lewes' Auffaſſung erhob ſich 1857 zuerſt F. G. Kühne[2], ſuchte Göthe aus den verfänglichſten Situationen herauszureißen und Frau von Stein aus einer koketten Egoiſtin zu einem hingebenden Engel rein geiſtiger Liebe zu verklären. Ihm ſtellte ſich 1863 Düntzer[3] zur Seite und glaubte aus den Sitten der Sturm- und Drangperiode darzuthun, daß Göthe's Liebe eine rein platoniſche geweſen und nie eine ſinnliche geworden ſei. Er blieb von da ab mit einer verzweifelten Zähigkeit auf dem Kampfplatz, um faſt allein gegen Alle (H. Grimm und Andere haben nur ſehr ſchwach ſecundirt[4]) Charlottens Ehre in Büchern groß

[1] Meyers Converſationslexikon XVIII. 443 erklärt, daß Höfers Heft „beſſer hätte ungeſchrieben bleiben können". Jedenfalls macht es Göthe nicht viel Ehre.

[2] Göthe in der Schule der Frauen. Europa. 1857.

[3] Weſtermanns illuſtrirte Monatshefte. 1863. Bd. XIV.

[4] Eine ſehr wohlfeile Mittelſtellung hat ſich in der für Göthe's Ruhm allerdings delicaten Frage Dr. Max Remy in Berlin (Göthe's Eintritt in Weimar. Berlin, Habel, 1877. S. 18) zu

und klein und in fast allen gelehrten und ungelehrten Zeitschriften Deutschlands zu vertheidigen[1]. Aus den Tausenden von Seiten, die er direct oder indirect über den unsaubern Handel zusammengeschrieben, sei hier nur ein Satz erwähnt, der seine Anschauungsweise zugleich vollständig charakterisirt und in ihrer ganzen Schwäche verurtheilt.

„Das mystische Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein streifte freilich an die äußerste Grenze des Erlaubten, aber es als sittenlos verdächtigen vermag der allein, welcher es nur von ferne kennt."[2]

Für jeden gläubigen Katholiken, ich glaube auch für jeden

---

verschaffen gesucht, indem er von Göthe sagt: „Ein völlig wahres und klares Bild seines Verhältnisses zu der merkwürdigen Frau wird wohl schwerlich jemals gewonnen werden, weil wir nur die Briefe Göthe's an Frau v. Stein besitzen, die ihrigen aber gänzlich fehlen. Nachdem der Bruch des Verhältnisses eingetreten, hat sie ihre von Göthe zurückgeforderten Briefe sämmtlich vernichtet und wird dieß nicht ohne triftige Gründe gethan haben." Die erhaltenen Briefe Göthe's an sie weisen aber genugsam aus, daß zu diesen triftigen Gründen unzweifelhaft das Gefühl der Schuld gehört hat und daß sie durch Vernichtung der Documente sich nicht nur der Erinnerung, sondern auch der Schmach der „lieben Sünde" zu entziehen suchte.

[1] Dido, Trauerspiel in 5 Aufz. Im Auftr. d. R. Fr. D. Hochstifts. Frankfurt 1867. (Vgl. dazu Otto Volgers Rede am 28. Aug. 1867.) — Göthe's Eintritt in Weimar. Deutsche Vierteljahrsschr. Nr. 131. 1870. — Zwei Bekehrte. 1873. — Charlotte v. Stein. 1874. I. Bd. 386 S. 8°. II. Bd. 355 S. 8°. Charlotte v. Stein und Corona Schröter. 1876. 301 S. 8°. Dazu siehe Göthe und Karl August, in welchem die Stein beständig figurirt. I. u. II. 873 S. — Göthe's Leben. 657 S. — Frauenbilder. 592 S. u. s. w., lauter breite Compilationen, oft kaum gruppirt. Nach meinem Eindruck, wie nach Meyers Conversl.-Lexikon XVIII. 443, „ermüden" sie „und fordern zum Widerspruch heraus". Sein Leben Göthe's wird ebendaselbst mit Recht „geschmacklos, regestenartig" genannt, „mit vielen, noch geschmackloseren Illustrationen ausgestattet".

[2] Blätter f. lit. Unterh. 1862. S. 488.

denkenden Proteſtanten, iſt der Prozeß hiermit geſchlichtet. Ein heftiger, ſanguiniſcher[1], ausgeprägt ſinnlicher Menſch von 27 Jahren, der, nachdem er ſeine ganze Jugend in Liebſchaften vertändelt, in Leipzig einem „wüſten" Studententreiben gehuldigt, in aller Schmutzliteratur herumgewühlt, faſt nichts als Liebespoeſie hervorgebracht, im Werther den Selbſtmord, in Fauſt alle Phaſen der Verführung bis zum Kindsmord, in Stella die Bigamie mit der innigſten Begeiſterung verherrlicht hat: der ſoll jetzt an einem Hofe wie Weimar in tollſter Ungebundenheit, die Alles erlaubte, ganze Tage mit „Miſeln" herumſchäkern, ganze Nächte mit „Miſeln" vertanzen, den Ehebruch in den „Mitſchuldigen" als Scherz aufſpielen, in den „Geſchwiſtern" um Haaresbreite am Unſittlichen vorbeiſchleichen, die halbe Zeit in genußſüchtigem Plaiſirleben vertändeln, im ſentimentalſten Moll den Mond anſingen, in ſchwärmeriſchem Phantaſierauſch ſeine Geliebten bei Nacht ſpazieren führen, die häßlichſten Zoten zum Beſten geben und anhören, für die „Chriſtel von Artern" ſchwärmen, Voltaire's Pucelle und den Johannes Secundus leſen, mit des Letzteren ſchmutziger Erotik eine Frau um Küſſe bitten und ſie Tag für Tag mit Liebesbillets beſtürmen — — — kurz, nach Düntzer zehn Jahre lang „an den äußerſten Grenzen des Erlaubten" herumſchmachten, nach den Begriffen jedes anſtändigen Menſchen aber die Forderungen des Sittengeſetzes und des geſelligen Anſtandes gänzlich bei Seite ſetzen — — — und dabei ohne Gebet, ohne Religion, ohne Rückkehr zu Gott, ja mit dem frechſten Titanentrotz gegen Gott, wie Friedr. Leop. Stolberg ausdrücklich bezeugt[2], — eine Reinheit und Heiligkeit des Herzens bewahren, wie ſie die Heiligen bei der ernſteſten Wachſamkeit über ſich ſelbſt, bei ſtetem Kampf gegen die Leidenſchaft, bei oft heroiſchen Opfern von ihrer Seite, als eine große Gnade von Gott erflehten. Denn die feſte Ueberzeugung jedes vernünftigen Menſchen iſt, daß vor der Gefahr

[1] Jürgen Bona Meyer, Philoſophiſche Zeitfragen. Bonn 1870. S. 199.

[2] Janſſen, Stolberg II. 337—342.

unreiner Liebe nur die Flucht der Gelegenheit retten kann. Großer Himmel! Ist das eine „Mystik"! Sie übersteigt alle bisher dagewesenen Wunder. Hier hört die bekannte Welt auf — nicht weil wir das Verhältniß nicht kennen, sondern weil es nur zu unverschleiert, als eine unwürdige, schimpfliche Liebschaft vor uns steht, die man bei jedem Andern ehebrecherisch nennen würde.

„Heinrich Düntzer! Mir graut's vor Dir!"

Ueber die moralische Seite des Verhältnisses mag dieß genügen. In religiöser Hinsicht übte dasselbe auf Göthe natürlich keinen sittigenden Einfluß aus. Nichts befängt so den Geist gegen alles Höhere und Religiöse, als unreine Liebe, so sehr die „Liebenden" auch ihre Augen verdrehen und fromme Sprüchlein im Munde führen mögen. Außer in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" hat sich Göthe übrigens nur selten solcher nichtsnutziger Tartuffe-Frömmelei schuldig gemacht.

Auch auf seine Charakterentwicklung und seine literarische Thätigkeit hatte Charlottens Einfluß im Ganzen wohl eher nachtheilig als vortheilhaft gewirkt. Sie liebte ihn, aber mehr sein weiches Gemüth, seine Naturempfindsamkeit, sein Interesse für alle kleinen, weiblichen Kunstdilettanterieen, als seine großen Geistesanlagen, seinen Titanentrotz und die wilde Ausgelassenheit der Sturm- und Drangperiode. Ihr Interesse für Lavater bekundet einen zarten Anflug religiöser Empfindelei; doch ernst religiös war sie nicht[1]. Die sog. „Genies" waren ihr zu leidenschaftlich, zu wild. Auch die rohe Kraftsprache, in der sie Shake-

[1] Als sie Göthe für seine Reise im Frühjahr 1779 ein „Westchen" als Talisman ihrer Liebe mitgab, schrieb er ihr: „Wenn Sie ein Misel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehen und es so zu transsubstantiiren; wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sacrament vorlieb nehmen" (Schöll I. 214). Eine wirklich religiöse, gläubige Protestantin hätte sich solche blasphemische Gemeinheiten nie und nimmer gefallen lassen können. Doch das nennt Herr Düntzer „Mystik".

ſpeare's Derbheiten zu überbieten ſuchten, ſagte ihr wenig zu. Sie war mehr franzöſiſch als deutſch gebildet. Ihr Liebling war der ſchwärmeriſche, träumeriſche Rouſſeau. Wie hundert andere Damen jener Zeit, weinte ſie dem verkannten, nach Liebe und Freiheit dürſtenden Naturſohn an ihrem Theekeſſel gar manche ſtille Thräne nach. Werther entſprach ganz dieſem Geſchmack, und der Verfaſſer des Werther konnte ſo rührend von Natur und Liebe ſprechen, wie der uneheliche Genoſſe der Thereſe Levaſſeur. Nur dann und wann ließ er ſich einen allzuderben Cavallerie-Ausdruck entſchlüpfen, wie ſie der Herzog gerne hatte und freigebig ausſtreute. Sonſt ſchmiegte er ſich demüthig an die Schürze ſeiner neuen Herrin und ließ ſich von ihr erziehen.

In den Briefen an ſie wiegt ein weicher, ſehnſüchtiger Ton vor. Er nennt ſie ſeine Beſänftigerin, ſeine Beichtigerin, ſeine Seelenführerin. Seine Schweſter mußte an Frau von Stein ſchreiben. Dieſe mußte antworten und ſich ſo gewöhnen, ebenfalls ihm Schweſter zu ſein. Die Gedichte an ſie ſind meiſt ſchwach, ſchwindſüchtig, tändelnd. Er fühlt ſich aber bei ihr beruhigt. Wie ein Kind ſchreit er ſchmerzlich auf, wenn ſie für einige Tage fortgeht, lächelt aber wieder ſtill, wenn ſie da iſt. Bei ihr ruht er von dem tollen Faſchingstreiben des Hofes aus; ihr klagt er ſeine Sorgen und Schmerzen und fühlt ſich nur dann recht vergnügt, wenn ſie ſeine Freude theilt. Sie verwahrt ſeine Manuſcripte, ſie erhält zuerſt die Kleinigkeiten, die er dichtet. Da ſie ihn mahnt, ruhiger, gemeſſener zu ſein, auf ſich zu achten, ſchlägt er einen ernſteren Ton an, beobachtet ſich ſelbſt. Seine Sprache wird, vorübergehende Ausbrüche abgerechnet, ruhiger, weicher, mehr dem Tone eines Salons entſprechend.

Schmollt ſie, ſo iſt er namenlos unglücklich, kommt ſich wie ein von den Furien gepeitſchter Menſch vor, ſchreibt ganze Seiten, die in den Werther gehören. Dann folgt gewöhnlich reuige Abbitte, Verſprechen, es beſſer zu machen, die neue Verſicherung ewiger Liebe und ein Gefühl „unendlicher Läuterung" — d. h. eine Pauſe im wilden Durcheinander der unruhigſten Zerfahrenheit.

Was sie im Anfang öfter zum Schmollen veranlaßt zu haben scheint, war, außer den Freiheiten und Frechheiten der Sturm- und Drangperiode, vor Allem die Theilbarkeit der Göthe'schen Liebe und die viele Aufmerksamkeit, die er der schönen Primadonna Corona Schröter schenkte.

Dieses zweite Verhältniß hat bis jetzt noch keine solche Literatur hervorgerufen, als das mit Frau von Stein. Außer Keil hat ihr noch Niemand ein Buch gewidmet. Nach ihm wäre das Verhältniß ein zwar inniges, aber harmloses und würdiges, das zu einer glücklichen Ehe führen könnte und sollte. Düntzer rechnet es zu den platonischen Spiegelungen, die sich nach seiner Moral in indefinitum vermehren lassen.

R. von Gottschall aber, der an der andern Controverse sich kaum betheiligte, faßt dasselbe als eine sehr ernste und weitgehende Leidenschaft auf.

„Die Doppelliebe Göthe's in jener Zeit," so sagt er in einer Besprechung der Bücher Keils[1], „ist ganz geeignet, eines Dichters Eigenart in's Licht zu stellen, der wie sein feuriger Flaschengeist Homunculus die Schönen ein für allemal im Plural sich dachte. Daß sein Verhältniß zu Corona ein leidenschaftliches war, hat ja Riemer in seinen ‚Mittheilungen über Göthe' bereits ausgesprochen. Daß das leidenschaftliche Verhältniß eines jungen Dichters zu einer jungen Sängerin in der Zeit einer wilden und wüsten Genieepoche irgendwelche Schranken gekannt habe, ist zwar eine wohlwollende Annahme des Herausgebers, der seiner Heldin überdieß das Sittenzeugniß des Herzogs Karl August, das vielleicht nach den eigenen Erfahrungen des Herzogs wahrheitsgetreu ausgestellt war, als Schutzbrief mit auf den Weg gibt; doch

[1] So Herr Rudolph v. Gottschall selbst (Unsere Zeit. 1875. Neue Folge. XI. Jahrg. II. Hälfte. S. 896), also kein ultramontaner „Biedermann". Herr Rudolph Buchner, der schon 1880 dem traurigen Loos entgegenseufzte, mich abermal recensiren zu müssen, möge das beachten, damit er mit seinem Principal nicht uneins wird. Siehe Bl. f. lit. Unterh. 1880. S. 308 ff.

man verfolge das Tagebuch und die betreffenden Kapitel der Keil'schen Biographie — Göthe und Corona sieht man fast alle Tage beisammen; schon in der Frühe des Morgens, bei den Mittag- und Abendessen, bei den Abendproben, oft im Garten, wo sich Göthe sein trautes Nest gebaut hatte, bis in die Mondscheinnächte hinein, und dieß ging mit Pausen Jahre hindurch — und da sollte eine Neigung, die selbst von einem philiströsen Chronikschreiber wie Riemer als eine leidenschaftliche bezeichnet wird, sich in jenen Grenzen gehalten haben, welche Fernando und Miranda beim Schachspiel auf der Zauberinsel des ‚Sturm' innehielten?"

Diese Auffassung beruht, wie mir scheint, auf den zuverlässigsten innern wie äußern Anhaltspunkten, und ist von Düntzer nicht widerlegt, sondern nur mit Gratis-Unschuldsversicherungen befehdet worden. Indem ich ihr beipflichte, glaube ich aber, daß Corona eher als Göthe eine milde Beurtheilung verdient.

Corona war eines jener keineswegs beneidenswerthen Wesen, die sich durch Schönheit, künstlerische Anlage und Bildung, Herkunft und Stand in früher Jugend, ohne alle ihre Schuld, den größten sittlichen Gefahren bloßgestellt sehen. Ihr Vater war ein armer Musikus in der Niederlausitz. Als Hautboist zog er nach Warschau, wo Corona ihre Kinderjahre verlebte, dann nach Leipzig, wo sie mit 14 Jahren als Sängerin auftreten mußte. Mit 17 Jahren war sie schon eine gefeierte, vielumworbene Königin des Theaters. Einen Rathsherrn der Stadt, Dr. K. W. Müller, dessen Hand sie der reichsten und angesehensten Bürgerschaft zugeführt hätte, wies sie zurück, weil er ihr schon zu alt war und sie ihn nicht liebte. Einem Grafen, der sie durch ein Eheversprechen nach Dresden lockte, entging sie glücklich, ehe es zu spät war. So berichtet wenigstens Keil. Daß sie in Weimar den Herzog Karl August von sich gewiesen, das beruht auf verläßlichem Zeugniß, das anerkennt auch Gottschall. Es liegt von ihr kein Briefwechsel mit Göthe vor, keine vertraulichen, zärtlichen Gedichte Göthe's sind an sie gerichtet, nur in dem prologartigen Trauergedicht auf Mieding wird sie lobend erwähnt. In Göthe's

Tagebuch erſcheint ſie ſelten allein, ſondern meiſt in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probſt. Die gravirendſten Momente ſind einige Mondſcheinſpaziergänge mit Göthe und ihre vielen Theaterproben mit ihm. Im Uebrigen ſcheint es kaum, daß ſie Göthe aufgeſucht, ihm geſchmeichelt, mit ihm kokettirt hätte, wie die in den Dichter ſterbensverliebte Frau von Stein. Gegen dieſe tritt ſie in der ausgebreiteten Specialliteratur vollſtändig in den Schatten; nicht einmal die Erwähnung eines einzigen Briefes von Göthe an ſie; das iſt doch ſeltſam, da doch Göthe ſonſt nichts bei ſich behalten konnte, Alles in Poeſie oder Verſen, offen oder verſteckt zu „beichten" gewohnt war. Die anſpruchsloſe Künſtlerin ſcheint mir auf Ehre und guten Namen weit höhern Anſpruch zu haben, als die vielgefeierte Baronin, deren Sentimentalität und böſes Gewiſſen die tauſend Billets Göthe's documentiren. Auch daß Göthe ſie im Alter ganz vernachläſſigte[1], ſpricht ſehr zu ihren Gunſten. Dagegen kann man mit Keil und Gottſchall getroſt annehmen, daß Göthe ſeinerſeits im Anfang der Weimarer Periode leidenſchaftlich in ſie verliebt war.

Seine kurzen Tagebuchnotizen befaſſen ſich zeitweilig ſehr häufig mit ihr.

„Probe. Corona. — Sang Corona zum erſten Mal. — Redoute. Corona ſehr ſchön. — Mit Corona gegeſſen. — Abends Probe von Lila. Zu Corona. — Ging zu Corona. Kriegte Picks und ging nach Hauſe. — Bei Corona gegeſſen. Beſuchte mich im Regen. Ich begleitete ſie wieder und blieb Abends. — Kirchweih zu Mellingen. Corona Abends. — Abends Corona und

[1] Schon 1789 — 41 Jahre alt — zog ſie ſich mehr und mehr in's Privatleben zurück, nahm dann noch einige Zeit an der Erziehung anderer Schauſpielerinnen Antheil, ſiedelte gegen Ende des Jahrhunderts nach Ilmenau über und ſtarb dort, vom Hofe ziemlich vernachläſſigt und vergeſſen, den 23. Aug. 1802. Von den Weimariſchen Größen war Niemand an ihrem Grab, als Knebel. Göthe „fühlte ſich nicht in der Verfaſſung, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen". Keil 291. Er ſah ſich nach neuen „Blumen" und „Idealen" um.

Neuhauß, auch Seckendorf im Garten. Ausgelaſſen luſtig. — Corona den ganzen Tag im Garten — war Corona früh und zu Tiſch da.“ [1]

So lauten die Notizen vom Herbſt 1776 bis in's Frühjahr 1777.

Während Corona im Herbſt 1777 zurücktritt, bringt Göthe ſchon den Nachmittag des 1. Januar 1778 wieder bei ihr zu, am 17. Januar ging er zu ihr aus der Probe, am 15. Februar ſpeist ſie bei ihm, am 13. April begleitet ſie ihn zu Pferde nach Kleinhettſtedt.

Nun verſchwindet ſie wieder aus den Notizen, aber aus Göthe's Umgang verſchwand ſie nicht. Als Primadonna ſpielte ſie in dem Damenkreiſe des Liebhabertheaters dieſelbe hervorragende Rolle, wie Göthe unter den Herren. Alle ſeine Ballet- und Singſpiele, alle ſeine Jugendſtücke mußte ſie der Reihe nach einüben und ſich ſo ganz in ſeine Dichtung hineinleben, während er in ſeiner Gelegenheitspoeſie auf ſie liebevolle Rückſicht nahm und ſie gelegentlich als Krone der ganzen Theatergeſellſchaft verherrlichte:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und feſtlich näher tritt!
Sie iſt es ſelbſt, die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich!

Sie tritt herbei. Seht ſie gefällig ſteh'n!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.

[1] Grenzboten 1874. I. 378 ff.

Und hocherſtaunt ſeht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint." [1]

Spielte er den Andraſon, ſo ſpielte ſie ſeine Mandandane; machte er den Marktſchreier, ſo kam ſie als ſchöne Tirolerin. — Tage-, wochenlang übten ſie mit einander im traulichſten, ungebundenſten Verkehr dieſe und andere Rollen ein. In allen war ſie eine einnehmende, gewinnende Geſtalt; doch war das Komiſche ihre Sache nicht, ſie wirkte in dem Poſſentreiben nur wie eine mildernde Figur, die an Schöneres und Beſſeres erinnerte. Die Heldenrolle der Proſerpina ſtand ihr weit beſſer als der Tirolerrock von Plundersweilen. Dem ſcharf beobachtenden Theaterdirector konnte das nicht entgehen; im Dichter erwachte der Gedanke, etwas zu ſchreiben, das noch mehr ihrem ganzen Weſen entſpräche.

Mit dieſer Anregung, welche im ganzen Weſen Corona's begründet war, trat eine andere zuſammen. Wieland wurde im Sommer 1776 von dem Componiſten Gluck angegangen, ein Trauergedicht auf den Tod einer Nichte zu verfaſſen, die er wie ſein eigenes Kind geliebt und mit der er gleichſam Alles verloren. Wieland hielt ſich nicht für den rechten Mann hierzu, ſondern wies das Geſuch an Göthe. Dieſer ging gleich begeiſtert darauf ein und begann eine Cantate zu ſchreiben. Die Cantate iſt verloren; man kennt den Inhalt nicht; man weiß nur, daß ſie Göthe ſehr am Herzen lag. Doch vermuthet H. Grimm [2], gewiß nicht mit Unrecht, daß dieſelbe den Dichter auf das Thema der Iphigenie geführt hat. Gluck hatte eine Oper „Iphigenie auf Aulis" componirt, die raſch in Deutſchland und Italien zur Berühmtheit gelangte. Was lag näher, als an dieſes poetiſche Motiv anzuknüpfen? Mit dem ganzen Sagenkreiſe der Iphigenie war Göthe längſt bekannt. Auf der Suche nach Stoffen hatte er das Alterthum eifrig durchwühlt, nicht in langwierigem Studium, wie ein pedantiſcher Philologe, wohl aber ſpielend,

[1] Göthe's Werke (Hempel). I. 123.

[2] Göthe. Vorleſungen II. 28 ff.

blätternd, träumend, wie ein Dichter. Die Iphigenie in Aulis führte zu der Iphigenie auf Tauris hinüber, und hier fand er bald, was ihm zur dichteriſchen Production immer unerläßlich war: eine ſymboliſche Verwandtſchaft des Stoffes mit ſeinem eigenen Ich, mit dem augenblicklichen Gemüthszuſtand, der ihn beherrſchte, mit allen den Ideen und Gefühlen, von denen er zehrte.

Er mag in vereinzelten ruhigeren Stunden in ſeinem Gartenhaus den neuen Stoff meditirt haben; vielleicht hat er auch die Ausführung verſucht. Doch war er dafür weder richtig geſtimmt, noch hatte er die erforderliche Muße. Das bunte Treiben gefiel ihm im Grund.

„In meinem iezigen Leben,“ ſchrieb er Anfangs 1777 an Lavater[1], „weichen alle entfernten Freunde in Nebel, es mag ſo lang währen, als es will, ſo hab ich doch ein Muſterſtückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenoſſen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unerwartetes, Flaches und Tiefes, wie die Würffel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffirt; es iſt eine treffliche Wirthſchaft. Und bei dem allem, l. Br., Gott ſei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich.“

So geht's weiter in den nächſten Jahren, nur in den Briefen an Charlotte klingen dann und wann etwas melancholiſche Accorde an. Um ſich in eine Oreſtes-Stimmung hineinzuträumen, war in dem Gewirre ebenſo wenig Zeit, als zu ruhiger Arbeit. Erſt nachdem er im Januar 1779 die Kriegs-Commiſſion übernommen und zur Rekrutenaushebung über Land ritt, da taucht urplötzlich eine „Iphigenie“ auf, da heißt es plötzlich in ſeinem Tagebuch: „14. Febr. Früh Iphigenia angefangen zu dictiren. Spazieren in dem Thal. Nach Tiſche im Garten Bäume und Sträucher durchſtört.

Dieſe Zeit hab ich meiſt geſucht, mich in Ge-

[1] H. Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 27.

schäften aufrecht zu erhalten und bei allen Vorfällen fest zu seyn und ruhig.

12. März. Von Allstedt ab mit Castrop nach Weimar. Steinbruch, unterwegs gedacht.

13. März. Alles durchgesehen, leidlich gefunden. Abends vorgelesen, die drei ersten Acte von Iphigenie. Der Herzog und Knebel bleiben da, essen.

28. März. Früh Denstädt. Abends Iphigenie geendigt.

29. März. ein toller Tag, aus einem ins andere, von früh fünfen. Lichtb. mit Kl. in Tiefurt. Iphigenie vorgelesen u. s. w. aus dem Kleinen ins Große, aus dem Großen ins Kleine. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich.

1. April. Eierfest den Kindern im Garten.

6. April. Iphigenie gespielt. Gar gute Wirkung davon, besonders auf den reinen Menschen.

8. April. Bey Herzogin Amalie gegessen. Nachklänge des Stücks. Man thut Unrecht, an dem Empfindungs- und Erkennungsvermögen des Menschen zu zweifeln; da kann man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen muß man nicht hoffen."

Das ist die Entstehungsgeschichte der Iphigenie, wie Göthe selbst sie summarisch notirt hat[1]. In weniger als acht Wochen war das Stück entworfen, geschrieben, eingeübt, aufgeführt. Man sieht, was Göthe hätte leisten können, wenn er seine Zeit, anstatt dem Hofe, dem Herzog und den Damen, ernstlich dem Studium und der Poesie gewidmet hätte. Er mußte von dem Hofe fliehen, er mußte die Einsamkeit suchen und in die alte Burg der Poesie sich zurückziehen, um dieses Stück zu Stande zu bringen. Er fing an, selber einzusehen, daß er in dem zerstreuten Hofleben seine eigentlichen Talente vergeude[2].

---

[1] Nach der abgekürzten Copie der Tagebücher. Grenzboten 1874. II. 18 ff.

[2] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 11. Während Wie-

Seinen eigentlichen Lebensodem, seine ruhige Größe und Erhabenheit, dankt das Drama der tiefergreifenden Tantalussage, seinen Fortschritt in Composition und Sprache dem Einfluß der Alten. Göthe's Geist erweiterte sich, erstarkte und lebte auf, sobald er sich mit ganzem Herzen großen Eindrücken, würdigen Idealen hingab. Er fühlte sich verwandt mit den erhabensten der griechischen Dichter; denn die Iphigenie ist nicht aus Euripides allein geschöpft. Göthe drang in ihre Geisteswelt ein und machte sie zu seinem lebendigen fruchtbaren Eigenthum. Prometheus stiehlt das himmlische Feuer nicht mehr, um den Feuerbrand der Empörung daran anzuzünden, er nimmt die heilige Gluth aus Jupiters Hand an, um als Künstler friedlich damit zu wirken.

Daß Göthe aber auch in diesem Stück von der Anschauungsweise der Alten abgewichen ist, das hat seinen Hauptgrund in den Liebesverhältnissen, denen er sich nun einmal hingegeben hatte und von denen er sich, zum entschiedenen Nachtheil der Kunst, nicht mehr loszureißen wußte.

Als weniger nachtheilig mag dabei seine Neigung zu Corona Schröter betrachtet werden. Sie war nach Keils enthusiastischer Beschreibung[1] von hohem, junonischem Wuchse und edlem Ebenmaße, mit einem fast südländischen, etwas dunkeln, aber außerordentlich frischen Teint, seelenvollen, leuchtenden Augen, mit eigenthümlichem Adel der Haltung, mit Grazie in jeder Bewegung, in ihrer geschmackvollen Kleidung — eine reizend schöne, ideale Erscheinung. Dem Eindruck, den schon ihre äußere Gestalt machte, mag man die zarte Profilirung, die plastische Ruhe, das Hohe und Würdige der ganzen Haltung zuschreiben, zu der Göthe

---

land das lustige Komödien- und Jahrmarktswesen mit dem guten Humor eines Poeten auffaßte, schüttelten Herder und Merck ihren Kopf darüber. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein," sagte der Letztere, „hier am Hof herumzuschranzen und zu scharwenzen, Andere zu hudeln oder sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es nichts Besseres für ihn zu thun?"

[1] Corona Schröter. S. 98.

die Iphigenie des Euripides verfeinert hat. Sollte sie auch nicht ganz so tadellos gewesen sein, wie Keil sie schildert[1], so weist Alles darauf hin, daß sie dem schon von Euripides gebotenen Ideal einer jungfräulichen Priesterin weit mehr entsprach, als Frau von Stein mit ihren sieben Kindern, ihrem Gemahl Oberstallmeister und ihrem Geliebten Göthe. Während der ganze Charakter Corona's den Theaterdichter darauf hinwies, sich an Euripides zu halten, brachte das zweite lebendige Vorbild nothwendig ein modern-sentimentales Element, das weiche Stimmungscolorit der Wertherperiode in den Charakter der Iphigenie hinein. Aus der schlichten Priesterin und Schwester des Euripides ward die empfindsame, als Schwester maskirte Geliebte des modern-subjectiven Dichters, sie war seine Beichtigerin, seine Besänftigerin, sein Engel, sein Schutzgeist — die Vertraute, der er (doch mit einigem wohlweislichen Vorbehalt) alle seine Herzensgeheimnisse ausschüttet, — die stille, seelenvolle Priesterin, welche die wilden Stürme seiner Gemüthsbewegungen und seine selbstverschuldeten Seelenleiden beschwichtigt und zur Ruhe bringt.

Dem Hofe gereicht es sicher zur Ehre, daß Göthe's Zweifel an der Empfindungsfähigkeit der Menschen sich nicht rechtfertigten, das Stück vielmehr sich Jedermanns Gunst erwarb. Doch würde es voreilig sein, auf diesen Erfolg die glänzendsten Vorstellungen von dem sittlichen Ernste Göthe's und des damaligen Weimarer Hofes gründen zu wollen. Wie oft muß die „Unschuld" nicht heute noch in Schauspiel und Oper paradiren, um die „schöne Leidenschaft" und das Laster hinterher wieder pikant zu machen! Nach all den Possen der zwei vorausgegangenen Jahre war Iphigenie eine reizende Abwechslung, die auch den Blasirten fesseln mußte. Der frömmere, ernster gesinnte Zuschauer mochte sich freuen, den tollen Scherz einmal mit ehrwürdigem Ernst vertauscht zu sehen; der ungläubige Weltling konnte sich getrösten, daß die antike Priesterin keine andern Forderungen stellte, als diejenigen eines angenehmen ästhetischen Genusses. Der Hof war übrigens un-

[1] Ich mag ihre Sittenzeugnisse hier nicht weiter untersuchen.

gefähr wie Göthe — und Göthe wollte weder ganz gut, noch ganz böſe ſein, ſondern in der Mitte — wie die liebe Mutter Natur. An eine Chriſtianiſirung der alten Sage aber, wie Manche ſich träumen, hat er gar nicht gedacht. Denn während er die Iphigenie dichtete, trug er das erwähnte Camiſol der Frau von Stein.

Die Dichtung hat nicht einmal auf ihn ſelbſt einen religiöſen oder ſittigenden Einfluß ausgeübt. Aeſthetiſch lenkte ſie ihn allerdings auf eine andere Bahn. Die Zeit des „Götz von Berlichingen" iſt damit abgeſchloſſen. Aber ſeinen Roman mit Frau von Stein und ſeine übrigen Miſeleien ſetzte er ruhig fort. Während er die eine der beiden Iphigenien durch Geſang- und Theaterproben dauernd mit ſich beſchäftigte, hielt er die andere durch zahlloſe Beſuche, vertrauliche Unterredungen und Liebesbriefe feſt. Bei der einen ein gewandter fröhlicher Schauſpieler, Künſtler, Dramaturg, war er bei der andern der ſanftklagende Herzensdichter und Liebespoſtulant — dort lichter, munterer Sonnenſchein, hier Mondlicht zwiſchen zerriſſenem Gewölke. Mit großer Kunſt wußte er die eine vor Eiferſucht zu bewahren, mit nicht geringerer Kunſt beruhigte er die aufwallende Eiferſucht der andern. Wie Fernando in der „Stella", vermißte er bei der einen, was die andere beſaß. Als praktiſcher Mann ſpeiſte er mit der einen zu Mittag, bei der andern zu Abend, führte bald die eine, bald die andere beim Mondſchein ſpazieren, ſuchte Begegnung beider zu vermeiden, ſcheute es aber auch nicht, in der Mitte von beiden glücklich und vergnügt zu ſein. Nach manchen Kämpfen nahm es die romantiſche Herzensdame ſeiner Gefühlswelt auch endlich ruhig hin, daß die gefeierte Sängerin ſeine äußere Theaterwelt mit ihrem Glanze verſchönernd beherrſchte.

Es läuft Alles auf dieſelbe „Myſtik" hinaus.

9. Iphigenie auf Tauris.

1779.

„There is, no doubt, a poetry which embodies only the simple and tranquil, but it is never the highest kind. Poetry is not sculpture; sculpture alone of all arts is highest, where the thought it embodies, is the most tranquil."

Bulwer.

„Iphigenie auf Tauris ist zwar dem griechischen Geiste verwandter als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Wiederschein derselben, Nachgesang: die gewaltsamen Katastrophen ener stehen hier nur in der Ferne der Erinnerung, und Alles löst sich leise im Innern der Gemüther auf."

A. W. von Schlegel.

Die ächt alexandrinische Scholiastenforschung unserer Tage hat alles nur erreichbare Material aus den Papierkörben des vorigen Jahrhunderts zusammengeschleppt, um jedes einzelne Werk Göthe's wieder mit dem ganzen biographisch-psychologischen Apparat seiner Entwicklungsgeschichte zu überkrusten. Dem Pedanten ist das die Hauptsache. Was geht ihn Hekuba an? Für den Genuß des Kunstwerks aber ist es entschieden kein Vortheil, wenn man das ganze Gerüste, das Pumpen- und Räderwerk und den nicht ganz saubern Bach vor sich hat, welcher das Räderwerk trieb. Bei der „Iphigenie" ist der Nachtheil sehr groß. An sich betrachtet, ist sie eines der schönsten und formvollendetsten Gedichte, das die deutsche Literatur besitzt, eine der werthvollsten Schöpfungen Göthe's. Sie kann zwar auf der Bühne nie jene gewaltigen Eindrücke hervorrufen, die Shakespeare's große Dramen, nur einigermaßen leidlich aufgeführt, durch die unwiderstehliche

Kraft ihres innersten Wesens hervorbringen müssen[1]. Aber wie schon 1779 in Weimar, ist sie eine liebenswürdige, beruhigende Erscheinung zwischen all den furchtbaren Katastrophen, Morden und Todtschlägen der Sensationsbühne und dem wilden Sinnenrausch moderner Opernmusik. Jedem, dem es nicht bloß um feineren Sinnentaumel zu thun ist, muß schon die zarte Seelenmalerei, die Eleganz der Sprache, die Würde und Hoheit der Gedanken einiges Vergnügen bereiten. Sie entspricht dem Ideal des Schönen, das Göthe sich unter Oesers Anleitung gebildet hatte, das er aber nicht ganz richtig von der Plastik auf die Dramatik übertrug. Für den pädagogischen Werth des Dramas ist dieser Fehler von untergeordneter Bedeutung. „Ruhe und Einfachheit" ist es ja, was zumeist der Jugend fehlt; und wo man den Geschmack der Jugend am „Götz von Berlichingen" schon verbildet hat, da kann die Iphigenie als nützliches Gegengewicht dienen, um endlich von den Extremen der Kunst zu jener goldenen Mitte zu gelangen, welche die altgriechische Tragödie darstellt.

Das war nun aber einem kleinlichen Schulmeisterthum nicht genug. Das schöne Bild mußte in Stroh gewickelt, der Zauber desselben möglichst zerstört werden. Zwischen die Iphigenie und den Leser ist nun glücklich die Frau von Stein mit ihren sieben Kindern, die schöne Corona als zweite Dulcinea, der Herzog Karl August, der Artilleriehauptmann Castrop und der Berliner Literat Moritz gerückt. Wir wissen, daß die Iphigenie nicht in Einem Guß entstanden, sondern das Werk langer, mühsamer, fragmentarischer Arbeit war: ein rechtes Schulstück, an welchem der Professor Freude haben, an welchem er sein ganzes Leben lang erklären kann. Es gibt eine Iphigenie I., eine Iphigenie II., eine Iphigenie III., eine Iphigenie IV., eine Iphigenie V., eine Iphigenie in Prosa und eine Iphigenie in Versen, eine Lesart J_1,

[1] Vgl. G. Rümelin, Shakespeare-Studien. Stuttgart 1866, und den Aufsatz: „Shakespeare und Göthe". Unsere Zeit. 1866. S. 753 ff.

eine Lesart J_2, eine Lesart J_3, eine Lesart Ju[1], und die Aussicht, daß sich diese Gelehrsamkeit noch jährlich vermehren wird. Vielleicht wird es Düntzer noch gelingen, zu ermitteln, was Göthe an jedem Tag gegessen hat, und dann wird es möglich sein, die Iphigenie auf „biologische" Ursachen zurückzuführen[2].

Von wirklichem Interesse ist unterdessen von all diesem „wissenschaftlichen" Apparat höchstens die Beziehung der Göthe'schen Iphigenie zu jener des Euripides und dann der Unterschied der ersten Iphigenie in Prosa von dem versificirten Drama, wie es in seiner classischen Vollendung vor uns liegt. Auch diese beiden Fragen beeinträchtigen im Grunde nur den Genuß der Dichtung. Doch nachdem die kindlichen Verehrer des großen Baumeisters das ganze Gerüste wieder aufgerichtet haben, das er nach Vollendung seines Werkes hinweggeräumt, kann man es nicht besichtigen, ohne an der Lehmgrube vorbeizukommen, an der er seine Steine gebacken, und an dem Rohbau, an welchem noch der Verputz fehlt.

Zur Iphigenie des Euripides verhält sich diejenige Göthe's ähnlich wie sein „Götz" zur der urwüchsigen Selbstbiographie des schwäbischen Ritters. In beiden Fällen suchte Göthe einen Stoff, an welchem er seiner Grundstimmung, seinen Grundanschauungen, dem, was ihn am lebhaftesten beschäftigte, Luft machen könnte. Damals war es der Druck seiner eigenen Lage und sein Verrath an Friederike: das zeichnete er an Götz und Marie. Dießmal war es wiederum ein gedrückter, unbefriedigter Gemüthszustand, dazu aber seine „brüderliche" Liebe zu Frau von Stein. Sie war ihm „Mutter, Schwester, Frau", sie erzog ihn, sie erlöste ihn wenigstens zeitweilig von den Furien seines zerstreuten

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). VII. 299 ff.; 95 ff.; XI. 213 ff. Vgl. Düntzer, Die drei ältesten Bearbeitungen von Göthe's Iphigenie. Stuttgart 1854.

[2] Nach der materialistischen Theorie Taine's (History of English Literature, übers. von Van Laun. Edinburgh 1873. I. 1—36).

Hof- und Geſchäftslebens und den damit zuſammenhängenden Phantaſieleiden. Wie beim Götz, ſo fand er auch bei Iphigenie ein nicht nur reiches, ſondern auch ſchon vorbereitetes Material: eine fruchtbare Verwicklung, Charaktere, die ſich leicht etwas nüanciren ließen, einen großartigen Sagenkreis zu weiterer Ausſtattung, eine reiche, dem Gegenſtand angemeſſene Sprache. So unmoraliſch es von ihm war, die „Geliebte" als Schweſter aufzufaſſen und ein an ſich unerlaubtes Verhältniß mit dem ſchönen Schleier der reinſten Geſchwiſterliebe zu umkleiden, ſo war die Dichtung ſelbſt durch dieſe Fiction wenigſtens ſcheinbar einmal dem Kreiſe entrückt, in welchem Göthe's Poeſie ſich bis dahin bewegt hatte. Statt „chriſtlicher" Verliebter und Ehebrecher, Revolutionäre und Titanen bot ihm der alte Heide Euripides zur Abwechslung Bruder und Schweſter, Freund und Freund, und eine Verwicklung, die auf edeln, religiöſen Motiven beruhte[1].

Die religiöſe Würde und Hoheit der Iphigenie, welche dem ganzen Stück ſeinen Charakter verleiht, iſt nicht von Göthe's Erfindung; er fand ſie ſchon bei Euripides vor. Der Grieche ließ zwar ſeine Iphigenie nicht in einem ſchönen Park auftreten, ſondern an einem blutbefleckten Opferaltar, den die Waffen und Kleider unglücklicher Menſchenopfer zierten. Das Heidenthum zeigt ſich, wie es war, grauſam, dämoniſch; aber immerhin religiös. Iphigenie iſt Prieſterin, Jungfrau, ein bevorzugter Schützling der Artemis. Die Göttin hat ſie vom Tode gerettet

[1] Zur Beurtheilung der beiden Dichtungen iſt die Einleitung G. Hermanns zu der des Euripides (Leipzig 1833) noch heute intereſſant. Es würde indeß zu weit führen, dieſe und andere äſthetiſch-philologiſche Unterſuchungen der beiden Iphigenien hier zu würdigen. Ich erlaube mir deßhalb, ſelbſtändig voranzugehen und nur ganz kurz zu unterſuchen, was Göthe bei Euripides vorfand und wie er unter den pſychologiſchen Einflüſſen ſeines eigenen Lebens das Gegebene künſtleriſch umgeſtaltete. Denn um eine ſelbſtändige Neudichtung handelt es ſich nun einmal nicht, und es iſt gar keine Schande für Göthe, das offen zu ſagen.

und zu ihrem Dienſte auserſehen. Dankbarkeit feſſelt ſie an den traurigen Opferdienſt im Lande der Verbannung und macht den Traum doppelt ſchrecklich, in dem ſie den völligen Zuſammenſturz ihrer Familie zu ſchauen glaubt. Doch wie ihr Loos, ſo ſteht auch das ihres Bruders unter der Führung der Götter. Phöbus, der Bruder der Artemis, bringt Oreſt und Pylades an das unwirthliche Geſtade; ſie haben göttlichen Auftrag, das Bild der Artemis durch Liſt oder Gewalt nach ihrer Heimath zu entführen. Zwei anſcheinend entgegengeſetzte Pläne der zwei verſchwiſterten Götter ſtehen ſich entgegen und begründen den tragiſchen Conflict, der durch und durch religiös gedacht iſt:

„Uns muß des Gottes Wille hoch und heilig ſein!“ [1]

Oreſt und Pylades verſtecken ſich in einer Grotte am Ufer, werden aber von Hirten entdeckt. Im ſelben Augenblick wird Oreſt von der ſchrecklichen Qual der Furien befallen, dringt in ſeiner Wuth tobend auf die Rinderheerden ein und wird mit leichter Mühe von den Hirten gefangen. Das geſchieht natürlich außerhalb der Scene, während Iphigenie mit der Schaar ihrer Jungfrauen dem Altare naht, um für den, wie ſie glaubt, geſtorbenen Oreſt ein Todtenopfer zu bringen. Der Chor der Opferweihe iſt von bezaubernder Majeſtät. Er wird durch den Boten unterbrochen, der die Gefangennahme der beiden Fremdlinge meldet. Mächtiger als je wird Iphigenie ſich jetzt ihres düſteren Looſes bewußt. Weil ſie Oreſt todt, die Hoffnung ihres Hauſes für immer vernichtet glaubt, wandelt ſich ihr bisheriges Mitleid gegen Fremde in Gefühle des Haſſes und der Rache. Helena, des Unheils Urheberin, wünſcht ſie am blutigen Opferaltar zu ſchauen. Aber auch in dieſem leidenſchaftlichen Schmerz gewinnt Liebe und Sehnſucht nach der Heimath wieder die Uebermacht, und der Chor ſtimmt ein in ihre Klage:

---

[1] V. 102. Da mir die trefflichen Ueberſetzungen von Donner und Droyſen augenblicklich nicht zu Gebote ſtehen, benütze ich die von J. Minckwitz. Stuttgart, Hoffmann.

„Wieder gen Haus ſehn' ich mich, ach,
Selbſt auf bloßer Schwinge des Traums,
Wieder heim in der Väter Stadt,
Um des Glückes Krone, die Luſt
Froher Lieder, zu ſchmecken!“ [1]

Wer ſelbſt einmal Verbannter geweſen, der muß es fühlen, daß Euripides dieſe patriotiſche Sehnſucht nach der Heimath viel tiefer aufgefaßt, viel lebendiger ausgedrückt hat, als der liebeskranke Göthe, der von ſeinen Ritten über Land ſich nur nach den Blumen und Spargeltellern Charlottens zurückſehnte.

Nun werden die zwei Gefangenen vorgeführt. Ein langes, ſpannendes Interrogatorium führt Iphigenie ſo weit, daß ſie Oreſtes retten und als Ueberbringer eines Briefes in die Heimath ſenden will. Pylades aber ſoll als Opfer fallen. Das duldet Oreſt nicht; er verlangt, daß Pylades als Bote von dannen ziehe, er als Opfer geſchlachtet werde. Iphigenie geht darauf ein und verſpricht, ihm ſelbſt die letzten Ehren zu erweiſen. Während ſie weggeht, den Brief zu ſchreiben, gerathen die beiden Freunde in einen edeln Wettſtreit der Freundſchaft. Jeder will für den andern ſterben. Nur ſchweren Herzens entſchließt Pylades ſich endlich, Oreſt nachzugeben und ſich um ſeinetwillen dem Tode zu entziehen.

Iphigenie kehrt mit dem Brief zurück. Doch wenn der Brief verloren ginge? Sie beſchließt, Pylades den Inhalt mitzutheilen. Das führt zur Erkennung. Oreſt ruht in der Schweſter Armen:

„O meine liebe Schweſter, ſteh' ich auch erſtaunt,
So ſchließ' ich doch den zweifelvollen Arm um dich
Und jauchze wonnetrunken ob der Wundermär'.“ [2]

Iphigenie kann es kaum glauben. Oreſt überzeugt ſie mit unzweifelhaftem Zeugniß. Da erhebt ſich ihr Seelenjubel zu herrlichem Dankgebet. Doch kaum iſt es verklungen, da werden ſie ſich des ſchrecklichen Looſes bewußt, das noch über Beiden

[1] V. 437. [2] V. 784.

ſchwebt. Wie wenig fehlte, und der Bruder wäre durch der Schweſter Hand dem Opfertod gewidmet worden. Und jetzt! Wer ſoll ſie aus Taurien nach Argos bringen?

„Wo erſcheint mir ein Retter, ein himmliſcher,
Oder ein Sterblicher,
Welcher das Dunkel erhelle mit Rath,
Wodurch Atreus' alleinzigem Enkelpaar
Der Noth Ende tagt?“ [1]

Mitten in dieſem Schwanken zwiſchen der Freude des Wiederſehens und der Angſt vor neuen Schickſalsſchlägen vernimmt Iphigenie die weiteren Schickſale ihres Hauſes, die Vermählung des Pylades mit Elektra, die Qualen Oreſts und den Befehl Apolls. Sie will die Hand zur Rettung bieten, aber nicht durch Gewalt, ſondern durch Liſt. Unter dem Vorwand einer Sühnung will ſie ſelbſt das Bild der Artemis und die beiden Gefangenen an's Meeresgeſtade bringen, um mit ihnen zu entfliehen. Sie ſelbſt ergreift die Initiative, plant die Liſt und führt ſie aus, ſo feſt und ſchlau, daß König Thoas ſich vollſtändig berücken läßt. Erſt da es faſt zu ſpät iſt, meldet ein Bote die Flucht. Der König will die Fliehenden verfolgen; aber in dieſem Augenblick erſcheint die Göttin Athene, enthüllt ihm die Abſichten des Schickſals und hält ihn ſo von weiterer Verfolgung ab. Dem fliehenden Oreſt gebietet ſie, im fernen Attika der Artemis einen Tempel zu bauen und ſie fürder Tauropolos zu nennen: Iphigenie ſoll dort ihre Prieſterin ſein, der Chor ſie dahin begleiten, und „vor Gericht ſoll künftig jeder Sieger ſein, der gleiche Stimmenzahl erhält“. So ſchließt das Stück religiös-patriotiſch, mit Verherrlichung eines Nationalheiligthums, in deſſen Opferdienſt und heiligen Gebräuchen die alte Sage fortlebt. Die Rettung durch Frauenliſt, welche ſcheinbar den hohen, edlen Charakter der Prieſterin in den niedern Bereich der Intrigue herabzieht und bloß äſthetiſch betrachtet ein ſchwaches Motiv wäre, iſt durch die

[1] V. 869.

Dazwiſchenkunft der Göttin in den Kreis des Geheiligten erhoben, in den Rathſchluß der Götter mit aufgenommen. Was in unſeren Augen den Charakter der Iphigenie entweiht und entſtellt, war in den Augen des Griechen keine Makel. Freudig über die gutgelungene Liſt, ſtimmte er in das Schlußgebet des Chores ein:

„Zieht glücklichen Wegs, ihr Geretteten, hin,
Von dem Segen der Götter geleitet!
Doch die hoch ehrt der Unſterblichen Chor,
Wie der Sterblichen Chor, Schutzgöttin Athens,
Wir erfüllen getreu dein himmliſches Wort!
Denn erfreuliche Mär', wie ich nimmer gehofft,
Iſt heut mir zu Ohren erklungen.
O Göttin des Siegs, hochheilige, nimm
Mein Leben in Schutz
Und laß nicht ab, es zu kränzen!" [1]

Während Göthe den Geſammtinhalt der Fabel an ſich zog, ihn da und dort noch durch andere Züge der Atridenſage erweiterte und ſich ſcheinbar ganz in die Zeit der Griechen zurückverſetzte, räumte er zunächſt völlig hinweg, was das antike Drama eigentlich charakteriſirt: die concrete patriotiſch-religiöſe Beziehung der Sage zu einem beſtimmten Heiligthum [2], die helleniſche Auffaſſung der Götter und ihre gegebene, wunderbare Intervention, die kräftige Leidenſchaft, welche alle Charaktere, ſogar den der Iphigenie belebt, den Chor, die eigentliche Seele der antiken Tragödie, mit ſeinem religiöſen Charakter, ſeinen lyriſchen Schönheiten und ſeiner ethiſchen Wirkſamkeit — endlich ſelbſt die Verſi-

[1] V. 1460.

[2] Dafür ſcheinen freilich unſere modernen Interpreten wenig Sinn zu haben. Da wird phantaſirt vom „Allerheiligſten des Frauenherzens", von „weiblichem Familiengefühl als Grundlage der menſchlichen Geſittung" u. ſ. w. Man ſollte meinen, ſchon die Alten hätten am Kaffee- und Theetopf geſeſſen. Vgl. Dr. F. C. Müller, Göthe's Iphigenie. 1882. S. 16.

fication, welche bei den Griechen auf's Innigste mit der Dichtung verbunden war. Die Griechen kannten keine „Poesie in Prosa". Dieß wunderliche Zwitterding war der modernen Welt vorbehalten, allenfalls ein leidliches Rettungsmittel gegen Verzopfung und Ueberkünstelung, aber nie die Form, welche ächte dichterische Inspiration von selbst sucht. Göthe's „Iphigenie in Prosa" ist eben nichts weiter, als ein Entwurf, ein erster Sbozzo, wie ihn der Grieche im Kopf machte, bevor er sein Drama schrieb. Man lese Euripides' Iphigenie und unmittelbar darauf Göthe's Iphigenie in Prosa — und man wird finden, wie tief, künstlerisch betrachtet, dieser deutsche Hellenismus unter dem griechischen steht. Er ist bloß Wiederschein, Nachhall, ein künstliches Gewächs, ohne Luft und Licht eines religiösen Nationallebens, im Treibhaus künstlerischen Studiums gezogen [1].

Den blutbefleckten Opferaltar räumte Göthe hinweg, den

[1] A. W. v. Schlegel, Ueber dramatische Kunst. Heidelberg 1817. II. 405. — O. Gruppe, der bekanntlich ein trefflicher Kenner antiker Kunst war (Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen. Berlin. 1834), schließt sich vollständig dem gediegenen Urtheil Schlegels an: „Ich kann bei aller Liebe für den Deutschen doch nicht aussprechen, daß Göthe ein Werk von ähnlicher Vollendung geschaffen hat, als die sophokleischen an sich oder vielmehr in sich tragen. Es fehlt doch eigentlich dem ganzen Stoff an poetischem Inhalt und poetischer Wahrheit; er ist nicht aus der Volkspoesie hervorgegangen, sondern steht auf der Grenze kalter Klügelei, deren Durchschimmern nur mit Kunst fernegehalten werden konnte: getriebene Arbeit, nicht gegossen." — Ueber die falsche Anwendung des plastischen Schönheitsideals auf die dramatische Kunst hat Bulwer sich ebenso gerecht als schonend ausgesprochen (Tauchnitz. Vol. 693. p. 232 ff.). Vgl. dazu das herbere Urtheil von Lewes (Frese). II. 10—29. Die ästhetischen Schwächen des Stücks hat Göthe im Grunde selbst zugestanden (Eckermann III. 95—99). — Wenn Klopstock es (in einem Briefe an Böttiger vom 24. Febr. 1800) als „eine steife Nachahmung der Griechen" erklärt und selbst den Versbau tadelt, geht er entschieden zu weit. S. Schnorr v. Carolsfeld. Archiv. Leipzig 1874. III. 261 ff.

göttlichen Traum, mit welchem Euripides ſein Stück beginnt, ebenfalls. Das Heimweh, welches der Grieche zum Vorwurf der herrlichſten Chorlieder nahm, drängte er, träumeriſch abgeſchwächt, in ſeinen erſten Monolog und knüpfte daran ganz unhelleniſche Betrachtungen über das Loos des „Weibes". Aus dem „Weibe", das bei Euripides hinter der Schweſter und der Prieſterin zurücktritt, wird ſofort die Hauptſache. Iphigenie iſt das herrliche Griechenweib, wie es ſich der deutſche Dichter bei flüchtigem Studium geträumt: ernſt, jungfräulich, erhaben und doch voll Liebreiz, viel ſchöner als alle Frankfurterinnen, als alle Leipzigerinnen, als alle Damen von Weimar, das ſchöne Bild, das er im Zauberſpiegel der antiken Literatur geſchaut und in das er ſich modern verliebt hat[1]. Schon in der zweiten Scene kommt ein Freiersbote und in der dritten wirbt ein König um ihre Hand. Es fehlt nur Rivalin und Ballet — und ſtatt einer antiken Tragödie iſt die Oper fertig. Doch jetzt erinnert ſich der Dichter an ſeinen Euripides. Statt eines Chorliedes läßt er die „ſchöne Spröde" wenigſtens zu den Himmliſchen beten, er führt Oreſt und Pylades herbei und macht große Anſtrengungen, ſie griechiſch reden zu laſſen. Aber es ſind keine rechten Hellenen, es ſind Deutſche in altgriechiſchem Coſtüm. Sie glauben weder feſt an ihre Orakel, noch rebelliren ſie kühn dawider. Es iſt ihnen nicht Ernſt mit Schickſal, Göttern, Tempeln und Altären. Sie haben weit mehr Phantaſie und Herz, als Verſtand und Willen. Unter ihren claſſiſchen Schulreminiscenzen bricht überall das deutſche Gemüth hervor: ſie reden wie Romantiker von ſchönen Jugendtagen, bunten Schmetterlingen, dunklen Blumen, Muth und Luſt, von Luſt und Liebe, großen Thaten, unendlichen

---

[1] Das iſt das eigentliche Bild, das er ſpäter im „Zauberſpiegel" den Fauſt ſchauen läßt:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Die Frage, ob Gretchen? ob Helena? (Göthe-Jahrbuch I. 44—78) iſt darum eine recht herzlich müßige.

Werken, stillen Abendschatten und goldenen Harfen. Ueber dem Thatendurst der Sturm- und Drangperiode, der Alles unendlich machte, lastet, nur künstlich herbeigezogen, der Druck des alten Schicksals, der Fluch des Atridenhauses. Das ermöglicht eine Anzahl Scenen von mehr antikem Gepräge. Die ganze Tantalidensage wird nach und nach in die Darstellung gezogen und vereinigt sich im Traum-Monolog des Orestes zu einem grandiosen Gesammtbild. Aber die langsame, fein berechnete Erkennungsscene zwischen Bruder und Schwester ist unterdessen verloren gegangen. Nach ungenügender Vorbereitung, welche das schöne Motiv der Geschwisterliebe nur kurz und oberflächlich zur Entwicklung bringt, heißt es gleich: „Ich bin Orest!" Der Enthusiasmus des Bruders wird auf die Schwester übertragen. Sie fliegt Orest in die Arme und dieser weist sie mit Ausdrücken zurück, die mehr an Weimar als an Athen erinnern: „Schöne Nymphe, ich traue dir nicht! Spotte nicht der Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie sie der Männer Liebkosen verachtet, fordert sie strenge Nymphen" u. s. w.

Gleich der Liebe der beiden Geschwister hat Euripides auch die Liebe der beiden Freunde viel einfacher, natürlicher und ergreifender gezeichnet, als Göthe. Während jener die Furienqual des Orestes nur durch einen Boten erzählen ließ und überaus natürlich mit der Gefangennahme verband, zog Göthe dieses gewagte Motiv auf die Bühne, schwächte es dabei so ab, daß es seinen gewaltigen dämonischen Charakter fast völlig einbüßte, übertrug die Heilung des Gequälten von der Macht der Götter auf den persönlichen Einfluß der schönen Schwester-Priesterin und beschloß den sentimental gedachten Heilungsproceß mit jenen durchaus ungriechischen Expectorationen, die theils der meteorologisch-poetischen Altane des Gartenhauses von Weimar, theils dem sentimentalen Verhältniß mit Frau von Stein entstammen und in den Briefen an sie ihren Wiederhall gefunden haben.

„Laß mich zum erstenmale seit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben. Ihr Götter, die ihr mit ent-

ſezlichen Flammen die ſchweren Gewitterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euern fruchtbaren Regen mit fürchterlichen Donnerſchlägen auf die Erde ſchmettert und ſo die grauſende Erwartung des Menſchen ſich in heilſamen Seegen auflöst, wenn die Sonne mit den Blättertropfen ſpielt und in dem grauen Reſt getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt — laßt mich auch ſo in euern Armen danken! — Mich dünckt ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter ſich fern ab donnernd zu ſchlagen. Mich dünckt die Erde dampft mir wieder erquickenden Geruch, und läd't mich ein, auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen.“

Dieſen ſelben Erdgeruch fand Göthe in der Hermannſtädter Höhle, an dem S, das er ſo oft geküßt. Solche und ähnliche Erinnerungen verderben ſehr das Bild der jungfräulichen Prieſterin, wie man es ſich nach bloßer Leſung des Dramas zu denken gewohnt iſt. Im Sinne des Dichters war es nicht die Macht der Religion, ſondern die ſanfte Macht des „Weiblichen“, was Oreſt von der Qual der Furien befreite. Dieſelbe Macht führt nun auch die Löſung herbei.

Zwar hat Göthe auch die Liſt verwerthet, durch welche Euripides den Knoten ſchürzt; aber der Gedanke und der erſte Schritt zum Vollzug iſt nicht der Iphigenie, ſondern Pylades zugetheilt. Wohl geht Iphigenie raſch darauf ein; aber kaum ſind Oreſt und Pylades fort, ſo fühlt ſie ſich unruhig darüber — die Entführung des Bildes erſcheint ihr als Lüge und undankbarer Verrath. Ihr Schwanken füllt den ganzen vierten Act und gibt Thoas Zeit, Verdacht zu ſchöpfen. Da es zu ſpät geworden, geſteht ſie dem König freiwillig den ganzen Plan ein und iſt ſchon auf dem Punkt, ſein Herz zu rühren, als Oreſt mit gezücktem Schwert hereinſtürmt, um ſie gewaltſam zu befreien. Ihrem Ernſte und ihrer Milde gelingt es indeß, ſowohl die Kampfluſt des Bruders als den Grimm des Königs zu beſänftigen. Sie überzeugt Thoas, daß Oreſt wirklich Oreſt, ihr Bruder iſt, und nun findet auch der Auftrag Glauben, auf den Oreſt die Entführung des Bildes gründet. Thoas entläßt die Ge-

ſchwiſter mit dem Götterbild im Frieden. Mit dieſer Wendung hat nun Göthe wohl den Deus ex machina beſeitigt und durch eine aus den Charakteren hervorgehende Löſung erſetzt, er hat den Charakter der Iphigenie durch ihre Wahrheitsliebe, ihre Dankbarkeit, ihre Sanftmuth und ihren Edelmuth herrlich verklärt, er hat durch dieſen Zug die heidniſche Fabel in den Kreis chriſtlicher Anſchauungen emporgerückt; aber eben dadurch iſt auch, wie Tieck bemerkt [1], „die Handlung zu ſehr vereinfacht und verfeinert, im vierten Act ſteht ſie ganz ſtill"; anſtatt der Handlung tritt die Geſinnung der Heldin in den Vordergrund, und „ſo treten wir überall aus dem Ideenkreiſe des Alterthums heraus" [2]. „Niemals hätte ſich das excluſive Hellenenthum den Barbaren ſo gegenüber geſtellt, wie hier; vielmehr iſt auch das wieder ächt Deutſch." Die edle Iphigenie iſt eine Schweſter der edlen Minna von Barnhelm, der edle Thoas ein Stammverwandter des edlen Majors von Tellheim. Wenn das Stück opernartig mit einer Liebeswerbung anfängt, um dann eine antike Sage mit deutſchem Gefühl zu behandeln, ſo läuft es endlich in die Geſinnungstüchtigkeit des bürgerlichen Schauſpiels aus. Die ganze Tantalidenſage, alles Heroiſche und Tragiſche, Taurien und Griechenland, Athen und Attika, Phöbus und Artemis, der ganze Olymp und das allgewaltige Schickſal, Alles, Alles tritt zurück gegen den zarten Edelmuth eines weiblichen Herzens, das einem Fürſten zwar die Gunſt der Ehe verweigert, aber ihn als Wohlthäter durch eine Liſt zu verletzen ſich ſcheut.

„Vollends die Klage über das Frauenſchickſal," ſagt Gervinus, „der finſtere Blick auf den leidigen Troſt der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchſten Frauenadel geſteigerte Charakter an ſich liegt in dieſer Selbſtbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums." Aber das iſt es gerade hinwieder, was dem Stücke ſeinen eigenthümlichen Reiz gibt,

---

[1] R. Köpke, Ludwig Tieck. Leipzig 1855. II. 190.

[2] Gervinus, Geſchichte der poet. National-Literatur. Leipzig 1844. V. 97. 98.

„daß der Dichter die reinſte Blüthe der modernen Sittigung mit den reinſten Formen des unbewußt ſchaffenden Alterthums in einer ſo harmoniſchen Miſchung zu verbinden wußte“ [1].

Wenn man das Alterthum nur nach ſeiner künſtleriſchen Lichtſeite in's Auge faßt, ſo hat dieſe Miſchung etwas Berückendes. Die ruhige Schönheit der Antike ſcheint von dem ſanften Ethos eines deutſchen Gemüths beſeelt, die maßvolle Kunſt der Alten mit chriſtlichem Gehalt durchdrungen. Und doch iſt dieſe Miſchung eine bloß künſtliche, eine reine Fiction. Die helleniſche Welt hat keine Iphigenie von dieſem Gepräge hervorgebracht. Im Chriſtenthum hat ſich das weibliche Ideal allerdings zu noch viel höherer Vollendung erhoben. Doch die Heiligen des Chriſtenthums rufen nicht zu den ſchönen Götterbildern der Griechen, ſondern zu dem Gekreuzigten auf Golgatha. Nicht eine holdſelige, harmoniſche Weiblichkeit hat die Schrecken der antiken Erynnien von der Menſchheit genommen, ſondern ein leidender, ſterbender Erlöſer, Gott und Menſch zugleich, eine Gottesthat, zu der Menſchenkräfte nicht hinreichten [2].

---

[1] A. a. O. 98.

[2] Ich begreife nicht, wie ſich Dr. H. F. Müller (Göthe's Iphigenie 1882), der doch ein gläubiger Proteſtant zu ſein ſcheint (wenigſtens iſt ſein Schriftchen unter den Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens erſchienen), dieſe Subſtitution einer Erlöſerin für einen Erlöſer gefallen laſſen kann, um (S. 58) aus Göthe ſogar „einen Propheten, einen Herold chriſtlicher Wahrheit und Freiheit“ zu machen. Uns Katholiken wird ſchon der Glaube an eine bloße Fürbitte der Gottesmutter als „Götzendienſt“ verübelt; aber aus Göthe's Hand nimmt man ruhig das „Weib“ ſchlechthin als „Erlöſerin“ entgegen. Mir ſcheint, daß in dieſer Hinſicht Dr. Heinrich Gelzer (Die deutſche poetiſche Literatur. Leipzig 1841) als gläubiger Proteſtant viel beſſer gethan hat, die Iphigenie, mit Rückſicht auf ihre allzubedenkliche Geneſis, wohlwollend zu übergehen, gegen Göthe's Heidenthum aber mannhaft zu proteſtiren: „Wer es mit ſich dahin gebracht hat, den ſittlichen Menſchen vom äſthetiſchen zu trennen, dem überlaſſen wir es, auch hierin Göthe's Zauber zu

Zwiſchen der altheidniſchen und der chriſtlichen Weltanſchauung liegt deßhalb ein innerer Zwieſpalt, der ſich nicht überwinden läßt. Indem Göthe das verſuchte, hat er ebenſo wohl die antike als die chriſtliche gefälſcht. Das Amalgam iſt weder antik noch chriſtlich mehr. Ganz richtig hat Gervinus deßhalb die Iphigenie als „die reinſte Blüthe moderner Sittigung" bezeichnet. Sie iſt wirklich das ſchönſte Frauenbild, in welchem ſich das Humanitäts-Chriſtenthum Göthe's und Herders verkörpert hat. Sie erſchien ihm aber ſelbſt ſpäter „verteufelt human", und erſt als er gegen Ende ſeines Lebens wieder frömmere Anwandlungen verſpürte, ſchrieb er dem Schauſpieler Krüger in einen Prachtband der Iphigenie:

„Was der Dichter dieſem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Ward im Kreiſe deutſcher Lande
Durch des Künſtlers Wirken laut.

„So im Handeln, ſo im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menſchlichen Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit." [1]

Während die Iphigenie des Euripides ſich gleich andern Sagen des Alterthums als ahnungsvoller Typus erſt ſpäter geoffenbarter chriſtlicher Wahrheiten darſtellt, umdüſtert die Iphigenie Göthe's den hellen Glanz dieſer Wahrheit mit antiken Reminiscenzen und zieht Erlöſung, Sühnung, Heiligung des Menſchen aus dem Bereich des Göttlichen in's rein Menſchliche hinab. Je größer

---

bewundern; und die Zahl dieſer Bewunderer heißt bekanntlich Legion. Wir aber können uns nur laut erheben gegen den Wahn, welcher dem Höherbegabten ſittliche Willkür zugeſteht" (S. 280). Leider ſchmilzt die Zahl der Proteſtanten, die ſo ehrenhaft denken und offen zu ihrer ehrenhaften Geſinnung ſtehen, immer mehr zuſammen.

[1] Weimar, 31. März 1827. Göthe's Werke (Hempel). III. 355.

der Zauber der höheren Ideen ist, die Göthe dem Christenthum entlehnte, je größer der Reiz der abgerundeten Form, die er dem Studium der Alten abgewann, desto bedenklicher ist es, daß die gesammte Dichtung, im Sinne des Dichters, auf einer durchaus falschen Grundidee ruht. Diese Idee, das Erlösungswerk Christi durch „reine Menschlichkeit" zu ersetzen, führt consequent zum Heidenthum zurück[1]. Der Dichter selbst ist dieser Consequenz nicht entgangen. Nachdem er der keuschen Diana ihren Altar neu aufgebaut, erhielt auch Aphrodite wieder ihren Tempel, Amor kam als Landschaftsmaler, und an die Iphigenie reihten sich durchaus naturgemäß, ohne innere Kämpfe, in sanftester Weiterentwicklung, die Römischen Elegien.

Und nun noch ein Wörtchen. Mit seiner glänzenden Darstellungsgabe hat der Dichter die Entstehungsgeschichte des Dramas so wunderschön verschleiert, daß die Jugend aus dem Stücke selbst nichts davon ahnen könnte. Durch seine Ruhe und Einfachheit, seine feine Eleganz und überherrliche Sprache kann es an und für sich nur eine höchst bildende Lectüre sein. Und dennoch, glaube ich, wirkt es vielfach verhängnißvoll. Es erweckt den Glauben, als ob Göthe ein ganz unverfänglicher, ungefährlicher Autor sei. In den meisten Ausgaben steht das Drama aber mit Egmont, Clavigo und anderen Stücken Göthe's beisammen, Stücken, von denen ein einziges genügt, um den Frieden eines jugendlichen Gemüths für immer zu stören. Denn die Neugier drängt weiter, und heute tritt noch die öffentliche Empfehlung hinzu. In den Einleitungen und Commentaren werden Göthe's Liebeshändel nicht etwa warnend und tadelnd erwähnt, sondern feierlich gelobt und verherrlicht. Die Jugend braucht sich deßhalb nicht zu scheuen, auch die schlüpfrigsten Stellen Göthe's zu lesen. Dann legt sie gleich Francesca da Rimini das Buch bei

[1] In einer sonst etwas sonderbaren Parallele sagt Dr. P. Kleinert (Augustin und Göthe's Faust. Berlin, Wiegandt und Griebe. 1866. S. 37) vom „Faust" sehr richtig: „Es gibt nur eine Sühne: die vom Gekreuzigten ausgeht; und die findet er nicht mehr."

Seite und will auch fühlen und genießen, was der Dichter ihr im ſinnenſchmeichelnden Zauberſpiegel der Dichtung gezeigt hat:

Quando legemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,

La bocca mi baciò tutto tremante.
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante[1].

Da aber Göthe nicht, wie Dante, daran mahnt, daß die Sünde dem ewigen Untergang entgegenführt, vielmehr in ſeinen Werken allen poſitiven Offenbarungsglauben ſkeptiſch untergräbt und verwiſcht, ſo bahnt ſeine Iphigenie nur zu oft auch Andern den Weg zu den „Römiſchen Elegien", d. h. zu jener Poeſie, welche der wackere Proteſtant Gelzer[2] mit gerechter Entrüſtung als einen „Keim des ſittlichen Verderbens", ja als einen „Fluch der Literatur" verurtheilt hat.

[1] Dante, Inferno V. 105 ff. — Hettinger, Die Göttliche Komödie. Freiburg 1880. S. 151.

[2] A. a. O. S. 281.

10. Die zweite Schweizerreiſe.

1779.

„Mit den auswärtigen Freunden waren die Verhältniſſe getrübt, nicht ohne Göthe's Schuld."
Gödeke.

„Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände, Anordnung und Leitung unſerer geſelligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen."
Göthe, Zeit- und Jahreshefte.

Auf die erſte Aufführung der Iphigenie folgte ſchon nach ſechs Tagen eine zweite. Dann übte Göthe zur Abwechslung wieder ein anderes ſeiner Leipziger Studentenſtücke ein: „Die Laune des Verliebten". Die zwei Paare des Stücks ſpielten er und Corona, Einſiedel und Fräulein von Wöllwarth. Im Juni wurde „Der Jahrmarkt von Plundersweilen" wieder gegeben, dann folgte „Le Médecin malgré lui", Iphigenie (abermals), Bode's „Gouvernante" und im September „Der verlorene Sohn" [1].

Wie in der Frankfurter Geniezeit die erhabenſten Pläne und Entwürfe mit närriſchen Poſſen, „Götz" und „Werther" mit „Satyros" und dem „Jahrmarkt" durcheinander wirbelten, ſo folgten der „Iphigenie" nach wenigen Monaten einige der tollſten Faſchingsſtreiche, die Göthe je begangen hat. Von ſeinen Erfolgen bei Hofe ſchwoll ihm der Kamm ganz ungebührlich und er ließ nun ſeinen überquellenden Humor an zwei Männern aus, die er beide ein paar Jahre zuvor noch als Herzensfreunde behandelt hatte, die ihn liebevoll verehrten und von ſeiner Seite nichts weniger verdient hatten, als herabgehudelt zu werden.

---

[1] Siehe „Das herzogliche Liebhabertheater" von Burkhardt. Grenzboten 1873. III. 1 ff.

Der eine war Friedrich Jacobi, der in seinem Genierausch über Göthe's Freundschaft noch immer munter weiterdichtete, und unter dem deutlichsten Einflusse von Göthe's Poesie soeben einen frischen Roman „Woldemar" vom Stapel gelassen hatte. Eine Analyse dieses Romans gehört nicht hierher. Doch mag man mit Recht auf eine Stelle darin aufmerksam machen, welche das Loos Jacobi's einigermaßen als ein verdientes erscheinen läßt. Um zu zeigen, „was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung" vermag, hatte der hochmüthige Enthusiast in seinem Buche folgende Parallele gezogen:

„Und haben wir nicht an den Katholiken und Protestanten in Deutschland ein Beispiel in der Nähe? Wo liegt die Ursache, daß sich unter diesen so bald, in jedem Fache die tüchtigeren Männer fanden? Daß sie nicht nur in allen Wissenschaften entschieden sich hervorthaten, sondern auch die besten Geschäftsmänner, die größten Aerzte, Künstler und Erfinder lieferten? Daß sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe und Völker verbindende Betriebsamkeit gleichsam ihr Eigenthum wurden? Schon in's dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort; denn noch sind die Protestanten überall, bis zur niedrigsten Klasse herab, und Zahl gegen Zahl, die Geschickteren, Sittlicheren, Emsigeren und Klügeren. Der Unterschied ist auffallend, wo beide Parteyen nebeneinander wohnen. — Wie erklären wir dieses? Doch wohl nicht aus der Verschiedenheit des theologischen Lehrbegriffs! — Wie denn Frankreich? das ganz katholisch ist, und doch keineswegs auf die angeführte Weise contrastiren könnte. Also nicht in der Religion, sondern in etwas Zufälligem, wenigstens mit ihr nicht wesentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutschland eigenthümliche Erscheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfsinnes, um diesen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung (!), in der Materie und Form des Unterrichts, wie er vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredsamkeit auf hohen Schulen, an beiden Seiten ist und nicht ist, zu entdecken. Die ersten Beförderer der Reformation waren Humanisten und so wurden die Humaniora bis

zum ABC-Buche herab bei der Gegenpartei verdächtig. Das Wort ſollte nicht weiter Fleiſch werden! . . . . . Genug an dieſem Winke, da es an ſich ſchon klar iſt, und keiner Ausführung an Beiſpielen bedarf, daß mit fantaſtiſchen oder abergläubiſchen Vorſtellungen verſchonte Köpfe deſto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundſätze nur in ihnen recht gedeihen können; daß Verſtändigung des Gewiſſens (!) das Herz nothwendig läutert, ſeine Bewegungen richtiger und zuverläſſiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menſchen unter allen Umſtänden auch beſſert, und darum ſelbſt die geringſte wirkliche Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts von unendlich guten Folgen ſein muß." [1]

Legte der Roman ſchon an ſich kein beſonderes Zeugniß für den Werth dieſes anmaßenden Selbſtlobs ab (Dalberg und andere Katholiken haben, leider Gottes! ebenſo verſchrobenes Zeug geſchrieben und dadurch wieder Herder und Andere zu „ſelbſtändigem Nachdenken", d. h. Nachſchreiben angeregt [2]), ſo mochte Jacobi doch wohl kaum befürchten, daß ihm der zärtlich fühlende Geh. Legationsrath Göthe ſein Buch noch im ſelben Jahre 1779, unter allgemeinem Jubel des Weimarer Hofes, an einen Baum nageln würde. So ſollte es aber geſchehen in dieſen luſtigen Zeiten.

Nachdem Göthe am 7. Auguſt eingeſehen, daß er ſeine ganze

---

[1] Kurz fand dieſen Paſſus des „Woldemar" für ſo unterrichtend, daß er von allen Romanen Jacobi's in ſeiner Literaturgeſchichte, Leipzig 1873. III. 584, dieſen einen ausſchließlich auserkor, um zu beweiſen, daß ſie „ſchön und ſelbſt genialiſch, geiſtreich, kühn und dabei ſeelenvoll und zart" ſeien und zu „ſelbſtändigem Nachdenken" anregen!! Ich habe mir dabei auch meine Gedanken gemacht.

[2] „Sein (Dalbergs) Buch über das Univerſum zeichnete Ideen, die nach meiner Meinung ſelbſt die achtungswürdigſten Schriftſteller, z. B. ein Herder, benutzt und weiter ausgeführt haben." Logenrede in Erfurt bei der Erhebung Dalbergs zum Coadjutor: I. d. ▭ C. z. d. d. R. i., den 19. Juni 1787 vom Bruder Redner. Vgl. Herders Werke (Hempel). XVII. 457 ff.

Jugend bis 1775 vergeudet hätte, nahm er ſich zwar vor, in Zukunft vernünftiger zu leben. Allein der Vorſatz hielt nicht. Er betete zu Göttern, die Niemanden erhören. Zwiſchen dem 15. und 20. September (den genauen Tag mag Düntzer beſtimmen, die Sache ſelbſt ſteht feſt)[1] nahm er ein fein eingebundenes Exemplar von Jacobi's „Woldemar" mit nach Ettersburg, wo der Hof ſich damals erluſtigte, verſammelte die ganze fröhliche Geſellſchaft unter einer deutſchen Eiche, las, mit allerlei malitiöſen Zuthaten und Verdrehungen, einige Partieen des Buches vor und ließ den Helden ſchließlich vom Teufel holen. Danach ſtieg er auf den Baum ſelber hinauf, hielt von dort herab eine komiſche Standrede über das verdammliche Buch und nagelte es, Andern zum abſchreckenden Beiſpiel, an beiden Enden des Einbanddeckels an den Baum, ſo daß die Blätter, zur Ergötzung des klatſchenden Publikums, luſtig im Winde hin- und herflatterten. Man hat das hinterher bei der für alles Religiöſe ehrfurchtloſen Spottſucht „Jocobi's Kreuzigung oder Kreuzerhöhung" genannt. Genug, ſo weit kam man mit der Herzensläuterung und Veredlung, welche nach Jacobi's Anſicht die proteſtantiſche Aufklärung bewirken ſollte.

Weßhalb Göthe gerade Fritz Jacobi, der als ſein Freund galt[2], dem allgemeinen Geſpötte preisgab (denn die Hiſtorie ging gleich in alle Welt hinaus), iſt nicht völlig klargeſtellt. Jacobi ſelbſt erhielt von Göthe auf eine ſehr ſchmerzliche Freundesklage keine Antwort. Der Tante Fahlmer wußte er nichts Entſchul-

[1] Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 298. 299.

[2] Deßhalb ſchreibt Frau von La Roche (12. Sept. 1779) an Wieland: „Sehen Sie, mein Freund, darüber möchte ich wiſſen, was wahr iſt, weil mich würklich die Idee des Ganzen für unſern Jacobi ſchmerzt, und ich gewiß aus Gerechtigkeitsliebe wegen der Briefe meiner Roſalie mir nicht ſo viel daraus machte, weil es nur Weiberbriefe ſind, und niemals ſo viel Erwartung und Hoffnung auf Achtung von Euch Männern haben können, als ein Mann, der Euer Freund iſt." — Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 130. 131.

digendes zu sagen, als daß er, „was man den Geruch dieses Buches nennen möchte", nicht leiden könne[1]. Lavater wurde darüber mit der Bemerkung begütigt:

„Der leichtsinnige, trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir an mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch. Vieles von diesem Allem wird verschlungen in thätiger Liebe." [2]

Die Entschuldigung heißt nicht viel, da Göthe selbst, wenn man von der Iphigenie absieht, in dieser ganzen Zeit höchstens Halbgutes zu Tage förderte und dazu keine geringeren Prätensionen machte, als irgend ein Anderer[3].

Wieland wurde, wenn auch nicht so unmittelbar von Göthe selbst, doch vom Hofe in noch liebloserer und unwürdigerer Weise mißhandelt. Dieser fleißige Schriftsteller hatte eigentlich das Verdienst, die erste deutsche Oper geschrieben zu haben und zwar zwei Jahre vor Göthe's Ankunft in Weimar. Wie aus einem Aufsatz in seinem Deutschen Merkur „Ueber das deutsche Singspiel Alceste" hervorgeht, hatte er selbst die Aufgabe als keine geringe betrachtet. Der Text fiel nun allerdings nicht sehr glänzend aus; die antike Sage mußte es sich, wie in Voltaire's Götterballetten, gefallen lassen, in den modernen Salon herabzusteigen, und die Wertherzeit drückte ihr den Stempel der Empfindsamkeit auf. Der Unsinn, der sich hieraus ergab, war übrigens nicht

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 209.

[2] Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 126. „Daß Göthe das Herzenswerk eines Freundes dem Gelächter einer hochadeligen Gesellschaft preisgeben konnte," sagt Gödeke (Göthe's Leben. S. 170), „war freilich mit nichts zu entschuldigen."

[3] „Ich habe niemals einen präsumtiöseren Menschen gekannt, als mich selbst. Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst." Göthe's Werke (Hempel). XXVII. 298.

einmal ſo üppig blühend, wie in den Textbüchern vieler gefeierter moderner Opern[1]. Der Componiſt Schweitzer, der eben aus Italien zurückgekehrt, fand den Text Wielands ſehr brauchbar und verwandte alle ſeine Kunſt darauf. Der Erfolg war günſtig. Als die Oper am 28. Mai 1773 zum erſten Mal gegeben wurde, waren Fremde vom erſten Rang und von zuverläſſigem Urtheil (die in Frankreich, Italien, England geweſen) außer ſich vor Verwunderung, ſo etwas in Weimar zu hören[2]. Auch anderwärts fand das Opus große Anerkennung. Durch dasſelbe wurde eigentlich einer ſelbſtändigen deutſchen Oper Bahn gebrochen. Aber weil das Wieland gethan, war das „Halbgute" natürlich wieder unausſtehlich — eine Prätenſion. Alſo drauf los! Einſiedel traveſtirte die Alceſte in einer Poſſe „Orpheus und Eurydice" und Göthe ließ ſie in Ettersburg aufführen.

„Der Darſtellung geht ein Vorſpiel voraus, worin der Autor der Traveſtie den Plan zu dem Stück entwirft und mit einer großen Feder, welche ſich vom Hintergrunde des Theaters aus an die Soffiten herüberwölbte, den Text aufſetzt. Mit einem kleinen Pinſel, welcher an der Spitze der Feder befeſtigt war, beſchrieb der Schriftſteller mächtig große Bogen und ſprach dabei manches Lächerliche über den Inhalt mit ſeinem Diener, der ihm fortwährende Entgegnungen über die Compoſition machte und die großen Bogen mit Anſpielungen auf die ungeheure Productivität Wielands über den vordern Lampen trocknete."[3]

Bei der Farce ſelbſt ſpielte die Herzogin als „Alceſte", Wedel

---

[1] Man denke nur an den Text der noch ſo allgemein beliebten „Afrikanerin" von Meyerbeer, wo die Baſſiſten den armen Vasco de Gama als „Biſchöfe" anbrüllen und Selika „unter dem Boom, Sie jloben et koom", ſtirbt.

[2] Pasqué, Göthe's Theaterleitung. Leipzig 1863. I. 23. II. 353—390.

[3] Grenzboten 1873. III. 14. Burkhardt, Liebhabertheater. Düntzer meint, Burkhardt menge hier zwei verſchiedene Stücke; das ändert aber an der Subſtanz nichts, daß Wieland elendiglich verſpottet wurde. Vgl. Keil, Tagebuch. 202.

trat als Orpheus auf und Göthe als Herkules. Seckendorf, der die Musik arrangirt hatte, gab ebenfalls eine Hauptrolle. Ein muthwilliger Spaß drängte den andern. Einer der Hauptcoups bestand darin, daß die rührend componirte Arie des eigentlichen Stückes, in welcher Alceste von ihrem Gatten Abschied nimmt[1]: „Weine nicht, du meines Herzens Abgott", mit dem Posthorn begleitet wurde. Dann stieg Alceste mit ihrem Gefolge in einen bereitstehenden Postwagen und fuhr nach dem Orkus. Hier empfing sie Pluto und sein Hofstaat unter den drolligsten Kratzfüßen und Ceremonien. Dann kam Göthe als Riesen-Herkules, befreite die Alceste aus den Schrecken der Unterwelt und brachte sie ihrem Gemahl zurück, der an der Oberwelt sich noch in Wehmuthskrämpfen herumwälzte.

Wieland mußte das Alles selbst mitansehen und mitanhören. Nachdem er schon bei der Begleitung der Abschiedsarie durch das Posthorn seinen Unwillen kaum mehr zurückhalten konnte, schrie er endlich laut auf und verließ wuthschnaubend den Saal. Er ließ sich nachher so weit begütigen, daß er wieder beim Souper erschien; aber weh that ihm der grausame Scherz doch, und er konnte ihn lange nicht verwinden.

„So sind wir nun hier!" schrieb er noch 14 Tage später an Merck[2]. „Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Schaam. Ich gestehe Dir, Br., daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, bloß davon zu fliehen. Lebe wohl, l. Br., und schreib mir bald was Tröstliches, wenn Du kannst."

Wieland fortzutreiben, kann Göthe's Absicht kaum gewesen sein. Eher könnte es seine Absicht gewesen sein, Wieland wie Jacobi in den Augen des Hofes unsterblich lächerlich zu machen,

---

[1] Wielands Werke (Hempel). XXIX. 16.

[2] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 180.

da beide am Hofe noch sehr in Ehre und Ansehen standen. Gesetzt, daß Alles auch nur ein absichtsloser Streich war, edel und schön war derselbe nicht. Zwei wohlwollende Freunde in so possenhafter Weise vor dem Weimarer Publikum und vor ganz Deutschland zu verhöhnen, geht über den Scherz hinaus, den man einem Mann von 30 Jahren, dem Geheimrath eines Fürsten, der ersten Persönlichkeit eines ganzen Hofes zu Gute halten kann. Denn nur drei Tage später wurde Göthe durch herzogliches Decret zum Geheimrath promovirt.

Sind Travestie und Parodie überhaupt nicht Zeichen des vollendetsten Geschmackes, so gehört die scharfgepfefferte persönliche Satire schon zu den gewaltsameren Reizmitteln, mit welchen man die Lachlust kitzelt. In dem Kreis der Liebhaberbühne herrschte trotz allen Uebermuthes doch schon eine gewisse Uebersättigung. Das ist auch begreiflich. Dann und wann etwas Theater ist eine schöne Erholung. Aber vier Jahre lang Proben und Aufführungen, nur mit kleinen Unterbrechungen, fast stetig fortgesetzt, war schon ein Stück Arbeit. Die Sache wurde nothwendig etwas Metier, und für den Schauspieler von Profession ist das Theater kein solcher Himmel der Kunstseligkeit, wie ein poetisches Studentlein oder eine Blume aus höheren Töchterschulen es sich träumen mag. Gleich hinter den Coulissen fängt schon wieder die Prosa des Lebens an, langweiliges Memoriren, noch langweiligere Uebungen, Correctur, Dressur und was es sonst noch weiter braucht, um die schöne Kunstfigur in's Ganze einzuschulen, Eifersucht, Aerger, Hader, Verdruß und der unzertrennliche Gefährte aller Liebeleien, der moralische Katzenjammer. Das Liebhabertheater von Weimar entging diesem allgemeinen Bühnenlooſe nicht. Allerlei Intriguen spielten hinter der Natur- und Kunstscenerie. Als Göthe zum Geheimrath befördert wurde, entbrannte gegen ihn ein wahres Odium Vatinianum, wie Wieland es nennt[1]. Viel Aerger und Verdruß motteten im Stillen, während Feuerwerke einen allgemeinen Jubel verkündeten. Wie Göthe,

[1] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 179.

hatte ſich auch der junge Herzog in die Hof- und Kammerſängerin Corona Schröter verliebt, und Göthe glaubte nun dieſer Liebe entgegentreten zu müſſen. Herzogin Luiſe war der ungetheilten Liebe ihres Gemahls nicht ſicher; der ſchwächliche und kränkliche Prinz Conſtantin trauerte ſeiner Karoline von Ilten nach, die er aus Staatsraiſon nicht heirathen durfte. Herder lebte ziemlich vereinſamt in ungemüthlicher Stellung, da er als Literat ſeinem Kirchenamt nicht recht entſprach und dieſes ihn wieder hinderte, ganz Poet und Literat zu ſein. Wieland mußte mit Schreiben ſeine zahlreiche Familie ernähren und war dafür vor dem ganzen Hofe unſterblich verhöhnt. Ein literariſches Zuſammenleben Beider mit Göthe hatte ſchon nach den erſten Honigmonaten aufgehört. Sie plagten ſich wie hundert andere geplagte Adamsſöhne, während Göthe ſelbſt dieſem Looſe auch nicht ganz entging. Es war eben eine wunderliche Lage, gleichzeitig alle literariſchen Früchte ſeiner früheren Liebesabenteuer mit den jungen Herren und Damen einzuüben, ſelbſt einen verwickelten Roman weiterzuſpielen und dann bei den jungen Leutchen, wenn ſie ſich wirklich verliebten, als Geheimrath und weiſer Mentor die Rolle des ſtörenden Onkels und Vormunds auszuführen, dazu in allen Verwaltungszweigen eines kleinen Landes herumzuſtöbern und als „luſtiger Rath“ ſich mit den proſaiſchen Staatsbeamten zu zanken.

„Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier,
Und wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich ſo ergeht es mir.“ [1]

Das iſt ein durchaus biographiſches Stimmungsbild. Jedes Jahr nahm „der luſtige Rath“ ein- oder anderesmal Reißaus

[1] Göthe's Werke (Hempel). I. 28.

vom Hofe, um in frischer Berg- und Waldluft sich von der mühsamen Erholung zu erholen.

So reiste er z. B., nachdem er einen großen Theil des Herbstes auf der malerischen Wartburg zugebracht, am 29. November 1777 plötzlich incognito in den Harz, besah sich die Bergwerke daselbst, bestieg am 10. December, mitten unter Schnee und Eis, den Brocken und kam erst den 15. wieder nach Eisenach zurück [1]. Von mehr Bedeutung ist seine zweite Schweizerreise im Jahre 1779.

Der Sommer war schon weit vorgerückt, als er mit dem Herzog ganz geheim diese Reise verabredete. Was er damit beabsichtigte, ist schwer zu sagen. Für eine Vergnügungsreise war es spät. Sollte sie eine neue Etappe in des Herzogs Bildung sein? Wollte er mit dem fürstlichen Freund bloß dem kleinlichen Zwang des Hoflebens entrinnen? Wollte er seiner Triumphe in der Vaterstadt genießen? Oder galt es eine „Geniereise"?

Genug, schon am 9. August 1779 kündigte er seiner Mutter unter strengem Geheimniß an, daß er nächstens mit dem Herzog auf Mitte September nach Frankfurt kommen würde. Der Brief ist lustig-fromm gehalten, ganz der Anschauungsweise der Frau Rath gemäß.

„Wenn sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt so ist dieses (der Besuch in Frankfurt) eigentlich das Tüpfgen aufs i, eures vergangnen Lebens, und ich käme das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte daß, da an den Bergen Samaria der Wein so schön gediehen ist auch dazu gepfiffen würde, so wollt ich nichts als daß Sie und der Vater offene und feine Herzen hätten uns zu empfangen, und Gott zu dancken der Euch euern Sohn im dreisigsten Jahr auf solche Weise wiedersehen leßt. Da ich aller Versuchung widerstanden habe von hier wegzuwitschen und Euch zu überraschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach

[1] Siehe Keil, Tagebuch S. 140 und das Gedicht „Harzreise im Winter". Göthe's Werke (Hempel). I. 145.

Herzensluſt genieſſen. Das unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt daſſ der Vater die ſo ſehnlich gewünſchten Früchte die nun reif ſind, genieſſen ſolle, er hat ihm den Apetit verdorben und ſo ſeys. ich will gerne von der Seite nichts fordern als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie mögt ich recht fröhlich ſehen, und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. ich habe alles was ein Menſch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachſe, und komme diesmal geſund, ohne Leidenſchafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, ſondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht hat, und aus vergangnem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Bruſt bewährt hat, wenn ich euch vergnügt finde, werd ich mit Luſt zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet." [1]

In einem andern Brief beſtellte Göthe dann förmlich Quartier:

„Für den Herzog wird im kleinen Stübgen ein Bette gemacht, und die Orgel wenn ſie noch daſtünde hinausgeſchafft. Das groſe Zimmer bleibt für Zuſpruch, und das Entrèe zu ſeiner Wohnung. Er ſchlafft auf einem ſaubern Strohſacke, worüber ein ſchön Leintuch gebreitet iſt unter einer leichten Decke ... Das Caminſtübgen wird für ſeine Bedienung zurecht gemacht ein Matraze Bette hineingeſtellt. Für Hr. von Wedel wird das hintere Graue Zimmer bereitet auch ein Matrazzen Bette ꝛc. Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohſack ꝛc. wie dem Herzog. Eſſen macht ihr Mittags vier Eſſen nicht mehr noch weniger, kein Geköch, ſondern eure bürgerlichen Kunſtſtück aufs beſte, was ihr frühmorgens von Obſt ſchaffen könnt wird gut ſeyn ..... In des Herzogs Zimmer thu ſie alle Lüſtres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag ſie laſſen. Sonſt alles ſauber wie gewohnlich und ie weniger anſcheinende Umſtände ie beſſer. Es muſſ ihr ſeyn als wenn wir 10 Jahre ſo bey ihr wohnten. Für Bedienten oben im

[1] Keil, Frau Rath. 1871. S. 144—146.

Gebrochenen Dach bey unsern Leuten sorgt sie für ein oder ein Paar Lager. Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin Lavor, Leuchter ꝛc. Keinen Kaffee u. dgl. trinckt er nicht. Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles was sie von uns Mannsvolck gesehen hat." [1]

So bereitete der glückliche Parvenu [2] seinen kleinen Triumph im bürgerlichen Vaterhause vor. Recht froh konnte er demselben kaum entgegensehen. Seinem greisen Vater hatte er bis jetzt wenig Freude gemacht. Von Leipzig war er krank, von Straßburg und Wetzlar verworren und unzufrieden wiedergekehrt. Sein Eintritt in Weimar machte alle Pläne des Vaters zu nichte. Während er mit dem jungen Herzog in Saus und Braus lebte, mußte der Vater noch Schulden für ihn zahlen und wurde abermals, wenn auch vorsichtig, um Geld angegangen. Zum Zahlen war er gut genug, über alles Andere hatte er nichts zu sagen. Hunderte von Briefen und Billets hat Göthe in den ersten Weimarer Jahren geschrieben, keines ist an seinen Vater gerichtet [3]. Tag und Nacht quälte er sich, den Hof zu amüsiren: für seinen Vater hatte er kein freundliches Wort. Von Mutter und Schwester wurde viel geredet: die Hofdamen von Weimar interessirten sich für beide. Aber der „alte Philister" war zu nichts gut auf der Welt. Er war mit seinem Sohne unzufrieden,

[1] Keil, Frau Rath. S. 147—149.

[2] Er fühlte sich ordentlich als Aristokraten; als ein gewisser „Cameralischer Okulist" gleich ihm mit dem Herzog fraterniſiren wollte, schrieb er an Lavater (Hirzel, Briefe S. 42): „Es ist nur, seitdem man den Katzen weiß gemacht hat, die Löwen gehören in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumfielen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Und doch war auch er ein „bürgerlicher Kater"! Der Brief ist von der Reise aus: 17. October 1779. — Vgl. A. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. S. 43. 54.

[3] Er ließ ihn höchstens etwa durch Merck grüßen.

er hatte guten Grund dazu; er hatte durch sein Scheiden die letzte Freude auf Erden verloren. Nun schloß er sich in ein trauriges Stillleben ein, wurde apathisch gegen Alles, trübselig, kränklich, halb stumpfsinnig — — und drei Jahre lang schenkte ihm der Sohn-Minister kein freundliches Wort der Abbitte, des Dankes, der Liebe. Das ist eine sehr merkwürdige Lücke in der Göthe-Literatur. Frau von Stein überschüttete er mit Liebesbillets, seinem Bergwerksreferenten Kraft, einem zugelaufenen Abenteurer, widmete er die rührendsten Briefe[1], seinen Bedienten Philipp Seidel behandelte er fast so brüderlich wie den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar[2]. Aber sein Vater — wozu ihm ein Zeichen der Liebe widmen? Er hatte ihm ja das Leben gegeben und seine Schulden bezahlt — jetzt konnte „der Alte" ihm nicht weiter dienen[3]. Im Freundeskreise des Dichters wurde er

---

[1] Lewes (Frese). I. 431 ff.

[2] „Im neuen Reich", red. v. Dove. 1871. Göthe's Verhältniß zu Philipp Seidel von C. A. H. Burkhardt. Nr. 8. Göthe's Briefe an Philipp Seidel. Nr. 9. 12. 17. Er sah Philipp als einen seiner „Schutzgeister" an. S. Hirzel, Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek. S. 197.

[3] Der unternehmende Dr. Otto Volger, der erst Frankfurt a. M. mit Wasser zu versehen bemüht war, dann zur Trockenlegung der deutschen Nationalliteratur das Neue Freie Deutsche Hochstift gründete und viele Jahre leitete, hat, durch den Undank der Welt seiner Vorsteherschaft entsetzt, sich eine dritte Herkulesarbeit vorgenommen: nämlich jene fatale Lücke in der Göthe-Literatur mit einem „historischen" Mantel zu bedecken. Ein Müsterchen von dem hierzu zu verwendenden Tuch hat er jüngst in der Augsb. Allgem. Zeitung Beil. Nr. 145, zum hundertsten Todestag des Herrn Rath, 25. Mai 1882, vor's Publikum gebracht. Nach dem Muster zu urtheilen, dürfte das Tuch indeß kaum ausreichen, um den dunkeln Punkt in Göthe's Leben gründlich zu bemänteln. Denn so viel Herr Volger auch von dem Leben des Herrn Rath vor 1775 zu erzählen weiß, so bringt er über 1775—1782 nur die folgenden Sätze: „Die Unbilligkeit des Sohnes gegen den Vater hatte wesentlich ihren Grund darin, daß der Sohn seinen Lebensgang nicht zu erfüllen vermochte

nur als ein höchſt überflüſſiger Philiſter betrachtet. Als er drei Jahre ſpäter (den 25. Mai) ſtarb, ſchrieb Göthe's Freund und Bruder, der Herzog, an Merck:

„Göthens Vater iſt ja nun abgeſtrichen und die Mutter kann nun endlich Luft ſchöpfen. Die böſen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bey dieſem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieſer Abmarſch wohl der einzige geſcheute Streich wäre, den der Alte je gemacht hat.“ [1]

Bei dem Beſuche ſelbſt blieb die Pietät, wenigſtens äußerlich, gewahrt. Am 12. September waren die Reiſenden in Weimar aufgebrochen, noch am ſelben Tag trafen ſie in Kaſſel ein und beſuchten dort die Gemäldegallerie und den Südſeereiſenden Forſter. Frankfurt erreichten ſie den 19. Abends ſpät und wurden von den Freunden mit Feuerzeichen empfangen. Ueber den Vater, dem er vier Jahre lang nie geſchrieben, meldete Göthe am 20. an Frau von Stein: „Meinen Vater hab ich verändert ange-

nach des Vaters Vorgedanken und Lieblingsträumen. Dieſer Umſtand war die Quelle des größten Kummers für den Herrn Rath. Ja, als der Sohn alle Zukunftshoffnungen desſelben zerſtört zu haben ſchien, indem er ſich anſchickte, ſein Leben, fern der Vaterſtadt, dem vom Vater ſtets mit vorurtheilsvollem Mißtrauen angeſehenen Fürſtenhofe zu widmen, war des Biedermanns Leben geknickt. Er begann raſch zu altern. Aber nicht um ſich, ſondern um den geliebten Sohn grämte es ihn (sic!). Und als am 19. Sept. 1779 der letztere den jungen Herzog Karl Auguſt als ſeinen Freund und Gaſt in der Eltern Haus einführte, da übernahm das Gefühl der Freude und des Glückes den in das ſiebzigſte Jahr getretenen Vater; ſein Geiſt verwirrte ſich, und fand ſich nicht mehr wieder, bis der müde Leib nach mehrjährigem Traumzuſtande am 25. Mai 1782 für immer die Augen ſchloß. — ‚Liebe um Liebe!‘“ — Eine ſolche Pietät wird nun wieder prahleriſch der öffentlichen Verehrung ausgeſetzt. Pfui! Kein wackerer edeldenkender Sohn möchte es auf dem Gewiſſen haben, alle Lieblingsträume eines treuen Vaters zerſtört, ihm Jahre lang nie geſchrieben und ſein Leben durch Kummer geknickt zu haben.

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 209.

troffen, er iſt ſtiller und ſein Gedächtniß nimmt ab, meine Mutter iſt noch in ihrer alten Kraft und Liebe. Adieu Beſte! Heut erwart ich ein Briefchen von Ihnen. Bald rücken wir weiter von Ihnen weg, doch nicht mit Herzen." [1] Das iſt Alles, was er ſeiner Geliebten von dem Vater zu ſagen weiß.

Der Herzog reiste unter dem Titel eines Oberforſtmeiſters von Wedel, der Herr von Wedel als Kammerherr desſelben Namens, Göthe anonym; doch war das Incognito ziemlich durchſichtig und hatte wahrſcheinlich nur die Wohlfeilheit zum Zweck. Von Baſel aus dankte der Herzog der „lieben Mutter Aja" für die „Stärkung ihres alten Weins und beſonders die gantz vortrefl. einfließe Ihres unvergeßlichen Wildpretsbraten", ließ auch dem Herrn Rath danken und ſich ihm empfehlen [2]. Göthe ſelbſt hat das Familienwiederſehen nicht näher beſchrieben. Dagegen ſcheint Merck darüber an Fräulein von Göchhauſen berichtet zu haben. Wenigſtens antwortete dieſe am 22. October: „Des Alten ſeine Geſtalt, die ſie mit ein paar Zügen ſo meiſterhaft darſtellten, hat mich hoch gefreut. Es mag ihn freilich mächtiglich ergötzt haben, daß der Geh. Rath, ſein Sohn, den Herzog in Frankfurt ſehen ließ." [3]

In Frankfurt mußte es natürlich Aufſehen machen, als der junge, poetiſche Advocat, der vor vier Jahren als unglücklicher Freier verduftet war und von dem unterdeſſen kein neues Werk Rumor gemacht hatte, ſo plötzlich als Miniſter und Geheimrath einen Herzog in ſein Vaterhaus brachte; Frau Rath war überglücklich, und das Haus „zu den drei Leyern" ward fürder ein Wallfahrtsort.

Nachdem der eigenen Eitelkeit und in etwa auch der Pietät dieſe Huldigung entrichtet war, führte Göthe ſeinen Herzog weiter nach Speyer. Da ſahen ſie den Dom und den Domſchatz, „wo alte Meßgewänder ſind, wo jeder Künſtler ſein ganz Talent

---

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 240.

[2] Keil, Frau Rath. S. 150. 151.

[3] Ebd. S. 157.

dem Prieſter auf den Rücken gehängt hat“[1]. Sonſt gefiel es Göthe am Rhein viel beſſer als in Weimar. „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und ſüß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zuſammen, mancher würde nicht ſo ſchnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen.“ Von Selz aus beſuchte er am 25. ſeine frühere Geliebte Friederike Brion, die Pfarrerstochter in Seſſenheim, in Straßburg ſeine frühere Geliebte Lili Schönemann, und ſchrieb dann am 28. an ſeine jetzige Geliebte Charlotte von Stein einen lebhaften Bericht über dieſe verſpäteten Kapitel ſeiner abgethanen Romane. Die Situation iſt ſo widerlich, als ſie ſein kann. Friederike hatte er in der unwürdigſten Weiſe ſitzen laſſen[2], und nun erzählt er der fünften oder ſechsten Geliebten, die er ſeitdem am Seile hatte, ſein ſentimentales Wiederſehen:

„Die zweite Tochter vom Hauſe hatte mich ehmals geliebt ſchöner als ichs verdiente und mehr als andere an die ich viel Leidenſchaft und Treue verwendet habe (sic!), ich mußte (sic!) ſie in einem Augenblick verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete, ſie ging leiſe drüber weg mir zu ſagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug ſich allerliebſt mit ſo viel herzlicher Freundſchaft vom erſten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Geſicht trat und wir mit den Naſen aneinanderſtießen daß mirs ganz wohl wurde ... Sie führte mich in jede Laube und da mußt ich ſitzen und ſo wars gut. Wir hatten den ſchönſten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem ... Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und ſchied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Geſichtern verabſchiedet, daß ich nun auch mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geiſtern dieſer ausgeſöhnten in mir leben kann.“[3]

---

[1] Schöll, Briefe I. 242.

[2] Siehe oben S. 57—60.

[3] Schöll, Briefe I. 244. 245.

Gutgemacht war thatsächlich nichts; doch ließ sich die Pfarrersfamilie natürlich durch den Besuch Sand in die Augen streuen. Ein sächsisch-weimarischer Geheimrath liebte sie um Friederikens willen! Welche Ehre! Sie vergaßen ganz, daß Friederike dabei nach wie vor verschmäht blieb. Aber was ließen sich diese Mädchen und Frauen nicht gefallen? Er durfte das Alles wieder einer neuen Geliebten erzählen — und sie glaubte doch an seine „ewige" Liebe.

Bei Lili hatte der Besuch ein anderes Colorit. Sie hatte den jungen Poeten und Advocaten verschmäht oder wenigstens verschmähen müssen, um einem Herrn „von" die Hand zu reichen. Nun kam der Verschmähte mit einem Herzog in's Land, Geheimrath und Minister; sie mußte einsehen, daß sie nicht wohl gethan. Zugleich aber mußte er sie doch als Dichter in seiner Liedersammlung behalten und so erhielt auch diese Schaustellung ihren romantischen Beigeschmack.

„Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken." [1]

Er speiste bei ihr, Mittags und Abends, und ging dann in schönem Mondschein weg. Die Frucht seines Besuches drückt er in folgenden Worten aus:

„Die schöne Empfindung die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten (!), bewährtesten (!), unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust." [2]

In Emmendingen besuchte er den 27. und 28. seinen Schwager Schlosser und das Grab seiner Schwester Cornelia. Schlosser hatte unterdessen wieder geheirathet und zwar „Tante Fahlmer", die Vertraute Göthe's während seiner Lili-Periode.

---

[1] Schöll, Briefe I. 246. [2] Ebd.

Ueber die weitere Reiſe führte Göthe mit Bleiſtift Tagebuchnotizen, aus denen er dann ſeinem Kammerdiener Philipp Seidel Berichte für Frau von Stein dictirte. Reichte die Zeit nicht, ſo ließ er einfach die Notizen ausſchreiben und ſetzte noch ein Poſtſcriptum hinzu. Frau von Stein hatte ſo die Ehre, über die Reiſe der „Herrſchaften" auf dem Laufenden zu ſein, und die Herzoginnen und den Hof mit Nachrichten zu bedienen; als verliebte Archivarin hob ſie gleichzeitig die Berichte ſorgfältig auf und ermöglichte es Göthe, ſeine „Schweizerreiſe" daraus zu redigiren, wobei indeß nicht viel mehr geändert wurde [1].

Am 2. October ſchrieb der Herzog von Baſel aus an „Frau Rath". Am 3. waren ſie im Juraſſiſchen Münſter, am 5. in Biel, von wo aus ſie die Rouſſeau-Inſel beſuchten. Sie fanden daſelbſt noch die Wirthsleute, die Rouſſeau ſelbſt bedient hatten. Ueber Murten und Bern ritten ſie dann in's Berner Oberland. Viel Intereſſe für die Geſchichte und die Zuſtände der Schweiz verräth der Bericht nicht. In Murten wurde immerhin eine Beſchreibung der berühmten Schlacht vorgeleſen, und in Bern freute den Bürger-Miniſter die bürgerliche Egalität und Reinlichkeit der Gebäude. Die Stadt imponirte ihm; ſie war viel ſtattlicher als Weimar, und dabei berührte es ihn angenehm, „daß nichts leere Decoration oder Durchſchnitt des Despotismus iſt" [2].

Bei weitem wog indeß das Intereſſe für die Natur vor. Das war von Anfang ſeine Idee geweſen: „Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beiſtand des Himmels in den großen Geſtalten der Welt uns umherzutreiben und unſere Geiſter im Erhabenen der Natur zu baden." Der Dichter führte auch ſeinen Homer bei ſich und las der Reiſegeſellſchaft auf dem Weg zur Beatushöhle den Geſang über die Sirenen.

---

[1] Bei Schöll, Briefe I. 248—285.

[2] Anſpielung auf Berlin, wo es Göthe 1778 gar nicht gefallen. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 139. Ueber das Treiben der Reiſenden geben einige ſpätere Aeußerungen des Herzogs und Göthe's ſehr trübe Andeutungen. Düntzer, Karl Auguſt. I. 100.

Die Fahrt ging über Thun und den Thunerſee nach Unterſeen, dann theils zu Wagen, theils zu Fuß nach Lauterbrunnen. Am Staubbach philoſophirte Göthe über das Erhabene; denn eine Beſchreibung ließ ſich nicht geſtalten. „Gegen das Uebergroße iſt und bleibt man zu klein.“ Doch gedieh unter dem gewaltigen Eindruck der „Geſang der Geiſter über den Waſſern“ [1]. Am 11. October zog man weiter über Grindelwald nach dem untern und obern Gletſcher, der am 12. erreicht ward, dann die Scheidegg hinauf, in's Haslithal, über Hof nach Guttannen. Am 13. waren ſie ſchon wieder auf dem Rückweg über Meiringen nach Brienz. Dann ging's über den See nach Interlaken, Unterſeen und Thun. Am 15. ſchrieb Göthe wieder in Bern.

Eine Woche iſt nicht viel, um das Berner Oberland zu genießen. Doch war es wenigſtens etwas. Die Phantaſie des Dichters lebte neu auf in der Herrlichkeit des Hochgebirgs, zwiſchen Felſen, Klüften, Alpen, Seen, rieſigen Felshörnern und Gletſchereis. Fauſt erwachte, wie in der erſten Scene des zweiten Theils. Doch kein Ariel leiſtete ihm Geſellſchaft [2]. Der junge Herzog hatte zwar „eine gute Art von Aufpaſſen, Theilnehmen und Neugier“, regte durch Fragen manchmal ſeinen Begleiter an, wenn er vergeſſen oder gleichgiltig war; doch ſcheint er ihn auch manchmal verdrießlich gemacht zu haben.

„Wär ich allein geweſen ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich thun was mäßig iſt! Doch könnt ich uns mehr erlauben, wenn er die böſe Art nicht hätte, den Speck zu ſpicken und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr iſt noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr ſuchte. Ich bin auch einigemal unmuthig in mir drüber geworden, daß ich heut Nacht geträumt habe ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen,

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). I. 141.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XIII. 3. Vgl. H. Düntzer, Göthe's Fauſt. II. 11.

und hätte die Leute, die er mir nachſchickte, mit allerlei Liſten hintergangen.“ [1]

Wie bisher, ſiegte jedoch die kluge Berechnung des Hofmanns über die verdrießlichen Anwandlungen und Träume des Dichters. Auf ungefährlichen Wegen führte er ſeinen Herzog über Payerne und Moudon nach Lauſanne, dann nach Vevay und nach Lauſanne zurück. Hier waren keine Abgründe und Gletſcherſpalten mehr zu fürchten; hier wohnte, umgeben von allem franzöſiſchen Comfort, die ſchöne Marquiſe Branconi, die heimlich angetraute „Frau“ des Herzogs von Braunſchweig. Göthe ſpeiste bei ihr am 23. October und meldete an Frau von Stein:

„Am Ende iſt von ihr zu ſagen, was Ulyß von dem Felſen der Scylla erzählt, ‚unverletzt die Flügel ſtreicht kein Vogel vorbei, auch die ſchnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambroſia bringt, er muß ſich für jedesmal andrer bedienen‘. Pour la colombe du jour elle a échappé belle doch mag er ſich für das nächſtemal andrer bedienen.“ [2]

Vom Genferſee war eigentlich die ganze Naturwuth, Sentimentalität und Wertherei ausgegangen, welche noch immer ſtark die Literatur beherrſchte. Göthe war ſelbſt noch nicht frei davon.

„Wir fuhren nach Vevay,“ ſchreibt er, „ich konnte mich der Thränen nicht enthalten wenn ich nach Meillerie hinüberſah, und den dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einſame Rouſſeau mit empfindenden Weſen bevölkerte.“ [3]

Von Rolle aus wurde auf den Rath Mercks, der in der Gegend Verwandte hatte, das Jourthal beſucht und am 26. der höchſte Gipfel des Jura, la Dôle, erſtiegen [4]. Die herrliche Ausſicht auf die Savoyer und Walliſer Berge erweckte den

---

[1] Schöll, Briefe I. 253.

[2] Schöll, Briefe I. 265.

[3] Schöll, Briefe I. 264.

[4] Göthe's Werke (Hempel). XVI. 243 ff.

Wunsch, auch in diese höchsten Regionen der Alpenkette einzudringen. In Genf, wo sie vom 27. October bis 2. November verweilten, gefiel es Göthe schlecht[1]; er nennt die Stadt ein Loch. Der Herzog machte viele Besuche und ließ sich von Juel malen. Auch nach Fernay wurde die damals beliebte Wallfahrt gemacht. Die schöne Zeit zum Reisen war längst vorüber, der Herzog indeß, militärisch abgehärtet wie er war, schreckte nicht vor einer Fortsetzung der Alpentour zurück. Als sie in Genf davon abgemahnt wurden, besuchten sie den berühmten Naturforscher Saussure und erholten sich seinen Rath. Dieser meinte, sie könnten die Geniereise wagen, Chamouny besuchen und über Vallorcine und Trient nach Martinach wandern. „Es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen."

Vom glücklichsten Wetter begünstigt, brachen sie am 3. Nov. von Genf auf, gelangten am 4. nach Chamouny, am 6. über den Col de Balme nach Martinach. Am 8. waren sie in Sitten, am 9. in Leukerbad, am 10. in Brieg, am 12. überstiegen sie von Münster aus den Furkapaß, am 13. waren sie auf dem Gipfel des Gotthard bei den Kapuzinern.

Englische und andere Touristen haben seit dieser Zeit an allen Punkten der Alpenkette so viel Merkwürdiges geleistet, daß Göthe's Abenteuer heute wohl niemand in Staunen setzen kann. Col de Balme bot keine besondern Gefahren dar. Auf der Furka hätten sie allenfalls vom schlechten Wetter überrascht und von einer Lawine verschüttet werden können. Die Anbeter Göthe's werden nicht ohne Schrecken an diese Möglichkeit denken; aber gewiß ist, daß er ohne alle Noth, ohne alle Annehmlichkeit, ohne allen Nutzen für Wissenschaft und Kunst diesen Genie-Streich unternahm. Ob ihn die Weimaraner dann auch in der Fürstengruft begraben hätten? Genug, er hatte Glück und Genie —

[1] A. Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 271.

und das reicht aus, daß Viele selbst seine Thorheiten andächtig verehren [1].

Auf dem Gotthard, von wo ihn vier Jahre zuvor das goldene Herzchen Lili's nach Frankfurt zurückgeführt, erwachte die alte Sehnsucht nach Italien. Dießmal stand indeß der Herzog im Weg. Göthe glaubte, daß er für eine italienische Reise noch nicht genug vorbereitet wäre und daß eine längere Abwesenheit von Hause überhaupt nicht taugte.

Während sich die beiden deutschen Wanderer im Gotthardhospiz, unter liebevoller Pflege der dortigen Kapuziner, von den Strapazen ihres Alpenübergangs erholten, kam einer der schlichten Ordensleute, nach mancherlei Geschichten von Unglücksfällen und Abenteuern, auch auf die Religion zu sprechen und suchte ihnen, „ohne bigotte Bekehrungssucht", wie Göthe anerkennt, in herzlicher Schweizergemüthlichkeit die großen Vorzüge der katholischen Religion auseinanderzusetzen.

„Eine Regel des Glaubens müssen wir haben," sagte er, „und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unseres Glaubens; allein dieß ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist, und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll

---

[1] „Diese Schweizerreise," urtheilte Wieland (17. Jan. 1780), „nach dem Wenigen aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle selbst vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Göthens meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufalls-Götter ist, denn am Ende hätt' er doch mit all seiner dramatischen Pamurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren." Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 208.

ein Laie Gutes aus den ſchändlichen Geſchichten, die darin vorkommen, und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrene Kinder Gottes von dem heiligen Geiſte aufgezeichnet werden, was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhang betrachtet? Wie ſoll er ſich aus den hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird und die Gläubigen über ſo viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen? Was ſollen wir alſo lehren? Eine auf die Schrift gegründete, mit der beſten Schriftauslegung bewieſene Regel!“ [1]

Nachdem der Kapuziner dann den beiden Proteſtanten die kirchliche Autorität, welche dieſe Regel feſtſetzt, dadurch ehrwürdiger zu machen geſucht hatte, daß er daran erinnerte, wie die großen Concilien, rein menſchlich betrachtet, die Blüthe der Heiligkeit, Gelehrſamkeit und Erfahrung aller Zeiten verkörperten und ſo dem Glauben eine großartige menſchliche Bürgſchaft verliehen, fuhr er fort:

„Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Ueberſetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilligt iſt. Daher kommt dieſe Uebereinſtimmung, die einen Jeden erſtaunen muß. Ob ſie mich hier reden hören an dieſem entfernten Winkel der Welt oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den Ungeſchickteſten oder den Fähigſten, Alle werden Eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer dasſelbige hören, überall auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden; und das iſt's, was die Gewißheit unſeres Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſicherung gibt, in der wir einer mit dem Andern feſt verbunden leben und in der Gewißheit, uns glücklicher wiederzufinden, von einander ſcheiden können.“

Sicherlich hat Göthe einige Ausführungen des Kapuziners nicht ganz genau gefaßt und wiedergegeben. Dennoch hätte ſeine

[1] Göthe's Werke (Hempel). XVI. 285.

Auseinanderſetzung einen wirklich ernſten und tiefen Kopf zu einer Prüfung ſeiner eigenen religiöſen Anſchauungen veranlaſſen müſſen. Doch Göthe war im Fortſchritt ſchon zu weit gediehen.

Gleich dem ſchofelſten Geſchäftsreiſenden wiſchte er ſich den Mund und verſicherte dann die deutſche Nation, daß der Kapuziner, der ihn ſo freundlich aufgenommen und verpflegt, einen Bauch und eine Naſe, ja ſogar eine Schnupftabaksdoſe gehabt, daß man alſo von ſeiner Religion nicht weiter Act zu nehmen brauche.

Auf der Weiterreiſe in Zürich erfolgte eine Annäherung an Lavater, den Züricher Propheten.

Er hatte aber von Genf aus mit ihm ſtipulirt, keine Religionsgeſpräche zu halten.

„Für ein paar Leute, die Gott auf ſo unterſchiedene Art dienen ſind wir vielleicht die einzigen, und denke wir wollen mehr zuſammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit ſeinen Pfaffen, H .... und Mauleſeln. Eins werden wir aber doch wohl thun daß wir einander unſere Partikular-Religionen ungehudelt laſſen. Du biſt gut darinne aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich Dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. hat mir Tobler deine Offenb. Joh. gegeben, an der iſt mir nun nichts noch als deine Handſchrift, darüber habe ich ſie auch zu leſen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das göttliche nirgends und das poetiſche nur hie und da finden, das Ganze iſt mir fatal, mir iſts als röch ich überall einen Menſchen durch der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da iſt A und O. Siehſt du l. Br. wenn nun deine Vorerinnerung gerade das Gegentheil beſagt und unterm 24. September 1779!! da werden wir wohl thun, wenn wir irgend ein ſittſam Wort zuſammen ſprechen, ich bin ein ſehr irdiſcher Menſch, mir iſt das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlohrnen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groſchen ꝛc. ꝛc. göttlicher (wenn je was Göttlichs da ſein ſoll) als die ſieben Botſchafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu ſein, aber aus

der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.“ [1]

Das freundliche Familienleben, das dieſer gefühlvolle Prophet unter dem Joche der chriſtlichen Ehe nach altfränkiſchen Begriffen führte, die ſtille Häuslichkeit, Zufriedenheit, Liebe und Güte, die da waltete, muthete indeß den ewig unbefriedigten Liebesvaganten überaus anziehend an; er bekam Luſt, ſich ſelbſt ſo hampelmänniſch einzuſpinnen.

„Wir ſind,“ ſchrieb er von Zürich aus an Frau von Stein, „in und mit Lavater glücklich, es iſt uns allen eine Kur, um einen Menſchen zu ſein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und ſtrebt, der an dem was er wirkt Genuß im Wirken hat, und ſeine Freunde mit unglaublicher Aufmerkſamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben, und Abends wieder zuſammenlaufen. Die Wahrheit iſt einem doch immer neu, und wenn man wiedereinmal ſo einen ganz wahren Menſchen ſieht, meint man, man käme erſt auf die Welt. Aber auch iſts im Moraliſchen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menſchen, tiefe und flache kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erſt hier geht mir recht klar auf, in was für einem ſittlichen Tode wir gewöhnlich zuſammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in ſich nie dürr und nie kalt iſt. . . . Könnt ich Euch malen, wie leer die Welt iſt, man würde ſich an einander klammern und nicht von einander laſſen. Indeß bin ich auch ſchon wieder bereit, daß uns der Sirocko von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Läſſigkeit und Prätenſion entgegendampfe.“ [2]

Lavater war jetzt ſo herrlich und neu, wie der Rheinfall, „die Blüthe der Menſchheit, das Beſte vom Beſten“. Da aber an ein Bleiben nicht zu denken war, ſo wäre Göthe am liebſten

---

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 45.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 277.

nach Weimar zurückgekehrt; allein der Herzog wollte noch die Höfe in Stuttgart, Karlsruhe, Darmſtadt, Homburg, Hanau, Zwingenberg beſuchen. Wohl oder übel, Göthe mußte mit und büßte vor Verdruß und Langeweile faſt allen Troſt wieder ein, den er in der Schweiz geſchöpft hatte. Bei einer Preisvertheilung der Militärakademie in Stuttgart, der ſie am 14. December 1779 beiwohnten, erhielt einer der Schüler, Namens Friedrich Schiller, drei Preiſe. Erſt am 7. Januar 1780 trafen ſie wieder in Weimar ein.

11. Die Pyramide des Daſeins und die Göttin Phantaſie.

1780.

„Daß ſich doch die Zuſtände des Lebens wie Wachen und Traum gegen einander verhalten können!“ Göthe. 10. Oct. 1780.

„Il pose son moi en face de l'univers et en même temps il le place dans un acte qui lui échappe.“ Émile Montégut (über Göthe).

Für Weimar war die Rückkehr der beiden Reiſenden ein Ereigniß. Als ſie abgezogen waren, ging auch die alte Herzogin nach Ilmenau und Onkel Wieland fand nichts mehr zu thun, als „ſich in ſeine Tugend einzuhüllen, zu Hauſe zu bleiben, ſeine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen“ [1]. Mit Göthe kehrte wieder Leben in's Land. Für Wochen lang war Neues zu erzählen, von Lili und Friederike, Rouſſeau und Lavater, Seen und Gletſchern, Kapuzinern und Hofdamen, Gemälden und Steinen, Phyſiognomik und Wolkenbildungen, furchtbaren Gefahren an ſchwindelnden Bergeshöhen, Diners und Toiletten an deutſchen Höfen, von Menſchen, Thieren, Pflanzen und Operetten. Dazu war jedermann entzückt über den glücklichen Ausgang der Reiſe, über des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle ſeine Leute cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae [2]. Das Sonnenlicht von alledem fiel wieder auf Göthe zurück, und zwar, wie Wieland ſagt, „um ſo mehr, da auch er multum mutatus

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 183.

[2] Ebd. S. 208.

ab illo zurückgekommen und in einem Ton zu musiciren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden". Der Herzog fühlte sich bei der Rückkehr von einer „gewissen honneteté angerochen"; seine Gemahlin war zwar etwas niedergeschlagen, aber der übrige Hof machte ihm einen guten Eindruck, selbst „die langnäsichte Oberhofmeisterin (Gräfin Gianini) war ihm 17 Minuten nicht tödtlich zuwider". Herzogin Amalia erfreute sich an einem „Gänselebergedicht" von Merck, dem Fräulein von Göchhausen wurde der große Orden angehängt, Professor Oeser hatte den neuen Redoutensaal fertig ausgemalt, und der gute Wein der Frau Rath Göthe in Frankfurt rettete den Herzog sogar von den Unannehmlichkeiten eines Schnupfens, der gegen Ende Januar den ganzen Hof befiel. Das alles hat der Herzog selbst in einem burschikos-lustigen Brief an Merck[1] beschrieben, worin er sich zum Schluß allerlei Kunstsachen, Silhouetten, einen Everdingen, einen Rembrandt, ein Referat über die neumodische Zerschlagung der Güter, die Beschreibung einer Krappfabrik und eine Anzahl „Wiedertäufer" bestellt, die, mit Garantirung freier Religionsübung, ein Gut in Eisenach pachtweise übernehmen sollten. Einen Monat später ließ er sich trotz Schnupfen, Husten, Kopfweh und Fieber die Haare kurz scheeren und setzte durch seinen „Schwedenkopf" — eine unerwartete Revolution auf dem Gebiete der damaligen Toilette — den ganzen Hof in Verwunderung[2]. Und so regierte er fröhlich weiter, nicht ganz Student, nicht ganz Soldat, auch nicht ganz Fürst, daneben Gemäldeliebhaber, Kupferstichsammler, Oekonom, Nationalökonom, Jäger, Parkdirector, Bauherr, Schauspieler am Liebhabertheater und Liebhaber der schönen Gräfin Werthern und was sonst noch Laune und Zufall ihm eingab. Von Kupfern, die er sich bei Merck bestellt, heißt es in einem Brief an diesen: „Göthe sagt, die impudica wären

[1] Ebd. S. 210.

[2] Ebd. S. 216.

vortrefflich. Auch will er ſie ſchon nachmachen, id est, nachzeichnen.“ [1]

Für Göthe war die Rückkehr nach Weimar weniger angenehm. Schon von Darmſtadt aus jammerte er an Frau von Stein: „Es iſt unglaublich, was der Umgang mit Menſchen, die nicht unſer ſind, den armen Reiſenden abzehrt, ich ſpüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war.“ [2] Von Homburg aus klagte er: „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, eſſen ſchlecht und trinken noch ſchlechter. Hier jammern einen die Leute. Sie fühlen, wie es bei ihnen ausſieht, und ein Fremder macht ihnen bang. Sie ſind ſchlecht eingerichtet und haben meiſt Schöpſe und Lumpen um ſich.“ [3] Er dachte ſogar daran, das Hofleben überhaupt in einem komiſchen Drama zu perſifliren. Die Perſonenliſte ſchickte er an Frau von Stein [4]. Und doch, kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, da ſchmiegte er ſich wieder unter das Joch des Hofes und ſpielte all die bunten Rollen weiter, die er ſich aufgehalst und an denen ſein großartiges Talent ſich in unfruchtbarem und ebenſo unbefriedigendem Wirrwarr zerſplitterte.

„Gewiß iſt,“ ſchrieb er an Lavater, „daß an ſo einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moraliſcher Exiſtenzen ſich an einander reiben, eine Art von Gährung entſtehen müſſe, die einen lieblich ſäuerlichen Geruch hat, nur gehts uns manchmal, wie einem, der den Sauerteig ſelbſt eſſen ſollte. Es iſt eine böſe Koſt. Aber wenn es in kleiner Portion zu anderem Maal gebracht wird, gar ſchmackhaft und heilſam.“

In ſeinem Autodidaktenthum befangen, glaubte er noch immer die verſchiedenſten Rollen neben einander ſpielen und in einer noch nie dageweſenen Allſeitigkeit den höchſten Triumph des Genies feiern zu können. Seine Phantaſie beherrſchte dabei ſeinen für das Kleine lichten und hellen Verſtand, und der unbändige

---

[1] Ebd. S. 271.

[2] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 283.

[3] Ebd. [4] Ebd. S. 284. 285.

Stolz des Emporkömmlings führte die reiche, lebendige Phantaſie in die Irre.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt," ſo ſchreibt er im Auguſt 1780 an Lavater, „das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darinn wünſcht ich's den größten Menſchen gleich zu thun, und in nichts größerm. Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeins, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpizzen, überwigt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſaal in der Mitte, und der Babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen wills Gott die Kräfte bis hinaufreichen."

„Auch thut der Talismann einer ſchönen Liebe, womit die St. mein Leben würzt ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten wie die Bande der Natur ſind." [1]

Mit ſolchen Aſpirationen ſetzte ſich Göthe den 17. Januar 1780 wieder auf das Bureau der Kriegscommiſſion und fand die „Sachen ſehr proſaiſch" [2]. Die Baſis der Pyramide war ſchmal — ſie reichte wohl zu einer babyloniſchen Verwirrung, aber nicht zu einem babyloniſchen Thurm, ja nicht einmal zu einem Obelisken. Wenn heute etwa ein Premierminiſter von Großbritannien mit ſeinen 240 Millionen Unterthanen in allen fünf Welttheilen, oder wenn Fürſt Bismarck mit ſeiner Reichsarmee von anderthalb Millionen Mann von einer Pyramide ſeines Daſeins ſpräche, ſo möchte man das allenfalls begreifen. Aber was hatte denn der Geh. Legationsrath Wolfgang Göthe, drittes Mitglied im Conſeil des Herzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach, zu regieren?

---

[1] S. Hirzel, Briefe an Lavater. S. 101.

[2] Keil, Tagebuch. S. 207.

Sein Rath erſtreckte ſich über eine Bevölkerung von 93 000 Menſchen, weniger als heute der Bürgermeiſter einer der größeren Städte Deutſchlands, wie etwa Danzig oder Straßburg, zu berathen hat. Was würde man ſagen, wenn nicht der Bürgermeiſter, ſondern der Dritte im Rath einer dieſer Städte von Pyramiden ſeines Daſeins ſpräche? Die Armee aber, über welche die Kriegscommiſſion zu verfügen hatte, betrug bloß 650 [1], von 1783 an, die Beſatzung von Jena miteingerechnet, nur 310 Mann [2]. Das iſt etwas wenig, um Pyramiden zu bauen.

Die äußere Politik des Herzogthums hatte bis zum Jahre 1784 rein gar nichts zu bedeuten, die innere beſchränkte ſich darauf, das Land ſo zu verwalten, daß der Hof gemüthlich weiter Theater ſpielen und der Herzog ſich ein neues Schloß bauen konnte. Silber zeigte ſich in Ilmenau noch immer nicht, aber Waſſer [3].

Die eigentliche Baſis der Göthe-Pyramide hat noch keiner der Göthe-Forſcher genau in's Detail zu beſchreiben gewagt. Es würde ſich doch gar zu drollig ausnehmen, den begabteſten Dichtergenius des Jahrhunderts mit dem kleinlichſten Bureau-Quark beſchäftigt zu ſehen, den Hunderte der gewöhnlichſten Proſaiker beſſer hätten beſorgen können als er. Wenn ſein Geheimerperte Kraft in Ilmenau ihm etwas über die Bergwerkverlegenheiten

[1] „Freilich," ſagt Düntzer (Göthe's Leben S. 290), „ſtellte Weimar nur 600 Soldaten, woneben 50 Huſaren den Dienſt beim Herzog verſahen." Letztere dienten auch als Staffetten für Göthe's Liebesbriefe. S. Schöll, Briefe an Frau v. Stein. II. 48.

[2] Büſching, Erdbeſchreibung. VIII. 602. Genaueres darüber bei E. von Heyne, Geſchichte des 5. Thüringiſchen Infanterieregiments Nr. 94. Weimar, Böhlau. S. 19. Vom Jahre 1779 hat man noch „die Stamm- und Nationalliſten, welche das ganze Nationale jedes einzelnen Mannes und Pferdes enthalten". Vgl. daſ. Anl. 4.

[3] Das hat den Freiherrn W. von Biedermann nicht abgehalten, ein ganzes Werk darüber zu ſchreiben: „Göthe und das ſächſiſche Erzgebirge." Stuttg., Cotta. 1877. — Der II. Abſchn. handelt nur von den Ilmenauer Bergen.

daſelbſt vorlamentirte, ſo war das in ſeinen Annalen ſchon einer Aufzeichnung werth, ja er verglich ſich ſogar mit dieſem hypochondriſchen Vagabunden.

„Für Krafft iſt es ſchade, er ſieht die Mängel gut und weiß ſelbſt nicht eine Warze wegzunehmen. Wenn er ein Amt hätte, würf er alles mit dem beſten Vorſatz durcheinander, daher auch ſein Schickſal. Ich will ihn auch nicht verlaſſen, er nützt mir doch und iſt wirklich ein edler Menſch. In der Nähe iſt's unangenehm ſo einen Nagwurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammert was nicht iſt, wie es ſeyn ſollte. Bey Gott es iſt kein Canzeliſt der nicht in einer Viertelſtunde mehr geſcheidts reden kann, als ich in einem Vierteljahr Gott weiß in zehn Jahren thun kann. Dafür weiß ich auch was ſie alle nicht wiſſen oder auch wiſſen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott daß ich's verdienen möge, nicht wie es leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche. Was ich trage an mir und andern, ſieht kein Menſch. Das beſte iſt die tiefe Stille in der ich gegen die Welt lebe und wachſe, und gewinne, was ſie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." [1]

So tröſtete ſich der geplagte Bureauchef: die Baſis der Pyramide war wenigſtens etwas breiter als diejenige „ſo eines Nagewurms" und der herzoglichen Kanzliſten. Wie der kleinlichſte Pedant notirte ſich der Herr Geheimrath, der vor vier Jahren noch Erde und Himmel mit Titanentrotz zum Kampf herausgefordert hatte, den ſchönen Tag, wo er ſein Bureau in Ordnung fand: „Auf die Kriegs-Commiſſion. Gute Ordnung gefunden. Captatio benevolentiae. Wenn ſie wüßten, daß mich Staub und Moder erfreute, ſie ſchafften ihn auch." [2]

Ueber den eigentlichen Inhalt der Geſchäfte, welche ihn faſt täglich ein paar Stunden an ſein Kriegscommiſſionsbureau oder in das Conſeil des Herzogs bannten, geben Göthe's Tagebücher und Briefe nur ſelten genauern Aufſchluß. Meiſt notirt er bloß:

---

[1] Keil, Tagebuch. S. 224.

[2] Ebd. S. 208.

Conſeil. Kriegscommiſſion. Doch geben ausführlichere Notizen dann und wann genugſam zu verſtehen, daß es eine rechte Kleinwirthſchaft war, daß Göthe ſich an eine beharrliche und conſequente Geſchäftsführung nicht gewöhnen konnte, daß ſeine Adminiſtration beſtändig unter poetiſchen Anwandlungen und hunderterlei anderen Zerſtreuungen litt und daß ſie andererſeits den Dichter beſtändig hinderte, ſein eigentliches Talent zu entfalten.

Obwohl es ihm ſchon bei Uebernahme der Kriegscommiſſion klar war, daß eine geordnete Geſchäftsführung vor Allem eine genaue Ordnung des ganzen Bureau, Kenntniß aller erledigten und noch zu erledigenden Acten und Papiere vorausſetze, ohne ſolche unmöglich ſei, ſo waren die Repoſituren ſeines Amtszimmers doch nach anderthalbjähriger Verwaltung noch immer nicht bereinigt; er mußte auf Gerathewohl fiſchen und ſuchte ſich in dem ungemüthlichen Durcheinander mit folgender Tagebuch-Betrachtung zu tröſten:

„May 14. Verzogen ſich einige hypochondriſche Geſpenſter. Es offenbaren ſich mir neue Geheimniſſe. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichſte. In meinem jetzigen Kreiſe habe ich wenige, faſt keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menſchlichen Gebrechen ſind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer ſitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer ſich ganz verläugnet, iſt werth zu herrſchen und kann herrſchen. Ruckte wieder an der Kriegskommiſſions-Repoſitur, hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht können zu Stande bringen! Es wird doch! Und ich wills ſo ſauber ſchaffen, als wenns die Tauben geleſen hätten. Freilich iſt es des Zeuges ſo viel von allen Seiten und der Gehülfen ſo wenig.“ [1]

Das tönt ſehr feierlich; aber wenn man unmittelbar vor dieſer Selbſt-Gardinenpredigt lieſt, wie der Kriegsminiſter gleichzeitig das Theater fertig ſtellen, zwei Stücke: „Kalliſto“ und „Bätely“ einüben, Händels „Meſſias“ probiren, ſich vom Tanz-

[1] Keil, Tagebuch. S. 224. Vgl. Grenzboten 1874. IV. 121 ff.

meiſter Aulhorn die Tanzterminologie erklären und dem Prinzen für's nächſte Jahr das Jägerhaus einrichten ließ, mit ſeinem Subalternen Volgſtett zu ſchaffen hatte, mit Frau von Stein über Spargel, Chokolade, Kuchen und Liebe correſpondirte, Corona Schröter beſuchte, Theater ſpielte und auf den Tanz ging, Gedichte zum Abſchreiben gab und Pinſel und Landſchaften zurückbeſtellte, nach Tiefurt hinaus- und zurückritt u. ſ. w., Alles in denſelben paar Tagen: ſo begreift man, daß trotz der projectirten Selbſtverläugnung die Repoſitorien des Kriegsminiſteriums noch nicht völlig gelichtet waren [1].

Ein ächter Staatsmann iſt bald orientirt, weiß, wo er hinaus will, handelt, greift ein, macht ſeine Combinationen, gibt ſeine Ordres, hat für jeden Schachzug der Andern einen oder mehrere Schachzüge bereit, läßt ſich auch durch Fehler der Berechnung nicht aus der Faſſung bringen, macht ſie raſch gut, wenn ſie gut zu machen ſind, maskirt ſie, wenn nicht mehr zu helfen iſt, gibt den Dingen eine neue Wendung — — kurz und gut, er handelt und weiß, was er will. Nun leſe man einmal, wie der weimariſche Staatsmann vom 26. März 1780 mit ſich daran war:

„Mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen. Das Leben iſt ſo geknüpft und die Schickſale ſo unvermeidlich. Wunderſam ich habe ſo manches gethan, was ich nicht möchte gethan haben und doch wenns nicht geſchehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entſtanden ſeyn. Es iſt, als ob ein Genius oft unſer ἡγεμονικόν verdunkelte, damit wir zu unſerer und anderer Vortheil Fehler machen. War eingehüllt den ganzen Tag und konnte denen vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerſtehen. Ich muß den Cirkel, der ſich in mir umdreht, von guten und böſen Tagen näher bemerken, Leidenſchaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechſelt und hält immer regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elaſticität, Schwäche, Gelaſſenheit, Begier ebenſo. Da

[1] Vgl. hierzu Keil a. a. O. und Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 303 ff.

ich ſehr diät lebe, wird der Gang nicht geſtört und ich muß noch herausbringen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich ſelbſt bewege." [1]

Seine wechſelnde Seelenſtimmung aſtronomiſch berechnen zu wollen, darauf kann wohl höchſtens ein Poet verfallen, und zwar kein Staatsmann-Dichter, wie Dante, ſondern nur ein ſentimentaler Dichter der Wertherzeit, der aſcetiſche Zögling der Frau von Stein. Den richtigen Commentar zu dieſen empfindſamen Selbſtbeſpiegelungen hat er ſelbſt in den Verſen gegeben:

„Ach, man ſparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!" [2]

Ueber Weingenuß finden ſich wiederholt Notizen in ſeinen Diarien [3]. An Frau von Stein ſchrieb er dabei faſt alle Tage und legte ihr mit verliebten Seufzern ſeine Selbſtbetrachtungen vor. Sehr charakteriſtiſch ſind ſeine Briefe an ſie von einer

---

[1] Keil, Tagebuch. 216. 217. Ueberall guckt der Poet heraus. Am 26. Febr. heißt es: „Auch hier ſehe ich, daß ich mir vergebens Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen (das geht doch nicht anders auf einem Bureau), ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts, aber wenn ich recht lang Holz und Stroh zuſammengeſchleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen ſuche, auch ſchon Kohlen drunter liegen, und es überall raucht, ſo ſchlägt denn doch endlich die Flamme in einem Wind übers Ganze zuſammen" (Grenzboten a. a. O.). Das iſt denn doch die hellſte Phantaſterei.

[2] Göthe's Werke (Hempel). II. 251.

[3] Keil, Tagebuch. S. 219. „Seit drey Tagen keinen Wein." S. 226. „Man könnte noch mehr, ja das unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre!!!"

gouvernementalen Inſpectionsreiſe, die er im Herbſt 1780 mit dem Herzog machte, von der aber, wie immer, ſchwer zu ſagen iſt, ob es eigentlich eine wirkliche Geſchäftsreiſe oder eine Vergnügungsreiſe war. „Um dem Wuſte des Städtchens (Ilmenau), den Klagen, den Verlangen, der unverbeſſerlichen Verworrenheit der Menſchen auszuweichen", ging der Miniſter vor Allem auf den Gickelhahn, den höchſten Berg des Reviers, und ſchrieb ſeiner Erzieherin die folgende phantaſtiſch-ſentimentale Liebesverſicherung:

„Meine Beſte, ich bin in die Hermannſteiner Höhle geſtiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das ſo friſch noch wie von geſtern eingezeichnet ſteht, geküßt, daß der Porphyr ſeinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um mir auf ſeine Art wenigſtens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich ſo viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe und dieſe Felſen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen ſeiner Liebe und der Ihrigen." [1]

Den armen Ilmenauern, welche den Herzog mit Illuminationen empfingen, wußte er nur gute Wünſche, aber nichts Reelles entgegenzubringen.

„Die Menſchen ſind vom Fluch gedrückt, der auf die Schlange fallen ſollte (sic!) die kriechen auf dem Bauche und freſſen Staub. Dann las ich zur Abwaſchung und Reinigung einiges Griechiſche." [2]

Trotz der Diätſchwierigkeiten, welche das Befinden des Herzogs machte, vagirten ſie dann wieder auf allen Bergen herum und klopften Steine; dazwiſchen überſetzte der Miniſter griechiſche Epigramme und machte Verſe:

„Ein jeder hat ſein Ungemach,
Stein zieht den alten Ochſen nach,
Der Herzog jungen Haſen.
Der Prinz iſt gut geſinnt für's Bett,
Und ach, wenn ich ein Miſel hätt,
So ſchwätzt' ich nicht mit Baſen.

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 332.
[2] Ebd. 333.

„Es fähret die poet'ſche Wuth
In unſrer Freunde junges Blut,
Es ſiedet über und über.
Apollo laß es ja dabei
Und mache ſie dagegen frei
Von jedem andern Fieber.
Vor Erſchaffung der Welt im 300 33 000 Jahr." [1]

Eine Gefängnißviſitation am folgenden Tag wird der „Freundin" alſo beſchrieben:

„9. Sept. Heut hab ich mich leidend verhalten, das macht nichts Ganzes, alſo meine Beſte iſt mirs auch nicht wohl. Des Herzogs Gedärme richten ſich noch nicht ein, er ſchont ſich und betrügt ſich und ſchont ſich nicht und ſo vertrödelt man das Leben und die ſchönen Tage.

„Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen laſſen und ſie alle gefragt und konfrontirt. Ich wollte Anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine — es iſt ein groß Studium der Menſchheit und der Phyſiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre gibt, dem allein iſt die Kraft und der Verſtand ꝛc. in Ewigkeit, Amen.

„ . . . . Hernach bin ich wieder auf die Berge gegangen, wir haben gegeſſen, mit Raubvögeln geſpielt, und hab immer ſchreiben wollen, bald an Sie, bald an meinem Roman und bin immer nicht dazu gekommen. Doch wollt ich, daß ein langes Geſpräch mit dem Herzog für Sie aufgeſchrieben wäre, bei Veranlaſſung der Delinquenten, über den Werth und Unwerth menſchlicher Thaten. Abends ſetzte Stein ſich zu mir und unterhielt mich hübſch von alten Geſchichten, von der Hofmiſeria, von Kindern und Frauen ꝛc. Gute Nacht, Liebſte. Dieſer Tag dauert mich. Er hätte können beſſer angewendet werden, doch haben mir auch die Trümmer genützt." [2]

So poetiſch wurde das Land viſitirt und regiert. Während der Herr von Stein ſich nach Ochſen umſah, ſchrieb Göthe an

[1] Ebd. 337. [2] Ebd. 338.

ſeine Frau. Während der Herzog Flinten und Piſtolen probirte, las ſein Freund im Euripides und würzte ſich damit unſchmackhafte Viertelſtunden.

„Dann iſt die größte Gabe," ſchreibt er ſeiner Freundin, „für die ich den Göttern danke, daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen ſolchen heitern Tag in Millionen Theile ſpalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann.

„Gleich einem angenehmen Mirza reis ich auf die berühmte Meſſe von Kabul, nichts iſt zu groß oder zu klein, wonach ich mich nicht umſehe, drum buhle oder handle, und wenn ich mein Geld ausgegeben habe, mich in die Princeß von Kaſchmir verliebe und erſt noch die Hauptreiſen bevorſtehen durch Wüſten, Wälder, Bergzinnen und von dannen in den Mond. Liebes Gold, wenn ich zuletzt aus meinem Traum erwache, find' ich noch immer, daß ich Sie lieb habe und mich nach Ihnen ſehne." [1]

Auf ſolche Phantaſieen folgen dann wieder Betrachtungen über Wieſenbewäſſerung, Nationalökonomie, pfiffige Weltkinder und böſe Prozeſſe. In des Dichters oder Miniſters Kopf iſt's wie in einer Mühle mit vielen Gängen, „wo zugleich geſchroten, gemalen und Oel geſtoßen wird".

„O thou sweet Poetry rufe ich manchmal und preiſe den Marc Antonin glücklich, wie er auch ſelbſt den Göttern dafür dankt, daß er ſich in die Dichtkunſt und Beredſamkeit nicht eingelaſſen. Ich entziehe dieſen Springwerken und Kaskaden ſo viel möglich die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerungen, aber ehe ichs mich verſehe, zieht ein böſer Genius den Zapfen und alles ſpringt und ſprudelt. Und wenn ich denke, ich ſitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Geſtalt, unbezwingliche Luſt und Flügel und geht mit mir davon." [2]

Zum Glück für das Land hatte er auf dieſen poetiſchen Ritten

---

[1] Ebd. I. 341. [2] Ebd. I. 343.

ſeinen Engländer Baty bei ſich, der für die Wieſenbewäſſerung ſorgte und auf den Göthe ſo viel hielt, daß er bereit geweſen wäre, ſein Gartenhaus dafür zu geben, um ihn in ſeinen Dienſten zu erhalten. Ein ſolcher Mann, dem nicht erſt die Floſſen zum Schwimmen in oeconomicis zu wachſen brauchten, war ihm unentbehrlich. Das ſah er ſelbſt ein[1]. Denn nur einen Tag, nachdem er die „ſüße Poeſie" angerufen und verſprochen hatte, ihren Springwerken das Waſſer zu entziehen, ward ſein „mikroſkopiſch-metaphyſiſch-politiſches Diarium" ſelbſt zum Gedicht und zwar zum Lobgedicht auf eine Göttin, welche weder die Staatsmänner des Alterthums noch die der Neuzeit als ihre Schutzgöttin zu betrachten pflegten[2]:

„Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſein?
Mit keinem ſtreit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.

[1] Doch hatte der Mann, der die Arbeit thun mußte, als „Landcommiſſarius" nur 300 Thlr., der Mann, der die Betrachtungen und Verſe dazu machte, 1200 Thlr. Jahrgehalt. Düntzer, Göthe's Leben. S. 291.

[2] Göthe's Werke (Hempel). I. 142. Vgl. über Fürſt Bismarcks „Poeſie" Bruno Bauer, Disraeli's und Bismarcks Imperialismus. Chemnitz 1882. S. 9.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtengel
Blüthenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienen-Lippen
Von Blüthen ſaugen;

Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar
Und düſterem Blicke
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laſſ't uns alle
Den Vater preiſen,
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne,
Unverwelkliche Gattin
Den ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen.

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde

Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laſſ't ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung."

Unter der Leitung dieſer Göttin „Phantaſie" war es ſchwierig, wenn nicht unmöglich, auch nur irgend einen Zweig proſaiſcher Geſchäftsthätigkeit mit der erforderlichen Ruhe, Beſonnenheit und Regelmäßigkeit zu beſorgen. Jeder Tag brachte etwas Neues und trieb den Dichter in den verſchiedenſten Revieren herum, ſo daß ſich nach keiner Richtung hin ein bedeutendes Wirken entfalten konnte. Laune, Zufall und Wetter dominirten Alles. Die Schwiegermutter Weisheit durfte das liebe Seelchen Phantaſie

nicht beleidigen und kam darum ſelten zum Wort. Mit dem Herzog war Göthe bald höchlich zufrieden, bald herzlich mißvergnügt. Mit Merck hatte er frohe Tage und Nächte, und doch machte ihm „der Drache wieder bös Blut“, weil er ihm ſelbſt ſo ähnlich ſah. Mit Frau von Stein liebelte und eiferſüchtelte er je nach Laune. Im October (1780) überwarf er ſich ſogar völlig mit ihr, um bei veränderter Stimmung ſich ihr nur um ſo dienſtbarer zu Füßen zu legen:

„Ja, es iſt eine Wuth gegen ſein eigen Fleiſch, wenn der Unglückliche ſich Luft zu machen ſucht, dadurch, daß er ſein Liebſtes beleidigt, und wenns nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mirs bewußt ſein könnte; aber ſo bin ich bei meinen tauſend Gedanken wieder zum Kinde herabgeſetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich ſelbſt, indem ich die Zuſtände des andern wie mit einem hellfreſſenden Feuer verzehre.

„ . . . . . Mir kommts entſetzlich vor, die beſten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zuſammenſeins verderben zu müſſen, mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ichs in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann ſo blind, ſo verſtockt zu ſein. Haben Sie Mitleiden mit mir. Das Alles kam zu dem Zuſtand meiner Seele, darin es ausſah wie in einem Pandämonium von unſichtbaren Geiſtern angefüllt, das dem Zuſchauer, ſo bang es ihm drinn würde, doch nur ein unendlich leeres Gewölbe darſtellte.“ [1]

Mit der „Pyramide des Daſeins“ war es deßhalb übel beſtellt. Von außen war ſie eine phantaſtiſche Pagode, von innen ein leeres Gewölbe und Pandämonium, um das die Göttin Phantaſie abwechſelnd mit enthuſiaſtiſchen Jubelaccorden, lockenden Schmeicheltönen und traurigem Miauen herumgeiſterte. Da ihm nun aber ein ſolcher Bau doch nicht genügte, ſo ſah er ſich nach „Brüdern“ um und bewarb ſich für die Weiterführung ſeiner Pyramide um das „Schurzfell“.

---

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 357. 358.

12. Eintritt in die Loge und in's Finanzminiſterium.

1780—1782.

„Göthe, J. W., der univerſellſte unter den deutſchen Dichtern, claſſiſch in der Proſa, wie in faſt allen Gattungen der Poeſie, zugleich eifriges Mitglied der Freimaurerei."

Allgem. Handbuch der Freimaurerei. I. 542.

Sages que l'univers contemple,
Philosophes qui l'éclairez,
Demi-dieux, entrez dans ce temple etc.

Sur les emblêmes de la Maçonnerie.
(Altes Freimaurerlied.)

Den ganzen Wuſt von Kleinigkeiten zu beſchreiben, aus welchen ſich Göthe's Leben in den Jahren 1780 bis 1784 zuſammenſetzt, iſt eine ſehr undankbare Arbeit. Düntzer hat es wiederholt in ein- und zweibändigen Werken, ſowie in jenen „end- und troſtloſen Einleitungen" verſucht, „durch die ſeine Feder die Göthe-Literatur in ziemlich periodiſchen Ueberſchwemmungen unter Waſſer ſetzt" [1]. Das Durcheinander der verſchiedenſten Launen, Dilettanterieen und Geſchäftchen bietet aber ein geradezu ungenießbares Bild, und Göthe iſt ſelbſt mit Schuld daran, daß Düntzers Bücher ſo

[1] So ſagt Freſe in ſeiner Ueberſ. von Lewes II. 574. — Als Düntzer ſein Buch „Aus L. von Knebels Nachlaß", Jena 1858, herausgab, fand auch der tüchtige Kritiker H. Marggraff, „daß es nicht Jedermanns Sache ſei, ein Werk von 652 enggedruckten Seiten oder eine ununterbrochene Reihe von 606 Briefen durchzuleſen, d. h. ein ganzes Blachfeld umzuwühlen, um daraus ſo und ſo viel Unzen reines Gold zu gewinnen". Und wär' es nur Gold! Vgl. Bl. für lit. Unterh. 1860. S. 781 ff.

unſterblich langweilig ſind. „Ereigniſſe" ſind eben rar, und die Bagatellen vereinigen ſich zu keinem bedeutenderen Ziele.

Was noch am eheſten einem Ereigniß gleichſieht, iſt Göthe's Eintritt in den Orden der Freimaurer, deſſen ergebenes Mitglied er fürder bis an's Ende ſeines Lebens blieb und deſſen Einfluß er vielleicht ſpäter zu gutem Theile ſeine Macht, ſeinen Ruhm und ſeine einflußreiche literariſche Weltſtellung verdankte. Die große Bedeutung der halb unſichtbaren Brüderſchaft für die ganze damalige Zeit, ihre Verdienſte um die religiöſe Zerſetzung Deutſchlands, um die franzöſiſche Revolution, um die Vernichtung des deutſchen Reiches ſind bekannt. Alle wichtigern Nachbaren des Weimarer Muſenhofes gehörten der Loge an. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig war eines der Bundeshäupter, er präſidirte dem berühmten Congreß zu Wilhelmsbad (1782). Der Statthalter Dalberg, Br. „Crescens", war eines der rührigſten Werkzeuge ihrer Pläne. Der Herzog Ernſt von Gotha, Br. „Timoleon", war ebenfalls Illuminat und Weishaupts thatkräftigſter Gönner, als dieſer 1785 aus Bayern fliehen mußte. Weishaupt ſelbſt ließ ſich 1785 in Gotha nieder und erhielt daſelbſt ein Gnadengehalt [1].

In Weimar regten ſich die erſten freimaureriſchen Beſtrebungen ſchon 1742. Eine Johannisloge L'Amitié wurde 1767 geſtiftet, ging aber nach kurzem Beſtand wieder ein. Dagegen erhielt ſich die Loge zu den drei Roſen in Jena (welche von der Großloge zu den drei Weltkugeln conſtituirt war) 21 Jahre lang, von 1743—1764. Dieſe ſiedelte unter ihrem letzten Meiſter vom Stuhl, dem Geheimrath und Miniſter von Fritſch, nach Weimar über. Die neue Loge wurde am 24. October 1764, am Geburtstag der Herzogin Anna Amalia, eröffnet und ihr zu

---

[1] S. (Stark) Triumph der Philoſophie. 1803. II. 225 ff. — Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 40. — Theiner, Bildungsanſtalten. S. 273. — Brück, Die rationaliſtiſchen Beſtrebungen im kathol. Deutſchland. S. 9. — Joh. Scherr, Göthe's Jugend. 171—176.

Ehren „Anna Amalia“ genannt. „Sie arbeitete in ſtetem Wachsthum und Gedeihen.“ [1] 1775 traten ihr der Dichter Muſäus und der Univerſalmenſch Bertuch [2] bei, 1779 der Profeſſor Loder. Herder war ſchon 1766 zu Riga dem Bunde beigetreten [3] und dann 1769 in Hamburg mit einem der erſten Väter und Häupter des Ordens näher bekannt geworden. Das war der Braunſchweiger Joh. Heinrich Bode (geb. 1730), der Sohn eines armen Soldaten. Er wurde erſt Ziegelbrenner, dann Muſikant, Militärhautboiſt und endlich Hautboiſt in Celle. Nachdem ihm ſeine erſte Frau mit drei Kindern geſtorben war, heirathete er, 27 Jahre

---

[1] Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. II. Aufl. von Lennings Encyclopädie. Leipzig 1863. III. 458 ff. I. 542 ff.

[2] Deutſche Biographie II. 552.

[3] „In Weimar hat ſich Herder,“ wie ſeine Gattin bemerkt, „aus wichtigen Gründen niemals als Freimaurer bekannt und ſich vielleicht dadurch von Mehreren Unwillen zugezogen.“ Der wichtigſte Grund unter dieſen wichtigen Gründen war wohl der, daß er erſter Geiſtlicher des Herzogthums war; als weitere mitbeſtimmende Gründe bezeichnet Künzel „die babyloniſche Sprachverwirrung, welche im Orden herrſchte, und die vielen Mißbräuche und Betrügereien, welche mit dem Ordensweſen getrieben wurden“. Herder wußte aber, wie ſeine Gattin ihrer obigen Angabe hinzufügt, „alles Wichtige, was in der Loge vorging! auch blieb er mit Männern wie Bode und F. L. Schröder in beſtändigem Gedankenaustauſch und half ihnen bei ihren freimaureriſchen Arbeiten mit ſeinem reichen Wiſſen“. Seine Gattin bemerkt übrigens in ihren Erinnerungen: „Herder habe ſein eigenes Syſtem darüber gehabt, das er einſt ausarbeiten wollte, und er habe geglaubt, daß auch bei dieſem Inſtitute ein neuer, unſerer Zeit gemäßerer Geiſt geweckt und die veralteten Gebräuche neu belebt werden ſollten.“ S. den Aufſatz „Göthe und Herder als Freimaurer“ von H. Marggraff, Bl. für lit. Unterh. 1864. S. 92. — Vgl. Herders Aufſ. über die Tempelherren gegen Nicolai. Werke (Hempel). XVII. 337 ff. Briefe zur Beförderung der Humanität. XIII. u. ſ. w. Er war der eigentliche Theologe der Loge und ihres Humanitätsideals. — Handbuch für Freimaurerei I. 589 ff.

alt, zu Hamburg eine reiche Muſikſchülerin und avancirte 1762 zum Redacteur des Hamburger Unparteiiſchen Correſpondenten und zu einer Stütze der aufgeklärten Partei. Alberti, Baſedow, Klopſtock, Gerſtenberg traten in nähere Beziehung zu ihm. Beſonders aber ſchloß ſich Leſſing an ihn an. Die Aufklärung betrieb er zugleich als humanitäres Unternehmen und als rentables Buchhändlergeſchäft. „Er war," nach Hettner, „ein begeiſterter Apoſtel des Freimaurerthums, und wie er einer der eifrigſten Führer des Maurerthums war, wurde er auch ſpäter (unter dem Namen Amelius) einer der mächtigſten Führer des von Weishaupt in Ingolſtadt neugegründeten Illuminatenordens, da beide Orden immer weitere Verbreitung vernünftiger Aufklärung und ſittlicher Werkthätigkeit zum gemeinſamen Zweck hatten und daher mit vollem Rechte einer allmählichen Vereinigung zuſtrebten." [1] Als Geſchäftsführer der Gräfin Bernſtorff, Wittwe des däniſchen Miniſters gleichen Namens, ſiedelte er 1778 nach Weimar über und ward hier bald die Seele der Loge. Göthe fand den Mann, der mit der Revolutionspropaganda von ganz Frankreich und Deutſchland in Beziehung ſtand, ſehr „redlich" und „ehrlich", fühlte ſich aber noch nicht veranlaßt, in die Loge zu treten, deren Chef noch immer der Herr von Fritſch war. Erſt nach der Schweizerreiſe kam er zu dieſem Entſchluß.

Am 17. Januar 1780 beſuchte er Bode und hatte mit ihm eine „weitläufige Erklärung über □ ▽ (Loge Anna Amalia). Er iſt ein ſehr ehrlicher Mann" [2]. Im folgenden Monat wandte er ſich um Aufnahme an den „Meiſter vom Stuhl":

„Ew. Excellenz

nehme ich mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen. Schon lange hatte ich einige Veranlaſſung zu wünſchen, daß ich mit zur

---

[1] Deutſche Biographie. II. 796. Ueber ſeine Beziehung zu den franzöſiſchen Revolutionsmännern und Königsmördern vgl. „Triumph der Philoſophie" II. 295. Er war unzweifelhaft einer der Frères Allemands, die Barruel erwähnt. IV. 361.

[2] Keil, Tagebuch. S. 208.

Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise (durch die Schweiz) viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten, — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt. Wem könnte ich dieses Anliegen besser empfehlen, als Ew. Excellenz? Ich erwarte, was Sie der Sache für eine gefällige Leitung zu geben geruhen werden, erwarte darüber gütige Winke und unterzeichne mich ehrfurchtsvoll

Weimar, den 13. Febr. 1780.

Ew. Excellenz gehorsamster Diener Göthe." [1]

Herodes und Pilatus wurden nun Freunde. Obgleich Fritsch das Wesen und Treiben Göthe's nicht leiden konnte, drückte er jetzt darüber das Auge zu und reichte ihm brüderlich die Hand. Göthe aber vergaß, daß Fritsch nichts „Feines und Behagliches" in seinem Wesen habe, er sah jetzt viel Verstand und Willen in ihm. Am 23. Juni Abends war □ und am 24. Juni Abends war wieder □, wie es im Tagebuch heißt. Am ersten dieser Tage, am Vorabend des Johannisfestes, wurde Göthe aufgenommen. Bode führte den Hammer. Die Brüderschaft scheint Göthe gut gefallen zu haben; er bat sehr bald um Beförderung. Schon am 31. März 1781 schrieb er wieder an Fritsch:

„Darf ich Ew. Excellenz bey der nahen Aussicht auf die Zusammenkunft einer Loge, auch meine eigenen kleinen Angelegenheiten empfehlen? So sehr ich mich allen mir unbekannten Regeln des Ordens unterwerfe, so wünschte ich doch auch, wenn es den Gesezzen nicht zu wider wäre, weitere Schritte zu thun, um mich dem Wesentlichen mehr zu nähern. Ich wünsche es sowohl um mein selbst als um der Brüder willen, die manchmal in Verlegenheit kommen mich als einen Fremden traktiren zu müssen. Sollte es nützlich seyn mich gelegentlich bis zu dem Meistergrade hinauf zu führen, so würde ich's dankbarlichst an-

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 210.

erkennen. Die Bemühungen die ich mir bisher in nützlichen Ordenskenntniſſen gegeben, haben mich vielleicht nicht ganz eines ſolchen Grades unwürdig gemacht.

Der ich jedoch alles Ew. Exc. gefälligſter Einleitung und beſſeren Einſicht lediglich überlaſſe und mich mit unwandelbarer Hochachtung unterzeichne

den 31. März 1781.

Ew. Excellenz
ganz gehorſamſter
Göthe." [1]

Der blinde Gehorſam wurde dankbar anerkannt und belohnt. Den erſten Mann im Herzogthum konnte man bei ſo edler Geſinnung nicht unter den „Kameelen" belaſſen. Am 23. Juni 1781 ward Göthe ſchon zum Geſellen befördert. Am 14. Januar des folgenden Jahres verhandelte er mit Seckendorf und Kalb viel über □□, am 5. Februar verkündet das Tagebuch: Aufnahme des Herzogs. Bis gegen 11 in der □. Am 2. März 1782 endlich wurde Göthe ſelbſt zum Meiſter befördert und ſtand nun zum erſten Mal formell über „ſeinem" Herzog.

Die Loge Anna Amalia gewann nun ſolches Anſehen, daß der Herzog Ferdinand von Braunſchweig in den Jahren 1781 und 1782 das Directorium dahin verlegen wollte; allein der Herzog Karl Auguſt von Weimar war dagegen, weil er kein Freund des ſchottiſchen Syſtems war, das ſein College in Braunſchweig patrocinirte. Bald riß darüber in der Loge zu Weimar ſelbſt Uneinigkeit ein. Als Bertuch am 24. Juni 1782 den Gegenſtand berührte, gerieth er mit dem „ehrlichen" Bode ſo in Wortſtreit, daß der Meiſter vom Stuhl die weiteren Arbeiten ſuspendirte, bis der am 16. Juli 1782 in Wilhelmsbad eröffnete Convent über den Werth der einzelnen Syſteme entſchieden haben würde. Da eine Vereinigung nicht zu Stande kam, ſo blieb die Loge bis am 16. Juli 1808 geſchloſſen [2]. Doch arbeiteten die

---

[1] Ebd. S. 211.

[2] S. Handbuch für Freimaurer III. 458 ff. Vgl. Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 19. „Mehr Böcke," ſagt Göthe, „ſind

Mitglieder unterdeſſen in der Haupttendenz des Bundes weiter. Karl Auguſt ſelbſt veranlaßte die Wiedereröffnung der Loge und Göthe nahm in Wort, Schrift und That regen Antheil daran. Neben Bertuch wirkte er hauptſächlich für ihre Reorganiſation. Bei der Beamtenwahl, bei welcher zwölf Meiſter zugegen waren, erhielt er drei Stimmen zum Meiſter vom Stuhl, während neun auf Bertuch fielen. Dagegen unterlagen die wichtigeren Reden, Geſänge und Anordnungen meiſtens ſeiner vorausgehenden Prüfung und Billigung. Kräftig wirkte er namentlich mit zur Einführung des Syſtems der Großloge zu Hamburg; denn die Anna-Amalia-Loge hatte bisher nach dem Syſtem der ſtricten Obſervanz gearbeitet. Göthe's Werke ſpiegeln nicht bloß in „Wilhelm Meiſter" und noch mehr in den „Wanderjahren" in ganzen Partieen freimaureriſche Ideen wieder und zeigen ſich von dem Geiſte maureriſchen „Bruderſinns" und maureriſcher Symbolik erfüllt: ſie enthalten auch manche Erzeugniſſe, welche für die Loge, der er angehörte, gedichtet oder verfaßt waren. Dahin gehören namentlich die Freimaurer-Lieder, welche unter der Rubrik „Loge" einen Beſtandtheil ſeiner Gedichte bilden [1].

„Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wiſſen doch, was Keiner weiß,
Ja, ſogar bekannte Lieder
Hüllen ſich in unſern Kreis.
Niemand ſoll und wird es ſchauen,
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Iſt der Tempel aufgebaut." [2]

Dieſe reizende „Verſchwiegenheit" hat Göthe nicht erlaubt, die eigentlichen Lebensgedanken der Loge ſo anſchaulich zu beſingen,

wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannistage vorgegangen."

[1] Göthe's Werke (Hempel). II. 423. Seine Freimaurerreden auf Wieland, Riedel ꝛc. ebd. XXVII. 2. Abth. 54—84.

[2] Göthe's Werke (Hempel). II. 425.

wie das ſonſt ſeine Art iſt. Seine „Logenlieder“ ſind faſt das Nebelhafteſte, was er gedichtet. Etwas mehr lüftet ſich der Schleier in einem alten Logen-Liederbuch, in welchem ſich Göthe's Name brüderlich neben demjenigen Voltaire's findet[1]. Das folgende Lied aber wirft zugleich ein erklärendes Licht auf Göthe's Philoſophie, Poeſie und Leben, wenn es darin heißt, daß „die einfache Natur in einem ‚Maurer‘ den lächelnden Epikur mit dem göttlichen Plato vereinigt“ und daß „jeder gute Bruder, ſobald er aus der Loge kömmt, der zarten Liebe angehört“.

„La lanterne à la main
En plein jour dans l'Athène (?),
Tu cherchais un humain,
Sévère Diogène;
De tous tant que nous sommes
Visite les maisons,
Tu trouveras des hommes
Chez tous les Franc-Maçons.

L'heureuse liberté
A nos banquets préside,
L'aimable volupté
A ses côtés réside.
Et la simple nature
Unit dans un Maçon
Le riant Épicure
Et le divin Platon.

Pardonnez, tendre amour,
Si dans nos assemblées
Les nymphes de ta cour
Ne sont point appelées!
Veux-tu sur nos mystères
Étendre aussi tes maux?

[1] Recueil de cantiques maçonniques. Cologne. Th. F. Thiriart. 5804.

Nous voulons être frères,
Tu nous rendrais rivaux.

Toutefois ne crois pas
Que des âmes si belles
A marcher sur tes pas
Soient constamment rebelles;
Nos soupirs font l'éloge
Des douceurs de ta loi,
Au sortir de la loge
Tout bon frère est à toi."

Ein ſinniges Echo der letzten Strophen bildet Göthe's „Gegentoaſt der Schweſtern", welcher mit den Verſen ſchließt:

„Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu ſtören,
Fragen alle ſich die Brüder,
Was ſie ohne Schweſtern wären." [1]

Während Göthe in dem hier ausgedrückten Sinn der Loge diente, für ſie dichtete und ſchrieb, ließen es die Brüder an Dank nicht fehlen; ſie ſchloſſen ſich „liebend" den „Schweſtern" an, um ſeine Werke über Alles zu loben und ihn endlich zu jenem Weltruf emporzurühmen, der die ganze neuere Literatur, zu deren unſäglichem Schaden, beherrſcht [2]. Ohne ſie wäre die „Pyramide" nie weiter gediehen.

Das Frühjahr und den Sommer 1780 brachte Göthe meiſt

[1] Göthe's Werke (Hempel). II. 426.

[2] Die ▭ „Zur Arbeit" in Budapeſt hat unter dem Schutze des Gr. Or. von Ungarn den 30. April 1878 eine „Freimaureriſche Göthe-Chreſtomathie mit Einleitung und Commentar" als Preisaufgabe ausgeſchrieben. S. Freimaurer-Zeitung, herausgegeben von Dr. O. Henne-Am Rhyn, vom 1. Juni 1878. Dieſelbe ſollte ſo abgefaßt ſein, „daß das Ganze auch Nichtmaurern zugänglich gemacht werden könnte". Das ſcheint nicht gelungen zu ſein. Um ſo mehr darf ich hoffen, daß vorſtehende Skizze wenigſtens den Br. Br. in Budapeſt willkommen ſein wird.

in Weimar zu [1]. Zur Abwechslung verfiel er auch auf den Gedanken, Hiſtoriker zu werden, fing an, Material zu einer „Geſchichte des Herzogs Bernhard von Weimar" zu ſammeln, und beſchäftigte, da er nicht Zeit genug fand, ſeinen Famulus Kraft damit, weitere Excerpte dafür zu machen. Doch ſtockte das Unternehmen bald. Obwohl er ſeine Tage um dieſe Zeit in „ordnende" und „erfindende" abtheilte, reichten jedoch weder die einen noch die andern für all die Grillen und Einfälle hin, denen er, wie ein Kind den Schmetterlingen, nachlief. Am wenigſten wollte ſich die Geſchichte des Herzogs Bernhard ſo in einigen Stunden mit dem Schmetterlingsnetz einfangen laſſen. Er ließ ſie alſo wieder laufen, nachdem er einige Monate ſich damit bei Hofe intereſſant gemacht. Nebenher dictirte er ſeine Schweizerreiſe, übte ein Singſpiel „Jery und Bätely", das er auf der Rückreiſe aus der Schweiz verfaßt hatte, bearbeitete einen Theil der „Vögel" des Ariſtophanes für's Liebhabertheater, ſtümperte am Egmont herum, fing den Taſſo an, blieb aber mit beiden ſtecken. Den September verlor er ganz mit der erwähnten gouvernementalen Viſitationsreiſe. Zu Hauſe wurde dann wieder „regiert", was ihm und dem Herzog Kopfbrechens gemacht zu haben ſcheint. „Was da auszuſtehen iſt," ſchreibt er an Lavater [2], „ſpricht keine Zunge aus. Herrſchaft wird niemand angeboren, und der ſie ererbte, muß ſie ſo bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er ſie haben will, und bitterer." Der Herzog ſelbſt aber klagt im December über die Berichte der von Moſer eingeſetzten ſogenannten Landcommiſſion: „So ein Sammelſurium von Kindereien, Narrheiten, Dumpfheit, Cochonnerie und Hanswurſtpoſſen iſt nicht zu glauben, wenn man es zuſammen in einer Stadt, geſchweige in einem Heft Papier zuſammenfände. Mir iſt's ſo tröſtlich wie ein Kapitel in der Bibel zu leſen geweſen." [3] Göthe kam der

---

[1] Vgl. Keil, Tageb. S. 207 ff. Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 285 ff.

[2] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 110.

[3] Um den Fürſten, der mit der Bibel ebenſo leichtſinnig um-

Monat December ſehr „ſauer“ vor; er tröſtete ſich nur damit, daß es ihm endlich gelang, einen ihm widerwärtigen Beamten (Volgſtedt) von der Kriegscommiſſion zu entfernen[1].

Das Jahr 1781 fing ebenfalls wieder proſaiſch an. Neben ſeinen friedlichen Kriegsgeſchäften, welche ſich meiſt im Actenſtaub des Bureau erledigten, ſchrieb Göthe ein „Geſpräch über deutſche Literatur“ gegen Friedrich II. von Preußen. Dasſelbe ſcheint verloren zu ſein. Ueber die Faſchingszeit mußte der Kriegsminiſter wieder Maskenzüge arrangiren; dann ging es für acht Tage nach Neunheiligen zur ſchönen Gräfin Werthern. Im März ſetzte ihm das Klima etwas zu. „Wenn wir in einem beſſern Klima wären, ſo wäre viel anders; ich bin das decidirteſte Barometer, das exiſtirt.“[2] Ende April aber lehnte er es entſchieden ab, den Herzog abermals auf einer Reiſe zu begleiten, vertauſchte von da ab das familiäre „Du“, mit dem er bisher das ebenſo familiäre des Herzogs erwiedert hatte, mit feineren Formen. Lavater ſchrieb er:

„In mir reinigt ſich's unendlich, und doch geſteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll und Himmel, die du ſo ſchön bezeichneſt in mir einem. Oder vielmehr möcht ich das Element, woraus des Menſchen Seele gebildet iſt, und worin ſie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durcheinander gehen und wirken.“[3]

ſprang, wie mit katholiſchen Reliquien (ſ. Düntzer, Karl Auguſt I. 230), dennoch als guten Chriſten loben zu können, ſtellte der Prediger Wilh. Schröter, Pfarrer in Großheringen, folgende Definition von Religion und Kirche auf: „Dieſes Menſchſein und Menſchſeinwollen, nach dem vollendeten Bilde der Menſchheit, und redliche und eifrige Streben darnach, iſt Religion“ ... „Die Kirche iſt aber durchaus nichts für ſich, weder über, noch neben, noch unter dem Staat, ſondern der Staat ſelbſt in ſeinen höchſten und geiſtigſten Beſtrebungen.“ Karl Auguſt ꝛc. Was er geiſtig war und wie er es geworden. Leipzig 1829. S. 47.

[1] Keil, Tagebuch. S. 233 ff.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 56.

[3] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 125.

Trotz dieſer unendlichen Reinigung kam er mit keiner ſeiner Arbeiten und Projecte voran. Geiſtige und leibliche Beſchwerden drückten ihn im Sommer ſo nieder, daß auch ein Ausflug nach Ilmenau ihm keine rechte Erholung zu gewähren vermochte. Die Tanzvergnügen, Miſeleien und Tollheiten, die er früher in dieſen Gegenden getrieben, erſchienen ihm jetzt ganz ekelhaft.

„Ich ſehne mich recht von hier weg," ſchrieb er an Frau von Stein, „die Geiſter der alten Zeit laſſen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg beſteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben Alles befleckt. Wie gut iſts daß der Menſch ſterbe, um nur die Eindrücke auszulöſchen und gebadet wieder zu kommen." [1]

Im Juli ward die Mißſtimmung noch ärger. Am 8. ſchrieb er ihr:

„Ich ſehne mich heimlich nach Dir, ohne es mir zu ſagen, mein Geiſt wird kleinlich und hat an nichts Luſt, einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmuth, und ein böſer Genius mißbraucht meiner Entfernung von Euch, ſchildert mir die läſtigſte Seite meines Zuſtandes und räth mir, mich mit der Flucht zu retten. bald aber fühle ich, daß ein Blick, ein Wort von Dir alle dieſe Nebel verſcheuchen kann." [2]

Nach ſeiner Rückkehr wehte indeß wieder beſſere Luft und Laune. Auf den 28. Auguſt, ſeinen Geburtstag, bereitete ihm der Hof eine glänzende Ovation. Es wurde im Ettersburger Waldtheater ein großes Schattenſpiel gegeben: „Minerva's Geburt, Leben und Thaten". Hinter dem großen weißen Tuch, das den Olymp bedeutete, zeigte ſich zuerſt Maler Kraus mit einem rieſigen Jupiterkopf aus Pappe. Nachdem er die Metis verſchlungen, bekam er gewaltiges Kopfweh. Vergeblich reichte ihm Ganymed, auf einem Adler reitend, die Nektarſchale. Nachdem Aeskulap, von Ganymed herbeigeholt, ebenſo vergeblich dem Göttervater an der Naſe zu Ader gelaſſen, erſchien der Herzog

---

[1] Schöll a. a. O. II. 85.

[2] Ebd. II. 88.

Karl August ſelbſt als Vulkan und ſpaltete den Rieſenkopf und, ſo erzählt R. von Gottſchall weiter, „Corona Schröter ſtieg, nur von leichtem Gazeflor umhüllt, aus dem Götterhaupte, ſo daß Wieland die allergenaueſte Uebereinſtimmung mit dem griechiſchen Göttercoſtüm mit Vergnügen zu bemerken fand. Die wunderbare Schönheit der Corona Schröter in dieſem Augenblick blieb den Weimaranern noch lange in der Erinnerung“[1]. Von einem Genius getragen, zeigte ſich im dritten Act der Name Göthe's in den Wolken. Dann trat Minerva-Corona hervor und überreichte ihm zum Geburtsfeſte die Angebinde der Götter: Leier, Kranz und den Gürtel der Schönheit; nur die Peitſche, auf deren Riemen das Wort Aves (Vögel) ſtand, behielt ſie zurück und legte ſie bei Seite. In den Wolken aber funkelten in hellen Transparents die Namen „Iphigenie“ und „Fauſt“.

Vor- und nachher verſicherte Göthe die Frau von Stein ſeiner ewigen Liebe und Leibeigenſchaft und bat ſie, „wenn's möglich iſt“, die Freuden „rein genießen zu laſſen“, die ihm das Wohlwollen der Leute bereitete[2]. Im September reiſte er mit ihrem Sohne Fritz nach Deſſau und Leipzig, Anfangs October ſuchte er den Deutſch-Franzoſen Baron Grimm in Gotha auf, verſöhnte ſich mit dem „Orang-Utang“ Nicolai und ſchrieb ihm in's Stammbuch: Utile dulci. Doch kam das ganze Jahr wieder nichts Literariſches von Bedeutung zu Stande. Ein angefangenes Fragment „Elpenor“ ſtockte nach den erſten Scenen, Egmont wollte nicht weiter. Unter mineralogiſchen und anatomiſchen Dilettanterieen kam die Weihnacht heran. Die Jagdliebe des Herzogs machte Göthe recht ärgerlich[3]; mit Freuden dagegen gab er der Herzogin-Mutter Ideen für ihren Garten in Tiefurt an und trat

[1] S. Frauenbilder unſerer claſſiſchen Zeit. Unſere Zeit. 1875. II. 897. Vgl. Keil, Corona Schröter S. 202. Burkhardt, Liebhabertheater. Grenzboten 1873. III. 1 ff.

[2] Schöll, Briefe. II. 98.

[3] „Der Herzog hat ſeine Exiſtenz im Hetzen und Jagen.“ Guhrauer, Briefwechſel zwiſchen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. I. 39.

zu ihrer Ehre gegen Ende des Jahres noch als „Marktſchreier“ in einer ſelbſtverfaßten kleinen Farce auf: „Das Neueſte aus Plundersweilen“ [1]. Klopſtock wurde darin in geradezu gemeiner, widerlicher Komik dem allgemeinen Geſpött preisgegeben.

Im Beginn des neuen Jahres 1782 ward Göthe ſogar Balletmeiſter, arrangirte das Zauberſpiel „Karfunkel und Amor“ und die Maskerade „Aufzug des Winters“ [2]; aber er war doch ſo recht von Herzen der alte Faſchingsgeck nicht mehr. Die übeln Finanzen von Weimar gingen ihm zu Herzen, und er ſehnte ſich ordentlich nach dem Ende des Carnevals [3]. Als dieſer vorüber war, machte er ſeine Rundreiſe zur Ausleſe der Rekruten und fand zu Hauſe noch mehr Proſa vor. Zu ſeinem Schrecken ſah er jetzt, daß das Plaiſirleben bei Hofe den Wohlſtand des Landes und die ganze Finanzwirthſchaft untergrabe.

„Du weißt aber,“ ſchrieb er Knebel, „wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und ſo gehts weiter, und wir habens ſo weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem organisirt beygebracht werden kann.“ [4]

---

[1] Aus Knebels Nachlaß. Nürnberg 1858. S. 114. Göthe's Werke (Hempel). VIII. 201—215. Grenzboten 1870. II. 354, woſelbſt der Bericht des Tanzmeiſters Aulhorn über das „Neueſte“. „Die Kleidung des Gh. Götens war rothe Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeiſterswefte, dergleichen Manſchetten, Schapeau und Halskrauße, Rock mit großen Aufſchlägen und eine ſchwarze Perruque.“ So ſtand der Miniſter-„Marktſchreier“ vor dem von Kraus angefertigten Jahrmarktsrahmen und perſiflirte erſt ziemlich ſchonend Nicolai, etwas herber die beiden Stolberg, Wieland, Gleim, die Sturm- und Drang-Genies, den wackern Klopſtock aber in unwürdigſter, zotenhafter Weiſe.

[2] S. Burkhardt, Grenzboten. 1873 a. a. O.

[3] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 156.

[4] Guhrauer, Briefwechſel zwiſchen Göthe und Knebel. I. 29.

Er wunderte ſich jetzt, daß Hof und Herzog genau ſo geworden waren, wie er ſie in den erſten Jahren erzogen hatte. Mit Sparen und nationalökonomiſchen Experimenten ſuchte er die Sache in's Geleiſe zu bringen. Er mahnte und moraliſirte und ſpielte ſich als weiſen Mambres auf. Aber das zog nicht. Dazu war der Herzog wieder mit der Herzogin entzweit, die ſich ſehr unglücklich fühlte, daß ihr Gatte, ganz nach Göthe's Beiſpiel, der Gattin eines Andern, der erwähnten Gräfin Werthern, ſein Herz ſchenkte.

„Auch dieſem Uebel," jammerte Göthe, „ſeh ich keine Hülfe. Könnte ſie einen Gegenſtand finden, der ihr Herz zu ſich lenkte, ſo wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Ausſicht vor ſie. Die Gräfin (Werthern) iſt gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin iſt's auch, nur daß es bei ihr, wenn ich ſo ſagen darf, immer in der Knospe bleibt..... O meine Beſte! Wer kann der Liebe vorſchreiben? Dem einfachſten und grilligſten Dinge in der grillenhaften Zuſammenſetzung, die man Menſch nennt." [1]

Von einer ſittlichen Ueberwindung der Grillen, von einer ernſten Auffaſſung der Ehe hatte dieſer herzogliche Familienrath alle Vorſtellung verloren. Während er dem Herzog obſcöne Bilder und Statuen beſorgte und ihn über Liebesaffairen aller Art unterhielt, klagte er dann über die „arme" Herzogin, daß ſie ihrem Gemahl nicht üppig genug war. Das war ſo „Menſchenliebe" und „reine Menſchlichkeit".

Unterdeſſen zog Göthe gegen Ende Mai aus ſeinem Gartenhauſe in die Stadt, ſowohl um näher beim Herzog und bei den Regierungsſtuben, als auch um näher bei der Frau von Stein

---

In den Briefen an Knebel herrſcht im Allgemeinen jener Junggeſellenhumor vor, der mit ſeinen ſentimentalen Stimmungen abwechſelte. Da iſt er oft ganz „glücklich", während er bei Frau von Stein „unglücklich" iſt. Knebel hat das ſelbſt theilweiſe erklärt, wenn er ſagt, daß Göthe ſowohl „Held" als „Komödiant" ſei. Dazu iſt auch der raſche Wechſel der Gefühle in Rechnung zu ziehen.

[1] Schöll, Briefe II. 192.

zu sein, welche ihm denn auch bei Einrichtung seiner neuen Wohnung ganz wie eine „Hausfrau" behilflich war und ihm ihren Sohn „Fritz" als Hausgenossen und Zögling übergab[1]. Am 1. Juni war der Umzug glücklich vollendet; zwei Tage darauf erhielt Göthe das Adelsdiplom, das ihm der Herzog bei Kaiser Joseph II. ausgewirkt hatte. Göthe that sich nicht besonders viel darauf zu gut[2]; er war Realist und darum war ihm an der Macht und dem Einfluß, den er schon zuvor besaß, mehr gelegen, als an dem Titel, der sie nunmehr decorirte. Noch nach vielen Jahren hat er Weimar „sanscülottisch" genannt[3], und in der That ist er, wie die meisten liberalen Parvenus, nie ein principienfester Aristokrat geworden. Je nach Wetter, Vortheil und der herrschenden Stimmung des Augenblicks sprach er bald demokratisch-bürgerlich, bald höfisch-aristokratisch, nahm im Aeußern vornehme Airs an, verachtete im Grunde aber den Adel ebenso wie die Spießbürger und den Pöbel, kroch vor Napoleon und blieb, wie dieser, ein hochmüthiges Kind der Revolution.

Der Herr von Kalb, der 1775 mit ihm gleichzeitig zu einem der höchsten Verwaltungsposten, der Kammerpräsidentschaft, erhoben worden war, hatte aber mittlerweile schlecht gewirthschaftet. Die Finanzen gingen drunter und drüber. Kalb erhielt im Juni 1782 plötzlich seinen Abschied. „Als Geschäftsmann," so schrieb Göthe, „hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt."[4] Anstatt sich nach einem geschulten Finanzmann umzusehen, ernannte der Herzog seinen Freund Göthe zum interimistischen Kammerpräsidenten, d. h.

[1] S. Ebers und Kahlert, Briefe von Göthe und dessen Mutter an Fritz v. Stein. Breslau 1846.

[2] S. seine Verse „Der Dichter im Staatswagen" (Hempel). III. 49, und Schöll II. 206, wo er den Wunsch ausspricht, das höfische Sechsgespann für einen Pegasusritt hinzugeben.

[3] Burkhardt, Göthe's Unterh. mit dem Kanzler v. Müller. S. 148.

[4] Guhrauer I. 34. — Düntzer, K. Aug. I. 150.

Finanzminister, und Göthe, der eben noch danach geseufzt hatte, sich ganz der Kunst zu widmen, nahm den Posten an. Darauf wurde er dem Finanzdepartement durch folgende „classische" Ordre zugleich als Chef und Lehrling vorgestellt:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unserem geheimen Rath Göthe Gelegenheit, sich mit denen Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet." [1]

Der Minister-Lehrling war klug genug, für seine neuen Studien keine Gehaltserhöhung zu verlangen. Das hätte Stadt und Land doch gar zu drollig vorkommen müssen.

---

[1] Vogel, Göthe in amtl. Verhältnissen. S. 4. 5.

13. Pegasus im Joch.

1780—1783.

„Gewiß, ich wäre schon so ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen."
Göthe an Frau von Stein. 1784.

„Das Vertrödeln der Zeit war ihm unangenehm,
erschien ihm aber nothwendig." Gödeke.

Mit der Ernennung zum interimistischen Kammerpräsidenten hatte Göthe den Gipfel des „Weltregiments" erreicht. Hof, Theater, öffentliche Bauten, Wege, Straßen, Bergwerk, Industrie, Polizei, Militär, Schulwesen, Forstwesen, Finanzen — Alles war nunmehr ihm unterthan. „Es geht mir," scherzte er selbst, „wie dem Treufreund in meinen Vögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spaziergang übertragen." Aber er fügte bei: „Dießmal muß mir's nun freilich Ernst und sehr Ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saure Arbeit gemacht." Er glaubte wenigstens zwei volle Jahre aufopfern zu müssen, bis die Fäden nur so gesammelt wären, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könnte[1]. Allein als resoluter, sanguinischer Streber schrieb er auf die neue Expeditionsstube sein altes Motto: Hic est aut nusquam quod quaerimus[2], und beschloß, die Finanzen des Herzogthums auf einen bessern Fuß zu bringen — also möglichst viel Geld einzunehmen und möglichst wenig Geld auszugeben. Noch eben vor seiner Ernennung

---

[1] Schöll, Göthe in Hauptzügen seines Lebens. 1882. S. 109.
[2] Guhrauer, Briefe an Knebel. I. 35.

hatte er Merck gebeten, ein Kapital, das der Herzogin gehörte, flüssig zu machen, um eine Gemäldesammlung anzulegen. Der Kunstliebhaber opferte aber sofort dem Finanzminister seine Passion und beschloß, das Kapital nützlicher anzuwenden [1].

Wie alles Neue, so ergötzte auch das Finanzministerium den lebhaften Mann, der Alles selbst sehen, selbst erleben, selbst erfahren wollte. Je weniger es ihm darum zu thun war, irgend eine Wissenschaft, irgend einen Zweig praktischer Thätigkeit gründlich zu lernen, desto mehr Lust hatte er, immer wieder ein neues Fach anzugreifen, dilettantisch darin herumzufuhrwerken und etwas Charlatanerie damit zu treiben. Er hatte längst beobachtet, daß die Welt nun einmal betrogen sein will, und daß sie sich von „genialer" Unverfrorenheit und kühnem Autodidaktenthum mehr imponiren läßt, als von bescheidenem, ernstem und gründlichem Wissen und Können. Hier wie in andern Geschäftszweigen hatte er wieder subalterne Kräfte zur Hand, welche die eigentliche mechanische Geschäftsarbeit besorgten, mit deren Hilfe er sich orientiren konnte, um sie dann vollständig in seinen Diensten und nach seinen Ideen arbeiten zu lassen. Im Ausbeuten Anderer hatte er schon eine große Gewandtheit erworben. In zwei Jahren hoffte er alle Rechnungen und Acten persönlich zu kennen, die ganze Beamtenschaft und alle Verhältnisse zu durchschauen und alle Fäden in seiner Hand zu sammeln. So wunderlich seine Poetenlaunen mit fast jedem Tage wechselten, so trocken und prosaisch ihm allmählich das neue Ressort auch vorkam, so ging es ein Jahr lang doch ziemlich gut; er konnte am Ostersonntag 1783 an Knebel schreiben: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich mir vor'm Jahr dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das Festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen." [2]

Die Geburt eines Erbprinzen, am 3. Febr. 1783, hatte wieder eine Annäherung zwischen Herzog und Herzogin herbeigeführt,

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 337.

[2] Guhrauer I. 44.

Hof und Land mit Freude erfüllt. Herder hielt die Festrede, in der, sogar zu Göthe's Verwunderung, kein einziges christliches Motiv angeschlagen war[1]. Doch die frohen Tage zogen rasch vorüber, und wenn man ihre Zahl gegen all die Klagen hält, die er brieflich der Frau von Stein ausschüttet, so sieht man bald, daß der neue Finanzminister ein sehr geplagter Mann war und im Grunde wenig frohe Stunden hatte.

„Meine Geschäfte gehen stille hin," so schreibt er ihr am 11. September 1782[2], „Zerstreuung hab' ich nicht, meine Erholungen selbst sind absichtlich und gebunden." „Ich sehe fast niemand," schreibt er im November an Knebel, „außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat; ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen (äußerlich versteht sich) getrennt und so befinde ich mich am besten. — Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen größern Begriff erlaube (sic!) entschuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Theil dran, und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben; beide seh' ich selten."[3] Gar sehr vermißte er jetzt seine poetische Garteneinsamkeit. „Ich strich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige...", so klagte er der Frau von Stein. „Wie viel habe ich verloren, da ich jenen stillen Aufenthalt verlassen mußte! Es war der zweite Faden der mich hielt, jetzt hänge ich ganz allein an Dir und Gott sei Dank ist dies der stärkste."[4]

So lamentirt er fast von Tag zu Tag. Die Briefe an Frau von Stein, sonst schon eine langweilige Tautologie der Liebe, gehen um diese Zeit in ein Moll über, das ganz unausstehlich

---

[1] Düntzer, Aus Herders Nachlaß. I. 73.
[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 246.
[3] Guhrauer I. 38. 39. [4] Schöll II. 264.

iſt, zumal wenn man bedenkt, daß der Dichter ſich ſelbſt alle die Feſſeln geſchmiedet, unter denen er weibiſch ächzt und ſeufzt. Auch nach der Geburt des Erbprinzen nahmen dieſe Seufzerkaſten-Melodieen ihren faſt ununterbrochenen Fortgang.

Am 7. April 1783 heißt es: „Es ſind ſchon wieder allerlei Geiſter los, die mich umſumſen; am ſchlimmſten plagt mich der Teufel des Unverſtands, des Unbegriffs und der Unanſtelligkeit von manchen Menſchen.“ Und noch in der Oſterwoche, nachdem er eben triumphirend auf ſein erſtes Finanzjahr zurückgeblickt, ſinkt er zu dem verzweifelten Geſtändniß herab: „Ich bin wohl. Nur iſt es ein ſauer Stück Brod, wenn man drauf angenommen iſt, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr ſucht mich kein angenehmes Geſchäft auf, und man wird von Noth und Ungeſchick der Menſchen immer hin und wieder gezogen.“ [1]

Obwohl er mit ſeiner eigenen Geſchäftsführung ganz zufrieden war, ja oft in größter Selbſtgefälligkeit ſich darin beſpiegelte, ſo geht doch aus einem ſpäteren Briefe (aus Italien) unzweifelhaft hervor, daß der Herzog unter ſeiner Finanzverwaltung nicht bloß viel Aerger und Verdruß erntete, ſondern auch durch die autodidaktiſchen Finanzexperimente Göthe's materielle Verluſte erlitt [2]. Wie hoch ſich dieſe Verluſte beliefen, haben die Göthe-Forſcher bis jetzt nicht näher unterſucht. Sie reden an dieſer Stelle nur von ſeiner „Uneigennützigkeit“, wozu er, wie zu allem ſeinem Lob, ſchon ſelbſt den Ton angegeben hat.

„Einen Parvenu wie mich,“ ſo ſagte er ſpäter, „konnte bloß die entſchiedenſte Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen ſchriftſtelleriſchen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugeſetzt und erſt mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient.“ [3]

---

[1] Schöll II. 305. 310.

[2] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe I. 117.

[3] Burkhardt, Unterh. mit Kanzler v. Müller. S. 53.

Das tönt sehr schön, ist aber bloße Schönfärberei. Bei nur einigem Fleiß hätte er aus seinem väterlichen Vermögen und dem Ertrag seiner Schriftstellerei bequem leben können. Beides kam auch jetzt ausschließlich ihm zu gut. Mit seinem Gehalt von erst 1200 und dann 1800 Thalern hatte er ein nicht bloß hinreichendes, sondern für Weimar glänzendes Auskommen. Er brauchte nicht zu sparen, um so weniger, als der Herzog ihm freie Wohnung verschaffte und er selbst keine Familie hatte, sondern fast das halbe Jahr bei Andern, meist noch bei Hof, zu Gaste war.

Jeden Tag hatte er mehrere Stunden für schriftstellerische Arbeiten und alle erdenklichen Dilettanterieen frei; er trieb neben seinen Poetereien alle anderen Wissenschaften und Künste, war ganze Wochen und Monate gar nicht auf seinen Bureaux; ja es stand ganz in seiner Macht, wie früher, unabhängig der schönen Kunst zu leben. Als vernünftiger Mann mußte er dem Herzog nach Kalbs Demission entschieden rathen, die verlotterte Finanzwirthschaft in die Hände eines geschulten und erfahrenen Finanzbeamten zu legen, der Personen und Verhältnisse oder wenigstens das Fach kannte[1], nicht aber sich selbst in die erledigte Stelle drängen, für die ihm alle Fachkenntniß und Schulung abging, so daß er selbst zwei volle Jahre für nöthig hielt, um sich autodidaktisch in dieselbe hineinzuleben. So auf Gerathewohl die Finanzverwaltung eines ganzen Landes auf sich zu nehmen, das war ein eitler, ehrgeiziger, fast kindischer Autodidaktenschwindel — „grenzenlose Uneigennützigkeit" war es sicher nicht.

Das wahrhaft lächerliche Experiment rächte sich aber nicht nur an des Herzogs Kasse, sondern auch an des Dichters Genie, Lebensglück, Gesundheit und ebenso an des Hofes vielgerühmter Geselligkeit und literarischer Entwicklung. Fruchtlos quälte er sich ab, seine geniale Dichterphantasie zu unterdrücken, um ein nüchterner Finanzbeamter zu werden; ebenso erfolglos bemühte

---

[1] In dieser Hinsicht hätte der Herzog und das Land sicher weit mehr an H. Merck gehabt; doch den wollte Göthe nicht nach Weimar kommen lassen.

er ſich, in andern Stunden ſich aus dem Actenſtaub ſeiner Bureaux in poetiſche Regionen zu erſchwingen. Der Pegaſus, dem er die Flügel über den Rücken gebunden, ward ein nur ſehr mittelmäßiger Karrengaul. Wenn er ihn Abends ausſchirrte und dichten wollte, dann waren die Flügel krumm und lahm. Das Fliegen ging nicht; wehmüthig ſchlich er ſich zur Frau von Stein, um das arme Thier ſtreicheln und ihm ſagen zu laſſen, daß es doch noch das geliebte Pferd der Muſen ſei. Aus dem unerquicklichen Gegenſatz der zwei feindlichen Lebensſphären entwickelte ſich nur dürftig ein troſtloſer Galgenhumor, der nicht mehr hinreichte, lebensluſtige Farcen zu erfinden, noch viel weniger, einen ganzen Hof zu erheitern. Das mußte der Hof fühlen, und Göthe war zu feinfühlig, um es nicht doppelt ſchwer mitzuempfinden. Er zehrte nur von dem Ruhm früherer Luſtigkeit und beſſerer Zeiten.

Das werthvollſte Product dieſer vier Jahre iſt wohl noch die zweite Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz"[1], eine lebendige, anſchauliche Reiſebeſchreibung, unter dem unmittelbaren Eindruck großartiger Naturſchönheiten zu Papier gebracht, nachher mit Sorgfalt redigirt und abgerundet, zwar noch ein wenig beeinflußt von Rouſſeau's Naturſchwärmerei, aber doch nicht von ihr beherrſcht. Von der kleinen Schweiz lernt man daraus allerdings nur ein kleines Stück kennen, die Ufer des Genferſees, das Thal der Rhone und den Gotthard, und zwar nur nach der pittoresken Seite, ohne tieferes Eingehen auf Leben, Sitte und Geſchichte der Bewohner; die eingeflochtene Legende des hl. Alexius und die Skizze des Gotthardhoſpizes iſt durch lächerlich-ſeichte Touriſtenanmerkungen verkleckst. Doch iſt die Naturſchilderung eine glänzende, ſie gehört zu den ſchönſten Beſchreibungen des Hochgebirges, die es gibt, auch in Sprache und Stil ein Muſter von Darſtellung.

Faſt läppiſch dagegen iſt das Singſpiel „Jery und Bätely", von dem Göthe ſpäter behauptete: „Die Gebirgsluft, die darinnen

[1] Göthe's Werke (Hempel). XVI. 439 ff.

weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten.“ [1] Unmittelbar nach Erfindung des Stückes (1780) urtheilte er selbst ganz anders: „Die Scene ist in der Schweiz, es sind aber Leute aus meiner Fabrik“ [2]; d. h. eine Spröde mit Milcheimern, ein verliebter Poet im Sennenkostüm, ein väterlicher Philister, der sich trotz Alpenluft nicht zu helfen weiß, ein närrischer Soldat, der dem sehr dummen Liebhaber mit einer plumpen Kriegslist zu Hilfe kommt, und dazu ein paar dumme Liebesliedchen — das ist ungefähr Alles. „Es ist eingerichtet,“ sagt der Verfasser selbst, „daß es sich in der Ferne bei Licht gut ausnimmt“ [3], d. h. auf etwas Singsang und Operetteneffect berechnet.

Als Göthe im Sommer 1780 wieder etwas Neues für die Liebhaberbühne liefern sollte, war seine Erfindungskraft so erschöpft, daß er zu Aristophanes griff und einen Theil der „Vögel“ mit Anspielungen auf die Gegenwart zu verdeutschen suchte [4]. Es ist schlimm, wenn man seinen Humor in Griechenland suchen muß. Der Witz wurde so gelehrt, daß man heute einen doppelten Commentar braucht, um ihn zu verstehen, einen für die griechischen, einen für die weimarischen Bestandtheile. Die Vergleichung der beiden Elemente fällt, sowohl was Erfindung und Geist, als was Form und Sprache betrifft, entschieden zu Gunsten des griechischen Dichters aus. Für den Weimarer Hof aber lag der Hauptwitz keineswegs in tiefer Kenntniß des Griechischen, sondern in den närrischen Vogelmasken, die jedermann verstand, und in Personalien, auf welche dieselben ergötzlich bezogen wurden [5].

---

[1] Ebd. IX. 143 ff. Der gute Philister Riemer glaubte ihm das und witterte Alpenluft darin. Mittheilungen II. 111.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 283. Strehlke meint, Jery und Thomas zusammen seien = Göthe, Bätely Frau von Stein und der alte Papa „Herder“. Das Stück wird dadurch kein Haar gescheiter.

[3] Schöll II. 283.

[4] Werke (Hempel). VIII. 371.

[5] S. Köpert, Ueber „Göthe's Vögel“. Berlin 1874. Cal-

Im Jahr 1781 gedieh nicht einmal mehr eine ſolche Traveſtie, ſondern bloß Texte zu ein paar Maskenzügen, die ſich zur Abwechslung an den Nordpol verirrten: „Ein Zug Lappländer" und „Aufzug des Winters". Dieſer hofdämlichen Maskenpoeſie folgten 1782 „Die weiblichen Tugenden", der „Aufzug der vier Weltalter"[1] und das pantomimiſche Ballet „Die Entführung"[2]. Im Sommer ſchrieb Göthe raſch ein paar nichtsſagende Scenen dahin, um an der Ilm von der ſchönen Corona Schröter ſeinen „Erlkönig" und ein paar Gedichte von Herder ſingen zu laſſen. Man war höflich genug, dieß für ein Singſpiel hinzunehmen, und ſo kam die ſentimentale Hudelei denn auch glücklich als „Die Fiſcherin"[3] in die geſammelten Werke.

Während der Winterſaiſon 1783 ſank der Geſchmack und das dramatiſche Intereſſe am Hof, ſowie die poetiſche Thätigkeit Göthe's noch tiefer herab. Anſtatt Stücke zu ſchreiben, zu memoriren und einzuüben, fand man es vortheilhafter, ſich artig zu maskiren und zu tanzen. Karl Auguſt eröffnete die bisher nur den Hofkreiſen zugänglichen Redouten für das große Publikum und übernahm ſelbſt die Koſten der Muſik, während die Herzogin-Mutter die Koſten der Heizung mütterlich mit ihm theilte. Der gewöhnlichſten Faſchingsunterhaltung wurden noch großartige Titel beigelegt. So hieß eine Redoute am 14. Februar: „Das Opfer im Hayn der Geiſter", und wurde darin dem kürzlich geborenen

---

vary und Comp. — Daß Herzogin Anna Amalia die obſcönen Derbheiten des Ariſtophanes im Original leſen wollte, verräth wenig weibliches Zartgefühl.

[1] S. die „Maskenzüge". Werke (Hempel) XI. 277 ff. „Was gebe ich Ihnen von hier Neues?" ſo heißt es in einem Brief vom 6. Febr. 1782, „Gelehrtes — wirklich nicht, denn daß uns Göthe neulich ein Schauſpiel ohne Namen gab, mehr pantomimirt, mehr getanzt, gezaubert und maſchinirt, als geſungen und geſprochen, ... iſt nichts Intereſſantes" u. ſ. w. Aug. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. Leipzig 1855. S. 40.

[2] Burkhardt, Liebhaberbühne. Grenzboten 1873. III.

[3] Werke (Hempel). IX. 173 ff.

Erbprinzen von Göthe „das Horoskop der Elementargeister" gestellt. Doch Schneider und Putzmacherin verdrängten immer mehr die neun Musen, und am 13. März vereinigten sich die Väter der deutschen Literatur sogar dazu, ihre schönen Verkleidungen unter freiem Himmel von allen Neugierigen in Stadt und Land und vorab von der lieben Jugend bewundern zu lassen [1].

Den Zug eröffnete ein Trupp türkischer Reiter mit Roßschweif und Fahnen. Darauf erschien der Landesfürst Herzog Karl August, an der Spitze seines Corps, mit einer Weste von drap d'argent und mit einem mit Hermelin besetzten Dolman von drap d'or. Die Pferde strahlten in reichstem Schmuck. Fackelträger und Janitscharen begleiteten den Fürsten, ein Wagen mit Trompetern und Paukern folgte ihm. In mittelalterlicher Tracht zeigte sich dann der Herr von Schardt als „Carneval" mit Pierrot (dem Herrn von Einsiedel), Scapin (dem Major von Fritsch) und Polichinell (dem Herrn von Seckendorf), den noch eine ganze Schaar von Polichinellen, weiß und roth, umgaben. Auf einem mit weißem Bärenfell behangenen Pferde folgte sodann der Winter (Oberstallmeister von Stein) mit einem Gefolge von Fackelträgern, Hermelinfängern, grönländischen Bauern und Lappländern. Dann ließen sich zwei „Ritter" sehen, der eine, Graf von Werthern [2], in niederländischer Tracht, der andere, Göthe, in altdeutscher Tracht von weißem Atlas mit rothem Purpurmantel, mit einem Gefolge von Knaben in weißem und gelbem Costüm. Die nächsten im Zuge waren: ein geharnischter Ritter (von Grote) mit Reisigen und Wappenträgern, ein Bergmann (von Lichtenberg), ein Berggeist (Geheimrath von Schardt), zwei polnische Pferdejuden (Baron von Werther und Kammerjunker von Staff), dann eine ganze Bauernhochzeit mit

[1] S. die ausführliche Beschreibung bei Burkhardt a. a. O. und das genaue Programm des Zuges bei Keil, Corona Schröter. S. 244.

[2] Im Programm heißt es „Herr Preuß. Staats- und Kriegs-Minister Graf und Herr von Werthern, und Herr Geheime-Rath v. Goethe".

ihrem Hausrath und den Dorfmuſikanten (ebenfalls durch lauter Herren „von“ repräſentirt), Sancho Panſa (Hofjunker von Lyncker), Don Quijote (Kammerherr von Wedel) mit ſpaniſchen Bauern. Auf den Ritter von der traurigen Geſtalt folgte die „Zeit“ (Hauptmann von Caſtrop) mit den flüchtigen Horen, dann ein Wagen mit der Stube des Malade imaginaire (Kammerjunker von Hendrich). Um den Unglücklichen waren ſein Arzt (Kammerherr von Staff), der Apotheker (von Stein), der Notar (von Arnswalde), zwei Hanswurſte (von Fritſch und von Lyncker) — und zwei Mönche durften auch nicht fehlen: das waren die Kammerherren von Witzleben und von Stubenvoll. Der halb feierliche, halb närriſche Geckenzug, 139 Mann ſtark, darunter 89 zu Pferde, defilirte durch alle Straßen der Stadt und kam zuletzt zu dem Platz vor dem Fürſtenhauſe zurück, wo Herzogin Louiſe auf dem Balkon erſchien. Karl Auguſt ließ ſeinen prächtigen Schimmel vor ihr leviren, und jeder der Anführer ſtellte ihr dann der Reihe nach ſeine Leute vor.

Bei ſolchen koſtſpieligen Kindereien war man angelangt, als Göthe Finanzminiſter wurde und für die dramatiſche Kunſt vollends den Athem verlor. Trotz aller guten Vorſätze, ſparſamer zu ſein, entſchloß ſich der Hof nunmehr, auf die Leiden und Freuden des Liebhabertheaters zu verzichten, und unterhandelte noch in dieſem Jahr mit dem Schauſpieler Bellomo und deſſen Truppe, welche dann auch an Stelle der Hoheiten und Excellenzen das Weimarer Theater übernahm.

Damit fiel für Göthe noch die letzte Anregung zu dramatiſchen Dichtungen und zugleich die günſtigſte Gelegenheit weg, ſich humoriſtiſch zu zerſtreuen. Anſtatt Scherze zu treiben und Theaterproben zu halten, brütete er jetzt darüber nach, das Geld wieder einzubringen, das man mit all der Faſchingsherrlichkeit vertrödelt hatte, und neues Geld beizuſchaffen, um fürder die Schauſpieler von Profeſſion zu bezahlen. Hätte er, wie er immer vorgab, ſeine Erlebniſſe wirklich aufrichtig literariſch gebeichtet, ſo müßten wir aus dieſer Zeit eine ſehr drollige Komödie haben, in welcher ein Poet Finanzminiſter wird, ſich mit all ſeinen

frühern Komödianten überwirft, beinahe Bankerott macht und nur durch einen „Triumph der Empfindſamkeit“ abgehalten wird, durchzubrennen.

Doch ſeine komiſche Lage ſo klar und wahr zu erfaſſen, war der Finanzminiſter viel zu eitel und viel zu ſentimental. Schon 1780 hatte er angefangen, ſeinen ſelbſtverſchuldeten Jammer mit den Leiden Taſſo's zu vergleichen und ſich ſelbſt in dem Bilde dieſes Dichters tragiſch zu verherrlichen. Allein die Proſa des Lebens laſtete zu ſchwer auf ihm und die Lage war objectiv zu närriſch, als daß er in eine fruchtbare tragiſche Stimmung hätte gelangen können. Ebenſo vergeblich bemühte er ſich, im Elpenor ein neues antikiſirendes Drama zu geſtalten. Auch der leichtfüßige Egmont hielt das Bureauleben nicht aus. Einige Scenen erinnern zwar heute noch an die ſtaatsmänniſch ſein wollende Wichtigthuerei und theatraliſche Geſchäftsexpedition des weimariſchen Miniſters; aber die Klärchengeſchichte wollte nicht voran, weil Klärchen zu alt geworden war, und der Aufſtand der vereinigten Niederlande kam dem Bureau-Chef nicht mehr gelegen, der bei ſeinen Leuten auf Ruhe, Ordnung, Ernſt und Subordination bringen mußte. Von „Fauſt“ und andern Projecten war gar nicht mehr die Rede. Sie quälten den Dichter nur als ſpöttiſche Erinnerung verſiegter Kraft und entſchwundenen Glücks. Er, der früher den „Werther“ in einigen Monaten dahingewühlt hatte, rechnete es ſich jetzt ſchon zum Glück, wenn es ihm gelang, nach langen proſaiſchen Wochen wieder ein paar Kapitelchen an ſeinem „Wilhelm Meiſter“ auszudüfteln, von dem im November 1783 das IV. Buch mit Ach und Krach endlich fertig ward — um noch dreizehn Jahre auf die letzte Redaction zu warten[1]. Biographiſch kann dieſer Roman nur als ein höchſt trauriges Document betrachtet werden. Denn um die elendeſten Liebesgeſchichten nicht etwa wie die alten Romanciers

[1] Erſt im Juni 1796 ward er vollendet. Es iſt deßhalb hier nicht der Ort, den Roman zu beſprechen. Eine Menge von Zügen und Beobachtungen darin rühren indeß jedenfalls aus dieſer Zeit her.

als Phantaſieſpiele, ſondern als eine „äſthetiſch-ſittliche Bildungsſchule" darzuſtellen, und dieſes widerliche Thema in vertraulichem tête-à-tête mit der Frau eines Andern durchzudebattiren, mußte der Dichter alles ſittliche Zartgefühl längſt verloren haben. Die ſchöne Sprache entſchädigt nicht für den unwürdigen und verderblichen Inhalt[1], und die einſchläfernde Langweiligkeit ganzer Partieen widerlegt an ſich ſchon die vielverbreitete Anſicht, als ob die ſogen. Liebe Charlottens ſeinem Dichtertalent fördernd zu ſtatten gekommen ſei. Es war nur ein trauriges Scheinmittel gegen ſeine innere, geiſtige Leere.

Selbſt die Sammlung ſeiner kleineren Gedichte mehrte ſich kaum. „Meine Göttin", „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau" ſind faſt die einzigen aus den Jahren 1780 bis 1784, die einen größeren Dichter verrathen. Die andern ſind höchſtens unbedeutende Stimmungsbildchen, Gelegenheitsverſe, kleine Complimente oder Seufzer an die Frau von Stein[2].

Vergeblich gründete die Herzogin Anna Amalia im Sommer 1781 das ſogenannte Tiefurter Journal, eine belletriſtiſche Zeitung, zu der ſich alle Schöngeiſter des Muſenhofes vereinigen ſollten, um das poetiſche Leben in neuen Schwung zu bringen. Schreibſelige Herren und Damen von geringerem Talent waren gleich bei der Hand, ihre Geiſtreichigkeit in dieſem bloß durch Schrift vervielfältigten Journal vor dem Hofe leuchten zu laſſen. Doch Göthe's Beiträge floſſen nur kümmerlich. Es iſt mehr ſein Name als ſeine eigentliche Thätigkeit, welche dieſem höfiſchen Zeitvertreib einige literariſche Berühmtheit verſchafft hat[3]. Da repräſentirte

[1] Abgeſehen von den direct unſittlichen Situationen, die ſchon Herder verurtheilte, hat der Roman ſchon dadurch äußerſt verderblich gewirkt, daß er den Jüngling zu Frauen in die Schule ſchickt, während der Charakter eines Jünglings, auch eines Künſtlers, doch nur unter dem Einfluß von Männern zu ächter Kraft und Tüchtigkeit heranreifen kann. S. Raich, Dorothea von Schlegel. I. 141, über die „Verziehung" A. W. von Schlegels.

[2] Göthe's Werke (Hempel). I. 109. 118. 142. 166. 231.

[3] S. „Das Tiefurter Journal", Aufſ. von Dr. C. A. H. Burk-

die Einſiedler Zeitung der Romantiker ein ganz anderes Kapital von Witz, Poeſie und Laune![1]

Durch ſeinen Mangel an gutem Humor, Stimmung und Schwung der Seele in aller Productivität gehemmt, unfähig, das literariſche Intereſſe des Hofes lebendig zu erhalten, zog ſich Göthe immer mehr in ſeinen ſentimentalen Schmollwinkel zurück und ſuchte ſeinen Troſt und ſeine Freude faſt ausſchließlich bei der Frau von Stein[2].

Unzweifelhaft iſt es eines der gottgewollten Ziele der Ehe, daß die Frau des Mannes Freundin und Tröſterin ſei, ihn beruhige und erfreue in den Kämpfen und Mühen des Lebens, ſeine Sorgen theile, ſeine Schmerzen lindere, an der Entwicklung ſeines Geiſtes Antheil nehme, ihn nach allen Seiten hin in ſeiner Lebensaufgabe unterſtütze. Dieſer ſchöne Beruf der Frau iſt jedoch nicht an die Schönheit des Leibes, an Geiſtreichigkeit und an andere zufällige Eigenſchaften geknüpft, ſondern an Pflicht und Recht, an das heiligſte und ehrwürdigſte Bündniß, das der menſchlichen Geſellſchaft und ihrer Erhaltung zu Grunde liegt. Er läßt ſich nicht erfüllen ohne jene unwandelbare Liebe und

---

hardt. Grenzboten 1871. III. 281 ff. Der Aufruf zur Betheiligung an dem Journal iſt vom 15. Auguſt 1781 datirt. Die Redaction beſorgte der Kammerherr Hildebrand von Einſiedel. Das Journal wurde von ſechs Copiſten in 11 Exemplaren geſchrieben und dann wie eine Zeitung verſandt, nicht erſt vorgeleſen. Das Copiren koſtete die Herzogin-Mutter 169 Thlr. 23 Gr. Von 1781 bis 1784 wurden 49 Nummern geſchrieben, dann war auch dieſe Spielerei wieder außer Mode. Göthe betheiligte ſich mit einigen Gedichten, die er ſchon in der Mappe hatte, theils mit neuen Kleinigkeiten. Merck gab zu dem Unternehmen wohl die beſte Kritik, indem er einen Beitrag mit dem Titel lieferte: „Wie eine unoccupirte Geſellſchaft für Langeweile zu verwahren ſei."

[1] Diel (Kreiten), Brentano. Freiburg 1877. I. 233.

[2] Vgl. Gödeke, Göthe's Leben. 200 ff. Er allein von den Biographen hat gewagt, dieſe „Unbefriedigung" deutlich und unverſchleiert zu zeichnen.

Treue, jenes rückhaltloſe Vertrauen, jene gegenſeitige Zuverſicht, welche nur eine ausſchließliche und unauflösliche Lebensgemeinſchaft begründen kann. Ein unlauteres Verhältniß, eine ſentimentale Liebelei, eine Freundſchaft, die ſich jeden Augenblick löſen kann, vermag nie und nimmer jene gottgewollte Aufgabe zu erfüllen. Nur wie ein Bettler oder Dieb kann ſich der Buhler eine Liebe erſchleichen, auf die er nach göttlichen wie menſchlichen Geſetzen kein Recht hat. Die ſo erſchlichene Liebe aber bietet kein wahres Vertrauen, keine Garantie, keine Sicherheit. Das böſe Gewiſſen hat ſtets die Eiferſucht als rächenden Quälgeiſt bei ſich, und keine Liebesverſicherung, auch täglich und ſtündlich wiederholt, kann das ruhige Glück gewähren, womit Gott nur die Treue des chriſtlichen Ehebundes geſegnet hat.

Es iſt deßhalb leicht begreiflich, daß Göthe in ſeinem unerlaubten Verhältniß zu Frau von Stein weder wahren Troſt, noch innere Befriedigung, noch wahren Muth und Stärke in ſeinen Seelenleiden fand, ja dieſe nur verſchärfte und unerträglicher machte. Wie von einem unruhigen Dämon gehetzt, ſeiner Liebe nie ſicher, glaubte er täglich ſie derſelben auf's Neue verſichern zu müſſen, ſchickte ihr täglich Geſchenke zum Anſehen, Riechen, Betaſten und Eſſen, ſchlich faſt täglich zu ihr, um ihr alle Lappalien ſeines äußern und innern Lebens auszukramen, erklärte ſie zu ſeiner Schweſter, Mutter und Frau, krümmte ſich wie „ein dummer Junge" zu ihren Füßen, ſeufzte wie ein unglücklicher Liebhaber zu ihr empor und rang der angeblichen „Schweſter" jene Familiarität ab, welche ſie als mütterliche Erzieherin oder als ſpröde Geliebte verſagte. Alle dieſe heiligſten und ſchönſten Verhältniſſe, das des Kindes zur Mutter, des Bruders zur Schweſter und des Geliebten zur rechtmäßigen Braut, hat Göthe in den oft halb wahnwitzigen Stilübungen ſeines Liebesromanes auf's Schmählichſte entwürdigt, die ehrwürdigſten Erinnerungen darin mißhandelt.

„Sie ſind wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte und geſund werde", ſo ſchreibt er ihr; aber bald darauf ſeufzt er: „Mir möchten faſt

die Knie zuſammenbrechen ſo ſchwer wird das Kreuz, das man faſt ganz allein trägt." — „Eine Liebe und Vertrauen ohne Gränzen iſt mir zur Gewohnheit worden", verſichert er ſie in künſtlichem Pathos, und drei Sätze ſpäter geſteht er: „Meine Seele iſt wie ein ewiges Feuerwerk ohne Raſt." „Daß Linchen (ihrer Tochter) neulich meine Trauben ſüß ſchmeckten," ſo ſagt er tändelnd, „iſt kein Wunder, ſie ſind durch dreier Verliebten Hände gegangen eh ſie zu ihrem Munde kamen"; ein paar Tage drauf vergleicht er ſich mit dem leidenden Erlöſer am Kreuze: „Ich weiß nicht warum, aber mir ſcheint, Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht. Mitleiden gewiß. So gehts aber dem, der ſtill vor ſich leidet, und durch Klagen weder die Seinigen ängſtigen noch ſich erweichen mag, wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama aſabthani (!) ruft, ſpricht das Volk, Du haſt andern geholfen, hilf dir ſelber und die Beſten überſetzens falſch und rufen dem Elias." [1]

Dann kommen wieder Paſteten und Braten, und Feldhuhn und Rehbraten, ein Strauß mit himmelfarbenem Band, und Frankfurter Marzipan und Schweinsköpfchen, und Schweinsrückchen und Spiegelkarpfen, und Brodtribut und ein Nachtweſtchen und anderes, was die Liebe warm erhält. Erſt nach ſechs Jahren ließ ſich Frau von Stein endlich permanent auf das vertrauliche „Du" ein.

„Meine Seele iſt feſt an die Deine angewachſen," verſichert er ſie jetzt [2], „ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu ſcheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch ſichtbar und geſetzlich zu eigen machte, wie werth ſollte es mir ſein. Und mein Novitiat [3] war doch lange genug — um ſich zu bedenken. Ich kann

---

[1] Schöll, Briefe I. 308. 321. 363. 365.

[2] Ebd. II. 45.

[3] Düntzer (Ch. von Stein und C. Schröter S. 212) bezieht

nicht mehr Sie ſchreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du ſagen konnte. . . . Noch etwas von meiner Reiſeandacht. — Die Juden haben Schnüre, mit denen ſie die Arme beim Gebet umwickeln, ſo wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte, und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft zu werden wünſche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! Du kannſt's, nicht nur wenn Du mich liebſt, ſondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubſt, daß ich Dich liebe!"

Ob dieſe „Gebete" je erhört worden ſind, muß wohl ſelbſt den glühendſten Verehrern Göthe's zweifelhaft erſcheinen, da er dieſelbe Frau, welche er jetzt um alle Cardinaltugenden anrief, nur wenige Jahre ſpäter als „Kaffeeſchweſter" von ſich ſtieß.

Das ſteht indeß unanfechtbar feſt, daß er von 1781 an mit der Frau von Stein ſo vertraulich wie mit einer Gattin verkehrte, in all ihre Herzens- und Familienverhältniſſe eingeweiht war, und ſie faſt ausnahmslos an ſeinem ganzen innern und äußern Leben Antheil nehmen ließ. Sie hütete zu großem Theil ſeine Künſtler- und Dichtermappe, kannte alle ſeine Gedichte, Zeichnungen, Pläne, Entwürfe, Arbeiten aller Art; bei ihr ſprach er ſich ſo vertraulich wie bei einer Gattin über die herzogliche Familie und den ganzen Hof, über die geheimſten ihm anvertrauten Geſchäfte und Sendungen aus, ihr gab er Rechenſchaft über Appetit und Schlaf, über die kleinſten Eigenheiten, über die tägliche Stimmung, über die innerſten Leiden und Freuden, an ſie richtete er ſeine offenſten Herzensergüſſe: an allen ſeinen Studien und Arbeiten mußte ſie Antheil nehmen. Mit ihr zeichnete und dichtete, modellirte und ſchnitzte er; mit ihr trieb er Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Meteorologie. Mit ihr machte er mikroſkopiſche Unterſuchungen und phyſikaliſche Ex-

---

dieſen Ausdruck auf ein „Gelübde" der Jungfräulichkeit!!! auf ein „Sacrament der Heiligung ſeiner Liebe"!!! Das paßt ganz zu ſeiner „Myſtik" und zu der Agape mit „Schwartemagen und Bratwurſt".

perimente. Ihr theilte er alle ſeine gelegentliche Lectüre mit. Spinoza und St. Martin, Lavater und Rouſſeau, Reiſebeſchreibungen und Tagesbrochüren — Alles was er las, mußte auch ſie leſen. Ueber Theater, Literatur, Politik und Leben hatten ſie ihr gemeinſames Forum: ganz Weimar mußte da Revue paſſiren. Die Beiden zuſammen wußten mehr als Herzog und Herzogin, Herder und Karoline, Wieland und ſeine Frau — ſie waren das „intereſſanteſte" Paar in ganz Weimar. Eine förmliche Ehe hätte keine größere Intimität herbeiführen können.

Um das Verhältniß noch familiärer zu geſtalten, nahm Göthe den einen Sohn Charlottens, Fritz, zu ſich, unterrichtete und erzog ihn nach Rouſſeau's Grundſätzen, ward ſogar ſein Schreiblehrer, tummelte ſich mit ihm und ſeinen Geſpielen herum, führte ihn auf Reiſen mit ſich — früher hatte er ihn ſogar als Modell benützen laſſen [1]. Aus den verſchiedenſten Zügen dieſer wunderlichen Liebſchaft mit der Frau eines Andern und eines faſt weiblichen Intereſſes für Kinder ſieht man genugſam, wie ihn ſein Naturell faſt unwiderſtehlich zur Gründung eines eigenen Familienlebens hindrängte und wie elend er ſich fühlen mußte, nur das unberechtigte Anhängſel einer fremden Familie zu ſein. Iſt auch der Ton ſeiner Correſpondenz von 1781 an etwas ruhiger als früher, ſo iſt doch immer noch von „Unarten", „böſen Geiſtern" u. dgl. die Rede.

Die jugendliche Kraftfülle früherer Jahre erloſch faſt gänzlich unter dem Pantoffel der ſchwachherzigen Sirene, an deren Theekeſſel „Glauben", Unglauben und Aberglauben ſich zum empfindſamen Bunde vereinigten. Denn am Sonntage ging ſie wohl in die Predigt und am Montag ließ ſie ſich Spinoza erklären. Sie und Göthe fabelten ewig von ſittlicher Reinigung, und hatten nicht ſo viel ſittliche Kraft, die einfachſten Gebote des natürlichen Sittengeſetzes zu beobachten.

Durch ihren Einfluß ſchwächte ſich Göthe's Titanentrotz zu jener ſeichten Allerweltsreligioſität ab, die mit religiöſen Gefühl-

[1] Keil, Tagebuch. S. 178.

chen wie mit Frauenempfindungen tändelt, jedes verbindliche Dogma in unverbindliche Stimmungen verduften läßt, alle großen Fragen der Menschheit theilnahmslos umgeht, über einem Kuß die ganze Welt vergißt und die unwürdigsten Liebeleien mit den Namen von Religion, Pflicht, Liebe, Dankbarkeit, Menschenliebe bemäntelt.

Göthe ward vollständig der Sklave eines Weibes, und darum auch kleinlich, launisch, weichlich, empfindlich — wie dieses Weib. Es ist eine Schmach für das deutsche Volk, und ein unsäglicher Schaden für die deutsche Jugend, daß dieses traurige Verhältniß zu einem der Glanzmomente in der Mythologie des Göthe-Cultus emporgedichtet worden ist. Welche Begriffe von geistiger Bildung muß eine Jugend bekommen, der ein Grimm emphatisch versichert:

„In dieser Atmosphäre sehen wir unter Frau von Steins Theilnahme die Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser zehn Jahre dastehen und die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt!“ [1] Welche Begriffe von Liebe und Ehe muß eine Jugend erhalten, der ein Düntzer diese unglückliche Frau mit dem Wunsche vorstellen darf: „Möge sie in dem Andenken der Nachwelt unter den edeln Seelen glänzen, deren Leben reine Liebe war und die, unter manchen Leiden sich selbst treu, Andern zum Segen wurden!“ [2]

Wie diese „freiern“ Anschauungen von Ehe und Liebe in Weimar selbst wirkten, sieht man an dem Beispiel des Prinzen Constantin [3]. Um diesen armen Prinzen von seiner unglücklichen Liebe zu Fräulein von Ilten zu curiren, schickten ihn Göthe und der Herzog 1781 mit dem Hofrath Albrecht, einem Stiefsohn Jerusalems, Mathematiker von Fach, auf Reisen. Allein wie Göthe fand der 23jährige Prinz die Mathematik weniger inter-

[1] Göthe. Vorlesungen. 1877. I. 314.

[2] Charlotte von Stein. I. 5.

[3] Ziemlich ausführlich erzählt Düntzer diese „mystische“ Geschichte: Karl August. I. 168. 173 ff. In seinem andern Werk Charlotte von Stein I. 200 nennt er sie eine „dumme“ Geschichte. Ja, dumm!

eſſant, als die Weiber, vertauſchte in Paris ſeinen lehrreichen Mentor mit einer franzöſiſchen Concubine, Madame Darſaincourt, und ging mit dieſer nach London durch. Als er ihrer hier nach Jahresfriſt überdrüſſig wurde, ſchickte er ſie nach Weimar. Hier erklärte ſie, daß ſie vom Prinzen ſchwanger ſei, und wurde nun, unter Göthe's väterlicher Direction, zum Förſter nach Tannroda gebracht, um ihre Niederkunft abzuwarten. Ein paar Monate ſpäter, im Mai, kam dann der Prinz mit einer neuen Geliebten, einer Engländerin, auf den Continent zurück und wollte ſie ganz unverfroren mit nach Weimar bringen. Aber nun hatte der ernſtſittliche Göthe und ſein Hof Bedenken; die Engländerin mußte an der Grenze bleiben, der Prinz wurde in Wilhelmsthal internirt, wohin dann Göthe ſelbſt ging, um „die Knoten in ſeinem Weſen" nach und nach zu löſen. Die Darſaincourt ließ er durch ſeinen eigenen Kammerdiener, der ſich auf ſo zarte Angelegenheit auch verſtanden zu haben ſcheint, nach Frankreich ſchaffen. Der Prinz wurde in ein kurſächſiſches Regiment geſteckt.

„Man kann ſich nichts armſeligeres denken"[1], meinte Göthe ſelbſt, als er die traurige Geſchichte gehört — und ſo iſt es wirklich mit dieſen unſauberen Verhältniſſen, die Düntzer „reine Liebe" nennt.

---

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 321.

14. Der Fürſtenbund. Trennung von Herzog und Miniſter.

1783—1785.

„Mir iſt in allen Geſchäften und Lebensverwicklungen das Abſolute meines Charakters ſehr zu ſtatten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang ſchweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer feſthalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, ſo drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts und links was da wollte.“

Göthe. Unterh. m. Kanzler v. Müller. S. 52.

„Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu ſehen, wie er (Göthe) bei dem Allem Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läßt.“

Wieland. 8. Jan. 1784.

Während man in Weimar Theater ſpielte und Duodezpolitik trieb, hatte der große Oheim in Berlin wacker an der Weltgeſchichte weiter gearbeitet. Sämmtliche Großmächte mußten mit dem kleinen Militärſtaat Preußen rechnen, den er durch ſeine Annexionen von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern bereits auf 6 Millionen gebracht hatte. Als Joſeph II. es verſuchte, ſich durch Ankauf eines Theils von Bayern für das verlorene Schleſien zu entſchädigen, veranlaßte Friedrich den Prätendenten Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken zu entſchiedenem Proteſt, trat als Anwalt der bedrohten Reichsverfaſſung an ſeine Seite und rückte mit 80 000 Mann in Böhmen ein. Maria Thereſia hatte wenig Luſt am Kriege. Freudig nahm ſie die Vermittelung der Kaiſerin Katharina von Rußland an, durch welche 1779 der Teſchener

Friede zu Stande kam. Oesterreich bekam die 50 □Meilen des sogenannten Innviertels und entsagte dafür all den Ansprüchen auf Bayern, welche die Juristen soeben noch haarscharf in's Lange und Breite bewiesen hatten. Im November des folgenden Jahres starb die Kaiserin und ihr Sohn Joseph sah endlich seinen heißesten Wunsch erfüllt, in die innere Politik seiner Erblande eingreifen und Oesterreich zu einem bureaukratischen Idealstaate umbilden zu können. Statt Preußen weiter zu bekämpfen, machte er Front gegen den Papst und bildete sich nichts Geringeres ein, als die katholische Kirche in Oesterreich gänzlich vom apostolischen Stuhle loszureißen und als untergeordnetes Cultusinstitut seinem Ministerium zu unterwerfen. Die religiösen Orden sollten beseitigt, die Bischöfe und der Säcularclerus in ein gefügiges Beamtenheer verwandelt werden. Eine unbegreifliche Verblendung hatte sich des sonst gutmüthigen, wohlmeinenden Kaisers bemächtigt. Hastig erließ er ein Decret um's andere, erst um das Ordensleben von allen Seiten einzuschnüren, dann es zu zerstören. Ebenso große Eile hatte er, den Säcularclerus im Sinn seines Polizeistaates zu „reformiren", und eine ansehnliche theologische Dienerschaft, Cardinal Herzan an der Spitze, bot Hand zum Werke.

Umsonst reiste Papst Pius VI. selbst nach Wien, um den jungen Monarchen in seinem verhängnißvollen Streben aufzuhalten und das katholische Oesterreich zu retten. Kaunitz und Herzan trugen über den wehrlosen Greis, den von allen irdischen Mächten verlassenen Hohenpriester, einen wohlfeilen Sieg davon. Jetzt erst ging die „Reform" im Sturmschritt weiter. Joseph verlangte eine neue Diöcesaneintheilung, nahm eigenmächtige Bischofsernennungen vor, hob Klöster auf, riß Kirchengut an sich, griff in die Ehegesetzgebung der Kirche ein, warf Gregor VII. und den hl. Benno aus dem Brevier, die Nachtmahlbulle und die Bulle Unigenitus aus den kirchenrechtlichen Sammlungen, verbot den Besuch des deutschen Collegs in Rom, normirte den Gottesdienst, maßregelte Pfarrer und Küster und eröffnete durch sein Toleranzedict dem Protestantismus Thür und

Thor[1]. So rücksichtslos mischte er sich in die innern Angelegenheiten der Kirche und in die Sachen des Gewissens, so revolutionär vergriff er sich an der bestehenden Ordnung der Dinge, daß seine Maßregeln selbst dem jungen Herzog Karl August bedenklich erschienen.

„Die Handlungen des Kaisers," schrieb dieser an Merck[2], „können aus vielerlei Augenpunkten angesehen werden. Sie haben sehr viel Aehnliches von Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menschen, aber doch der innern Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und, quod probe notandum, ablaufen wird, das laß' ich dahingestellt sein. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Freicorpsdictum: ‚Der Teufel hol die Pfaffen', oder wie ein philosophischer Begriff, daß niemand Unnützes im Staate leben solle (Beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonder Ding. Man glaubt zwar von herrschaftswegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effektive die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanz-Uebersicht vielen Respect; aber mich dünkt doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und Nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus langer Weile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen

[1] J. von Huth, Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrh. Augsburg 1809. II. 122 ff. 517 ff. — Seb. Brunner, Die theol. Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien 1868. — Brück, Rationalistische Bestrebungen. Mainz 1865. S. 11 ff. 116 ff. — Seb. Brunner, Mysterien der Aufklärung. Mainz 1869, und Joseph II. Freiburg 1874.

[2] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 189. 190.

angesehen werden, welche eines Besitzthums und Existenz unfähig wären. Es möchte wohl alsdann etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedienungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte. Denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche für meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müsse."

Friedrich II. sah den Todtengräberarbeiten lächelnd zu, durch welche der aufgeklärte Kaiser die Beerdigung des alten Reiches vorbereitete. So frivol ungläubig er war, so herzlich verachtete er die übrigen Monarchen Europa's, unter deren Scepter die seichte Aufklärung der Zeit emporgeblüht war, die sämmtlich unter dem Pantoffel ihrer Minister standen, von denen keiner selbst zu regieren wußte.

„Großer Gott!" ruft er in einem Briefe aus, „von was für Wesen hängt das Loos der unglücklichen Sterblichen ab! Ein König von Frankreich, der keine Idee von den Interessen seines Reiches hat, ein König von Spanien verrückt, eine Königin von Portugal ihrem Beichtvater unterworfen, ein König von England, den Bute am Gängelband führt, ein König von Neapel, würdig des Narrenhauses, eine Czarin, ebenso hochmüthig gegen Europa, als gemein und niedrig gegen ihre Buhlen." [1]

Der Papst war in den Augen des kriegerischen Realpolitikers nur ein ohnmächtiger Priester; der Kampf des Kaisers gegen Rom kam ihm wie eine drollige Don-Quijoterie vor.

„Der Papst ist in Rom," sagt er in einem Schreiben an seinen Neffen in Braunschweig, „der Kaiser und der Fürst Kaunitz sind darüber außerordentlich in Verlegenheit; der heilige Vater will diesen widerspenstigen Sohn beugen und wenn es

[1] L. von Ranke, Sämmtliche Werke XXXI. XXXII. 460.

nicht gelingt, ihn durch den Arm eines ökumeniſchen Concils nöthigen. Dieſe Mittel ſind ſehr ſchwach gegen einen Potentaten, der 200 Tauſend Menſchen in Bewegung ſetzen kann; ich, in meiner Eigenſchaft als Excommunicirter, laſſe Jedermann als Schismatiker erklären, den der heilige Vater würdig befindet, dieſen Namen zu tragen, ſicher an meinem Herde vor den Blitzen des Vatican, vor dem Despotismus Kaunitzens und vor Joſephs Ungeſtüm." [1]

Nicht lange ſah indeß der „philoſophiſche" König der gewaltigen kirchenpolitiſchen Bewegung ſarkaſtiſch lächelnd zu. Der Kampf gegen Rom war im Sinne Joſephs nicht Selbſtzweck, ſondern nur ein Mittel, um den abſoluten Staat herzuſtellen und durch deſſen finanzielle, militäriſche und polizeiliche Centraliſation die Hegemonie Oeſterreichs wieder zu erringen. Oeſterreich ſollte ein zweites Preußen werden, um Preußen zurückzudrängen. Mit der durchaus verfehlten und verhängnißvollen Kirchenpolitik des Kaiſers aber miſchte ſich der an ſich nicht unberechtigte Plan, dem kaiſerlichen Anſehen in Deutſchland wieder Geltung zu verſchaffen und dadurch die alte Reichsverfaſſung vor dem Untergang zu bewahren. Doch die Maßregeln, die er ergriff, um das kaiſerliche Anſehen wieder zur Geltung zu bringen, führten, bei ſeinem rückſichtsloſen Ungeſtüm und bei der ängſtlichen Eiferſucht der Reichsſtände auf ihre beſondern Rechte, gerade das Gegentheil herbei. Es wurden allüberall Klagen laut, daß er die Rechte der Stände, die Reichsverfaſſung und mit ihr den alten Stand der Dinge überhaupt bedrohe. Eiferſüchtig bekämpfte man ſein Streben, die reichſten und einflußreichſten deutſchen Bisthümer, Köln, Münſter, Paderborn, Hildesheim, Lüttich, an ſeinen geiſtlichen Bruder Maximilian zu bringen. Bittere Klagen wurden laut, als er öſterreichiſchen Invaliden ſog. Panisbriefe ausſtellte und ſie damit zur Verpflegung an deutſche Fürſten überwies, welche ehemalige Stifte beerbt und ſäculariſirt hatten. Die Markgrafſchaft Burgau beklagte ſich, daß ihr die „öſter-

[1] Ebd. S. 464.

reichiſche uneingeſchränkte Landeshoheit aufgenöthigt worden ſei"; der ſchwäbiſche Kreis, daß man ihn mit unausgeſetzten Eingriffen in ſeine Rechte quäle und ihm z. B. alles hilfsbedürftige, liederliche, heimathloſe Geſindel, deſſen die Wiener Polizei los ſein wollte, zugeſchickt habe. Ernſten Widerſpruch rief es hervor, daß Joſeph „gegen alles Vertragsrecht" gewaltſam und tumultuariſch den öſterreichiſchen Bisthumsantheil des Sprengels Paſſau von dem dortigen Hochſtift losriß. Ebenſo erbitterten ähnliche Verſuche an den Bisthümern Chur, Konſtanz, Regensburg, Salzburg und Lüttich. Am meiſten aber fühlte ſich Preußen und mit ihm viele der kleinern Reichsſtände herausgefordert, als Kaiſer Joſeph den Plan wieder aufnahm, einen Theil von Bayern an Oeſterreich zu bringen. Das Project wurde dießmal in die Form eines Tauſches gebracht. Der Kurfürſt Karl Theodor ſollte für ſein Bayern die öſterreichiſchen Niederlande und dazu anderthalb Millionen Gulden erhalten; ſeinem präſumtiven Erben, dem Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der wegen Maitreſſenwirthſchaft in ſteter Geldverlegenheit war, wurde eine Million, ſeinem ebenſo liederlichen Bruder Prinzen Maximilian eine halbe Million Gulden in Ausſicht geſtellt; in den Zeitungen war ſchon von einem Königreich Belgien die Rede [1].

Durch dieſe Maßregeln des Kaiſers und die Mißſtimmung der Fürſten und Stände ſah ſich Friedrich II. in die günſtige Lage verſetzt, ſich als Vertheidiger „der deutſchen Verfaſſung" gegen den Kaiſer aufſpielen zu können.

„O ihr Götter!" rief er aus, „mit was für einem infamen Kram haben wir zu ſchaffen! Wie werden wir, bloß von feigen und käuflichen Canaillen umgeben, allein die deutſche Verfaſſung aufrecht erhalten und uns der ſchamloſen Räuberei dieſes verfluchten Wiener Tyrannen entgegenſetzen können? All das bringt mich aus den Angeln. Denn in einer ſo allgemeinen Verwir-

[1] L. Häuſſer, Deutſche Geſchichte. Berlin 1869. I. 157 ff. K. A. Menzel, Neuere Geſchichte der Deutſchen. Breslau 1855. VI. 145 ff.

rung wie dieſe hat man nicht einmal genug Anhaltspunkte, um Conjecturen zu bilden.“ [1]

Seinem Ruf um Hilfe war unterdeſſen eine Anzahl von Fürſten bereits zuvorgekommen: ob auf Anregung von Berlin aus, das kann hier unerörtert gelaſſen werden. Genug, an mehreren der kleinen Höfe waren all die eben erwähnten Klagen gegen Joſeph bereits emſig beſprochen worden und damit zugleich der Gedanke aufgetaucht, „zur Wahrung und geſetzlichen Reform der Reichsverfaſſung“ eine reichsſtändiſche Union in's Leben zu rufen. Der Gedanke fand lebhaften Anklang und wurde erſt von den Fürſten und ihren Räthen, dann von den Fürſten unter ſich, unter ſtrengem Geheimniß in vertraulichen Zuſammenkünften debattirt. Der Markgraf von Baden und ſein Miniſter Edelsheim entwarfen die Skizze einer ſolchen Vereinbarung. Edelsheim trat mit den Höfen von Deſſau, Braunſchweig, Gotha, Weimar und Zweibrücken in Verbindung und ſuchte auch die geiſtlichen Reichsfürſten für den Plan zu gewinnen. Das literariſche und theatraliſche Plaiſirleben an den kleinen Höfen ermöglichte es, die diplomatiſchen Unterhandlungen anfänglich völlig zu maskiren. Im Herbſt 1783 erſchienen erſt der Markgraf und der Erbprinz von Baden in Weimar, dann der Fürſt von Deſſau, welcher die badiſche Denkſchrift weiter nach Braunſchweig und im Januar 1784 an den Hof von Berlin beförderte [2].

Durch dieſe Negociationen war der Herzog von Sachſen-Weimar und Göthe, ſein Miniſter, zum erſten Mal in die günſtige Gelegenheit verſetzt, eine Rolle in der hohen Politik zu ſpielen und über die wichtigſten Intereſſen Deutſchlands ihr Wort

---

[1] Ranke a. a. O. S. 466.

[2] Vgl. Ranke, Die deutſchen Mächte und der Fürſtenbund. Werke XXXI. und XXXII. 65 ff. 147 ff. und die intereſſanten Aktenſtücke 468 ff. — Adolph Schmidt, Geſchichte der preußiſch-deutſchen Unionsbeſtrebungen. Leipzig 1851; von demſ. Preußens deutſche Politik. Ebd. 1850. — J. Müller, Darſtellung des Fürſtenbundes. Leipzig 1787. — Dohm, Ueber den deutſchen Fürſtenbund. Berlin 1785.

mitzusprechen. Karl August war erst 26 Jahre alt, aber voll fürstlichen Bewußtseins. Das bloße Theaterleben, Göthe's Wiesenbewässerungen und das Ilmenauer Bergwerk erschöpften seinen Trieb nach Regierungsthätigkeit nicht. Die Dilettanterie mit Gemälden, Stichen, Steinen, Pflanzen und Knochen interessirte ihn zeitweilig; doch zu einem Mann der Wissenschaft war er nicht geboren. Er griff mit beiden Händen zu, als sich die bedeutendere politische Thätigkeit nach Außen darbot, studirte das ganze Unionsproject, berieth es mit seinen Nachbarn zu Dessau und Gotha und übernahm im Jahre 1784 persönlich die wichtigsten Verhandlungen mit Braunschweig, Preußen, Mainz und Zweibrücken.

Kein Punkt in Göthe's Leben ist von den Forschern bis jetzt so vernachlässigt worden, als diese, man kann sagen, bedeutendste Epoche, wo er sein Genie als Staatsmann auf's Glänzendste hätte leuchten lassen können, wenn er wirklich eine hohe staatsmännische Begabung und das damit verbundene Interesse für die wichtigsten politischen Fragen besessen hätte. Rosig war die Lage allerdings keineswegs, und man darf sich schon die Frage stellen, ob Karl August klug und richtig gehandelt, sich mit so jugendlicher Begeisterung für „die deutsche Verfassung" und deren Reform der preußischen Politik in die Arme zu werfen. Immerhin standen die höchsten politischen und religiösen Interessen auf dem Spiel, Interessen von weittragendster Bedeutung für das Herzogthum, für ganz Deutschland, eventuell für die gesammte europäische Politik. Dem Staatsmann wie dem Patrioten war Gelegenheit zum Wirken gegeben. Zum wenigsten konnte man von einem Mann, der sich auf Kosten seiner schriftstellerischen Anlagen in die politische Laufbahn eines Reformministers gedrängt, erwarten, daß er jetzt wenigstens einmal den Jahrmarktströdel von Plundersweilen, Weiber und Theater liegen lassen und sich ernst und entschieden mit den wichtigsten Fragen seines Vaterlandes beschäftigen würde. Doch Göthe war weder Staatsmann noch Patriot.

Mehr Dichter als Diplomat, mehr ein Freund der Frauen

als der Männer, war er bis jetzt nur darauf bedacht gewesen, seinen Herzog zu einem friedlichen Landesfürsten und Dichtergönner heranzubilden. Seinen Hang zur Jagd und Militarismus hatte er nach Möglichkeit zu dämpfen gesucht. Es interessirte ihn zwar, Berlin Anfangs 1778 gerade in dem Augenblicke zu sehen, als der König sich eben zum Kriege rüstete; aber das war für ihn ein Schauspiel wie ein anderes. Die hohe Politik interessirte ihn nicht, und der preußische Militärstaat am wenigsten. „Dem alten Fritz," schrieb er an Merck, „bin ich recht nah worden, da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören." [1] In dem bunten Treiben der kriegerischen Königsstadt fand er schließlich nur ein sehr mechanisches Uhrwerk. „Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt." [2] Daran knüpft sich das Geständniß an Frau von Stein:

„So viel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen. Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen. Ich bete die Götter an und fühle mir doch Muth genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen, wie ihr Bild, die Menschen."

Mochte sich auch die brausende Welt- und Preußenverachtung des Frankfurter Advocaten seither durch manche fürstliche Besuche,

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 138.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 168. 169.

Bureauqualen und Ministersorgen ein wenig gedämpft haben, so waren die Umstände jedoch wenig dazu angethan, ihn für die Sache des Fürstenbundes zu begeistern. Seinen eigentlichen Halt konnte der Bund nur in Preußen finden. Der „abgelebte Löwe" in Berlin aber war und blieb ihm widerwärtig, nachdem derselbe einmal seinen Götz von Berlichingen als eine „verabscheuungswürdige Nachahmung" englischer Dramatik zu Schanden kritisirt hatte. Einer der einflußreichsten Diplomaten des alten Königs, sein Gesandter in St. Petersburg, war derselbe Graf Görtz, der in Weimar vor Göthe's Einfluß die Segel hatte streichen müssen, der das „Genieleben" auf's Strengste verurtheilt und nicht ohne Grund in weitesten Kreisen discreditirt hatte. Aus der ansehnlichen Correspondenz Göthe's aber ist nirgends ersichtlich, daß er großen Antheil an den deutschen Reichs-, Rechts- und Verfassungsfragen genommen hätte.

Indessen ließ er es sich gefallen, dem Herzog als Geheimschreiber in den Verhandlungen zu dienen, welche dieser ganz geheim mit Frankreich pflog, um den geplanten deutschen Bund eventuell auf dessen Hilfe zu stützen. Im August 1784 begleitete er dann, obgleich ziemlich widerwillig[1], seinen Herzog nach Braunschweig und half ihm hier sowohl seine geheimen Unterhandlungen führen, als auch die nöthigen Acten schreiben und Beides mit literarischem und anderem Gerede bei Hofe sorgfältig verschleiern. Die Correspondenz mit Frau von Stein wird vom 18. August an plötzlich französisch — das war die Sprache der Diplomatie. Mitten in der diplomatischen Komödie der Unionsverhandlungen[2] schrieb denn der größte deutsche Dichter an seine einundvierzigjährige Geliebte:

[1] „Ich werde wohl mit müssen," schreibt er an Charlotte. Schöll III. 77.

[2] Ranke, Sämmtliche Werke. Berlin 1875. XXXI. 74. „Die diese Verhandlungen betreffenden Correspondenzen und Briefe haben die Ehre gehabt, daß sie von Göthe's Hand — denn eines zuverlässigen vertrauten Geheimschreibers bedurfte es — für den Herzog Karl August abgeschrieben worden sind."

„Je ne sens mon existence que par toi, tu m'as appris à aimer moi-meme, tu m'as donné une patrie, une langue, un stile, et je finirois par t'ecrire des phrases. Mon amie cela ne se peut pas. Cependant je poursuivrai car si jamais je pourrai apprendre cette langue que tout le monde croit scavoir, ce sera par toi et je serai bien aise de te devoir aussi ce talent comme je te dois tant de choses qui valent beaucoup mieux.“ [1]

Um ſich im Franzöſiſchen zu üben, fuhr er etliche Zeit fort, ihr ſeine Liebe franzöſiſch zu erklären und ihr ſeine kleinen Tagebuch-Neuigkeiten franzöſiſch zu geben. Ueber die Verhandlungen ſelbſt durfte er es nicht wagen, ſich ſchriftlich zu äußern. Er ſchrieb ihr nur im Allgemeinen, daß Alles gut ginge:

„D'ailleur tout va bien ici, ce qui etait le but serieux de notre voyage a parfaitement bien reussi. C'est un secret que je te confie, car tout le monde croit surement que nous ne sommes venus que pour nous amuser.“ [2]

Hocherfreut über den glücklichen Gang der Geſchäfte, beſchloß der Herzog, ſelbſt nach Zweibrücken zu gehen, von welchem Hofe am meiſten für die projectirte Union abhing. Es galt, den Pfalzgrafen von Oeſterreich abzuziehen und dadurch die Pläne des Fürſten Kaunitz auf Bayern zu vereiteln. Mehr als in Braunſchweig wäre hier die Perſönlichkeit Göthe's vortheilhaft geweſen, den herzoglichen Beſuch als eine Sache ſchöngeiſtiger Unterhaltung erſcheinen zu laſſen. Der Herzog lud ihn auch ein; doch Göthe nahm nicht an; er wollte, wie er der Frau von Stein ſchrieb, ſeinen eigenen Geſchäften nachgehen und im Uebrigen ganz für ſie leben [3]. Der Herzog reiste alſo Mitte September (1784) ohne ihn ab, woraus ſchon genugſam erhellt, daß er in der ganzen Angelegenheit ſehr ſelbſtändig handelte und durchaus nicht an Göthe's Hilfeleiſtung gebunden war. In Weimar verbreitete

[1] Schöll III. 85. [2] Ebd. III. 98.

[3] Je ferai mes affaires et le reste du temps je n'existerai que pour toi. Ebd. III. 106.

ſich bald darauf das Gerücht, es ſei zwiſchen Beiden ein Zerwürfniß eingetreten. Ganz unwahrſcheinlich iſt das nicht. Göthe mußte mit einigem Verdruſſe wahrnehmen, daß der Herzog die hohe Politik benützte, um ſeiner bisherigen Leitung zu entſchlüpfen. Doch war er ſchon zu feiner Hofmann, um ſich einer ſittlichen Entrüſtung zu überlaſſen. Nur beantwortete er die Nachrichten des Fürſten über den Verlauf der Unterhandlungen mit kühler Reſerve und gab ihm einen väterlichen Wink, aus der haute politique wieder in's Miniſterium des Innern, der Landwirthſchaft, des Cultus und Theaters zurückzukehren.

„Zuerſt muß ich ſagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefes nicht befremdet hat. Denn obgleich das Schachſpiel dieſer Erde nicht genug zu kalkuliren iſt, und ein fehlerhafter Zug manchmal Vortheil bringt, ſo ſchien es mir doch unmöglich, daß die Schritte des F. v. D.[1] zu etwas Gutem und Zweckmäßigem führen ſollten. Beſonders war ſeine letzte Reiſe ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgang, worüber ſich Marinelli mit Recht zu beſchweren hatte .... Es iſt mir denn aber doch jetzt ſehr lieb, daß Sie die Reiſe machen, Menſchen und Verhältniſſe ſelbſt ſehen und in der Folge ſich entweder zurückziehen oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handeln.“[2]

Göthe glaubte alſo ſeinen Einfluß nicht durch des Herzogs eigene ſelbſtändige Entſcheidung, ſondern durch fremden Einfluß durchkreuzt. Der übrige Inhalt des Briefes zeichnet die bürgerliche Kleinthätigkeit, welcher Göthe ſelbſt ſich widmete und in welche er den Herzog ſanft zurückzuführen wünſchte. Umreißen eines Angers in Daasdorf und Verhandlungen wegen Entſchädigungsgeſuchen; Umbau eines alten Hauſes in Weimar, des ſog. Grimmenſtein, in ein kleines Armenhaus; chemiſche Unterſuchung des Geſundbrunnens in Ilmenau, kleine Waſſercorrectionen in Jena und die Kammerrechnungen von Sachſen-Weimar-

[1] Fürſten von Deſſau.

[2] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe I. 34 ff.

Eisenach — — das waren dem Minister viel wichtigere Sachen, als der Fürstenbund und all die großen politischen Probleme, die damit verknüpft waren.

„Das fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten, wie es aufgenommen wird. — Einen Brief an Sömmering über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehstens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Waitz wird fast täglich besser, er hat den Casseler Elephantenschädel ganz trefflich gezeichnet."

In Darmstadt sollte Karl August bei dem dortigen Herzog 20 Louisd'or eintreiben, welche dieser dem Bergwerk in Ilmenau schuldete, in Zürich Lavater, in Emmendingen Schlosser grüßen. Von dem kleinen Fritz Stein, den er im Radiren unterrichtete, legte Göthe ein Probeblatt bei; von dessen Mutter klagte er, daß sie nach Kochberg gezogen und dort mit Hausſorgen geplagt sei. Dann mahnte er den Herzog fast wie einen Knaben:

„Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen Sie sich, wenn es nicht anders ist heraus, ohne Sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und compromitirt haben. Die Reise des B. fiel mir gleich auf. — Noch hat mir Bode einen Auftrag gegeben, auf den er sich balde Antwort erbittet. Sie haben ihm gewiß vor einiger Zeit gesagt, daß man Ihnen ein großes Kapital angeboten, das wahrscheinlich Jesuiten-Geld seye. Er habe für einen guten Freund die Summe von 40/m Thalern nöthig, ob Sie ihm nicht näher den Canal angeben könnten und wollten, durch den zu diesem Anlehn zu gelangen seye. — Einer Pariser Loge fällt es ein, einen neuen Congreß zusammen zu berufen, der das Schicksal des vorigen haben wird. Vielleicht hören Sie etwas in Straßburg davon. Bode ist auch eingeladen, es fehlt nur am feurigen Wagen zu dieser Prophetenreise."

Karl August ließ sich durch die Mahnungen seines bisherigen Mentors nicht beirren, sondern suchte sich seiner diplomatischen

Miſſion mit ebenſo viel Eifer als Vorſicht zu entledigen[1]. Er unterhandelte nämlich nicht in eigenem Namen, ſondern im Namen und Auftrag des Prinzen von Preußen. Das war der Einfluß, der ſich zwiſchen die beiden Freunde gedrängt und von dem Göthe fürchtete, daß er leicht den Herzog compromittiren könnte. Der Herr B., von welchem in dem Briefe die Rede iſt, war der preußiſche Major Biſchofswerder, des Prinzen vertrauteſter Adjutant, der dem Herzog von Zweibrücken im Auftrag des Prinzen von Preußen 100 000 Ducaten anbieten und ihn ſo aus der Geldklemme reißen ſollte, in welcher er ſich in Folge liederlicher Hofhaltung befand. Die Noth war groß. An Frankreich ſchuldete der Herzog von Zweibrücken 2 000 000 Livres, an den Canton Bern 770 000 Livres, nach Antwerpen 200 000 fl., in die Pfalz 150 000 fl., an Juden im Elſaß 30 000 fl., an noch rückſtändigen Intereſſen und Penſionen eine weitere Million. Das preußiſche Angebot ſollte den Herzog aus dieſen Nöthen erlöſen, und ſo verhindern, daß er ſich auf die Anerbietungen Oeſterreichs einließe. Aber es reichte bei weitem nicht hin und wurde deßhalb abgewieſen. Frankreich, dem daran gelegen war, weder Preußen noch Oeſterreich zu begünſtigen, ſtreckte dem halb bankerotten Fürſten 4, nach Andern 6 Millionen Livres vor, um ſeine Schulden zu bezahlen. Herzog Karl Auguſt, der nun weiter mit Zweibrücken hätte verhandeln ſollen, war in Verlegenheit; er bat den Prinzen von Preußen, ihn von ſeiner Sendung nach Zweibrücken zu dispenſiren. Im Einverſtändniß mit Edelsheim ging er unterdeſſen nach Mainz, um den dortigen Kurfürſten und ſeinen Bruder, den Biſchof von Bamberg (-Würzburg), in die Union hineinzuziehen. Das Memoire, worin er dem Prinzen von Preußen Bericht darüber erſtattete, iſt ein merkwürdiges Gegenſtück zu Göthe's ebenerwähntem Briefe. Preußen, Oeſterreich, Frankreich, Holland, Rußland, England, Dänemark, ganz Europa marſchirt darin auf, um den augenblicklichen Stand der complicirten Zweibrücker Angelegenheit zu

[1] S. die Correſpondenz darüber bei Ranke a. a. O. 468 ff.

beleuchten. Ueber den Finanzſtand des bedrängten Herzogs, über die Geſchichte des franzöſiſchen Anlehens, über die diplomatiſchen Schachzüge der einzelnen Mächte, über Stimmung und Haltung der einzelnen kleinen Fürſten werden die eingehendſten, genaueſten Angaben gemacht. Der Prinz wird ausführlich über die Berathſchlagungen unterrichtet, welche Edelsheim mit den Mainzer Räthen zuvor gepflogen. Auch die künftige Königswahl und die großen kirchenpolitiſchen Fragen waren dabei zur Sprache gekommen. Die Mainzer erklärten ſich bereit, den Prinzen von Preußen zum künftigen Haupte Deutſchlands zu kieſen, „wenn Seine Königl. Hoheit ſich entſchließen könnte, die katholiſche Religion anzunehmen". Die Schwierigkeit der Verhandlung lag hauptſächlich darin, daß die geiſtlichen Kurfürſten, obwohl in kirchlichen Dingen ſchwach und nachgiebig an den Zeitgeiſt, doch in der vorgeſchlagenen Union nur einen preußiſchen Kniff erblickten und den Preußen nicht trauten. Um dieß Mißtrauen zu beſeitigen, bemühte ſich Karl Auguſt zuerſt, den Biſchof von Bamberg zu gewinnen, was völlig gelang. Dann berieth er ſich mit Edelsheim, wie er den Kurfürſten ſelbſt einfädeln wollte, und kam mit dieſem über folgenden Plan überein.

Er, Karl Auguſt, wollte dem Kurfürſten beibringen, daß noch gar keine förmliche Union beſtehe, daß man aber ſehr geſpannt ſei, wie die geiſtlichen Fürſten ihre verletzten und bedrohten Rechte vertheidigen wollten. Alle patriotiſchen Fürſten, Katholiken wie Proteſtanten, ſtimmten darin überein, daß die Verfaſſung der Römiſchen Kirche im hl. Reich ein weſentlicher Punkt ſei, der aufrecht gehalten werden müßte. Was man in der letzten Zeit von einem Fürſtenbund geſprochen, ſei durchaus nicht von preußiſchen Intriguen ausgegangen, wie die geiſtlichen Fürſten befürchteten. Falls der Kurfürſt ſich ihm über dieſe Punkte eröffnete, wollte Karl Auguſt ihm dann vorſchlagen, im Kriegsfall (!) eine Obſervationsarmee in's Feld zu ſtellen, doch ohne Zuzug von andern Fürſten, wohl aber im Einvernehmen mit Frankreich und Preußen; der Kurfürſt ſollte mit Frankreich, der Herzog mit Preußen darüber unterhandeln.

„Falls er 6. über die Wahl eines Römischen Königs spräche, würde ich ihm die Schwierigkeiten auseinandersetzen, die es hätte, daß Ew. Königl. Hoheit die Religion veränderte und ihn durch die triftigsten Gründe zu überzeugen suchen, daß die Katholiken nicht risquirten, indem sie sich einen Protestantischen Kaiser gäben, der von so edeln Gesinnungen beseelt wäre, wie sie Ew. K. H. auszeichneten und den Kurfürsten zu bestimmen, den übrigen Wahlfürsten dieß vorzuschlagen. Der 7. Punkt, auf den ich am meisten dringen wollte, war, daß die Geistlichen Fürsten den Weltlichen Fürsten den Vorschlag eines Bundes machen sollten, falls die Dauer des Krieges Deutschland dazu nöthigte; in Anbetracht, daß sie am meisten dem Kaiserlichen Hofe mißtrauen müßten, daß es somit ihnen zukäme mit uns zu unterhandeln, ein solides Project zu machen und uns durch annehmbare Vorschläge zu einem Bunde einzuladen, um ihre Rechte zu vertheidigen. Ich würde ihn dann versichern, daß, falls er diesen ersten Schritt thun wollte, genug patriotische Fürsten vorhanden wären, die es auf sich nähmen, ihre Mitstände zu versammeln, um sich an unsern gemeinsamen Interessen zu betheiligen.“ [1]

Das „kleine Karlchen“, das Göthe noch pädagogisch schulmeisterte, arbeitete also, unter preußischer Direction, an nichts Geringerem, als an dem größten Problem der preußischen Politik, die geistlichen Kurfürsten und das katholische Deutschland von dem bisher katholischen Kaiserhause Oesterreich loszureißen und ein protestantisches Kaiserthum mit preußischer Spitze zu gründen. So weit hatte es Josephs II. erbärmliche Kirchenpolitik gebracht, daß ein kleiner protestantischer Fürst dem Kurfürsten-Primas von Mainz den Vorschlag machen durfte, das hl. Reich deutscher Nation in Preußens Hände zu liefern.

Eine eingehendere Beurtheilung dieser Verhältnisse gehört nicht hierher [2]. Was Göthe gegen die politische Thätigkeit des Herzogs

---

[1] Memoire Karl Augusts an den Prinzen von Preußen bei Ranke a. a. O. 475.

[2] S. Preußens Politik. Hist.-pol. Blätter. XXVI. 651 ff.

einnahm, waren durchaus keine politiſchen, religiöſen, grundſätzlichen Motive. An Oeſterreich war ihm ebenſo wenig gelegen, als an Preußen; an einem katholiſchen Kaiſerthum ebenſo wenig als an einem proteſtantiſchen: das Wichtigſte auf der Welt war ihm das Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach und das Wichtigſte in dieſem Herzogthum war ihm die Frau Charlotte von Stein und die eigene Stellung. Seine Pyramide als weimariſches Factotum war nun allerdings gebrochen. Der Herzog war nicht mehr ſein ergebener Zögling im Conſeil und auf dem Theater, ſondern ſelbſtändiger Herrſcher und preußiſcher Diplomat aus eigenem Antrieb. Aber er ſaß doch immerhin in einem warmen Neſt, dominirte noch das kleine Ländchen im Innern, hatte ſeinen „Schatz", ſeine Bibliothek, ſein Theater, Kleinigkeiten genug, um ſich alle größeren Ideen vom Leibe zu halten, und auch ſeine — Bequemlichkeit.

Als ihn der Herzog Anfangs December (1784) einlud, nach Frankfurt zu kommen und ihn auf der Rückreiſe zu begleiten, hatte er faſt ein wenig Luſt; aber er erinnerte ſich an die Reiſe von 1779, wo er mit dem Herzog ſo viel gefroren, gehungert und ſich gelangweilt hatte, da die Prinzeſſinen nur zum Anſehen waren. „Ich bin wirklich in Verlegenheit," ſchrieb er ſeiner ‚Herrin', „was ſagſt Du dazu, liebe Lotte. Das Wetter, die Jahreszeit, mein Befinden und die böſen Erinnerungen von 79, Homburg, Darmſtadt, Hanau, Zwingenberg machen mir Reißen in den Gliedern. Lebe wohl, Du Beſte, die mich doch allein hält!" [1] Er blieb bei Charlotte.

„Ungern," ſo entſchuldigte er ſich beim Herzog [2], „ſchreibe ich dieſen Brief, anſtatt ſelbſt zu kommen, da ich ſehe, daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde, mich in Frankfurt zu finden. So viele äußere und innere Urſachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehen, und dieſe Reiſe, der es nun bald an ſauern Unbequemlichkeiten nicht

[1] Schöll III. 123.

[2] Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.

fehlen kann, Ihnen von recht großem Nutzen werden. Mich heißt das Herz das Jahr in Sammlung zubringen; ich vollende mancherlei im Thun und Lernen, und bereite mir die Folge einer ſtillen Thätigkeit auf's nächſte Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreiſe meiner Beſtimmung liegen. Ich habe deren ſo genug und zuviel, der Haushalt iſt eng und die Seele unerſättlich. Ich habe ſo oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hauſe kommt, die Seele, ſtatt ſich nach dem Zuſtande, den man findet, einzuengen, lieber den Zuſtand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, ſo ſucht man doch ſo viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne zu bemerken, ob ſie auch hereingehen und paſſen oder nicht. Selbſt in den letzten Zeiten, da ich doch ſelbſt in der Fremde nur zu Hauſe bin, hab' ich mich vor dieſem Uebel, oder wenn Sie wollen vor dieſer natürlichen Folge nicht ganz ſichern können. Es koſtet mich mehr, mich zuſammenzuhalten, als es ſcheint, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der paſſiven Diät bringen können, an der ich jetzt ſo feſt hange. Leben Sie recht wohl und kommen glücklich wieder zu uns."

Karl Auguſt nahm die Entſchuldigung freundlich auf. Er war durchaus kein excluſiver Geiſt. Er überließ Göthe ſeinen adminiſtrativen und wiſſenſchaftlichen Neigungen, ja in einem Brief an Knebel verbreitete er ſich noch von der Reiſe aus ſehr weitläufig über den Nutzen der Naturwiſſenſchaften, welche augenblicklich Göthe am lebhafteſten beſchäftigten. Göthe ſeinerſeits war nicht weniger geſchmeidig. Ob auch ſeufzend „am Rade Ixions" (ſo iſt ein Brief an Herder datirt [1]), diente er doch neben allen ſeinen ſonſtigen Bureaugeſchäften her dem Herzog noch als vertraulicher Copiſt für die weiteren Verhandlungen, die nun viel bedeutſamer wurden, da Friedrich II. aus der bisherigen Zurückhaltung heraustrat und ſich ſelbſt an die Spitze des geplanten Bundes ſtellte. Sigmund von Seckendorf, noch vor

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 83.

wenigen Jahren Göthe's Rivale als Versifex am Liebhabertheater und bei den andern Hofbelustigungen, hielt am 23. Februar 1785 feierlich seine Auffahrt als „preußischer Gesandter" am Weimarer Hofe, während der Dichter seiner Geliebten schrieb:

„Je suis dans la necessité de copier un long discours français qui ne m'interesse pas beaucoup. Cela me met en train d'écrire et ma plume ne court jamais plus à son aise que quand il s'agit de te dire ce que tu aimes à entendre. Je te redis donc encore une fois ce soir que je t'aime exclusivement et que ta tendresse fait mon plus grand bonheur." [1]

Ueber die Conferenz, welche am 2. März zwischen den Herzogen von Weimar und Gotha, dem Gesandten Seckendorf und ihm in Sachen des Fürstenbundes stattfand, meldete er ihr des folgenden Tages:

„Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu gebrauchen. Die Conferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Scenen werth." [2]

Zehn Tage später, während er noch immer mit dem preußischen Gesandten Seckendorf zu verhandeln hatte, gestand er ihr:

„Ich habe nur zwei Götter, Dich und den Schlaf. Ihr heilet alles an mir, was zu heilen ist und seid die wechselweisen Mittel gegen die bösen Geister. Ich gehe gern in die Komödie und finde Dich drinne." [3]

Was die dramatische Dichtkunst betrifft, so war er übrigens mit gar nichts Bedeutendem beschäftigt, er ciselirte noch immer an dem kleinen Singspiel: „Scherz, List und Rache" herum, das ihm selbst später als ein verfehltes Geschöpf erschien. Auch von einer Sammlung und Concentration seiner Thätigkeit, wie er so

[1] Schöll III. 144. Man sollte fast glauben, daß die Briefe an Frau von Stein bloß den Zweck von Stilübungen gehabt hätten.
[2] Ebd. 145. [3] Ebd. 149.

ſalbungsreich an den Herzog geſchrieben hatte, iſt in ſeinen Billets nichts zu ſpüren. Er trieb außer Mineralogie, Geologie und Oſteologie jetzt auch Botanik, nahm mikroſkopiſche Unterſuchungen vor, dichtete an ſeinen „Geheimniſſen“, blätterte in Hamanns Metakritik und Hemſterhuys' Alexis herum, unterſuchte Waſſerbauten in Jena, las ſeine Operettchen bei Hofe vor, naſchte im Spinoza, correſpondirte mit Merck über „Zerſchlagung der Güter“, mit Sömmering über „Backenknochen“, machte einen Bericht über das Bergwerk in Ilmenau, das letztes Jahr wieder kein Silber geliefert, aber faſt 3000 Thaler gekoſtet hatte, errichtete in Ilmenau ein Getreidemagazin, ſtudirte Wolfs Theoria generationis, fungirte, wie Herder ſagt, als „Pontifex maximus“, zu Deutſch oberſter Wegaufſeher und Straßenkehrer, tröſtete die Herzogin Luiſe über ihr todtgeborenes Kind, den Herzog von Gotha über den Tod ſeiner Maitreſſe Madame Schneider, wühlte in dem Naturaliencabinet von Jena herum, half Herder bei den Cenſurſchwierigkeiten ſeiner Ideen, zerſchnitt mit dem Gärtner Reichardt in Belvedere Cocosnüſſe, um dem Geheimniß des Pflanzenlebens auf die Spur zu kommen, unterrichtete den Fritz von Stein und ſchickte ſeiner Mama das Räthſel:

„Ich bleibe immer ſchön und bleibe immer blind,
Und mein Gefährte iſt die Traurigkeit und Schmerz;
Ich bin ein junger Greis, ich bin ein altes Kind,
Nun rathe Leſer mich, ich wohne in dem Herz.“

Immer deutlicher ſchieden ſich jetzt die Wege. Der Herzog vertiefte ſich in die diplomatiſchen Angelegenheiten der hohen Politik; Göthe ſah unterdeſſen nach Pflanzenſamen, Blumen, Knochen und Steinen.

15. Natur und Chriſtenthum.

„Et quasi nihil nos de sempiternitate Creatoris, nihil de ordine creaturae lex sancta et divinitus inspirata prophetia docuisset, in contumeliam Dei et in omnium bene conditarum iniuriam naturarum, compugnantia mendaciorum monstra contexuit.“

S. Leo (Sermo de Pentecoste II).

„Kein organiſches Weſen iſt ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entſprechend; hinter jedem ſteckt die höhere Idee; das iſt mein Gott, das iſt der Gott, den wir alle ewig ſuchen und zu erſchauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht ſchauen.“

Göthe. Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller. S. 141.

Eine große Luſt, zu ſammeln, zu ordnen und zu regiſtriren, hatte Göthe von ſeinem Vater ererbt und ſchon in früher Jugend bethätigt. Als Student entwickelte er ſie zwar nicht wiſſenſchaftlich, doch dilettantiſch an ſeinen Gedichten, Zeichnungen, Radirungen. Eine raſche Beobachtungsgabe, ein feiner Sinn für das Schöne in Natur und Kunſt erhöhte den Genuß, dem er wie ein Schmetterling nachjagte, und erſetzte in Manchem die eigentliche Geiſtesbildung, die ihm abging. Luſt am Zeichnen verfeinerte dieſe Beobachtungsgabe, wenn er es auch in keinem Genre des Zeichnens und der Malerei über bloße Dilettanterie hinausbrachte. Lavater lenkte dieſe Neigungen der Phyſiognomik zu: Sammelluſt, Beobachtungsgabe und Zeichentalent fanden dabei reiche Nahrung. Noch in Weimar ſchenkte er der wunderlichen Modekunſt, welche ihn mit Frau von Stein bekannt gemacht, viel Zeit und Aufmerkſamkeit, ſie intereſſirte noch lange Damen

und Herren[1]. Gleichzeitig ward weitergezeichnet an Portraits, Köpfen, Figuren, Landſchaften; auch dieſer Kunſtzweig hing mit romantiſchen Neigungen zuſammen. Mehrere Damen bei Hofe zeichneten, andere rechneten es ſich zur Ehre, abgezeichnet zu werden. Ueber Kunſt reden mußte Jedermann, wie über Muſik, Theater und Literatur. Der Ankauf und das Sammeln von Kunſtgegenſtänden war durch den Brand des alten Schloſſes nöthig geworden: der Herzog ſo gut wie Göthe war lebhaft darauf aus, für billigen Preis möglichſt ſchöne Gemälde, Stiche, Statuen zu erwerben[2]. Seit der Wiederaufnahme des Bergwerks in Ilmenau geſellte ſich zu dieſem theils künſtleriſchen, theils geſchäftlichen Sammelfleiß auch das Sammeln und Unterſuchen von Steinen.

Dieſe mineralogiſche Dilettanterie war wohl weniger bloße Spielerei, als das fortgeſetzte Zeichnen an der Hermannſtädter Höhle. Göthe hoffte wirklich, das Bergwerk wieder in Gang zu bringen, und ſtudirte deßhalb nicht bloß die Bergordnungen, ſondern ſah ſich auch Werke über Geologie, Mineralogie und Chemie an[3]. Er wollte der Sache auf den Grund gehen, aber nicht ſo ſchneckenmäßig, wie die Fachleute, ſondern raſch, genial. Praktiſche Reſultate konnte ein ſolches Studium nicht haben, doch der Sammelfleiß blieb. Er befriedigte Göthe's Beobachtungstrieb und gewährte Zerſtreuung auf den vielen, ſchließlich monotonen Ausflügen und Jagden. Wo den Andern der Stoff zum Reden ausging, da eröffnete ſich ihm in Geſtein- und Gebirgsbetrachtungen eine neue Welt[4]. Was er in der erſten Zeit haupt-

[1] Göthe correſpondirte darüber noch mit Lavater bis in den Herbſt 1782. S. Hirzel. S. 66—156.

[2] Darauf bezieht ſich ein großer Theil der Correſpondenz Karl Auguſts und Göthe's mit Merck, während Wieland meiſtens von ſeinem „Merkur" zu reden hat.

[3] Keil, Tagebuch von 1776.

[4] Sein Vorbild war in dieſer Naturbummelei, wie in vielem Andern, der Franzoſe Jean Jacques Rouſſeau, der unter beſtändigem Jammer über Gott, Cultur und Welt in „unendlicher Sehnſucht nach reiner Natur" ſich im Val de Travers von ſchönen Damen

ſächlich daran betrachtete, iſt ſchwer zu ſagen. An allen Bergen und ſogar darüber ſchwebte das Bild der Frau von „Stein“, eine Viſion, welche die Mineralogie nicht weſentlich fördern konnte. Für die Poeſie aber konnte hinwieder die Kenntniß der einzelnen Mineralien und Steine nur von ſehr untergeordnetem Nutzen ſein. Es mußte ein anderes, bedeutenderes Element hinzutreten, um die Dilettanterie zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten, ja zu einer Art Studium werden zu laſſen. Dieſes Element war die vage, halb poetiſche, halb philoſophiſche Geiſtesrichtung, welche für Göthe gleichzeitig Philoſophie und Religion vertrat. „Göthe den Phantheiſten,“ ſagt Heinrich Heine[1] ſehr richtig, „mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen.“

Das poſitive Chriſtenthum hatte Göthe ſchon abgethan[2], bevor er in Weimar eintraf. Die Kirche beſuchte er nicht, an Epiphanie wußte er nicht einmal, daß Feſttag war. Die Bibel las er noch als poetiſch bedeutende und anregende Schrift; doch ſie war ihm kein göttlich beglaubigtes Buch, keine poſitive Offenbarung. „Was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkſt!“ ruft er wohl ein paar Mal in ſeinen Aufzeichnungen aus; aber mehren-

---

logiren, füttern und unterhalten ließ und — das war ſicher Natur! in armeniſchem Coſtüm im Jura herumlungerte, um die Natur zu genießen, dumme Briefe zu ſchreiben und, von aller Welt vergöttert, doch noch über alle Welt zu lamentiren. — S. Fritz Berthoud, J. J. Rousseau au Val de Travers. 1762—1765. Paris, Fischbacher, 1881.

[1] Die romantiſche Schule. Hamburg 1836. S. 83.

[2] Julian Schmidt (Göthe's Stellung zum Chriſtenthum. Göthe-Jahrbuch 1882. S. 49 ff.) gibt ſich erſtaunliche Mühe, ihn zu einem „Chriſten“ zu machen; es läuft aber ſchließlich Alles darauf hinaus, daß Göthe glaubte, was er wollte, d. h. im Grunde nichts, im Sinne eines verbindlichen Offenbarungsglaubens. — Vgl. dazu den noch faſt erleuchteteren J. Bayer, Göthe's Verhältniß zu religiöſen Fragen. Prag 1869, und van Oosterzee, Göthe's Stellung zum Chriſtenthum. Bielefeld 1858.

theils bedient er ſich der Worte der Bibel nur ganz profan und oft in frivoler Weiſe. Die orthodoxen Geiſtlichen von Sachſen-Weimar waren ihm nicht bloß „Kerle", ſondern „Eſel". Herder wollte er nur zum Superintendenten haben, weil man nun einmal einen ſolchen haben mußte und weil er aufgeklärter war als die Andern. Zu dem Zeugniß eines orthodoxen Theologen für ihn nahm er erſt dann ſeine Zuflucht, als die Anſtellung ſelbſt bedroht ſchien. Als Herder im Anzug war, ſchrieb er ihm: „Es zerrt die Pfaffen verflucht, daß das, was ſo lange unter ſie vertheilt war, einer allein haben ſoll ..... Die Geiſtlichen ſind alle verſchrobene Kerls. Sind aber die jungen dir nicht ganz gram." [1] Um für Herders Ankunft die Stadtkirche repariren zu laſſen, beſuchte er zum erſten Mal nach halbjähriger Anweſenheit dieſes Gebäude; es war nicht viel darin zu ſehen: die Gräber einiger ſächſiſcher Fürſten, „in der Sakriſtei Luther in drei Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer" [2]. Als Herder auf die Geburtsfeier des Erbprinzen Karl Friedrich im März 1783 zwei Predigten halten ſollte und dieſelben vorher Göthe vorlegte, ſagte dieſer u. A. in ſeiner Kritik:

„Daß du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motivs, die uns die chriſtliche Religion anbietet, gemacht haſt, hat mich gewundert, wenn ichs auch nur nehme als die Melodie eines bekannten Chorals, der unter anderer Muſik den beſten Effekt thut, und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf einen Punkt führt." [3]

War bei der Zerfahrenheit ſeines unruhigen Treibens, namentlich in den erſten Weimarer Jahren, an ein ernſtes, geſammeltes Studium nach keiner Richtung hin zu denken, ſo war für Philoſophie und Theologie am wenigſten Raum. In der gelegentlichen, flüchtigen Lectüre, die in ſeinen Briefen erwähnt wird, kommt kein bedeutendes Werk chriſtlicher Wiſſenſchaft vor. Gleich tauſend

---

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 60.
[2] Ebd. I. 64. [3] Ebd. I. 73.

andern oberflächlichen Geiſtern ſtudirte er nie die Werke der Kirchenväter, der großen katholiſchen Theologen, der älteren katholiſchen Philoſophen; das Hauptmittel eines „ſelbſtändigen" Urtheils war, dergleichen Dinge nie ſelbſt kennen zu lernen, ſondern die glänzendſten Genies der chriſtlichen Vorzeit auf Luthers pöbelhafte Zoten hin auf ewig zu verachten. Zu dieſem Grundzug „vorurtheilsloſer Wiſſenſchaft" geſellte ſich der andere, die ganze Welt neu conſtruiren zu wollen und zu dieſem Zweck chaotiſch in allen Zweigen menſchlichen Wiſſens gleichzeitig herumzuwühlen. „Lehrbuch und Geſchichte" waren ihm, „dem Handelnden, gleich lächerlich". Dafür kramte er in den Rêveries des Marſchalls von Sachſen, in des Syneſius Buch über die Träume, in dem geiſtigen Vagabundenleben Cardans, im Apollonius herum, amüſirte ſich an den Baſia des Jan Nicolai Everard und an Voltaire's ſchmutziger Pucelle, las im Bette die „Mönchsbriefe" von La Roche, ſchnoberte gelegentlich dieß und das über den aufgeklärten Iſenbiehl zuſammen, der damals die Tagespreſſe beſchäftigte, entzückte ſich über Diderots Jacques le fataliste, blätterte im Spinoza und im Journal de Paris, in den Wolfenbütteler Fragmenten und in Crébillon, in den „Briefen über das Studium der Theologie" und in Reineke Fuchs. Er ließ ſich neben antiken Sagen, gnoſtiſchen Träumereien und franzöſiſcher „Philoſophie" auch allenfalls eine katholiſche Legende wie die des hl. Alexius gefallen, machte aber ein rührendes Märchen daraus für die Damen.

Nach der Schweizerreiſe correſpondirte Göthe ein Jahr lang ziemlich lebhaft mit Lavater über Phyſiognomik, Gemälde, Stiche, Literariſches, Kunſtdilettanterie. In begeiſterte Freundſchaftsverſicherungen miſchte ſich auch dann und wann eine philoſophiſch ſein ſollende Andeutung, wie: „Habe ich dir das Wort Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite, ſchon geſchrieben?" In dem confuſen Buche St. Martins Des erreurs et de la vérité, worin das Dogma der Menſchwerdung mit gnoſtiſcher Schwärmerei verbraut war, fand er „die tiefſten Geheimniſſe der wahrſten Menſchheit mit Strohſeilen des Wahns

und der Beschränktheit zusammengehängt" [1]. Lavaters gedruckte Briefe befriedigten ihn, soweit sich die Menschlichkeit der besten Menschen darin offenbarte. Als aber Lavater in seinem Pontius Pilatus — allerdings in sehr schwärmerischer, überschwenglicher und ungenießbarer Form — Alles auf Erden, Kunst, Geschichte, Natur und Menschheit auf den historischen Christus bezog, da riß Göthe die Geduld, und er rückte einmal klarer mit seinem Glaubensbekenntniß heraus:

„Da ich zwar kein Widerkrist, kein Unkrist, aber doch ein decidirter Nichtkrist bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus habe ich sogar zu parodiren angefangen, ich habe dich aber zu lieb um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. — Darum laß mich deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." [2]

In einem spätern Brief bekennt er sich dann zum seichtesten Indifferentismus:

„Daß du mir in deinem Briefe noch einmahl den innern Zusammenhang deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen, wir werden ia nun wohl balde einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines ieden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Aeußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bey dir nicht an, deines nicht bey mir, in unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. So hab ich auf deinen Brief nicht zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen hab ich vieles. Wir sollten einmahl unsere Glaubensbekenntnisse in zwey Columnen neben einander sezen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." [3]

---

[1] Hirzel S. 122. [2] Ebd. S. 144. [3] Ebd. S. 152.

Der Toleranzbund wurde nicht errichtet. Glaube und Unglaube, Christ und Heide waren dießmal zu schroff auf einander gestoßen. Göthe war wüthend auf Lavater, daß er mit Aufgebot aller seiner Kräfte Christus, den historischen Christus, als Sohn Gottes wieder in Wissenschaft und Literatur einführen wollte. Wiederholt und heftig spricht er seinen Grimm in dem Briefe an Frau von Stein aus:

„Hier ist ein Bogen von Lavaters Pilatus," schreibt er (6. April 1782). „Ich kann nichts drüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte." [1]

„Noch ein Wort von Pilatus!" fährt er dann fort [2], „wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, gibt es aber am Ende für nichts als was es ist, so gehts hin, und das Publikum nimmt insofern Anteil dran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Mährchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Caspar diese Methode des Dramatisirens (wie sie's nennen) allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit dran, da wirds abgeschmackt, dünkt mich und unerträglich.

„Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wunderts nicht, freilich ist's Tausenden so gegangen. Aber auch wie? Wann? Wo? Wem?

„Verzeih meine Invectiven, so oft er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so müssen wir uns wenigstens protestando verwahren."

Am 10. April hielt er sich schon wieder eine Philippika gegen den Pilatus. Daß er dabei nicht bloß die geschmacklose Ueber-

---

[1] Schöll II. 182. [2] Ebd. II. 183.

schwenglichkeit des Stils und der Phantasie meinte, welcher Lavater sich hingab, sondern seinen Glauben an die Gottheit Christi und an das Uebernatürliche überhaupt [1], erhellt aus dem Vorausgehenden genügend [2], wird aber noch durch spätere Bemerkungen über den dritten Theil des Werkes bestätigt, die sehr charakteristisch mit Andeutungen über Rousseau und Voltaire zusammenstehen.

„Einige stille Augenblicke habe ich angewandt im Rousseau zu lesen, der mir durch einen Zufall in die Hände kam. Wie wunderbar ist es und angenehm die Seele eines Abgeschiedenen und seine innersten Herzlichkeiten offen auf diesem oder jenem Tische liegen zu finden. — Im dritten Theil des Pontius Pilatus stehen ganz treffliche Sachen. Es ist weit weniger Capuzinade als im ersten, man sieht wie Lavater die Menschheit nach und nach immer offenbarer wird. Daß er von den albernsten Mährchen mit Anbetung spricht, daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt und sie in und mit dem Menschenverstande verkörpern will, gehört so nothwendig zu seinem eigenen als zu des Buches Dasein." [3]

Noch viel klarer drückt er sich einige Jahre später in einem Briefe an Herder aus:

„Es bleibt wahr; das Mährchen von Christus ist Ursache,

---

[1] Wie alle richtigen „Naturfrommen", konnte auch er das Läuten nicht leiden. „Ich wohne gegen der Kirche über," schreibt er Charlotten von Meiningen aus, „das ist eine schreckliche Situation für einen, der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet (d. h. auf gar keinem), noch vorgeschriebene Stunden hat, Gott zu ehren. Sie läuten schon seit früh um Viere und orgeln, daß ich aufhören muß, denn ich kann keinen Gedanken zusammenbringen." Schöll II. 203.

[2] Vgl. Göthe's Werke (Hempel). XXIII. 84 ff., wo Göthe ausdrücklich sagt, daß Lavater „Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben", daß er deßhalb an die Möglichkeit von Wundern und Gebetserhörungen geglaubt und seine „Aussichten in die Ewigkeit" ernstlich genommen habe. Das war Göthe zuwider.

[3] Schöll III. 74.

daß die Welt noch 10/M. Jahre ſtehen kann und niemand recht zu Verſtand kommt, weil es eben ſo viel Kraft des Wiſſens, des Verſtandes, des Begriffes braucht, um es zu vertheidigen, als es zu beſtreiten. Nun gehen die Generationen durcheinander, das Individuum iſt ein armes Ding, es erkläre ſich, für welche Partei es wolle, das Ganze iſt nie ein Ganzes, und ſo ſchwankt das Menſchengeſchlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu ſagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menſchen ſo weſentlich ſind, ſo großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut ſeyn laſſen. Sieh Du Dich nur in der Römiſchen Kirche recht um, und ergötze Dich an dem, was in ihr ergötzlich iſt.“ [1]

Gleich Pontius Pilatus begnügte er ſich mit der Frage: „Was iſt Wahrheit?“ Das angebliche „Mährchen“, d. h. die unumſtößlich beglaubigten Thatſachen des Lebens Jeſu Chriſti, ſeines Erlöſungstodes, ſeiner Auferſtehung, ſeiner Gottheit einmal ernſt, wiſſenſchaftlich zu prüfen, iſt ihm ſein ganzes Leben lang nie eingefallen. Das Alles war „Mährchen“ a priori; in unbedingtem Köhlerglauben folgte er da ſeinen würdigen Vorläufern Rouſſeau, Voltaire, Diderot und Spinoza, von denen die erſtern ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit weit mehr beeinflußten, als der jüdiſche Pantheiſt. Die drei Franzoſen erſcheinen noch während der Weimarer Jahre als ſeine vorzüglichſten Lieblingsſchriftſteller. Diderots Jacques le fataliste wurde gierig wie ein Leckerbiſſen, in Einem Zuge verſchlungen. Ueber die gemeinen „Bekenntniſſe“, in denen Rouſſeau ſeine eigene Schamloſigkeit dem Publikum zu Markte trug, ſchreibt er an Frau von Stein: „Mama hat mir die neue Genfer Edition von Rouſſeau geſchenkt, die Confessions ſind dabei. Nur ein paar Blätter, die ich drinnen geſehen habe, ſind wie leuchtende Sterne, denke Dir ſo einige Bände! Welch ein Himmel voll! Welch ein Geſchenk für die Menſchheit iſt ein edler Menſch!“ [2]

---

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 94.

[2] Schöll II. 199. Der edle Menſch, der offen als Concubinarius lebte und die Kinder ſeiner Thereſe in's Findelhaus ſchickte!

Das Neueste aus Paris gelangte vielfach schon als Manuscript nach Weimar, wahrscheinlich durch den Deutsch-Franzosen Baron Grimm[1], den zeitweiligen Mitarbeiter Diderots. So erhielt Göthe von der Oberhofmeisterin das schimpfliche posthume Libell Voltaire's auf den König von Preußen[2], bevor es gedruckt wurde und während Karl August schon als Unterhändler des Prinzen von Preußen zu arbeiten begonnen hatte. Das Pasquill gefiel ihm über die Maßen.

„Es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben, als irgend etwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Sueton die Scandala der Weltbeherrscher, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen, wie eine Satire auf die Weiber, sie bei Seite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen."[3]

---

[1] Friedr. Melchior Grimm, aus Regensburg gebürtig, war ein Vertrauter Diderots, correspondirte mit den Höfen von Gotha, Petersburg, Stockholm u. s. w. Seine Correspondance littéraire etc. (17 Bände 8°; Supplemente dazu erschienen Paris 1814) ist ein bedeutendes kritisches Werk, aber im Sinn und Geist der Encyklopädisten. Er wurde durch dieselbe zum bedeutendsten Colporteur der „französischen Bildung" des 18. Jahrhunderts an den Höfen des Auslandes. Göthe traf wiederholt mit ihm zusammen auf der Wartburg, dann in Gotha und Weimar. In Paris ganz französisirt, fand Grimm wenig Gefallen am „Werther" und hatte diese Geringschätzung auch geäußert. Vielleicht daß Göthe deßhalb anfänglich dem Mann nichts zu sagen wußte, „der von Paris nach Petersburg" ging. Als sie wieder zusammentrafen, war die Wertherperiode schon zum Theil überstanden. Die beiden Männer schlossen sich freundlicher an einander an, und Göthe mag durch ihn in seinem Interesse für Diderot und überhaupt für französische Publicationen bestärkt worden sein. Eine neue Ausgabe der Correspondance veröffentlicht seit einigen Jahren M. Tourneaux. Paris. Garnier Frères.

[2] Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui-même.

[3] Schöll III. 44.

Man muß hierbei im Auge behalten, daß Göthe den franzöſiſchen Encyklopädiſten noch ganz nahe ſtand. Ihr großes Werk kam erſt 1772 zum Abſchluß — es war in den achtziger Jahren noch durch kein ähnliches überholt, es war der große Hauptbrunnen der „allgemeinen Bildung". Während Göthe im Februar 1778 die „geflickte Braut" einübte, feierte Voltaire ſeinen Triumphzug in Paris. Erſt im Mai dieſes Jahres ſtarb er. D'Alembert lebte noch bis 1783, Diderot bis Juli 1784. Mittlerweile hatten die Wolfenbütteler Fragmente und Leſſings Komödie mit den Theologen auch in Deutſchland an dem poſitiven Glauben gerüttelt, Nicolai und Bieſter den ſeichteſten Rationalismus verbreitet. Aufgeklärte Theologen hatten die ganze Bibel ihres göttlichen Charakters entkleidet, auch auf katholiſcher Seite waren die Waſſer der Aufklärung in vollem Fluß.

Was Göthe von den Encyklopädiſten hauptſächlich an ſich zog, das war ihre leichtfüßige Behandlung alles Seins und Wiſſens, ihre Verachtung für Philoſophie und Theologie, ihre Rebellion gegen die ganze hiſtoriſche Entwicklung der Wiſſenſchaft, ihre ſchöngeiſtige Frivolität in Denken und Sitte, ihre Losſagung von allem Uebernatürlichen. Mit ihnen bewahrte er nur den Glauben an die fünf Sinne und ſuchte in den Naturwiſſenſchaften einen Erſatz für die geſtürzte Philoſophie. Dagegen war er zu ſentimental, zartherzig, um ihren furibunden Haß gegen die Infame zu theilen [1]. Als Miniſter und Bourgeois durfte er ſich auch

[1] Es würde zu weit führen, die innige Beziehung Göthe's zu Diderot, Rouſſeau und Voltaire mehr in's Detail nachzuweiſen. Mit der ſchmutzigen Pucelle waren er und der Herzog wohl bekannt (vgl. über dieſe Dichtung P. W. Kreiten, Voltaire. Freiburg 1885. S. 129—133). Was diejenige zu Voltaire betrifft, habe ich früher gezeigt, daß Göthe's Prometheus ſich nicht an die Alten, ſondern an Voltaire's „Pandora" anſchließt (ſ. oben S. 178). Auch die berühmten „Harfner"-Verſe aus dem „Meiſter", die durch ganz Deutſchland als deutſche Originalpoeſie geſungen und bewundert werden, obwohl faſt Niemand an deren eigentlichen Sinn denkt, ſtehen in innigſter Verwandtſchaft zu einer Voltaire'ſchen Blasphemie (Le

der Wuth gegen die Tyrannen nicht überlaſſen. Um ſo mehr hatte er ſich in Rouſſeau's Empfindſamkeit hineingearbeitet, ſeine Landſchaftsſchwärmerei, ſeine Damenbotanik, ſeinen Anſchluß an die Natur als ein unbeſchreibliches weibliches Urweſen, die Mutter des Genie's, das Prototypon aller ſchönen Weiber, die Tröſterin der Einſamen, an deren Buſen der gequälte Sterbliche von all dem Jammer ſeiner Leidenſchaften und dem Conflict mit der Menſchheit ausruht. Während er in ſeinem Literatenthum mehr Diderot und Voltaire nachahmte, nahm er für ſein Gefühlsleben jene Frau Mutter Natur aus Rouſſeau herüber[1]. Wie Voltaire und Rouſſeau, ſetzte er den von der Welt getrennten, einen,

---

pour et le contre. Oeuvres de Voltaire. Paris. Lefèvre. 1817. Poésies II. 393).

„Je veux aimer ce Dieu, je cherche en lui mon père;
On me montre un tyran que nous devons haïr.
Il créa des humains à lui-même semblables,
Afin de les mieux avilir;
Il nous donna des coeurs coupables,
Pour avoir droit de nous punir;
Il nous fit aimer le plaisir,
Pour nous mieux tourmenter par des maux effroyables,
Qu'un miracle éternel empêche de finir.

Es iſt doch wohl nicht ganz zufällig, wenn Göthe ſingt:

. . . . „Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden."

S. Werke (Hempel). I. 223.

Deutſche Gemüthlichkeit hat zwar die Frechheit der galliſchen Läſterung etwas gedämpft und die läſtigen Höllenſtrafen eliminirt, doch der Grundgedanke iſt Läſterung geblieben.

[1] S. W. Danzel, Göthe's Spinozismus. Hamburg 1843. S. 13 ff. — Erich Schmidt, Richardſon, Rouſſeau und Göthe. Jena, Fromann. 1875.

einigen und unendlichen Gott der christlichen Weltanschauung nicht ab, proclamirte keinen ausschließlichen herben Pantheismus, aber warf die Distinction Spinoza's von **natura naturans** und **natura naturata** in einen vagen Naturbegriff zusammen und übertrug der Mutter Natur nach und nach ungefähr alles, was nach christlicher Philosophie theils von Gott, theils von der unvernünftigen Creatur, theils von dem freien Willen des Menschen, theils von dem verstockten bösen Willen der Dämonen ausging. Mama Natur war zugleich Gott, Welt und Teufel. Die Individuen gingen aus ihr hervor und sanken in sie zurück. Je nach Laune konnte der Dichter gegen ihre dunkle Schicksalsmacht die Faust ballen oder sie als gütige Allgebärerin besingen, vor ihrem dämonischen Wirken zittern oder wie ein Kindlein sie liebkosen, sich als ihrem erwählten Günstling schmeicheln oder trotzig wie ein grollender Fatalist seines Weges gehen. Da er alle stricte Logik gründlich verachtete, abstracte Begriffe und Definitionen wie einen Greuel von sich stieß, so konnte er die große Urgöttin zu poetischem Gebrauch in den polytheistischen Gestalten des antiken Olymps personificiren oder auch in einer frommen Anwandlung christliche Jugenderinnerungen auffrischen und von ihr wie vom „lieben Gott" reden.

Frau Natur war alles, was er wollte[1]. Das ist das Geheimniß seines „Christenthums", das zwar logisch analysirt auf reinen Pantheismus hinausläuft, aber in seiner unbestimmten Gefühlsauffassung sich je nach Laune und Stimmung, Zweck und Umgebung christlich und heidnisch, polytheistisch, monotheistisch und pantheistisch drehen ließ, ein Universal-Gummi-Elasticum, das allen schroffen Definitionen und Meinungen nachgab, aber unvermerkt sie alle wieder von sich schnellte, anscheinend unbesieglich und über alle Philosophie und Religionen erhaben, aber thatsächlich ein reiner Spielball von Weiberliebe und Weiberlaune,

[1] „Die Natur ist eine Gans," sagte er später, „man muß sie erst zu etwas machen." Burkhardt, Unterhalt. mit dem Kanzler v. Müller. Stuttgart 1870. S. 30.

eigener Eitelkeit und Sinnlichkeit. Für die Erklärung des Fauſt iſt dieſe ſeine wirkliche Naturphiloſophie viel zu ſehr vernachläſſigt und myſteriös verdunkelt worden. Der ganze Fauſt beruht auf dieſem Gummi-Elaſticum, ſeine ſcheinbare Tiefe wie ſeine thatſächliche Seichtheit und Verworrenheit. Das klarſte Bekenntniß dieſer „Naturreligion" oder dieſes „Naturchriſtenthums" (wenn hier überhaupt von Klarheit die Rede ſein kann) enthält ein aphoriſtiſcher Aufſatz, den er um 1780 im Tiefurter Journal zu Weimar circuliren ließ. Hundert verſchiedene Aeußerungen in Briefen, Gedichten, Aufſätzen ſind hier einigermaßen beiſammen[1].

„Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt, war noch nie, was war, kommt nicht wieder: Alles iſt neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint Alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Contraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen,

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXXIV. 71—74. Dieſes „Credo" bildet ſo ziemlich den Contrabaß zu der Muſik, von der C. G. Carus, Göthe. Leipzig 1843. S. 49 ſagt: „Das neunzehnte Jahrhundert hat eine eigene Tonart auf dem großen Saitenſpiele des Menſchheitlebens angeſchlagen."

jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff und doch macht Alles Eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel; ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie's für uns, die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment Stilleſtehen in ihr. Für's Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie an's Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind alle in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel und freut ſich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit Vielen ſo im Verborgenen, daß ſie's zu Ende ſpielt, ehe ſie's merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur; auch die plumpſte Philiſterei hat etwas von ihrem Genie. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht.

Sie liebt ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinandergeſetzt, um ſich ſelbſt zu genießen. Immer läßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſättlich, ſich mitzutheilen.

Sie freut ſich der Illuſion. Wer dieſe in ſich und Andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg, aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. An's Große hat ſie ihren Schutz geknüpft.

Sie ſpritzt ihre Geſchöpfe aus dem Nichts hervor und ſagt ihnen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Sie ſollen nur laufen, die Bahn kennt ſie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirkſam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein und ſpornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und ſchwer und ſchüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt. Wunder, daß ſie alle dieſe Bewegung mit ſo Wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß iſt Wohlthat, ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Gibt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie ſetzt alle Augenblicke zum längſten Lauf an und iſt alle Augenblicke am Ziele.

Sie iſt die Eitelkeit ſelbſt, aber nicht für uns, denen ſie ſich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an ſich künſteln, jeden Thoren über ſich richten, Tauſende ſtumpf über ſich hingehen und nichts ſehen, und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen ſie wirken will.

Sie macht Alles, was ſie gibt, zur Wohlthat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumet, daß man ſie verlange; ſie eilet, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und Alles will ſich verſchlingen. Sie hat Alles iſolirt, um Alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt Alles[1]. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt,

---

[1] Dieſe Grundidee des ganzen Aufſatzes und damit das ganze Glaubensbekenntniß Göthe's iſt durch das Vaticaniſche Concil (Sess. III. can. 3 u. 4) längſt feierlich verurtheilt: „Can. 3. Wenn

erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's, ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hineingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, Alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt!"

Die Kraft der Sprache, den Spruchbüchern des Alten Teſtamentes nachgebildet, hat einen berückenden Zauber. Alle Gegenſätze der Schöpfung ſind ſcheinbar ausgeglichen. Das väterliche

---

Jemand ſagt, die Subſtanz oder Weſenheit Gottes und aller Dinge ſei eine und dieſelbe: ſo ſei er im Banne. Can. 4. Wenn Jemand ſagt, die endlichen Dinge, die körperlichen ſowohl als die geiſtigen, oder wenigſtens die geiſtigen, ſeien ein Ausfluß der göttlichen Subſtanz; oder die göttliche Weſenheit werde durch Offenbarung oder Entwicklung ihrer ſelbſt zu Allem; oder endlich, Gott ſei das allgemeine oder unbeſtimmte Sein, welches dadurch, daß es ſich ſelbſt beſtimme, die Geſammtheit aller Dinge mit ihren verſchiedenen Gattungen, Arten und Einzelweſen bilde: ſo ſei er im Banne." Katholiſchen Göthe-Freunden wäre auch zu empfehlen, die Schlußbemerkungen der Concils-Sitzung aufmerkſam zu erwägen: es ſei „nicht genug, die Verkehrtheit der Häreſie zu vermeiden, wenn man nicht zugleich die Irrthümer ſorgfältig flieht, welche mit jener in näherem oder entfernterem Zuſammenhang ſtehen", alſo auch eine von häretiſchen Ideen durchſäuerte Poeſie, wie z. B. den Fauſt.

Walten der göttlichen Vorſehung iſt in manchen Zügen ſcheinbar fromm, zart, andächtig aufgefaßt. Gerechtigkeit und Heiligkeit verſchwimmen vor dem Sonnenblick der Liebe und Seligkeit. Die Natur zerfließt in dem ewigen, unendlichen Gott, der alles übrige Sein umfängt und darüber hinausreicht, in unſterblicher Ruhe alle Bewegungen verurſacht und beherrſcht, in unbeſieglicher Energie alle Thätigkeiten des Univerſums zum Ziele führt, in ſtiller Weisheit alle Gegenſätze des Creatürlichen vermittelt, in grenzenloſer Liebe alles Sein und Handeln zu Wohlthaten geſtaltet, um alle Geſchöpfe in wunderbarer Harmonie einem Ziel entgegenzulenken und, ſo weit ſie deſſen fähig ſind, zu beſeligen. Die ſchönſten Züge der chriſtlichen Gottesidee und Weltanſchauung hat Göthe zum Bilde ſeiner Natur herangezogen, aber ſie auch alle — alle pantheiſtiſch entwerthet und vergiftet.

Gott und Natur, Natur und Menſch, Weſen und Erſcheinung, die Natur und ihre Werke, das Ewige und das Vergängliche, das Unendliche und das Endliche, Geiſt und Materie, Leib und Seele, die erhabenſte Weisheit und die menſchliche Thorheit, das göttliche Genie und die plumpſte Philiſterei: Alles iſt Eins — ein ewiger Tanz in ſteter Gegenwart, ein Schauſpiel für vernünftige Marionetten aufgeführt; doch ob der Herr dieſes großen Weltballets und dieſer Weltkomödie ſelbſt Vernunfterkenntniß beſitzt — wiſſen wir nicht! Der freie Wille wird nicht ausdrücklich geläugnet, aber äquivalent zum nothwendigen Triebe erklärt. Wahrheit und Falſchheit ſtehen ſich gleich: Beides ſind Worte derſelben ewigen, unwandelbaren Natur. Die ewige Seligkeit wird weder ausdrücklich geläugnet, noch ausdrücklich anerkannt, aber „ein paar Züge aus dem Becher der Liebe" entſchädigen „für ein Leben voll Mühe"; die Ehe iſt ein frommer Wahn, da es gleichgiltig iſt, wer jenen Becher der Liebe reicht. Die Heiligkeit und die Gerechtigkeit Gottes verſinken im Abgrunde eines ewigen Fatums; eine eiſerne Nothwendigkeit zwingt den Menſchen, ſo zu ſein, wie er iſt; die ewige Wahrheit freut ſich an der Illuſion, das Unnatürlichſte iſt Natur; auch der Dieb, der Ehebrecher, der Mörder, der Straßenräuber kann wie der

Dichter getroſt ſich ſelbſt abſolviren, denn Alles thut die Natur: „Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt!" Gott iſt die Welt, und die Welt iſt ein Weib, und dieſes Weib hat als Künſtlerin Alles mit „etwas Weichem" überzogen. Auf dieſem latitudinariſchen Kiſſen mag Jeder getroſt ruhen, und wenn er ſchlecht liegt, ſich das Leben nehmen.

Der innere Widerſpruch, die grenzenloſe Seichtheit, Unwürdigkeit und moraliſche Nichtswürdigkeit einer ſolchen Weltanſchauung ſpringt in die Augen. Den Peſſimismus, zu dem ſie nothwendig führt, nahm Göthe ganz ruhig mit in den Kauf. Als der Herzog von Gotha ſehr troſtlos über die Kränklichkeit ſeiner „Freundin" Madame Schneider war, ſchrieb Göthe an ſeine eigene „Freundin": „Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich im Stande wäre, in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und es mit ihr zu nehmen." [1]

Der „Becher der Liebe" aber reichte nur ſo knapp zum Schutze vor Selbſtmord hin, daß Göthe am Ende ſeines Lebens kläglich aufſeufzte:

„Im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von außen als innen, waren zu viele." [2]

Armer Tantalus, der den Ruf des Erlöſers von ſich ſtieß: „Kommt alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid. Ich will euch erquicken!"

---

[1] Schöll II. 43. [2] Geſpräche mit Eckermann. I 76.

16. Geologiſche Phantaſieen und oſteologiſche Fatalitäten.

„O gewiß, es war eine ſüße Art der Naturforſchung, wo Charlotte von Stein den Becher der Liebe kredenzte!“

Rudolf Virchow. Göthe als Naturforſcher. S. 12.

„Es hat keiner wie er (Göthe), indem er mit den ſcharfvernommenen Conſonanten der Natur die kräftigſten Vokale der Menſchenbruſt vereinigte, den Ruf des achtzehnten Jahrhunderts in ſo vollem Klang austönen laſſen: Retournons à la nature!“

Bratranek. Göthe's naturw. Bedeutung. LXXXIX.

Da Göthe für alle wiſſenſchaftliche Theologie und Philoſophie die entſchiedenſte Abneigung empfand, in hiſtoriſchen und Rechtsſtudien kein Glück hatte, die große Politik nicht leiden mochte, ſo eröffnete ſich neben ſeinen literariſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen kein bedeutendes Feld geiſtiger Weiterbildung, als das der Naturwiſſenſchaften. Dieſes betrat er denn auch alsbald in der erſten Weimarer Zeit gleich Rouſſeau, Voltaire und Diderot, und er beſchäftigte ſich damit bis an's Ende ſeines langen Lebens, von 1776 an bis 1832. Wenn man Alles zuſammenfaßt, was er in dieſen 56 Jahren über Naturwiſſenſchaft in Briefen und Aufſätzen geſchrieben hat, ſo ſollte man faſt glauben, einen Naturforſcher von Fach vor ſich zu haben. Ja manche ſeiner Verehrer haben ihn ſogar zu einem bahnbrechenden Entdecker gemacht, die Darwiniſten ſich darüber gezankt, ob er als einer der Vorläufer ihres großen Meiſters zu betrachten ſei, die Naturbelletriſten ihn zu ihrem leuchtenden Vorbild, die Naturphiloſophen zu einem ſtrahlenden Geſtirne des wahren Naturerkennens erhoben. Das iſt indeß ein kleiner Unfug, da zwiſchen 1776 und 1832 die

Naturwiſſenſchaften ganz unabhängig von Göthe in England, Frankreich, Deutſchland und dem übrigen Europa die glänzendſte Entwicklung genommen haben. Für uns kommt hier nur zunächſt in Betracht, was er von 1776 bis zur italieniſchen Reiſe auf dieſem Gebiete geleiſtet.

Bis 1780 war das ſo ziemlich Spielerei, Dilettanterie, Erholung. Er ſuchte ſich bei Fachleuten über das Bergwerk in Ilmenau zu orientiren, die Metalle, Erdarten, Mineralien, Schichten u. ſ. w. kennen zu lernen, pflanzte in ſeinem Gärtchen Spargel, Roſen, pfropfte Bäume und pflegte Bienen, ließ Frau von Stein die verſchiedenen Sorten von Mooſen ſammeln und intereſſirte ſich um der Phyſiognomik willen auch um Menſchen- und Thierſchädel und deren Beſtandtheile. Das Knochenſyſtem hatte Lavater ſelbſt ſchon vor ihm als Grundlage ſeiner beliebten Modewiſſenſchaft erkannt [1].

Bedeutendere naturwiſſenſchaftliche Werke werden anfänglich in ſeinen Aufzeichnungen nicht erwähnt. Es war auch kaum Zeit zum Leſen. Nachdem er faſt fünf Jahre in den Bergen von Thüringen herumgeſtrichen, meldete er der Frau von Stein:

„Wir ſind auf die hohen Gipfel geſtiegen und in die Tiefe der Erde eingekrochen und möchten gar zu gerne der großen formenden Hand nächſte Spuren entdecken. Es kommt noch gewiß ein Menſch, der darüber klar ſieht. Wir haben recht ſchöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und ſie in der Wahrheit ausweiten.“ [2]

Was er aber entdeckte, iſt nicht zu ermitteln. Man darf die Entdeckung wohlgemuth als eine poetiſche oder naturphiloſophiſche Grille betrachten. Er hatte indeß mit Hilfe der Freunde und Freundinnen (auch dieſe mußten Steine ſammeln) eine erkleckliche Anzahl Steine und Stufen zuſammengebracht, und glücklich fand ſich endlich auch ein junger Menſch, der auf der Akademie zu Freiberg das Bergfach ſtudirt hatte, die Namen wußte und die angelegte

[1] Virchow, Göthe als Naturforſcher. Berlin 1861. S. 89 ff.
[2] Schöll I. 334.

Sammlung in Ordnung bringen konnte. Er hieß Johann Karl Wilhelm Voigt[1]. Da er nicht, wie Göthe, seine Jugend verbummelt hatte, so besaß er „eine außerordentlich reine Nomenclatur" und „eine ausgebreitete Kenntniß des Details", die Göthe von größtem Nutzen war. Nun konnte man sofort zur Bewunderung der Welt als naturwissenschaftlicher Schriftsteller auftreten. Voigt wußte das Detail, Göthe das „Ganze"; jener hatte das Wissen, er den Stil.

„Ich habe mich diesen Wissenschaften," so schrieb er an Merck (11. October 1780), „da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben und habe, da Du das Anzügliche davon selbst kennst, eine sehr große Freude daran ... Habe die meisten Stein- und Gebirgsarten von allen diesen Gegenden beisammen und finde in meiner Art zu sehen das Bißchen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringste. Durch dieses Alles zusammen und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich jetzt erst an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrung Anderer zu studiren und zu nutzen."[2]

Hätte er etwas aus Büchern lernen können, so würde er bald gewahr geworden sein, daß redliche, mühsame Forschung schon längst mit ernster Gewissenhaftigkeit auf dem Gebiete arbeitete, in das er sich kometenhaft hineinwarf, um neben Singspielchen und Kriegscommissionsacten auch ein geognostisches Aufsätzchen

---

[1] Nicht zu verwechseln mit Christian Gottlob von Voigt, der 1777 als Regierungsrath nach Weimar berufen wurde und von da an zu Göthe's Generalstab zählte. S. O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 18 ff.

[2] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 267.

zu liefern. Schon 1756 hatte der preußiſche Bergrath Lehmann als Ergebniß langjähriger praktiſcher Unterſuchungen ſeinen „Verſuch einer Geſchichte von Flötzgebirgen“ in Berlin herausgegeben[1]. Der Verſuch, „der großen formenden Hand nächſte Spuren zu entdecken“, war alſo ſchon vor zwanzig Jahren in der Nachbarſchaft gemacht, allerdings nicht träumeriſch genial und arrogant, ſondern praktiſch beſcheiden von einem geduldigen Fachmann. Auch die Gebirge von Thüringen hatten längſt ihren Geognoſten gefunden, bevor Göthe den Namen der Frau von Stein an der Höhle von Hermannſtädt eingrub. In Manebach, Ilmenau und dem ganzen Revier war bereits der Hofmedicus J. Chr. Füchſel zu Rudolſtadt herumgeſtreift, hatte nach langen, umfangreichen und beſchwerlichen Unterſuchungen ein geognoſtiſches Syſtem zu geben verſucht und dasſelbe in den Acten der Erfurter Akademie veröffentlicht[2]. Quenſtedt findet in ſeinem ſyſtematiſchen Entwurf, in ſeinen Bemerkungen über Geſteinsbildung und in ſeinen praktiſchen, technologiſchen Seitenblicken auf Berg- und Ackerbau die „geſunden Anfänge einer neuen Wiſſenſchaft“. 1778 gab Wilh. von Charpentier eine mineralogiſche Geographie der kurſächſiſchen Lande nebſt einer geognoſtiſchen Karte heraus, welche es dem Dilettanten ermöglichte, ſich auf ſeinen Spazierritten zu orientiren[3]. Faſt gleichzeitig waren in Frankreich Buffons Epoques de la Nature[4] erſchienen, ein grandioſes Syſtem der geſammten kosmiſchen Entwicklung, das, auf die umfaſſendſten naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe geſtützt, der Geſchichte unſeres Planeten das Walten eines Centralfeuers zu Grunde legte. Im Gegenſatz zu ihm betrachtete Abraham Gottlob Werner, faſt in

[1] Lehmann, Verſuch einer Geſchichte von Flötzgebirgen. Berlin 1756.

[2] Actorum Acad. Elector. Mogunt. scient. util. quae Erfordiae est. Erfurt. 1761. Tom. II. p. 45—254.

[3] Charpentier, Mineralogiſche Geographie der Kurſächſiſchen Lande. Leipzig 1778.

[4] Buffon, Les époques de la Nature. 2 Vol. Paris 1780. — Histoire des minéraux in ſeiner Histoire naturelle. Paris 1749—1788.

gleichem Alter mit Göthe und seit 1775 Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg, den Ocean als den Quell der gesammten Erdbildung. Er war indeß mehr Mineraloge als Geologe, leistete Vorzügliches in der Beschreibung und Unterscheidungslehre der Mineralien, trennte zuerst in seinen Vorträgen die Oryktognosie oder Mineralogie von der Geognosie und docirte letztere als gesonderten Wissenszweig[1]. Bei diesem Werner, dem „Vater der Geognosie", hatte der junge Voigt Nomenclatur und Detail gelernt; daher war es jetzt möglich, auch „ohne Bücher" Mineralogie und Geognosie zu treiben.

Große Anerkennung verdient gewiß die allseitige Wißbegier Göthe's, sowie, daß er die weitere Ausbildung und Thätigkeit des jungen Voigt unterstützte, durch ihn eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena machen ließ, die Karte Charpentiers „vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön" erweitern lassen wollte, ja sogar eine mineralogische Karte von ganz Europa in Aussicht nahm. Doch faßte er die Sache wohl etwas jugendlich-dilettantisch auf, wenn er an Merck schrieb:

„Laß Dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentiers Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel, bald Begriffe von dem Ganzen zu kriegen. Ich habe große Lust, bald eine mineralogische Charte von ganz Europa zu veranstalten, was man mit weniger Arbeit (!) schon gegenwärtig im Allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdrucken und kann je mehr man erfährt und zusammenträgt, auf der Platte nachstechen lassen." [2]

Wo er die zuverlässigen Detailbeobachtungen, auf die doch

---

[1] Werner, Abr. Gottl., Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien. Leipzig 1774. — Kurze Classification und Beschreibung der Gebirgsarten. 4°. Dresden 1782. Uebersetzung von Cronstedts Mineralogie. 1. Th. Freiberg 1780.

[2] Wagner. 1835. S. 368. 369.

Alles ankommt, mit ſo wenig Arbeit hernehmen wollte, ſagt er nicht. Er erwähnt zwar die Arbeiten des Abbé Soulavie [1], nach deſſen Angaben er vielleicht Südfrankreich in ſeine Karte einzuzeichnen beabſichtigte; aber da er ſofort an Soulavie und Buffon herumkritiſirt, rothen Porphyr aus Granit entſtehen läßt, ſo muß das Kartenproject als ein ziemlich kühnes erſcheinen, zumal Göthe noch beifügt:

„Ich habe zu wenig Zeit zu leſen, und weiß alſo nicht, was man über dieſe Sache ſchon gedruckt hat. Wenn ich aber hie und da in einem Journale ſehe, ſo ſcheint mir doch, als wenn man mit allgemeinen und treffenden Ideen noch ziemlich zurücke ſei.“ [2] Eine ſehr wohlfeile Anſicht!

Dieſe europäiſche Karte wird übrigens nicht weiter erwähnt. Ein geognoſtiſches Tagebuch von der dritten Harzreiſe (8. Auguſt bis 10. September 1784) zeigt, daß Göthe in den acht Jahren ſeines mineralogiſchen Dilettantenthums etwas beobachten und ſeine Beobachtungen ſo gut aufzuzeichnen gelernt hatte, als ein Schüler an einer Bergakademie das auch etwa in einem Jahr lernen könnte. Der wiſſenſchaftliche Werth iſt ein höchſt geringer; Göthe überließ es ſpätgebornen Epigonen, die wenigen Aufzeichnungen drucken zu laſſen, die von fachmänniſcher Arbeit längſt überholt ſind. Daß er ſich aber dennoch immer noch einbildete, als Entdecker aufzutreten, zeigt einer ſeiner franzöſiſchen Briefe an Frau von Stein, worin er ſagt:

„Die Ideen, welche ich über die Bildung unſeres Erdballs erfaßt hatte, ſind trefflich beſtätigt und berichtigt worden, und ich kann ſagen, daß ich Sachen geſehen habe, die, mein Syſtem

[1] Soulavie, Giraud (ſüdfranzöſiſcher Abbé und Jakobiner), Géographie de la nature. 8°. Paris 1780. — Histoire naturelle de la France méridionale. Pt. I.: Les minéraux. 7 vol. Ib. 1780. — Chronologie physique des éruptions des volcans éteints de la France méridionale. Ib. 1782. — Les classes naturelles des minéraux et les époques de la nature correspondantes à chaque classe. St. Pétersb. 1785.

[2] Wagner. 1835. S. 370.

beſtätigend, mich durch ihre Neuheit und Größe überraſchten. Ich bin nicht verwegen genug zu glauben, daß ich das Princip gefunden habe, durch welches dieſe Erſcheinungen exiſtiren, aber ich werde eine Uebereinſtimmung der Wirkungen an den Tag bringen, welche eine gemeinſchaftliche Urſache vermuthen (!) laſſen, und es wird alsdann die Sache tüchtiger Köpfe ſein, dieſelbe näher erkennen zu laſſen." [1]

Sein Syſtem beſtand alſo in einer „geheimnißvollen Harmonie", die ſich wiſſenſchaftlich noch nicht beſtimmen ließ. Als er verſuchte, dasſelbe niederzuſchreiben, kam er über die Einleitung nicht hinaus. Dieſelbe iſt ein phantaſtiſcher Dithyrambus auf den Granit, der lebhaft an ſeine Geniepredigten auf das Straßburger Münſter erinnert, ein in Geognoſie verkommenes Gedicht, ein in poetiſchem Duſel mißrathener Aufſatz. Er ließ ihn beim gänzlichen Ausverkauf liegen. Erſt Hr. von Loeper hat ihn 1861 herausgegeben [2]. Es iſt ein deutlicher Nachklang der Genieperiode, in welcher Bibel, Shakeſpeare, Straßburger Münſter, Alles — Genie, nur Genie war. Im Granit glaubt der poetiſche Geognoſt dem Urgenie jetzt am nächſten gekommen zu ſein:

„So einſam, ſage ich zu mir ſelber, indem ich dieſen ganz nackten Felſen hinabſehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachſendes Moos erblicke, ſo einſam, ſage ich, wird es dem Menſchen zu Muthe, der nur den älteſten, erſten, tiefſten Gefühlen der Wahrheit ſeine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu ſich ſagen: Hier auf dem älteſten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut iſt, bring' ich dem Weſen aller Weſen ein Opfer. Ich fühle die erſten, feſteſten Anfänge unſeres Daſeins, ich überſchaue die Welt, ihre ſchrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über ſich ſelbſt und über Alles erhaben und ſehnt ſich nach dem näheren Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durſt und Hunger ſeine menſchlichen Bedürfniſſe zurück.

---

[1] Schöll III. 93.

[2] Verzeichniß von Göthe's Handſchriften. Berlin 1861. S. 23.

Er ſieht ſich nach jenen Thälern um, über die ſich ſein Geiſt ſchon hinausſchwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellenreichen Ebenen die auf dem Schutte und Trümmern von Irrthümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeſchlagen haben, den Staub ihrer Vorfahren aufkratzen und das geringe Bedürfniß ihrer Tage in engem Kreiſe ruhig befriedigen."

Voll von ſolchem Naturduſel ſtreifte Göthe in den Bergen von Thüringen herum und ſchrieb für ſeine Hermannſtädter Höhle die Verſe:

„Felſen ſollten nicht Felſen und Wüſten Wüſten nicht bleiben,
Drum ſtieg Amor herab, ſieh und es lebte die Welt.
Auch belebte er mir die Höhle mit himmliſchem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt[1].

So viel ich von Mineralogie und Geologie verſtehe, iſt es für ſie gerade kein Vortheil, wenn ſie zu poetiſiren beginnt und wenn die Welt darin lebendig wird. Um indeß in Göthe's Beurtheilung in dieſem Punkt nicht irre zu gehen, habe ich alles in dieſen Gegenſtand einſchlägige Material meinem Freund und Ordensbruder P. L. Dreſſel, früherem Profeſſor der Chemie in Maria-Laach und Quito, dem Verfaſſer einer preisgekrönten Schrift über den „Baſalt"[2] und Geologen von Fach, vorgelegt und von ihm folgendes Urtheil über Göthe als „Geologen" erhalten:

„Göthe's Wirkſamkeit als Geologe kann auf den Fachmann nur einen unerquicklichen Eindruck machen. Auf der einen Seite erkennt er in ihm eine vortreffliche Beobachtungsgabe und einen genialen Blick, der mit Leichtigkeit die Einzelheiten zu umfaſſen und zu ordnen, ſowie für weittragende Schlüſſe zu benützen verſtand; auf der anderen Seite dagegen eine ſeltene Flatterhaftigkeit und ein unſtetes Abſpringen von einem Gegenſtand auf den

[1] Schöll III. 67.

[2] L. Dreſſel, S. J., Die Baſaltbildung (Natuurkundige Verhandelingen. Deel. XXIV.). Haarlem 1866. — Seine Schrift: Geognoſtiſch-geologiſche Skizze der Laacher Vulkangegend. Münſter 1871, wird von bedeutenden Fachautoritäten ſehr geſchätzt.

anderen, ohne ihn auch nur kräftig zu berühren, gepaart mit einer ebenſo großen Sucht, von Allem Etwas zu wiſſen, Alles zu ſammeln, Alles zu unterſuchen, als Scheu vor jedem ernſten und ſoliden Studium und vor jedem beharrlichen Eindringen in die Forſchung. So kam es denn, daß er bei den ausgezeichneten Gelegenheiten zu einer tiefen und ausgedehnten Orientirung im Fache, die ſeine Stellung ihm gewiſſermaßen aufdrängte, und bei der ihm eigenen Kunſt glänzender Darſtellung, die jeder ſeiner Arbeiten gewiß einen beſonderen Vorrang verſchafft hätte, doch Nichts von wirklichem, bleibendem Werthe zu Stande brachte. Seit 1776 damit beauftragt, den Betrieb des Ilmenauer Bergwerkes zu heben, 1777 mit der Leitung desſelben betraut und 1780 an die Spitze der Bergwerk-Commiſſion geſtellt, kam er in die vielfachſte Berührung mit tüchtigen, praktiſch und theoretiſch geſchulten, erfahrungsreichen Männern, ausgedehnte Stein-, Mineralien- und Petrefacten-Sammlungen und die ganze damalige Literatur ſtanden ihm offen, Reiſen in geologiſch merkwürdige Gegenden forderten ſeine Beobachtung heraus. Indeſſen aus Mangel an gediegenen Vorkenntniſſen, ohne Syſtem und überſichtliche Ordnung, ohne Schärfe und Klarheit in den freilich zahlreichen mineralogiſch-geognoſtiſch-geologiſchen Kenntniſſen, die er pêle-mêle im Verkehr mit Andern und beim Herumflattern in der Natur, in Büchern und Schriften ſpielend ſich angeeignet, ohne feſtes, beſtimmtes Ziel, das ſeine Ideen geeint und geleitet hätte, ſpricht und ſchreibt er über Alles und Nichts, iſt er voll gelungener Einfälle und kühner Erklärungsverſuche, die ebenſo ſchnell hingeworfen als wieder verlaſſen werden; trägt er ſich mit weittragenden Vorſchlägen, Plänen und Projecten zur Reformation der Wiſſenſchaft, ohne je einen ernſtlich in Angriff zu nehmen; kritiſirt er über Alles mit hoher Kennermiene, beſchränkt ſich aber wohlweislich auf kurze, allgemeine, oberflächliche Bemerkungen, ſich wohl hütend, nach Kennerart die Sache ſcharf und gründlich, allſeitig und im Detail zu faſſen. Kein Wunder, wenn bei alledem hie und da neben den unnützen Gedankenſplittern auch der eine oder andere gute Span abfiel, von dem es aber bei ſeinem

Zuſammenarbeiten mit Anderen noch ſchwer zu ermitteln ſein wird, ob er ſein eigenes Product iſt.

„Unter den Dilettanten der Geologie mag gewiß auch Göthe einen bevorzugten Platz einnehmen, unter die Fachleute gehört er nicht und noch weniger zu den Männern, die irgendwie bahnbrechend auf dieſem Gebiete aufgetreten ſind. Deßhalb war es auch kein Mangel an Gerechtigkeit, ‚wenn die Wiſſenſchaft die Würdigung, die ſie den auf ihrem Boden erwachſenen Männern ſpendet, dem Dichter vorenthalten hat'.

„Im Obigen wurde nicht der Maßſtab, nach dem wir heute meſſen, angelegt, ſondern derjenige der Göthe'ſchen Zeit. Um das, was man ſchon damals für gute Methode, richtige Arbeit, erfolgreiches Wirken hielt, kennen zu lernen, ſehe man nur auf ſeine Zeitgenoſſen, den Freiberger A. G. Werner (1750—1817), den Schweizer H. de Sauſſure (1740—1799), den Franzoſen Dolomieu (1750—1801) oder auch nur auf die Vorgänger, einen J. G. Lehmann (geſt. 1767), der 1756 ſchon zuerſt mit Beſtimmtheit die Anſicht vertheidigte, daß die Formationen ſich überall in derſelben Reihenfolge überlagerten, und auf einen Füchſel, der 1762 mit großer Genauigkeit die Erdſchichten in Epochen und Formationen ſchied, Süßwaſſer- und Meeresformationen ſehr gut auseinanderhielt, der auch die erſte wirklich geologiſche Karte ſammt Gebirgsdurchſchnitten verfertigte und darauf die Grenzen der Formationen in dem Sinne angab, wie wir ſie heute noch auffaſſen.“ [1]

Faſt gleichzeitig wie auf Geognoſie warf ſich Göthe auch auf Oſteologie. Freund Merck trieb dieſe Liebhaberei; warum ſollte er ſie nicht auch treiben können? Die Phyſiognomik drängte dazu, die Luſt am Zeichnen auch. Die Geſichtszüge waren von den Muskeln, dieſe von den Knochen bedingt. Alſo ließ er ſich von Loder, dem Profeſſor der Anatomie in Jena, acht Tage lang (Ende October 1781) Knochen- und Muskellehre erklären. Nun

[1] Vgl. Karl Vogt, Lehrbuch der Geologie. 2. Aufl. II. Bd. S. 735, woſelbſt Lehmanns Werk irrig 1736 datirt iſt.

wußte er schon genug, um selbst Anatomie zu dociren. Obwohl er um diese Zeit neben seinen Liebesromanen Latein, Italienisch, Mineralogie und Gemäldesammeln betrieb, sich mit Egmont plagte, in Erfurt, Eisenach, Wilhelmsthal und Gotha herumflankirte, ein Zauberspiel für's Liebhabertheater zurechtmachte, ein Kästchen malte, sich eine neue Wohnung miethete, die „dicke Haut mehrerer Personen durchbrach", über des Herzogs „kostspielige Ausschweifungen" Sorge und Kummer hatte [1], eröffnete er Mitte November für die Lehrer und Schüler der Weimarer Zeichenschule eine Reihe von Vorlesungen über den Knochenbau des menschlichen Körpers, um seine Zuhörer, wie er sagt, auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen.

„Zugleich," fährt er fort, „behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben ganz entsagen muß." [2]

Alsbald fing er nun auch an, Knochen und Skelette zu sammeln, zu studiren, zu präpariren, zu zeichnen oder zeichnen zu lassen, die Terminologie zu lernen und Vergleichungen anzustellen. Der Herzog interessirte sich gleich für die Sache und half Knochen sammeln. Die hauptsächlichste Hülfe aber gewährte Merck, der selbst bereits eine ansehnliche Sammlung besaß und mit hervorragenden Naturforschern wie Sömmering, Camper und Forster in brieflichem Verkehr stand. Anstatt junger Hofdamen wurden jetzt Elephantenschädel und Mammuthsknochen abgezeichnet. Im Herbst 1782 war Göthe so weit, daß er die Knochen und Knöchelchen des menschlichen Skeletts an den Fingern hersagen und

---

[1] Keil, Tagebuch. S. 247.

[2] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 136. 137. Virchow a. a. O.

analog dazu auch die Thierſkelette zu erklären wußte; doch bat er Merck:

„Verſäume ja nicht, mir von Deinen Unterſuchungen und Entdeckungen zu ſchreiben; denn ich weiß immer nicht, wo mir der Kopf ſteht und kann nur Seitenblicke auf dieſe intereſſanten Gegenſtände werfen.“ [1]

Der früher gegen Profeſſoren ſo ſouverän hochmüthige Sprudelkopf hieß im April 1783 ſehr freundlich den Naturforſcher Blumenbach in Weimar willkommen, machte ihm eine Gegenviſite, wollte in Göttingen ſogar alle Profeſſoren der Reihe nach beſuchen, ſuchte perſönlich Forſter und Sömmering in Kaſſel auf und wollte ſogar Holländiſch lernen, um mit dem Leydener Profeſſor Camper in gelehrte Beziehung zu treten. Es war ihm entſchieden darum zu thun, in das corpus doctum aufgenommen zu werden und ſich durch eine „Entdeckung“ und deren wiſſenſchaftliche Begründung als Gelehrter zu habilitiren. Die Entdeckung war im März 1784 bereits gemacht, er kündigte ſie unter ſtrengem Geheimniß der Frau von Stein und ſeinem Freunde Herder an, Merck aber ließ er vorläufig noch nichts davon gewahren. Noch im April ſchrieb er ihm: „Ich habe die Zeit über Verſchiedenes in Anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollte, gepfuſcht, wovon ich vielleicht eheſtens etwas werde produciren können.“ Er zog ſich nach Jena zurück und wollte mit Loders Hilfe raſch einen Aufſatz über die Entdeckung ſchreiben. Es ging aber nicht ſo ſchnell. Erſt Mitte December konnte der kleine Aufſatz in doppelter Abſchrift, deutſch und lateiniſch, an Merck abgeſandt werden, der ihn zur Begutachtung weiter an den Profeſſor Camper befördern ſollte [2]. Der Aufſatz iſt überſchrieben: „Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.“ [3]

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 376.

[2] S. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 421. 422. 426. 429. 430. 439. 444. 445. 448. — Schöll, Briefe an Frau v. Stein. II. 343. III. 31. — Aus Herders Nachlaß. I. 75.

[3] Göthe's Werke (Hempel). XXXIII. 221.

Längſt vor Göthe hatten die Oſteologen und Anatomen wahrgenommen, daß der Oberkieferknochen bei den Vierfüßern nicht aus Einem Stück beſteht, ſondern daß jener Theil desſelben, in welchem die Schneidezähne ſtecken, von dem übrigen durch deutliche Nähte getrennt iſt. Dieſes Stück nannten ſie Zwiſchenkieferknochen (os intermaxillare, oder incisivum, oder labiale). Am Skelett des ausgewachſenen Menſchen dagegen erſcheint dieſer Knochen nicht iſolirt. Nur eine „außergewöhnliche Nahtſpur als Ueberbleibſel embryonaler Bildungszuſtände des Knochens" findet ſich nicht ſelten am Oberkiefer hinter den Schneidezähnen [1]. Für die beſchreibende Anatomie des Menſchen iſt der Zwiſchenkieferknochen deßhalb noch heute nur von untergeordnetſter Bedeutung. Noch lange nach Göthe's „Entdeckung" erklärte Cuvier [2] gerade heraus, daß er dem Menſchen fehle, und legte auch für die vergleichende Anatomie wenig Gewicht darauf. „Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen den Menſchen und den Säugethieren iſt," ſagt er, „im Grunde nicht beträchtlich; denn die Naht, welche dieſen Knochen vom Oberkieferbeine trennt, findet ſich beim menſchlichen Fötus und verſchwindet bei manchen Vierfüßern ziemlich früh." Selbſt die „Entwicklungsgeſchichte" hat das ſelbſtändige Auftreten eines os intermaxillare noch nicht mit voller Sicherheit feſtgeſtellt. Die theilweiſe Trennung desſelben vom Oberkiefer bei Embryonen von 10 Wochen ſpricht indeß „entſchieden zu Gunſten der Annahme einer ſelbſtändigen Entſtehung des os intermaxillare", ſo lautet das competente Reſultat der heutigen Fachgelehrten [3]. Im Uebrigen kennt man heutzutage homologe Bildungen dieſer Art ſo manche, daß der Fall mit dem Zwiſchenkiefer nur noch geſchichtliche Bedeutung hat; hier wird er aber um ſo wichtiger, weil er für Göthe zur Veranlaſſung wurde, den Men-

[1] J. Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menſchen. Wien 1867. S. 269.

[2] Cuvier, Vorleſungen über vergleichende Anatomie. Herausg. von Duméril, überſ. von J. F. Meckel. Leipzig 1809. I. 57.

[3] A. Kölliker, Entwicklungsgeſchichte des Menſchen und der höheren Thiere. Leipzig 1879. S. 475.

ſchen in verwandtſchaftliche Beziehung zu den Thieren zu ſetzen. In dieſem Sinne iſt er denn von manchen Darwiniſten eifrig ausgebeutet worden, während die anatomiſche Wiſſenſchaft im Uebrigen andauernd ziemlich kühl gegen ſeine „Entdeckung" blieb [1].

Weßhalb er ſelbſt der Entdeckung eine ſo ausnehmende Wichtigkeit beimaß, darüber deuten ſeine Briefe drei hauptſächliche Motive an. Als er Merck am 6. Auguſt um den Schädel ſeiner Myrmekophaga bat, fügte er erläuternd bei: „Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldisputation, durch welche ich mich bei Eurem docto corpore zu legitimiren geſonnen bin." [2] Ein zweites Motiv enthält der Brief, in welchem er Herder ſeinen Fund mittheilt: „Es ſoll Dich auch recht herzlich freuen; denn er iſt wie der Schlußſtein zum Menſchen, fehlt nicht, iſt auch da! Aber wie? Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie ſchön es da wird." [3] Näher erklärt er das in einem Briefe an Knebel, der zugleich ein drittes Motiv andeutet:

„Ich habe mich enthalten, das Reſultat, worauf ſchon Herder in ſeinen Ideen deutet, ſchon jetzo merken zu laſſen, daß man nämlich den Unterſchied des Menſchen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr iſt der Menſch aufs Nächſte mit den Thieren verwandt. Die Uebereinſtimmung des Ganzen macht ein jedes Geſchöpf zu dem, was es iſt, und der Menſch iſt Menſch ſo gut durch die Geſtalt und Natur ſeiner obern Kinnlade als

---

[1] Vgl. Häckel, Anthropogenie. Leipzig 1877. S. 610 ff. — H. Helmholtz, Populär-wiſſenſchaftliche Vorträge. Braunſchweig 1876. I. Heft. S. 35. — Bratranek, Göthe's Naturwiſſenſchaftl. Correſpondenz. Leipzig 1874. Einleitung. — Otto Vogel, Häckel und die moniſtiſche Weltanſchauung. Leipzig 1877. S. 23. — Wigand, Der Darwinismus. Braunſchweig 1876. II. 422. 433. — Oskar Schmidt, War Göthe ein Darwinianer? Graz 1871. — Koßmann, War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie? Heidelberg 1877. Letztere Frage läßt ſich mit ausſchließlicher Rückſicht auf die erſte Weimarer Periode nicht erledigen.

[2] Wagner, Briefe. 1835. S. 430.

[3] Aus Herders Nachlaß. I. 75.

durch Geſtalt und Natur des letzten Gliedes ſeiner kleinen Zehe Menſch. Und ſo iſt wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen ſtudiren muß, ſonſt iſt jedes Einzelne ein todter Buchſtabe.“ [1] Der Freude über die Erweiterung ſeiner geſammten Naturanſchauung geſellt ſich hier der Widerſpruch gegen jene Fachmänner, welche, wie Blumenbach und Sömmering, das angebliche Fehlen des Zwiſchenkieferknochens beim Menſchen als einen höchſt wichtigen Unterſchied des Menſchen vom Affen betonten. Unter vielen Bücklingen und Höflichkeitsformen machte Göthe hier entſchieden Revolution gegen die damalige Fachwiſſenſchaft auf dieſem Gebiete.

Was den letzten Punkt betrifft, ſo hat Göthe einen durchaus richtigen Griff gethan. Die Fachmänner, welche den erwähnten Knochen in Abrede ſtellten, hatten nicht genug oder nicht mit der nöthigen Genauigkeit beobachtet. Er war da, wenigſtens beim menſchlichen Fötus. Göthe hat ihn zuerſt nachgewieſen. Die Priorität iſt ihm nicht beſtritten worden. Anders iſt es mit dem zweiten Punkt. Auch hier gebührt ihm ein Verdienſt, daß er von einer bloß äußerlichen Naturbetrachtung auf das Planmäßige, Einheitliche in der Natur, auf eine Naturordnung und zwar eine natürliche Anordnung der Natur hinlenkte; allein hierin hat er durchaus nicht das Verdienſt der Priorität. Daß der Unterſchied des Menſchen vom Thiere ſich nicht auf einige Differenzen der organiſchen Entwicklung gründet, daß der Menſch dem Leibe nach auf's Nächſte mit den Thieren verwandt iſt, daß er inſofern ganz innerhalb der ſichtbaren Schöpfung ſteht und ihr eingegliedert iſt, das hat ſchon Ariſtoteles [2] gewußt. In die

---

[1] Guhrauer, Briefe an Knebel. I. 55.

[2] Vgl. Arist. Hist. anim. VIII. 1. 588 b. 4 sqq. De part. anim. IV. 5. 681. a. 12. ib. II. 10. 655. b. 37 sqq. Gen. anim. I. 23, 731. a. 24. Hist. anim. IX. 1. 608. b. 5. — De gen. anim. II. 4. 737. b. 26 ſagt er: ἔστι δὲ τὰ τέλεια ζῷα πρῶτα, τοιαῦτα δὲ τὰ ζῳοτοκοῦντα, καὶ τούτων ἄνθρωπος πρώτον.

Harmonie, welche die verſchiedenen Reihen der lebendigen und lebloſen Weſen zum ſichtbaren Ganzen vereint, iſt der große Peripatetiker viel tiefer eingedrungen, als Göthe, ſoweit man aus den zerſtreut hingeworfenen und vagen Aeußerungen des letztern ſich ein Urtheil bilden kann. Das große Geſetz der Continuität, das Göthe nur unbeſtimmt andeutet, hat Albert der Große und der hl. Thomas viele Jahrhunderte vor ihm mit philoſophiſcher Präciſion formulirt[1]. Die Abſicht des Schöpfers, die Materie in immer vollkommenerer Geſtalt bis zum Menſchen emporzuheben, haben dieſe vielgeſchmähten Scholaſtiker viel deutlicher und klarer erklärt. Was an den Grundzügen von Göthe's Naturanſchauung Richtiges iſt, kann man, ohne Beimiſchung ſeiner pantheiſtiſchen Irrthümer, Alles ſchon bei ihnen finden[2]. Mit Rückſicht auf eine philoſophiſche Naturerklärung maß

---

[1] Alb. Magnus, De animalibus. Lib. II. Tr. 1. c. 1. Natura non facit distantia genera, nisi faciat aliquid medium inter ea: quia natura non transit ab extremo in extremum nisi per medium. S. Thom. c. g. l. 2. c. 68. Summ. Th. I. q. 71. a. 1. ad 4. In Bezug auf Albert d. Gr. anerkennt Virchow, daß er das Geſetz der Continuität ausgeſprochen. Göthe als Naturforſcher. Berlin 1861. S. 121. 122.

[2] „Die Natur liebt die Ordnung und bleibt ſich beſtändig. Sie ſteigt von dem Unvollkommeneren zu dem Vollkommeneren empor. — Das höchſte Glied einer niedern Weſensreihe berührt das niederſte der nächſtfolgenden höheren (die Natur macht keine Sprünge). Die Werke der Natur vollziehen ſich immer in derſelben Weiſe, wenn nichts Hemmendes dazwiſchen tritt. — Die Natur unterſcheidet das Ganze in Theile und ordnet dieſelben nach Raum und Zweck. — Sie thut nichts vergeblich. Sie liebt das Einfache, vollzieht nicht durch Mehrere, wozu Einer hinreicht. — Sie liebt die Einheit, führt viele Thätigkeiten auf eine Fähigkeit, viele Fähigkeiten auf eine Weſenheit zurück. — Die Natur handelt nicht zufällig, ſondern nach Abſicht. Sie läßt es nicht am Nothwendigen fehlen, im Ueberfluß hält ſie Maß. — Die Natur zieht das Nothwendige der Schönheit vor. Alles thut ſie aus Nothwendigkeit oder um höherer Vervoll-

er deßhalb ſeinem Zwiſchenkieferknochen eine viel zu große Bedeutung bei.

Was Göthe mit ſeiner Entdeckung aber hauptſächlich erhoffte, von den Naturforſchern nämlich als gelehrter College und Fachmann bewillkommt zu werden, das erreichte er nicht [1]. Sömmering, dem Merck den Aufſatz zuerſt mittheilte, ſchickte ihn den 27. Jan. mit der Bemerkung zurück: „Hier iſt Göthe's in manchem Betracht ſehr artiger Aufſatz. Die Hauptidee hatte ſchon Blumenbach." Die eigentliche Trennung der Knochen und ein nachheriges Verwachſen der Grenzen läugnete er geradezu.

„Ich habe nun Kinnbacken von Embryonen von 3 Monaten bis zum Adulto vor mir, und an keinem iſt jemals eine Grenze vorwärts zu ſehen geweſen. Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären? Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete!" Die lateiniſche Terminologie, in welcher Göthe mit Loders Hilfe das os intermaxillare zu beſchreiben ſich abgemüht und die offenbar einen gelehrten Eindruck machen ſollte, brachte den entgegengeſetzten Eindruck hervor. Sie erregte Sömmerings Heiterkeit. „Und die tabula terminorum — ſieht ſie nicht ein wenig ſchulfüchſig aus? Sie koſtete ihm Schwierigkeit. Freilich! Aber wozu nützt ſie? In Ihrem Coiter finden Sie ähnliche."

Göthe ſelbſt meldete bald darauf an Merck: „Von Sömmering

---

kommnung willen. Sie iſt reich und freigebig in ihren Mitteln, häuft die Dienſtleiſtungen ihres Haushalts nicht ſparſam auf Einen, ſondern ſtellt für jedes ihrer Aemter einen eigenen Diener an. Sie kennt viele Wege zum ſelben Zweck. Sie ſucht ihre Werke zu verewigen, ſoweit es möglich iſt, und erreicht es wenigſtens in der Erhaltung der Arten. Sie iſt unermüdlich für ihre Erhaltung und Vervielfältigung beſorgt. Sie freut ſich an der Mannigfaltigkeit und verleiht den Individuen die möglichſte Verſchiedenheit, um die Schönheit des Univerſums zu ſteigern." Vgl. dieſe Axiome zuſammengeſtellt bei T. Pesch, Instit. Philos. Naturalis. Friburgi 1880. p. 353. 354.

[1] Vgl. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 438.

habe ich einen sehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! —“ [1]

Ein tiefer Seufzer. Noch schlimmer ging es bei Peter Camper, an den der Aufsatz noch im Januar 1785 weiter befördert werden sollte. Doch gerieth er vorher in verschiedene andere Hände und gelangte erst im September an Camper, eine harte Prüfung für Göthe. Camper ließ die Entdeckung höchst grausam abduften.

Den Eifer, mit welchem er selbst an die Prüfung der Schrift herantrat, verglich er zwar mit dem Eifer der obscönsten Neugier. Den beigelegten Zeichnungen aber, auf welche Göthe die höchste Sorgfalt hatte verwenden lassen und auf die er sich nicht wenig zu Gute that, sprach er gerade die Hauptvorzüge ab, auf die es ankam, richtige Perspective und Schattirung, und bedankte sich humoristisch für die Ehre, daß Göthe diese Methode zu zeichnen, die Camper'sche genannt hatte. Die Handschrift des Manuscripts lobte er als überaus schön und elegant; die lateinische Uebersetzung dagegen tadelte er als stellenweis unverständlich. Schon der lateinische Titel Specimen war unrichtig und bedurfte der Correctur. Die Abhandlung selbst fand er gut; aber was sie beweisen sollte, stellte er in Abrede: „J'avoue qu'il a poursuivi ces os parfaitement bien; mais je ne puis pas l'avouer dans l'homme.“ Dann fragte er, was er damit anfangen sollte: „Garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids etc.?“ Drei Tage später schrieb er wieder an Merck, dießmal etwas freundlicher; er hatte den Verfasser errathen, nannte das Buch jetzt ein „schönes Buch“ und anerkannte, daß Göthe den Zwischenkieferknochen am Walroß nachgewiesen habe; aber am Menschen läugnete er ihn noch beharrlich. „Ich habe,“ sagt er, „zuerst eine Anzahl Kieferknochen am Fötus, dann von Neugebornen verschiedenen Alters, besonders von 3—4 Jahren, untersucht . . . Ich finde ihn nicht und behaupte drum wie früher: wir haben ihn nicht.“ Dasselbe wiederholte er am 21. März 1786, mit

[1] Ebd. S. 440.

der Erklärung, daß er Göthe's Schrift nicht drucken lassen könne. „Die Tafeln würden zu viel kosten, Niemand würde sie übernehmen, und die Sache selbst ist für die Wissenschaft nicht interessant genug.“ [1]

Hiermit war Göthe's Inauguraldissertation durchgefallen, die Gelehrten nahmen ihn nicht in ihre Zunft auf. Der Schlag war um so härter, als ihn seine Stellung augenblicklich nach keiner Seite hin mehr befriedigte und er gerade in der Naturwissenschaft eine Art Panacee gegen seine übrigen Verdrießlichkeiten gesucht hatte. Wieland machte zu diesen Freuden und Leiden des empirischen Naturbeobachters folgende humoristische Bemerkungen [2]:

„Was Eure Elephantenknochen und Meerwunder betrifft, dafür, ich gestehe es, hat mir Madre Natura den Sinn versagt, der dazu erfordert wird; indessen begreife ich doch ungefähr die Möglichkeit, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, posset qui rupem et puteum vitare patentem, ein ebenso großes Belieben daran finden kann, 8 Tage lang in einen Walfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen, als unser einer einen ganzen Tag und oft wohl noch einen halben dazu, mit Hintansetzung seiner Familie, Freunde, Correspondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausründung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten. Ich gestehe sogar die Wichtigkeit jener Entdeckung aus vollem Herzen zu, und bin gänzlich überzeugt, daß es ganz anders mit dem menschlichen Wesen stehen würde, wenn es einmal dazu käme oder kommen könnte, daß die Leute, sonderlich die gelehrten Herrn, die Nasenlöcher u. s. w. nirgends suchten, als wo sie natürlicherweise sitzen, und wo sie jeder Bauer suchen würde.“

---

[1] Ebd. S. 466 ff. 469 ff. 481 ff.

[2] Ebd. S. 443.

17. Allgemeine Ernüchterung. Geſammelte Werke.

1785. 1786.

„Mit wem ſoll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einſt ganz richtig zu mir geſagt: Il vous faut de la séduction.“

Göthe.

„Das geſpannte, zum Theil gedrückte Leben hatte im Laufe der Zeit zu viele Falten in ſeine Seele geſchlagen.“ Düntzer.

Um Göthe's Lage in den Jahren 1785 und 1786 zu verſtehen, muß man an die Geniezeit zurückdenken, wo er in ein paar Wochen ſeinen „Götz“, in ein paar Monaten ſeinen „Werther“ ſchrieb, gleichzeitig einen Cäſar, einen Mahomet, einen Ewigen Juden, einen Prometheus plante und unter den bunteſten Zerſtreuungen, wenn auch keinen vollendeten Fauſt, ſo doch die „Gretchen-Tragödie“ gleichſam ſpielend auf's Papier warf. Das waren Zeiten! Er kam ſich ſelbſt und den Andern wie ein Götterliebling vor.

Nun war er ſchon zehn Jahre in Weimar, in viel luſtigeren Zerſtreuungen als ehemals, in viel verwickelteren Liebeshändeln als zuvor, in der bunteſten Mannigfaltigkeit weltlichen Treibens, mit Menſchen aller Stände in lebendigem Verkehr, in alle Geheimniſſe des Lebens eingeweiht, Dilettant in ſämmtlichen Künſten und Wiſſenſchaften, der erſte Mann im Gewühle des Hofes — und wenn er nur wollte, auch ein beſchaulicher Dichter in ſtiller Garteneinſamkeit, umgeben von allen Anregungen, die ein Dichter haben kann. Und doch kam, außer der Iphigenie, rein nichts Bedeutendes mehr zu Stande.

Der Fauſt ſchlummerte in der Mappe, ſo gut wie aufgegeben. Iphigenie war noch nicht gedruckt, wurde wahrſcheinlich noch nicht

für druckreif gehalten. Seit acht Jahren plagte ſich der Dichter an einem großen Roman, dem Wilhelm Meiſter — und der Roman war noch nicht zur Hälfte fertig, ein Abſchluß nicht abzuſehen. Von einem „Egmont" kamen in zehn Jahren ein paar Scenen zu Stande. „Taſſo" blieb ein troſt- und hoffnungsloſer Embryo, „Elpenor" ein aufgegebenes Fragment.

Dem Hof zu Liebe verlegte er ſich nun auf kleine Gelegenheitsſtückchen und Feſtſpielchen. Doch Kraft und Friſche verſiegten ſogar hier, indem er an frühern Kleinigkeiten, wie „Erwin und Elmire", den „Mitſchuldigen", „Claudine von Villa-Bella", putzmacheriſch und zuckerbäckeriſch herumdüftelte. Das Monodrama „Proſerpina" allein hat noch einen genialen Anflug[1]. Sonſt ſtockt Erfindung, Kraft, Begeiſterung, auch der geniale Humor. „Lila" und „Der Triumph der Empfindſamkeit" ſind ſelbſt als Gelegenheitsſtücke ſchwache Productionen. „Die Geſchwiſter" ſind eine verdünnte Wehmuthsthräne aus „Werther". Zu den „Vögeln" mußte Ariſtophanes den Humor liefern. Die „Fiſcherin" dagegen, wenn man von den paar Einlagen abſieht, iſt eine plump langweilige Farce. „Jery und Bätely" iſt eine ebenſo langweilige Salonseiferſüchtelei in ſchweizeriſchem Coſtüm. Das „Neueſte von Plundersweilen" kann unbedenklich zu den literaturhiſtoriſchen Ungezogenheiten gerechnet werden. Danach flickte Göthe fünf bis ſechs Jahre an dem verfehlten Singſpiel „Scherz, Liſt und Rache" herum. Wäre das Liebhabertheater zu Weimar auf ſeine Novitäten angewieſen geweſen, es hätte nach der erſten Saiſon an der Schwindſucht ſterben müſſen[2]. Und daran ſtarb es endlich, nachdem man die unbedeutenden Stücklein bis zum Ueberdruß wiederholt hatte und Göthe ſelbſt ſich begnügte, Maskenzüge zu

[1] Auch M. Bernays (Deutſche Biogr. IX. 448) findet, daß dasſelbe „zu den herrlichſten Productionen Göthe's zählt" und in der Geflickten Braut „einen durchaus ungeziemenden Platz erhielt".

[2] Man vergleiche mit dieſer traurigen Armuth die Fülle von Poeſie, die Calderon nur als Hofdichter in ſeinen fiestas zu Buon Retiro entwickelte. — Schack, Dram. Literatur in Spanien. III. 187 ff. — Val. Schmidt, Calderons Schauſpiele. 302—347.

erfinden und einige Verse dafür zu schreiben, was nicht so viel Erfindungsgabe bedurfte. Ein Zug Lappländer — Aufzug des Winters — Die weiblichen Tugenden — Aufzug der vier Weltalter — das waren Lappalien für einen Geist wie Göthe. Endlich beschränkte man sich auf die bloße Maskerade zu Pferd und ließ sich wieder eine Schauspielerbande kommen. Der Theaterdichter und Theaterdirector hatten entschieden Fiasco gemacht, wenn er sich auch dasselbe nicht eingestand, sondern noch immer an „Scherz, List und Rache" und an den „Ungleichen Hausgenossen" nörgelte, um, wie er meinte, das Singspiel auf die rechte Höhe zu bringen, während die Componisten nach wie vor weder auf Sinn noch poetische Form viel achteten, sondern für Musik, Ballet und Decoration sorgten.

Vereinzelt gelang wohl dann und wann ein kleineres Gedicht, das an die alten Zeiten erinnerte, so die „Seefahrt", die „Harzreise im Winter", das „schwärmerische Lied an den Mond", der „Gesang der Geister über den Wassern", „Der Fischer", „Meine Göttin", der „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau", „Zueignung". Doch diese Stücke vertheilen sich auf zehn Jahre. Jährlich ein oder zwei bedeutendere Gedichte — das war doch nur ein schwacher Nachklang der früheren Productivität. Dazu im Jahr noch ein halb Dutzend oder im besten Fall ein Dutzend Kleinigkeiten für Frau von Stein, Herder, den Herzog, die Herzogin und das Tiefurter Journal.

Mit dem Reichthum anderer Jahre bunt gemischt, mögen sie den Eindruck genialer Fülle verstärken[1]; aber wenn man genau zusieht, was Jahr für Jahr zu Stande kam, so steht man vor magern, sehr magern Jahren. Wie Egmont und Tasso blieben auch die „Geheimnisse" ein Fragment. Pegasus schmachtete an der Staatskarosse.

[1] Das Beste dankte er dabei seiner Fertigkeit, fruchtbare Elemente des Volksliedes an sich zu reißen, wie beim Erlkönig, sie poetisch zu verwerthen und neu zu gestalten. — S. Dr. Paul Wigand, Göthe's Lyrik und das Volkslied (Nathusius, Conserv. Monatsschrift. Sept. 1881. S. 211—233).

Aller Opfer ungeachtet, die Göthe ſeiner äußern Stellung gebracht, war er dabei kein bedeutender Staatsmann geworden. Spielend war er in dieſe Laufbahn hineingetanzt; aber als ihre naturgemäßen Anforderungen an ihn herantraten, da fühlte er keine Luſt, vielleicht auch kein Geſchick dafür und drehte ihnen den Rücken. Auch das that er nicht einmal mit ſtaatsmänniſcher Entſchloſſenheit. So ſehr ihm der Fürſtenbund zuwider war, nahm er keine erklärte Stellung dazu, ſchmollte mit dem Herzog darüber, leiſtete ihm dann wieder einige bureaukratiſche Dienſte, entzog ſich ihm, wo ſeine Mithilfe am erwünſchteſten geweſen wäre, politiſirte dann wieder ein paar Tage mit Edelsheim und verſchwand vom Schauplatz, als der Bund zu eigentlicher Wichtigkeit gelangte. Als Adminiſtrativbeamter verdrängte er zuerſt eine Anzahl ihm mißliebiger Beamten, belud ſich ſelbſt mit einer Unzahl kleiner Verwaltungsſorgen und jammerte dann unter der Bürde, die er ſich aufgeladen. Das Bergwerk in Ilmenau verſchlang viel Geld und Zeit und brachte nichts ein. Die kleinen Verwaltungsreformen, welche Göthe durchſetzte, hätten Leute gewöhnlichen Schlags zu Stande bringen können. Als maître des plaisirs gab er das Geld wieder aus, das er als Finanzminiſter mühſelig erſparte; als Bergwerksdirector verdarb er ſich den guten Humor, den er als Theaterdichter nöthig gehabt hätte; als verliebter Poet und Lebemenſch gab er ein leichtfertiges Beiſpiel, deſſen üble Folgen er als herzoglicher Familienrath dann wieder einſchränken, tragen und vertuſchen mußte. Ueberall ſtand er ſich ſelbſt im Weg, fühlte das auch wohl, hatte aber nicht die Energie, eine entſchiedene Wahl zu treffen und ſich wenigſtens nach einer oder der andern Seite hin eine einheitliche und erſprießliche Thätigkeit zu verſchaffen. Er klagte über die Verwüſtungen, welche die Jagd in ſeinen neuangelegten Wieſen und Aeckern anrichtete — und ging dann doch wieder mit auf die Jagd. Bei allen Vergnügen war er mit dabei — und klagte dann wieder, daß ſie zu koſtſpielig geweſen.

Obwohl Göthe nach dem Götz und Werther nichts mehr von Bedeutung hatte drucken laſſen, übte nach dem zu wenig beachte-

ten Naturgeſetz: Mundus vult decipi, der Name „Weimar“ bereits einen merkwürdigen Zauber aus. Außer den fürſtlichen Herrſchaften der nächſten Nachbarſchaft erſchienen faſt jedes Jahr freundſchaftliche oder berühmte Beſucher, welche den Ruhm des neuen Muſenſitzes vermehrt und verbeſſert in die Welt zurücktrugen. Da kamen in den Jahren 1781 und 1782 der „Philoſoph“ Garve, der Philologe Villoiſon, der Theologe Joſeph Oberreit, der Abbé Raynal, dann die Marcheſe Branconi, die „ſchöne“ Gräfin Tina Brühl (urſprünglich eine Feldwebelstochter), 1784 der Philoſoph Jacobi, der ſich ſeiner „Vernagelung“ bereits getröſtet hatte, die beiden Grafen Stolberg, der Wandsbecker Bote Claudius, 1785 der Weltumſegler Forſter, der Miniſter von Edelsheim und die Fürſtin Gallitzin [1] mit ihren Freunden Fürſtenberg und Hemſterhuys, 1786 der Phyſiognom Lavater. Doch wo es am Innern fehlte, da konnten weder ſolche Beſuche, noch der äußere Pomp und Ruhm des kleinen Hofes wahre Befriedigung gewähren.

Wenige Tage nachdem der Herzog dem Fürſtenbunde beigetreten, ſchrieb er — am 1. September 1785 — an Knebel: „Hier geht's im Alten. Schade für das ſchöne Gebäude, das ſtehen könnte, erhöhet und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat!“ [2]

Am 5. klagt er der Frau von Stein: „Der Herzog iſt in

---

[1] Auf dieſen Beſuch, wie auf den Gegenbeſuch Göthe's in Münſter, pflegen viele Katholiken großes Gewicht zu legen, aber mir ſcheint ohne Grund. Für Göthe mag dieſe Beziehung ein Ruf der Gnade geweſen ſein; doch er gab nicht Acht darauf. Die Fürſtin Gallitzin, ſehr enthuſiaſtiſch von Natur und durch confuſe Philoſophie verwirrt, ging viel zu weit in ihrer Achtung für Göthe, und ihr Verſuch, ihn durch platoniſche Betrachtungen über das „Schöne“ und „Urſchöne“ aus ſeinem Concubinat herauszubringen, macht einen faſt peinlichen Eindruck. Bekehren kann ſich nur der, der ernſtlich nach dem Wahren und Guten fragt — und das hat Göthe nie gethan. S. Göthe-Jahrbuch. 1882. III. 285 ff.

[2] Guhrauer. I. 67.

ſeiner Meute glücklich. Er ſchafft die Hofleute ab und die Hunde an; es iſt immer dasſelbe, viel Lärms um einen Haſen todt zu jagen. Und ich brauche beinah ſo viel Umſtände, um einen Haſen zu erhalten.“ Kurz zuvor war die bisherige herzogliche Hoftafel abgeſchafft worden. Statt deſſen ſpeisten die Damen mit dem Herzog und der Herzogin in dem Zimmer des erſteren, und nur vereinzelt wurden Gäſte zugezogen. Das war Göthe zuwider, obwohl er gleich der erſte geladene Gaſt war. „Die neue Einrichtung,“ ſo jammert er, „geht fort und beim Mittageſſen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenbergs da waren, mußten ſich 25 Menſchen in der kleinen Stube behelfen, verſteht ſich die Aufwartung mitgerechnet. So gehts, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen.“ [1]

Während er mit ſeiner gewohnten Elaſticität ſeinen übeln Humor in hundert verſchiedenen Kleinthätigkeiten zu zerſtreuen wußte, litt der Herzog andauernd an Verſtimmung.

„Die öffentliche Geſellſchaft in unſern Mauern,“ ſo ſchrieb er am 26. December 1785 an Knebel, „iſt dieſen Winter ſo inſipid wie möglich. Da meiſt alles verheirathet und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art iſt, daß ſie leicht häusliche Unruhen verurſachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen ſehr an Männern fehlt, ſo ermangelt ein Hauptintereſſe ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch perſönliches Intereſſe viel zu gewinnen; deßhalb bekümmert ſich niemand um den andern, und man ſieht ſich ordentlich nur zur Frohne. Unſere Geſellſchaft iſt wirklich die allerennuyanteſte auf dem ganzen Erdboden. So lange kein Froſt war, jagten einige, und die andern fürchteten ſich vor den böſen Einflüſſen Pöllnitzens; ſeit erſteres Vergnügen und des letztern Gegenwart aufgehört hat, iſt auch dieſer Nagel, an welchem eine Menge Menſchen hingen, ausgeriſſen.

[1] Schöll III. 178. — Knebels Nachlaß II. 250.

Etwas ſchien ein neuer Komödienplan einige Zeit zu beſchäftigen; da er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haſſelnüſſe hart ab, und der moraliſche Magen blieb abermal leer.“ [1]

Man kann den moraliſchen Katzenjammer eines ganzen Hofes nicht deutlicher beſchreiben, als der Fürſt es hier ſelber thut. Nicht nur als Dichter und Staatsmann, auch als Hofmann und maître des plaisirs hatte Göthe abgehaust. Ohne die Schmiegſamkeit, welche er von Natur beſaß und die unter der pädagogiſchen Leitung der Frau von Stein noch gewonnen hatte, hätte er abziehen müſſen. Doch liberale Miniſter nehmen nicht ſo leicht ihren Abſchied. Für Fürſt und Miniſter wäre ein ſolcher höchſt unangenehm geweſen. Beide zogen vor, Fünfe gerade ſein zu laſſen, die Langweile in Geduld zu ertragen und jeder ſeinen Ideen nachzugehen: der Herzog ſeinen politiſchen und Jagdliebhabereien, Göthe ſeinen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Grillen und ſeinem ſtillen, hampelmänniſchen Philiſterthum. Auch da mottete, unter würdigem Bureaukratenernſt, empiriſtiſcher Geſchäftigkeit und den noch immer endloſen Betheuerungen alter Liebe, eine ſich ſteigernde Unbefriedigung.

Als er im März 1785 Charlotte klagte, daß er nur zwei Götter habe, ſie und den Schlaf, da war die „Göttin“ ſchon längſt in den Spätſommer des Lebens eingetreten, 42 Jahre alt, eine Matrone; und obwohl er ihr noch jeden Morgen ſchriftlich ſeine Liebe auf's Neue erklärte, befriedigte ihn das an ſich unmoraliſche Verhältniß je länger deſto weniger. Am Abend des 2. April 1785 ſchrieb er ihr[2]:

„Nachdem ich mich ſchon ausgezogen und in die beſte Bequemlichkeit geſetzt habe, fühle ich erſt wieder recht, daß ich zur Einſamkeit verurtheilt bin und daß mir die Nähe des lieben Herzens fehlt, dem ich mich ſo gern und ſo allein mittheilen kann. Wie möcht ich mit Dir über meinen heutigen Tag ſprechen, der, ſo unbedeutend er iſt, doch Bedeutung und Lehre für mich genug hat.“

---

[1] Düntzer, Karl Auguſt. I. 230.

[2] Schöll III. 153.

Am nächſten Tag ſchickte er ihr wieder Blumen, am zweiten einen Blumenſtock, am dritten war ſie bei ihm auf Beſuch, am vierten ſuchte er ſie auf, am fünften vermißte er ſie, weil er Zahnweh hatte, am ſechsten beſuchte er ſie „eingewickelt", um mit der Elektriſirmaſchine bei ihr zu experimentiren, und ſo verſicherte er ſie weiter, Tag für Tag, daß er ſie liebe und ewig lieben werde und ewig lieben müſſe:

„Meine Geliebte, meine Freundin, einzige Sicherheit meines Lebens. Was iſt alles andere, was jedes andere menſchliche Geſchöpf. Je mehr ich ihrer kennen lerne, je mehr ſehe ich, daß mir in der Welt nichts mehr zu ſuchen übrig bleibt, daß ich in Dir alles gefunden habe." [1]

Und doch war ſie noch immer Frau von Stein und hatte bereits einen Sohn, der Schulden machen konnte und Schulden machte, und Göthe mußte den Ungerathenen im Namen ſeines Vaters zur Tugend ermahnen, während der Vater noch lebte, die Wirthſchaftsſorgen zu Kochberg ſeiner Frau und einen andern Sohn, Fritz, der Erziehung Göthe's überließ! Neben dieſem und anderem Familienkummer war ſie noch oft von Kränklichkeit heimgeſucht. Auch Göthe's Geſundheit war nicht mehr wie früher; 1785 machte er eine Badekur in Karlsbad, 1786 wiederholte er dieſelbe. Nachrichten von Zahnweh, geſchwollenen Backen und Fieber erſchienen als Arabesken in ſeinen Liebesbillets, neben Blumen und Spargel, Spinoza, Infuſionsthierchen, Luftballons, Pflanzenunterſuchungen, Geologie, Chemie und dem von Zeit zu Zeit heller oder matter durchklingenden Jammer von Charlotte getrennt, nicht mit ihr unter Einem Dache zu ſein: „Ich kann es kaum mehr ertragen, ſo von Dir getrennt zu ſein!" [2]

Ganz und voll wagte er ihr indeß die Unruhe nicht auszudrücken, in welcher er ſeufzte, die unerquickliche Spannung, Traurigkeit und Verdüſterung, in welcher er ſchmachtete [3]. An-

---

[1] Ebd. III. 173. [2] Ebd. III. 232.

[3] Daß ihm elend zu Muth war, geſteht ſelbſt Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 264.

ſtatt über das troſtloſe Mißverhältniß einmal entſchieden die Augen zu öffnen, ſchloß er ſie alsbald wieder, ſuchte bei Charlotte Troſt und Hilfe, wiederholte die Betheuerungen ſeiner Liebe, kramte ihr wieder alle ſeine Kleinigkeiten aus, legte ſich ihr als Sklave auf's Neue zu Füßen, und ſchmeichelte ſich, in dieſer jämmerlichſten Sklaverei eine neue Weltanſchauung zu begründen. Daß dieſe Idee ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Studien oder Dilettanterieen zu Grunde lag, darüber kann kein Zweifel ſein. Sie kehrt wiederholt in ſeinen Briefen wieder. Als Fr. H. Jacobi ihm 1786 ſeine eigene Sentimentalitäts-Philoſophie anhängen wollte, antwortete er ihm:

„Wenn Du ſagſt, man könne nur an Gott glauben, ſo ſage ich Dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva ſchreibt und ſagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorumdam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum, ſo geben mir dieſe wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im Mindeſten zu bekümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeſchnitten iſt.“ [1]

Das tönt ſehr kühn, faſt wie Leſſings berühmtes Skeptiker-Gebet; aber es ſteckt nicht viel Philoſophie dahinter. Eklektiſch pickte er in hundert Töpfen herum, und pickte ſich ſo auch aus Spinoza dieſe „intuitive Erkenntniß“ heraus. Jeder, der Spinoza's Ethik nur einmal vernünftig durchgeleſen, weiß, welche Mühe ſich der jüdiſche Philoſoph am Ende des erſten Buches gibt, die Annahme von „Endurſachen“ als die Quelle aller „Vorurtheile“ gegen ſein Syſtem zu beſeitigen [2] und wie hierin gerade ein

---

[1] A. Schöll, Briefe und Aufſätze von Göthe. S. 214.

[2] Auerbach, Spinoza's ſämmtl. Werke. Stuttgart 1871. II. 32 ff. Etwas ernſter hat Schiller Spinoza's Philoſophie erfaßt. S. Briefwechſel mit Körner (Gödeke) I. 93. 94. — Ebenſo Herder; doch muß es von der „chriſtlichen“ Richtung dieſes Mannes

Schwerpunkt ſeines ganzen Syſtems liegt. Sei es, daß Göthe dieſen Zuſammenhang nicht verſtand, oder vielleicht auch den wichtigen Abſchnitt nicht einmal geleſen hatte, genug, er läugnete ganz fröhlich dasjenige, worauf Spinoza Alles ankam. „Die Endurſachen ſind dem Gemüthe zu denken ſo nöthig, daß Du aus den Nicht-Endurſachen erſt eine rechte Endurſache machſt.“ [1] So ſchrieb er der Frau von Stein.

Die **natura naturans** und **naturata** warf er ebenſo fröhlich durcheinander. Da aber Spinoza drei Arten der Erkenntniß ſtatuirte: unvollkommene vage Vorſtellungen, dann eine Verſtandeserkenntniß, welche die Eigenſchaften der Dinge erfaßt, endlich jene intuitive Erkenntniß, wodurch der Menſch unmittelbar die adäquate Idee des Weſens „einiger“ Attribute Gottes erhält [2], ſo machte ſich Göthe mit den beiden andern wenig Mühe, ſondern raffte ohne Weiteres dieſe höchſte und bequemſte an ſich, um von „dem Weſen einiger Attribute Gottes zur adäquaten Erkenntniß des Weſens der Dinge fortzuſchreiten“. Die Confuſion, die durch Spinoza's eigene Erklärung zwiſchen den beiden letzten Erkenntnißweiſen entſtand, beachtete er nicht, noch weniger den Widerſpruch, den die Intuition „einiger“ Attribute bei einem Weſen in ſich ſchließt, deſſen Attribute ſich völlig identificiren. Der abgeriſſene unverſtandene Brocken aus Spinoza gab ihm Muth (!), ſein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen..... und — eins — zwei — drei — Abrakadabra — hatte er auch

---

einen ſonderbaren Begriff erwecken, daß ſein Humanismus ſich gerade mit den ethiſch-religiöſen Motiven des Spinozismus ſo gut vertrug. S. Haym, Herder. Berlin 1880. I. 674. „Spinoza,“ ſagt Herder, „war ein durchdringender Geiſt, der Theologe des Carteſianismus (!) ... Er war in's Empyreum der Unendlichkeit ſo hoch hinaufgeſchwindelt, daß alle Einzelheiten ihm tief unterm Auge erblichen; dieß iſt ſein Atheismus und wahrlich kein anderer.“

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 190.

[2] Ethices, Pars II. Prop. XL. Schol. I. II. Vid. Benedicti de Spinoza Opera. Lipsiae. Tauchn. 1843. I. 253—256. — Auerbach II. 71—74. — Danzel, Göthe's Spinozismus. S. 17.

Spinoza's dritte Erkenntnißweiſe hinweggezaubert, und ihr die zwei erſten, d. h. im Grunde ein einfaches Experimentalwiſſen ſubſtituirt, das gar nicht von einer Intuition göttlicher Attribute ausging, ſondern auf Gerathewohl launiſch und fragmentariſch im ganzen weiten Gebiet des Anorganiſchen und Organiſchen herumtappte, um hinter das „Geheimniß der Natur" zu kommen. Was ihm von Spinoza's Lehre dabei übrig blieb, war höchſtens eine dunkle und verwaſchene Vorſtellung, in der Natur ſelbſt unmittelbar das „Göttliche" zu ſchauen, womit denn die Möglichkeit gegeben war, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Dilettanterieen mit dem Schein einer gewiſſen poetiſchen Religioſität zu umkleiden, und Steine, Pflanzen, Thiere und ſich ſelbſt mit ſammt der ganzen Natur und der Frau von Stein, die vorläufig noch die wichtigſte Manifeſtation der Natur war, zu vergöttern [1].

Ebenſo ſchal und oberflächlich, wie ſeine „Philoſophie", war ein naturwiſſenſchaftlicher Empirismus.

Nachdem er vier Jahre Steine und Stufen geſammelt, weitere ſechs Jahre über den „Granit" und das Steinweſen nachgebrütet hatte, langte er endlich bei der Einſicht an, die er ſich ſchon auf der Univerſität hätte verſchaffen können: „In der Mineralogie kann ich ohne Chymie nicht einen Schritt weiter, das weiß ich lange und habe ſie auch darum bei Seite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen und geriſſen." [2]

---

[1] Wie Göthe, gibt auch ſein Lobredner Kaliſcher, Göthe's Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft (Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. p. XXXI), auf die Erkenntnißtheorie Spinoza's gar nicht Acht und verehrt herzhaft „die Quinteſſenz der Denk- und Forſchungsart, welche er das ganze Leben hindurch übte". Die „Philoſophie" Göthe's hat Caro, ohne es zu beabſichtigen, ſcharf verurtheilt, wenn er von Göthe's Spinozismus ſagt: „C'est l'esprit du système, moins le système", d. h. das Faß ohne Boden und Deckel. Revue des Deux Mondes. 1865. 35e an. 2e Pér. t. 59. p. 873. Vgl. E. Melzer, Göthe's Philoſophiſche Entwicklung. Neiſſe 1884. W. Neveling, Die relig. Weltanſchauung Göthe's. Barmen 1884.

[2] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 282.

In der Osteologie verschwendete er jahrelang Zeit und Mühe, um eine Entdeckung zu machen, bevor er diesen Wissenszweig eigentlich fachmännisch beherrschte; als die „Entdeckung" gemacht war, mußte er sich von den Fachgelehrten sagen lassen, daß dieselbe von gar keiner erheblichen Bedeutung sei und daß es sich nicht einmal verlohne, seine Inauguraldissertation drucken zu lassen.

Auch in der Botanik beabsichtigte er als Entdecker aufzutreten, sammelte und hatte „artige" Ideen, bevor er nur einmal ein Handbuch derselben durchstudirt hatte. Im November 1785 nahm er den Linné nach Ilmenau mit und las endlich einmal ernstlich darin, „denn," sagt er, „ich muß wohl, ich habe kein ander Buch. Es ist das die beste Art, ein Buch gewiß zu lesen, die ich öfters prakticiren muß, besonders da ich nicht leicht ein Buch auslese" [1]. Als die osteologische Entdeckung so wenig Beifall fand, wandte er sich lebhafter der Pflanzenwelt zu, beobachtete mit dem Mikroskop, consultirte den Hofgärtner in Belvedere und den Magister Batsch in Jena, und versuchte dem „Geheimniß der Natur" von dieser Seite auf die Spur zu kommen. Doch rückte er einstweilen noch nicht mit Resultaten heraus.

Fast gleichzeitig warf er sich auch auf Meteorologie, Physik und Astronomie, experimentirte mit Luftballons und Elektrisirmaschinen und führte Frau von Stein auf die Sternwarte von Jena. Da er einsah, daß in der Sternkunde ohne Mathematik nichts anzufangen sei, so hatte er hier wenigstens nicht den Muth, von vorneherein ein neues System zu entdecken, sondern versuchte das nachzuholen, was er als Gymnasiast versäumt.

„Algebra ist angefangen worden," schrieb der Kriegsminister und Geheimrath seiner Geliebten am 21. Mai 1786 von Jena aus [2], „sie macht noch ein grimmig Gesicht, doch denke ich, es soll mir auch ein Geist aus diesen Chiffern sprechen, und wenn ich den nur einmal vernehme, so wollen wir uns schon durchhelfen." Zwei Tage später meldet er: „Ich muß noch einige

---

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 201.

[2] Ebd. III. 258.

Tage bleiben es ist mir so ruhig hier und still und ich möchte doch die 4 Species in der Algebra durchbringen. Es wird Alles darauf ankommen, daß ich mir selbst einen Weg suche über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche."

Das Einschleichen gelang jedoch hier nicht, wie in der Geognosie mit Hilfe Voigts, in der Osteologie mit Hilfe Loders. Der Mathematiker Wiedeburg hatte zwar „eine treffliche Methode"; aber es fehlte anderswo. Am 25. Mai waren Mathematik und Astronomie schon aufgegeben:

„Wir haben die 4 Species durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel ich merke, es wird historische Kenntniß bleiben und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können; da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt." [1]

Es gelang Göthe nicht mehr, jene mathematische Bildung zu erwerben, auf deren Nothwendigkeit zu einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ihn sein Führer Spinoza hinwies, die er aber zu Frankfurt, Leipzig und Straßburg über seinen Liebesgeschichten verabsäumt hatte. Die Mühe, welche er sich gab, wenigstens nachträglich in dieses Gebiet einzudringen, ist gewiß einiger Ehre werth. Allein er erreichte damit nicht einmal so viel, als heute von einem Quartaner gefordert wird. Dieser Mißerfolg zeigt genugsam, daß er nicht jenes Universalgenie war, das seine Verehrer in ihm erblicken. Er hatte unzweifelhaft viel Anlage für concrete und vor Allem für künstlerische Naturbeobachtung; aber er besaß weder die Leichtigkeit, noch die Tiefe, den Fleiß und die Beharrlichkeit, welche die mathematischen, die philosophischen und streng historischen Disciplinen erheischen. Daß er dennoch die Naturwissenschaften nicht aufgab, sondern fortfuhr, fragmentarisch in allen ihren Zweigen zugleich herumzuexperimentiren, beweist allerdings eine gewisse Ausdauer, aber nicht jene, von der ein tiefes, systematisches Wissen bedingt ist; ja diese Ausdauer hat einen starken Beigeschmack von jenem autodidaktischen Streber-

[1] Ebd. III. 261.

thum, das, unabhängig von aller wissenschaftlichen Tradition, Alles sich selbst verdanken, in Allem neue Wege gehen, Alles besser wissen will, als die gesammte übrige Menschheit. Nur im Sinne der „Genieperiode" kann man es genial finden, wenn er, nach seinen traurigen Erfahrungen mit den vier Species, aller mathematischen Bildung bar, als Reformator der Optik gegen Newton aufzutreten wagte[1]. Eine solche spatzenhafte Verwegenheit hätte er sich nie herausnehmen können, wenn er das eigentliche Wesen der Optik, ihre Beziehungen zur Astronomie und den übrigen Zweigen der Physik mit wahrhaft genialem Blick durchschaut hätte[2]. Diesen genialen Blick hatte er aber weder als

---

[1] Seine „Farbenlehre" vergleicht H. W. Dove (Farbenlehre. Berlin 1853. S. 29) mit einer Akustik, „in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede ist", und ihren Standpunkt als den „Standpunkt äußerlicher Wahrnehmung, wo eben von Theorie noch gar nicht die Rede ist". Das ist fein und zart gesagt, aber für Göthe's kopfloses Unterfangen thatsächlich vernichtend. — Helmholtz (Göthe's Naturwissen. Pop.-wissensch. Vorträge. 1876. 1. Heft) versucht ihn damit zu retten, daß er sein „besonderes Talent für die Auffassung der thatsächlichen Wirklichkeit" hervorhebt und ihn als Dichter und Künstler entschuldigt.

[2] Der englische Physiker Tyndall (ebenfalls eine wichtigere Autorität, als der Herr Dr. Kalischer in Berlin) gesteht Göthe in seiner bekannten „Belfast"-Rede Schärfe der Beobachtung, bedeutende Anlagen für naturgeschichtliche Classification und Anordnung, überhaupt ein außergewöhnliches Talent für Naturgeschichte zu, spricht ihm aber alle Anlagen für mathematische, physische und überhaupt speculative Naturwissenschaft rundweg ab und bezeichnet ihn — mir scheint, mit vollem Rechte — geradezu für ein „Irrlicht" auf diesem Gebiete. „In sharpness of observation, in the detection of analogies however apparently remote, in the classification and organization of facts, according to analogies discerned, Goethe possessed extraordinary powers. These elements of scientific inquiry fall in with the discipline of the poet. But, on the other hand, a mind thus richly endowed in the direction of natural history may be almost shorn of endowment as regards the more

Historiker und Politiker, noch als Naturphilosoph, er hatte ihn nur als Dichter.

Das scheint ihm denn in den Jahren 1785 und 1786 endlich selbst gedämmert zu haben. Während er seine vollständige Ernüchterung nicht merken ließ, sondern neben seinen eklektischen Studien ruhig sein gewohntes Hof- und Geschäftsleben weitertrieb, reifte doch endlich der Gedanke, mit dem ganzen Wirrwarr zu brechen und sich auf's Neue der Poesie zu widmen. Dieser Rückzug begann mit der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke und mit dem Plan einer Reise nach Italien, die er wenigstens theilweise mit dem Honorar seiner Werke zu bestreiten rechnete.

Im Januar 1786 fing er an, ausgeliehene Manuscripte seiner dramatischen Schriften zu sammeln, im Juni ging dann die Revision los. „Der Triumph der Empfindsamkeit" wurde umgearbeitet und neu abgeschrieben, die kleinen „Gedichte" unter allgemeine Rubriken gebracht, die „Stella" umgemodelt, „Iphigenie" an Wieland gegeben, um darüber Gericht zu halten. Mit dem Buchhändler Göschen in Leipzig schloß er Anfangs Juli einen Vertrag, demzufolge er für seine acht Bände gesammelter Schriften 2000 Thlr. Honorar erhalten sollte. Die ersten vier Bände wollte Göthe noch im laufenden Jahre druckfertig machen,

---

strictly called physical and mechanical sciences. Goethe was in this condition. He could not formulate distinct mechanical conceptions; he could not see the force of mechanical reasoning; and in regions where such reasoning reigns supreme he became a mere ignis fatuus to those who followed him." The Mail. Friday, August 21, 1874. Ganz dasselbe darf man von seinen philosophischen und theologischen Kenntnissen sagen. Er hatte eine große Gewandtheit, einem gerade dargebotenen Gedanken eine schöne Form in Prosa oder Vers zu geben; aber eigentlich subtil, großartig und tief sind seine Ideen nicht. Selbst den Faust beherrscht der oberflächlichste, verschwommenste Spießbürger-Naturalismus, der es nicht verdient, daß man ihn Philosophie nennt — ein „Irrlicht", das zu Gretchen und Helena führt, aber nicht in das Lichtreich des dreieinigen Gottes!

um für die projectirte Reiſe bis Oſtern 1787 die Hälfte des Honorars als Reiſegeld verwenden zu können. Frau von Stein mußte inzwiſchen Epigramme und andere kleine Gedichte in's Reine ſchreiben, Herder die Leiden Werthers cenſiren, Göthe ſelbſt nahm andere Stücke durch, über den Götz von Berlichingen mußten Wieland und Herder ihre Stimmen abgeben. Ende Juli reiste er mit ſeinem Privatſchreiber Vogel nach Karlsbad ab, wohin ihm Frau von Stein vorausgereist war. Bald fanden ſich dort auch der Herzog und Herder mit Frau und Sohn ein. Der Schluß des Werther wurde etwas umgeändert, das Uebrige der vier Bände fertig geſtellt und in Geſellſchaft faſt täglich daraus vorgeleſen. Niemand von ſeinen Freunden indeß, nicht einmal Frau von Stein wurde in das Geheimniß der projectirten Reiſe eingeweiht. Nur der Herzog, der ſich nicht umgehen ließ, da Göthe's weitere Stellung von ihm abhing, wußte darum. Zum Abſchied des Herzogs veranſtaltete Göthe eine kleine Feſtfeier; am 3. September früh brach er ganz allein, ohne von Jemand Abſchied genommen zu haben, nach Italien auf. Tags zuvor hatte er noch an Karl Auguſt geſchrieben[1]:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abſchiede von meinem Reiſen und Ausbleiben nur unbeſtimmt ſprach; ſelbſt jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden ſoll. — Sie ſind glücklich, Sie gehen einer gewünſchten und gewählten Beſtimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten ſind in guter Ordnung, auf gutem Wege und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich ſelbſt oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in dieſem Augenblick gewiß entbehrlich und was die beſonderen Geſchäfte betrifft, die mir aufgetragen ſind, dieſe hab ich ſo geſtellt, daß ſie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte ſterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zuſammenſtimmungen dieſer Conſtellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbeſtimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Geſund-

[1] Briefwechſel Karl Auguſts. I. 54—57.

heit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elaſticität meines Geiſtes das Beſte, wenn er eine Zeitlang, ſich ſelbſt gelaſſen, der freien Welt genießen kann.

„Die vier erſten Bände ſind endlich in Ordnung: Herder hat mir unermüdlich treu beigeſtanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und ſehe jetzt erſt, was zu thun iſt, wenn es keine Sudelei werden ſoll. Dieſes Alles und noch viele zuſammentreffende Umſtände bringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieſer etwas ſonderbar ſcheinenden Unternehmung das Beſte. Nur bitt ich laſſen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet ſind, oder ſonſt mit mir in Verhältniß ſtehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es iſt gut, daß das alſo bleibe und ich auch abweſend als ein immer Erwarteter wirke."

Hauptreiſezweck war alſo Erholung, beſſere Stimmung und Vollendung der noch fehlenden vier Bände. Druckfertig waren von ſeinen bisherigen Dichtungen: Zueignung. Werther. Götz von Berlichingen. Die Mitſchuldigen. Clavigo. Die Geſchwiſter. Stella. Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel. — Die „bereits in Verſe geſchnittene Iphigenie" nahm er auf Herders Rath mit, um ſie noch auszufeilen. — Für die andern vier Bände hatte er nebſt den kleinern Gedichten Poſſen und Singſpiele, die Vollendung des Egmont, Taſſo, Fauſt und Elpenor in Ausſicht genommen. Ein großes Stück Arbeit, da ihn die Singſpiele ihrer Form nach nicht befriedigten, von den größern Dramen aber nur Fragmente vorlagen. Jedes erheiſchte die Mühe völliger Neugeſtaltung. An die Vollendung des Wilhelm Meiſter wagte er deßhalb vorläufig noch nicht zu denken.

18. Die italieniſche Reiſe.

1786—1788.

„Die Hauptabſicht meiner Reiſe war, mich von den phyſiſch-moraliſchen Uebeln zu heilen, die mich in Deutſchland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, ſodann den heißen Durſt nach wahrer Kunſt zu ſtillen. Das Erſte iſt mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt."

Göthe an Herzog Karl Auguſt. 15. März 1788.

„Jamais le mystère de Rome n'a été mieux posé: ‚Je vis ici dans une clarté et dans un repos dont je n'avais plus le sentiment. Je veux m'efforcer de saisir la grandeur et apprendre à me former.' Et pourtant Goethe est resté protestant et même il a marché dans les conséquences du protestantisme et il est devenu païen."

Louis Veuillot.

Ohne Begleiter, ohne Bedienten, nur mit geringem Gepäck, faſt wie ein Student, reiste Göthe von Karlsbad ab. Es kam ihm ganz neu und köſtlich vor, ſo allein und frei zu ſein. Nur auf ſein Naturſtudium wollte er nicht ganz verzichten, führte deßhalb neben den nothwendigen Reiſebüchern und Karten ſeinen Linné mit ſich. Doch ſollte das Studium der Natur nur angenehm belehrend und unterhaltend das Studium der italieniſchen Kunſtſchätze begleiten, an denen er ſeine eigene äſthetiſche Bildung zu vollenden und zugleich neue Eingebung zur Vollendung der begonnenen Werke zu ſchöpfen hoffte.

Am 4. September wohnte er im Jeſuitencolleg zu Regensburg einer Aufführung des dortigen Schultheaters bei, am 6. ſah er ſich die Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten von München an, am 8. fuhr er über den Brenner, am 14. traf er in dem ſo heiß erſehnten Italien ein. Nur wenige Tage verwandte er

auf die Beſichtigung der Städte Verona, Vicenza und Padua; erſt in Venedig gönnte er ſich einen längeren Aufenthalt, vom 28. September bis 14. October. Die Aufmerkſamkeit war, wie immer, auf alles Erdenkliche zerſplittert: Landſchaft im Allgemeinen, meteorologiſche Erſcheinungen, Beleuchtung, geologiſche Formation, Charakter der Flora und Fauna, einzelne Geſteine, Pflanzen, Thiere, dann auch das bunte Schauſpiel des Menſchenlebens, Phyſiognomieen, Geſtalten, Sitten, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Zeiteintheilung, Beſchäftigung, Spiele, Unterhaltung, Handel und Wandel, Andacht, bürgerliche Gebräuche, Sprache, Anſchauungsweiſe, Geſang, Theater, endlich die reichen Kunſtſchätze, die jenſeits der Alpen auch das kleinſte Städtchen bot, Trümmer von antiken Bauten, ältere und neuere Kirchen, Paläſte, Altäre, Grabmonumente, Denkmäler, Sculpturen, Gemälde. Am meiſten begünſtigte der nordiſche Wanderer dabei die Reſte des claſſiſchen Alterthums und die ſchönen Mädchen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kirchen ſchätzte er nur als Denkmale der Architektur, als zugängliche Sammlungen von Gemälden und Bildwerken. Von vornherein gab er allem den Vorzug, was ſich an das claſſiſche Alterthum anſchloß; zwiſchen dieſem und der Natur fand er einen innigen ſeeliſchen Zuſammenhang. Die Kunſtwerke der Renaiſſance erfaßte er als eine Fortſetzung der Antike mit hoher Liebe und Begeiſterung, ohne viel darauf zu achten, ob und wie ſich darin mit antikiſirenden Formen der chriſtliche Gedanke verſchmolzen hatte; dagegen wandte er ſich feindſelig von jenen Kunſtgebilden und jenen Stätten der Erinnerung ab, in welchen die chriſtliche Idee des Kreuzes, d. h. des ſittlichen Kampfes, des religiöſen Opfers und gottgeheiligten Leidens, ohne den Glanz der Verklärung und ewigen Genuſſes, in ihrem praktiſchen Ernſte mahnend und belehrend hervortrat. Die Bilder der ſeligen, verklärten Glorie nahm er als anmuthige Geſtalten des Dieſſeits, die Bilder des Leidens und des Martyriums aber waren ihm traurige Barbarei.

Das lebhafte, heitere, ſinnliche und kindliche Naturell der Italiener muthete ihn fröhlich an; den tiefen Glauben, mit dem

dieſes Volk an ſeiner Kirche hing, hielt er für kindiſche Beſchränktheit bei den weniger Einſichtigen, für Heuchelei und fromme Betrügerei bei den Gebildeteren. Für die Umwandlung des altrömiſchen Italiens in ein katholiſches Italien hatte er nicht das geringſte Intereſſe: über die hiſtoriſche Bedeutung der Renaiſſancezeit, die ihn einzig anzog, ging er ſehr flach hinweg; das dazwiſchen liegende Mittelalter ignorirte er nahezu vollſtändig. Flößen darum auch die bunte Menge und Mannigfaltigkeit ſeiner Beobachtungen, die Lebhaftigkeit des Erfaſſens, die Deutlichkeit und Anſchaulichkeit ſeiner Aufzeichnungen[1], ſeine Liebe zum Schönen und ſeine geiſtreichen Studien darüber nothwendig Bewunderung[2] ein, ſo mindert ſich dieſelbe doch ebenſo nothwendig, wenn man ſieht, wie der anſcheinend vorurtheilsloſe, ganz an die Gegenſtände hingegebene Geiſt ſich dem Zauberbann vorgefaßter Anſchauungen nicht zu entringen weiß, Alles nach dieſen ſubjectiven, ihm unfehlbaren Dogmen kritiſirt, unermüdlich an tauſend

---

[1] Doch ſind auch ihm bei ſeinen Beobachtungen oder bei ſeinen Aufzeichnungen kleine Menſchlichkeiten zugeſtoßen. „Man begreift wirklich nicht, wo Göthe ſeine Augen haben mußte, wenn er ſpäter an Tizians ‚Mariä Himmelfahrt' (in Verona) den Gedanken lobenswerth findet, ‚daß die angehende Göttin (!!) nicht himmelwärts, ſondern herab nach ihren Freunden blickt'. Wir ſehen heutzutage das Gegentheil. . . . . Dergleichen irrthümliche Anmerkungen, z. B. daß am Brenner die Etſch entſpringe — er verwechſelt ſie mit der Eiſack — finden ſich in der ‚Italieniſchen Reiſe' verſchiedentlich." S. Augsb. Allg. Zeitung 1869. Beil. Nr. 239. „Göthe in München." Die „Aſſunta", von der hier die Rede, iſt nicht mit der weit berühmteren in Venedig (Akademie) zu verwechſeln.

[2] Dieſe Bewunderung, die früher ſeitens Vieler mit unbedingter Unterwerfung unter ſeine Kunſt-Orakelſprüche verbunden war, ſcheint im Niedergang begriffen. „So enthalten denn," ſagt L. von Urlichs (Göthe-Jahrbuch 1882. III. 4), „ſeine Aeußerungen über die bildenden Künſte einen Schatz für Theorie und Praxis, aber bedingt und getrübt durch den Geſchmack ſeiner Freunde," beſonders des Kunſt-Meyers, dem Schlegel ſchon zurief: „Laß die Schnuuze von der Kunſcht!"

Einzelheiten der weiteſten Peripherie umhereilt, aber die Einheit nicht beachtet, die Alles ſtützt und trägt.

Die Kunſtgeſchichte Italiens ſtudirte er bloß eklektiſch und nach Laune, um einzelne Kunſterzeugniſſe zu würdigen, ihren Zuſammenhang mit der politiſchen und religiöſen Geſchichte vernachläſſigte er ganz. An der Literatur Italiens nippte er auf Gerathewohl, ihrer hiſtoriſchen Entwicklung blieb er fremd. Anſtatt Dante las er Ovid, anſtatt Taſſo Homer, anſtatt Petrarca Catull. Der Sänger des Sonnengeſangs war ihm ein unheimlicher Mönch, die Geſchichte des Papſtthums eine unglückliche Anomalie der Weltgeſchichte. Das Hellenen- und Römerthum der alten Welt hätte nach ſeiner Anſchauungsweiſe fortblühen ſollen, um die Menſchheit dem reinen Genuß des Schönen entgegenzuführen. Eine widrige chriſtliche Barbarei hatte es geſtürzt und ſeine herrlichen Ueberreſte mit ungenießbaren Zuthaten umkruſtet. In glänzenden Geiſtern war es zur Zeit der Renaiſſance wieder aufgelebt und hatte eine neue Fülle von Kunſtherrlichkeit hervorgebracht. Die Kunſtgebilde dieſer Zeit vereinigten ſich mit den Trümmern des alten Hellas und Rom, unter dem ſchönſten Himmel, in herrlicher Natur zu einem zauberhaften Schauſpiel, einem grandioſen Kunſtwerk, an deſſen Anblick der Dichter von den Folgen thüringiſchen Regenwetters und weimariſcher Kleinkrämerei zu geneſen hoffte. Das war die Einheit, welche Göthe der objectiven, geſchichtlichen Einheit Italiens ſubſtituirte. „Auch ich in Arkadien" — hat er durchaus bezeichnend ſeinen Reiſeberichten vorgeſetzt.

Er gab ſich aber nichts weniger als einem arkadiſchen Dolce far niente hin. Mit unermüdlichem Eifer wurde jede Kleinigkeit regiſtrirt und protokollirt; man wird mitunter an den ſehr ehrenwerthen Pickwick erinnert, der ſich bei den Droſchkenkutſchern nach dem Ankaufspreis der Kutſchen und nach dem Lebensalter der Pferde erkundigt und Alles ſorgfältig aufſchreibt. Ein Schweineſchlachten in Rom intereſſirte ihn wenigſtens ebenſo ſehr, als alle Erinnerungen der Martyrer in den Katakomben. Mit dieſen Notizen war die ungeheure Schreibſeligkeit noch keineswegs er-

ſchöpft, die ſich der Dichter in Weimar angewöhnt hatte. Alles mußte zu Papier. Es war ihm zum unbeſieglichen Bedürfniſſe geworden, ſein geiſtiges Leben im Spiegel zu ſehen und es darin wieder Andere ſehen zu laſſen. Er war noch kaum zehn Tage von Karlsbad fort, da begann ſchon eine Correſpondenz nach Weimar, die im Verlauf von anderthalb Jahren zu einem umfangreichen Buch anwuchs. Frau von Stein erhielt ein förmliches Tagebuch, Herder ausführliche Berichte, der Kammerdiener Seidel ſeine regelmäßigen Aufträge und Beſtellungen, der Herzog Karl Auguſt bald längere, bald kürzere Briefe. Dazu gingen Briefe an Fritz von Stein, Knebel, Wieland, Einſiedel, Jacobi, Merck, Voigt, Keſtner, Geheimrath Schmidt, Göſchen, Bertuch, an den Wegcommiſſär Brunnquell und an die Dichterin Bohl in Lobeda. Ganze Tage brachte er am Tintenfaß zu. Am 16. September, Abends, am 13. Tage der Reiſe, notirte er zu Verona in ſein Tagebuch: „Ich fühle mich müde und ausgeſchrieben; denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die ‚Iphigenie' ſelbſt abſchreiben." Das war das Land, wo die Citronen blühen. Wohl die Hälfte der Zeit blieb täglich dem literariſchen Frohndienſt, d. h. mühſamen Correcturarbeiten, Correſpondenzen, Notizen aller Art und Tagebuchführung gewidmet [1].

Die Reiſe eigentlich zu genießen, blieb wenig Zeit übrig; nur ſeiner guten Vorbereitung ſchrieb er es zu, verhältnißmäßig von

---

[1] Ueber die „Italiäniſche Reiſe" vgl. Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 1—574, nebſt Düntzers Commentar. Ebd. 621—971. — Ch. Schuchardt, Göthe's Ital. Reiſe. 2 Bde. Stuttg. 1862. 1863. — Urlichs, Göthe und die Antike, a. a. O. — Gervinus, Nationalliteratur. 1844. V. 76—134. — H. Grimm, Göthe. Vorleſungen. II. 17—22. 39—102. — H. Grimm, Göthe in Italien. Berlin 1861. — L. Hirzel, Göthe's ital. Reiſe. Baſel 1871. — Richelot, Mémoires de Goethe. 1847. — Aus meinem Leben von W. Tiſchbein, herausg. von K. W. Schiller. 2 Bde. 1861. — Seb. Brunner, Die theol. Dienerſchaft ꝛc. Wien 1868. S. 156—158. — Il Goethe a Palermo. Civiltà Catt. ser. X. Vol. IV. 601.

den Sehenswürdigkeiten noch viel zu ſehen. Er tröſtete ſich damit, daß in der glücklichen Freiheit, d. h. in der kümmerlichen Erholung, die ihm ſein Schreiberleben wenigſtens jetzt verſtattete, das ſtockende Silbenmaß der „Iphigenie" ſich in fortgehende Harmonie verwandle. Trotz der günſtigſten Anregungen jedoch wurde dieſe erſte Arbeit nicht, wie er gehofft, noch im October fertig, ſie beſchäftigte ihn die ganzen erſten vier Monate der Reiſe. Erſt am 6. Januar 1787 war das „Schmerzenskind" mit Hilfe eines Schweizers vollends in's Reine geſchrieben. Wie Schiller mußte auch er die Ehre der Claſſicität mit ſaurer Mühe verdienen, und es iſt eine ganz falſche, wenn auch vielverbreitete Anſicht, wenn man meint, die Poeſie ſei ihm mühelos vom ewig blauen Himmel heruntergefallen. Sieben und ein halbes Jahr brauchte es, bis „Iphigenie" ſchließlich ihre endgiltige Form erhielt. Wenn Shakeſpeare und Calderon ſo gearbeitet hätten, müßten wir heute noch auf die letzten Bände ihrer geſammelten Werke warten.

Ueber vierzehn Tage verweilte Göthe in der merkwürdigen Dogenſtadt Venedig, die in Shakeſpeare's Poeſie eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, Lord Byron zu mehr als einer Dichtung begeiſterte, am Vorabend ihres politiſchen Untergangs ein tieftragiſches Schauſpiel bot. Doch getheilt zwiſchen ſeinem proſodiſchen Frohndienſt, ſeinen Naturbeobachtungen und ſeinen äſthetiſchen Streifzügen, nahm der weimariſche Miniſter keine einzige tiefergehende, großartige ſchöpferiſche Anregung mit von dannen. Die venetianiſchen Epigramme gehören ſpäteren Jahren an und deuten höchſtens indirect die Urſache an, weßhalb der Dichter dem Volks- und Staatsleben der ſeltſamen Republik nur verliebte Daktylen und philiſtröſe Betrachtungen abgewann.

„Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich wie er auch will." [1]

[1] Göthe's Werke (Hempel). II. 139. Erſt 1790 ließ er ſich von

Was iſt die Weltgeſchichte, was Religion und Politik, ja ſelbſt Wiſſenſchaft und Kunſt, wenn es der Menſch nicht weiter bringen kann als die Thiere?

Am 15. October reiste Göthe weiter über Ferrara, Bologna, Foligno, Città Caſtellana nach Rom, wo er am 29. eintraf. Die Fahrt ging ſo raſch, daß er von den Merkwürdigkeiten der Hauptſtationen nur eben das Bedeutendſte abſchöpfen und dieſes nur ſehr flüchtig betrachten konnte.

Göthe in Rom! Das iſt nun natürlich ein Glanzmoment für jeden Göthe-Verehrer. Zwei Jahrtauſende empfangen jetzt erſt das rechte Licht. Es mußte einer von Weimar kommen, um der in Aberglauben und Finſterniß verſunkenen Stadt wieder Würde und Weihe zu geben. Sie hört jetzt auf, durch ihre Herrſchaft ein Hinderniß des Fortſchritts zu ſein, ſie wird jetzt eines der großen Kunſtmuſeen, an denen der nordiſche Germane ſich zum Künſtler ſchult oder von den Unbilden ſeines Klimas ſich erholt. Luther hat den geiſtigen Einfluß Roms nicht vollends brechen können; aber Göthe wird die brauchbaren Elemente römiſcher Bildung an ſich reißen und dann den „katholiſchen Aberglauben" auf immer durch eine neue deutſche Bildung verdrängen. Für jeden antikatholiſchen Geiſt muß die Ankunft Göthe's in Rom deßhalb wirklich ein Ereigniß ſein; daß aber auch Katholiken ſich an der enthuſiaſtiſchen Verherrlichung dieſer Rom-Fahrt betheiligen konnten, das iſt zum wenigſten — verwunderlich.

Was iſt denn dieſer Herr Geheimrath mit ſeinem Götz, Werther und ſeinen unvollendeten Fragmenten, mit ſeiner geologiſch-oſteologiſch-botaniſch-äſthetiſchen Confuſion, mit ſeiner miniſteriellen Ueberflüſſigkeit und mit ſeinen Liebesſeufzern an die ältliche Frau von Stein — gegen dieſes Rom, den Sitz einer zweitauſendjährigen Civiliſation und Weltherrſchaft, die merkwürdigſte aller

---

Zucchi, dem Gemahl Angelica Kaufmanns, die venetianiſche Conſtitution erklären und „durchlief" die venetianiſche Geſchichte. S. Aus Herders Nachlaß I. 120. 121.

Weltſtädte, die Metropole des Papſtthums und des Kaiſerthums — das ewige Rom?

Rom iſt wirklich eine ganz einzige Stadt. Von all den glänzenden Metropolen der alten Welt iſt ſie allein bis auf den heutigen Tag ohne Unterbrechung Weltſtadt geblieben. Rom hat dem ſtolzen Karthago die Herrſchaft über das Mittelmeer entriſſen, das Scepter des macedoniſchen Weltreichs an ſich gerafft, die Völker des Kaukaſus in Dienſtpflicht genommen, Rhein und Donau mit befeſtigten Lagern beſetzt, das ferne Britannien von einem Strand zum andern mit ſeinen Wällen gegürtet, Athen, Jeruſalem und Alexandrien zu ſeinen Provinzialſtädten herabgeſetzt, allen Götzendienſt der alten Welt in ſeinem Pantheon verſammelt und alle bisherige Cultur ſich dienſtbar gemacht. Die Pracht des Orients ſchmückte die Paläſte der Cäſaren, helleniſche Kunſt die römiſchen Tempel und Gebäude. Der Grieche war des Römers Sklave und Lehrer. Durch den Römer erſt verbreitete ſich griechiſche Bildung über die ganze europäiſche Welt. Der Höhepunkt dieſer Macht, die glänzende Regierung des Auguſtus bezeichnet zugleich die von den Propheten verheißene Fülle der Zeiten. Die Namen Maria und Joſeph wurden in die römiſchen Unterthanenliſten eingetragen. Der Weltapoſtel Paulus appellirte an den Cäſar und der erſte Papſt ſchlug in dem Rom der Cäſaren ſeinen Sitz auf. Trotz aller Wechſelfälle der Jahrhunderte hat Rom noch Denkmäler jener Zeit bewahrt. Das Pantheon und das Coloſſeum, die Trajansſäule und der Siegesbogen des Titus, Ueberreſte von Tempeln, Paläſten und Waſſerleitungen verkündigen noch heute die Größe jenes Weltreiches, des mächtigſten Staates, den bis jetzt die Erde geſchaut. Die Muſeen des Vatican und andere Sammlungen beherbergen noch die Ueberreſte alter Kunſt, welche die Völkerwanderung und zahlloſe andere Stürme überdauert haben. Trotz aller anderweitigen Ausgrabungen und Sammlungen iſt Rom noch heute der hiſtoriſch-merkwürdigſte Mittelpunkt für Alterthumskunde, antike Kunſt und Literatur.

Noch bevor aber Rom durch innern Verfall und durch die

Heereszüge der Barbaren ſeine politiſche Weltbedeutung verloren hatte, war es ſchon durch die göttliche Vorſehung zu einer noch viel grandioſeren Weltſtellung berufen, zur Hauptſtadt eines geiſtigen Reiches, das den ganzen Erdball umfaſſen ſollte. In Rom litt der erſte Papſt den Martyrtod, am Vatican ward er begraben. Von hier aus breitete ſich die große, katholiſche Kirche erſt über die Continente der alten Welt, dann über Amerika, Auſtralien und die Inſeln der Südſee aus. Die ganze Weltgeſchichte iſt fürder mit dem Grabe des Apoſtelfürſten verkettet; alle Epochen derſelben haben in dem heutigen Rom noch ihre Spuren hinterlaſſen. Keine Stadt wie dieſe verkörpert noch ſo ſichtbar und gewaltig das tiefgehendſte Band, das die Geſchichte der Menſchheit zuſammenhält. Jeruſalem beſitzt das Grab Chriſti, in Rom lebt die heilige Machtfülle fort, die der Gottesſohn dem Fürſten ſeiner Apoſtel und dem Haupte ſeiner Kirche übergeben, dieſer Kirche, von der Macaulay glaubte, daß „ſie noch in unverminderter Kraft fortdauern mag, wenn einſt ein Wanderer von Neu-Seeland an einem zertrümmerten Bogen der Londoner Brücke ſeinen Standort ſucht, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen“ [1].

Unter den Kirchen und Paläſten Roms dehnt ſich ein zweites, unterirdiſches Rom, das Rom der Katakomben aus, jene merkwürdige Gräberſtadt, in welcher das Weltreich der Kirche während jahrhundertlanger Verfolgung gleichſam Wurzeln ſchlagen ſollte, in welcher Martyrer-Päpſte verborgen die heiligſten Geheimniſſe vor einem Volke von Bekennern und Martyrern feierten, in welcher die chriſtliche Kunſt ihren erſten Anfang nahm. Als Göthe in Rom erſchien, hatte Bottari längſt auf's Neue die Entdeckungen zugänglicher gemacht, welche man Boſio verdankte. Arringhi's Roma sotterranea lag vor und der Franzoſe d'Agincourt ſammelte das Material zu einer umfaſſenden chriſtlichen Kunſtgeſchichte.

---

[1] Das hat Macaulay mit Rückſicht auf Ranke's Geſchichte der Päpſte geſagt. Critical and Historical Essays. Tauchn. Vol. 188. p. 99.

Ueber dem Boden verkündeten alte Baſiliken und Baptiſterien, Bauwerke des Mittelalters, mitten im Schutte von Jahrhunderten, das Emporſteigen der Kirche aus den Katakomben, den weiteren Verlauf ihrer Geſchichte und die Entwicklung ihrer Architektur. Die Kunſtſchätze der Sacriſteien, die Miniaturen der Bibliotheken, die Gemälde und Kunſtwerke öffentlicher und privater Sammlungen ergänzten, wenn auch ſehr lückenhaft, das Bild der byzantiniſchen und mittelalterlichen Zeiten. Trat auch das Gepräge des Mittelalters nur wenig mehr in der Geſammtphyſiognomie der Stadt hervor, da neuere Bauten meiſt verdrängten, was die ſchrecklichſten Kataſtrophen übrig gelaſſen hatten, ſo beſaß Rom doch noch viele Werke jener frommen religiöſen Malerei, die der tiefſinnige Kunſtſinn des Mittelalters hervorgezaubert, und die großen Bauten der Renaiſſance ſelbſt wieſen durch ihre Vorgeſchichte auf die glänzendſten Zeiten des Papſtthums zurück.

Ihre eigentliche Pracht dankte die Weltſtadt allerdings nicht der Epoche der Gothik, ſondern der ſogen. Renaiſſance, jener merkwürdigen Zeit, in welcher kunſtliebende Päpſte die Großartigkeit ihrer religiöſen, fürſtlichen und völkerrechtlichen Stellung in den glänzendſten Bauwerken verkörpern wollten, während ungeſucht die fruchtbarſten Künſtlergenies, Maler, Bildner, Architekten ſich ihnen zur Verfügung ſtellten; anſtatt aber die chriſtliche Kunſt langſam, bedächtig auf der Bahn ihrer Vorfahren weiter zu bilden, begeiſtert und berauſcht von dem Zauber antiker Kunſt, mit genialem Ungeſtüm die Harmonie und Schönheit antiker Form mit den chriſtlichen Ideen zu verſchmelzen ſtrebten. Das Pantheon ward hoch in die Luft gehoben, um das Grab der Apoſtelfürſten und die ehrwürdigſte Baſilika der Welt zu krönen. Der Jupiter des Capitols ward unter der Hand Michelangelo's zum Moſes, das Weltgericht zu einem titaniſch-antiken Bild. Den Vatican ſchmückte Raphael mit den herrlichſten Darſtellungen chriſtlicher Geheimniſſe und Ideen, die Farneſiniſche Villa mit dem Triumph der Galathea und der Geſchichte der Pſyche. Neben einer glänzenden Blüthe chriſtlicher Kunſt feierte zugleich die Antike in der Metropole der Päpſte ihre Wiedergeburt.

So verſchieden man die Meiſter der Renaiſſance und dieſe ſelbſt beurtheilen mag, den größten Gegnern des Papſtthums hat dieß Kunſtpatronat der Päpſte Ehrfurcht und Bewunderung abgerungen. Es gibt kein zweites in der Geſchichte, das ſich ſo glänzend und fruchtbar erwieſen. In bedenklicher Weiſe fällt es allerdings mit großer Verweltlichung des päpſtlichen Hofes und mit der unſeligen Kirchentrennung zuſammen, welche faſt ganz Nordeuropa von dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit losriß. Rom war ſeitdem nicht mehr ſo unbeſchränkt wie früher die Hauptſtadt der Chriſtenheit, aber es blieb die merkwürdigſte Hauptſtadt der Welt. Geläutert und ſiegreich ging das Papſtthum aus den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hervor, entfaltete in großartigſter Weiſe ſeinen Weltberuf in Aſien und Amerika, blieb in Europa die geheiligtſte Autorität, der freigebigſte Hort der Wiſſenſchaft und Kunſt, der ſegensreichſte Mittelpunkt geiſtiger Bildung. Immer neue Kirchen und Paläſte erſtanden neben den Werken Bramante's und Michelangelo's. Alle Zweige der Kunſt wurden liebevoll weiter gepflegt. Als der Jeſuitenorden dem Haß und den Intriguen ſeiner Feinde zum Opfer gefallen war, ſetzte das Inſtitut der Propaganda ſeine Miſſionsarbeiten, ſo gut es möglich war, auf allen Punkten der Welt fort. Keine Stadt der Welt hatte ſo viele Anſtalten der Barmherzigkeit und Nächſtenliebe, ſo viele Stätten der Andacht, frommer Werke und des Gebets.

Dem Cäſarismus Ludwigs XIV. war es gelungen, faſt das ganze gebildete Europa in das Schlepptau franzöſiſcher Literatur, Kunſt, Sitte und Mode zu bringen. Auch Italien litt unter dieſem Einfluß. Doch Rom hat zum guten Theil ſeine Selbſtändigkeit bewahrt. Viele ältere und bedeutendere Traditionen hatten ſich hier verkörpert und lebten noch fort. Das Rococo vermochte die Renaiſſance nicht vollſtändig aus einer Stadt zu vertreiben, in welcher die reichſten Ueberreſte alter Kunſt mit den Meiſterwerken der Mediceerepoche verſammelt waren, Künſtler aus allen Ländern ihre Studien machten, Cardinäle und Kirchenfürſten das Studium der alten Kunſt freigebig unterſtützten.

Als deßhalb bei den Enkeln und Erben der „geiſtesfreien“ Bilderſtürmer im deutſchen Norden die Sehnſucht nach der alten, vom Proteſtantismus verfehmten Kunſt wieder erwachte, wandten die Intelligenteſten ihren Blick nicht nach dem verzopften Paris, der Wiege des Staatsabſolutismus und der Revolution, ſondern nach dem altehrwürdigen Rom, dem Mittelpunkte aller chriſtlichen Bildung. Die Führer der Bewegung, Winckelmann und Leſſing, pilgerten ſelbſt nach Rom. Der Erſtere machte nähere Bekanntſchaft mit dem von Luther verfluchten Babylon; es gefiel ihm; er ward katholiſch [1]. Der Zweifler Leſſing ſtreifte die Weltſtadt nur auf einer längeren Reiſe, kam als „biederer“ Proteſtant nach Haus und benützte ſeine letzten Lebensjahre, um womöglich allen poſitiven Glauben abzuſchaffen [2]. Der dritte der berühmten deutſchen Kunſtpilger war Göthe.

Auf ihn machte die katholiſche Weltſtadt einen überwältigenden Eindruck. Er hatte weder Paris noch London geſehen, Rom war die erſte eigentliche Großſtadt, die ihm unter die Augen kam. Wer heute von Weimar nach Frankfurt kommt, dem muß die alte Krönungsſtadt wie eine Weltſtadt erſcheinen. Nun erſt der Sprung von dem damaligen Weimar — — nach Rom! Sein genialer Dichtergeiſt, für das Große angelegt, war wie berauſcht von dem reichen, grandioſen Gemälde, von dieſer Stadt der Jahrtauſende. Der Eindruck hielt monatelang an, ja die ganze Zeit ſeines Aufenthalts. Rom war nicht zu erſchöpfen. Jeden Tag bot es neue Schätze, neue Reize dar. Sein vielſeitiger Künſtlerblick, der ſelbſt das kleine Thüringen ſich intereſſant zu machen gewußt, ja über die kleinſte Gemme in Entzücken gerathen konnte, ſtand hier vor einem Ocean ohne Geſtade. Das Herz ging ihm auf. Er ſchwelgte. Wie bei Winckelmann hätte dieſer Künſtlerjubel nicht ohne Einfluß auf ſeine religiöſen Anſchauungen bleiben können, wenn er nicht mit chriſtlicher Religion und Sitte längſt

---

[1] S. Räß, Convertiten. 1871. X. 154—214.

[2] Baumgartner, Leſſings religiöſer Entwicklungsgang. Freiburg 1877. S. 106 ff.

gebrochen und ſich gegen jede Anwandlung frömmerer Art feſt zugeknöpft hätte.

Durch ſein Incognito ſperrte er ſich aber ein- für allemal von der großen katholiſchen Geſellſchaft ab, welche das damalige Rom beherrſchte. Er ließ ſich nicht, wie Leſſing, dazu herab, dem Papſte ſeine Aufwartung zu machen. Den Cardinälen und der hohen Hierarchie ging er aus dem Weg, obwohl er unter derſelben, neben den ausgezeichnetſten Kirchenfürſten, auch Geſinnungsverwandte ſeines Freundes Dalberg, z. B. einen Bernis und Herzan, hätte finden können. Weder beim römiſchen Adel noch bei der höheren Bürgerſchaft ſah er ſich nach Bekanntſchaften um. Er brauchte Niemanden von dieſen katholiſchen Ketzern, Betrügern und Narren; er hatte ſich in dem katholiſchen Rom ſchon ein fein indifferentes, kunſtfrommes Neſt herrichten laſſen. Der Maler Wilhelm Tiſchbein, den er von Weimar aus früher unterſtützt hatte, hatte ihm ein Stübchen in ſeiner Wohnung bereitet, in einem Eckhaus (heute Nr. 20) am Corſo und dem Vicolo della Fontanella. Die Ausſicht ging nach dem Monte Pincio hin. Etliche Tage zuvor war der Berliner Moritz in Rom angekommen, Romanſchreiber, Belletriſt und Aeſthetiker. Er ſchloß ſich gleich an Göthe und Tiſchbein an, ebenſo der Schweizer Maler Heinrich Meyer aus Zürich (ſpäter „Kunſchtmeyer" genannt), als Künſtler zwar nicht ſo bedeutend wie Tiſchbein, aber um ſo dienſtwilliger und anhänglicher an den neuen Freund. Dieſem Trio geſellte ſich als höchſt nützlicher Vierter der ruſſiſche Hofrath Reiffenſtein bei, eigentlich aus Preußiſch-Litthauen gebürtig. Er war mit einem Grafen Lynar nach Rom gekommen, hatte da Winckelmanns Bekanntſchaft gemacht und war ſeit deſſen Tode der angeſehenſte Cicerone für hohe Fremde, zugleich Agent des Herzogs von Gotha für Anſchaffung von Kunſtgegenſtänden u. dgl. Er hatte außer ſeiner Wohnung auf Trinità de' Monti noch ein großes Haus in Frascati, kannte Rom und die ganze Umgebung durch und durch, ergänzte alle Reiſehandbücher, erſetzte ſie nöthigenfalls und war als Kunſtkenner und Bekannter Winckelmanns eine höchſt praktiſche Quelle kunſtgeſchichtlicher Informa-

tion. Als fünftes, aber keineswegs unnützes Rad am Kunſtwagen diente der angehende Archäologe und Literat Hirt, ein pedantiſcher, aber fleißiger Menſch, der, noch ohne fixe Lebensſtellung, die Kunſtſchätze Roms ſtudirte und daran ſein Brod verdienen wollte. Zu dieſer erſten römiſchen Göthe-Gemeinde geſellten ſich in der Folge der Bildhauer Chriſten aus der Schweiz, der Maler Schütz aus Frankfurt, der Bildhauer Trippel, ebenfalls ein Schweizer, der Maler Kniep aus Hildesheim und der Muſiker Kayſer, Wielands Operncomponiſt, der von Göthe ſelbſt auf Kunſtreiſen geſchickt worden war.

Die Geſellſchaft war ſehr praktiſch gewählt, um Rom raſch nach der künſtleriſchen Seite hin kennen zu lernen, und da ſich bald herausſtellte, daß es mit Göthe's Kunſtkenntniſſen noch nicht weit her war, an den Kunſtwerken und im Umgang mit Künſtlern die Theorie und Praxis der Künſte eingehender zu ſtudiren. Dazu war Göthe bei dieſen Künſtlern und Junggeſellen von all jenen läſtigen Schranken befreit, die ihm Weimar zuletzt ſo ungemüthlich gemacht hatten. Er konnte in ſtudentiſcher Weiſe wieder leben und es treiben, wie er wollte, aufſtehen, wann es ihm beliebte, leſen, dichten, bummeln nach Wohlgefallen. Statt langweiliger Conſeilsſitzungen hielt man Kunſtgeſpräche. Statt des Waſſers im Bergwerk von Ilmenau hatte der Kunſtfreund ein unerſchöpfliches Bergwerk von Kunſtwerken vor ſich. Ließ ihm auch der öſterreichiſche Diplomat Herzan des Fürſtenbundes halber etwas auf die Finger ſehen und ihm durch ſeinen Secretär ſogar einen Brief der Frau Räthin aus dem Zimmer ſtehlen, ſo wurde ſein Privatleben doch nicht wie in Weimar von einem ganzen Hofe beobachtet. Düntzer betrachtet es als ſelbſtverſtändlich, daß er deßhalb auf ſeine frühere platoniſche „Myſtik" verzichtet und ſich einem „ſinnlichen Liebesfrühling" hingegeben habe.

„Wohl erſt in den Januar (1788)," ſo erzählt er[1], „fällt die Anknüpfung eines Verhältniſſes zu einer Schönen, die ihm vielleicht zum Modell diente. Der ziemlich allgemeinen Gewohn-

[1] Göthe's Leben. 1880. S. 411. 412.

heit der römiſchen Künſtler zollte er hiermit ſeinen Tribut. Als Herder in Rom war, ſagte er ſcherzend zu deſſen Gattin, es werde ihm dort nicht wohl werden, bis er liebe; hatte er ſelbſt ja zur Zeit dieſes Liebesgenuſſes ſich des herrlichſten Lebens erfreut. Die ‚römiſchen Triumvirn der Liebe', Catull, Tibull und Properz, nebſt Horaz und Ovid, die in Rom ein ganz anderes Leben gewannen, hatte er wohl ſchon längſt zur Belebung (!) der ewigen Stadt geleſen. Als verklärter Hintergrund erſcheint dieſes Liebesleben in den ‚Römiſchen Elegien'. Von der Perſönlichkeit der Geliebten wiſſen wir nichts; ſie ſoll von keiner ausnehmenden Schönheit geweſen ſein[1], muß aber die Gabe zu feſſeln in hohem Grade beſeſſen haben, da ſie ſpäter die Gattin eines wohlhabenden, ſich in Rom anſiedelnden Engländers wurde, den ſie geſchickt beherrſchte."[2]

---

[1] Das ſtützt ſich wohl nur auf Wilhelm von Humboldts Verſicherung, daß ſeine römiſche „Geliebte" ſchöner geweſen ſei, als diejenige Göthe's.

[2] Weder von Göthe ſelbſt, noch von Tiſchbein, Meyer, Kayſer, Bury, noch von den übrigen Genoſſen ſeines römiſchen Aufenthalts liegt für Düntzers Annahme ein directes, ausdrückliches Zeugniß vor. In ſeinem Commentar zur ital. Reiſe (Göthe's Werke [Hempel]. XXIV. 909. 910) behandelt er ſie mehr als höchſt wahrſcheinliche Conjectur, denn als Thatſache. Als Anhaltspunkte dafür bezeichnet er eine Aeußerung Göthe's an Eckermann (8. April 1829. II. 79 ff.), die Verſicherung W. von Humboldts, das „Geſchöpf" ſelbſt geſehen zu haben, einen Brief Karl Auguſts (Im neuen Reich. 1871. II. 341 und Werke, Hempel. XXIV. 929), endlich einige Briefe zwiſchen Herder und ſeiner Gattin, welche Düntzer ſelbſt in Herders Biographie (Hempel. I. p. CIII u. CIV) und H. Marggraff (Blätter für lit. Unt. 1860. II. 693 ff.) verwerthet haben. Dazu mag man auch den Brief an Schmidt (Hempel. XXIV. 857), das Gedicht „Amor als Landſchaftsmaler", daſ. II. 186, die Fauſtſcene in der Hexenküche, X. 78, und manche Andeutungen in der ital. Reiſe zählen. Mag ſchon Humboldts Zeugniß allein als ausreichend betrachtet werden, ſo verleiht Göthe's ganzes Leben und Treiben vollends der Annahme Düntzers den Charakter einer nahezu

Von dem Banne der Frau von Stein war Göthe erlöst. Als nützliche Archivarin zwar wurde sie beibehalten; denn jedes Zettelchen von ihm hob sie wie ein Heiligthum auf, brachte mit feinem Tact in Umlauf, was die Runde machen sollte, verschloß alle Privaterpectorationen in ihr zartes Herz und betete jede Stilübung Göthe's andächtig an. Sie war also die geeignetste Persönlichkeit, um den Hof fortwährend mit Nachrichten zu versehen. Welche Stellvertretung sie aber nach anderer Seite hin fand, konnte kaum nach Weimar dringen. Göthe war also frei und machte sich seine Freiheit zu Nutze. Wie seinem „Schäfer" kam ihm jetzt wieder Schlaf, Appetit und Freude.

Am Fuße seines Bettes pflanzte er einen Jupiterkopf auf, um, wie er sagt, vor ihm seine Morgenandacht zu halten. Nach diesem schönen Morgengebet wurde dann gedichtet und gefeilt, zuerst an der Iphigenie, dann an Egmont und den kleinen Sing-

---

unbezweifelbaren Thatsache. Man wird es mir erlassen, diese häßliche Thatsache weiter zu erörtern, und aus den angeführten Stellen nachzuweisen: 1) daß Göthe in einem so schmählichen Verhältniß „den Inbegriff von allen Himmeln" fand, 2) daß er während Herders Romreise dessen vereinsamte Frau bei häufigen vertraulichen Besuchen von diesem Gegenstand unterhielt, 3) daß diese in Folge seiner unsauberen Andeutungen in die größte Angst über die eheliche Treue ihres Mannes gerieth, 4) daß der Generalsuperintendent oder „Arcivescovo di Turingia", wie Herder in Neapel vorgestellt wurde, sich genöthigt sah, seine Frau mit der Versicherung zu trösten: „Bloße Wollust ist gegen meine Natur . . . Ich fühle es, Buhlereien schicken sich nicht mehr für meine Jahre und sie sind mir durch die Umstände meiner Reise ganz fremd geworden." Geworden! Und dazu ruft Düntzer (Herders Leben a. a. O. S. CIV) aus: „Welch andern Eindruck hatte Italien auf Göthe geübt! wie mächtig hatte es seine vollste Sinnlichkeit geweckt, ihn aber zugleich zu künstlerischem Schaffen getrieben u. s. w.!" Und dieser selbe Göthe soll nach Düntzer in Weimar zehn Jahre lang an der äußersten Grenze des Erlaubten herumgeschlichen und dabei rein geblieben sein, wie ein Engel. In Italien beginnt dann nach ihm der „Mystik" zweiter Theil, und die italienische Dirne wird zur — deutschen Muse!

ſpielen. Darauf ging's hinaus in die weite Stadt, ihre Tempeltrümmer, Kunſtſammlungen, Kirchen und Paläſte. War das Auge des Schauens müde, ſo plauderte man eins, las, ſtudirte, ſchrieb über die geſehenen Alterthümer oder Kunſtgegenſtände, über das Schöne im Allgemeinen, über die Künſte und Kunſtwerke im Einzelnen. Dann wurde wieder gedichtet, gezeichnet, geplaudert, modellirt und muſicirt. Der Abend war dem Theater, der Oper, geſelliger Unterhaltung und anderem Plaiſir gewidmet. So floſſen die Tage wie ein großer Kunſtgenuß dahin. Der gemäßigte Genuß hob die poetiſche Stimmung, die literariſche Arbeit den künſtleriſchen Genuß. Viel Bewegung hielt den Körper munter, künſtleriſche Spannung den Geiſt. In reizender Abwechslung vor Ueberſättigung bewahrt, fand das Auge ſtets neue Befriedigung, die Seele neue Freude.

Durch die Kunſt erhielt das Evangelium der fünf Sinne einen idealen Charakter, weſentlich denſelben, der uns in den alten Claſſikern entgegentritt. Erſt jetzt glaubte Göthe dieſelben ganz zu verſtehen, da er ganz wie ſie lebte, wie ſie ſich ganz der Kunſt als höchſtem Selbſtzweck hingab, in künſtleriſchem Lebensgenuß den reichſten Quell neuer Productivität erſchloſſen fühlte.

Bei ſolcher Stimmung war keine „Gefahr" einer Bekehrung mehr. Menſchlich betrachtet bot die damalige „kirchliche" Situation nicht den erfreulichſten Anblick dar. Unter den Cardinälen, Prälaten, Abbaten und Mönchen, welche geholfen hatten, den Jeſuitenorden zu zerſtören, waren Ritter der traurigſten Geſtalt, ohne Sinn für ihren erhabenen Beruf, elende Creaturen weltlicher Fürſten, durch ihre Verweltlichung vollkommen geeignet, jedem Nichtkatholiken die herzlichſte Verachtung einzuflößen. Der ehrwürdige, ſeiner Sendung heldenmüthig treue Papſt Pius VI. war von allen katholiſchen Mächten verlaſſen. Die geheimen Geſellſchaften hatten Italien auf's Traurigſte unterwühlt, und die moderne Aufklärung hatte auch unter dem Clerus ihre Adepten gefunden. Das Gute, ſtill und beſcheiden wie immer, drängte ſich nicht vor. Unkraut wuchs genug links und rechts, um jenes zu überſehen, wenn man wollte.

So ſchwärmte Göthe denn ganz ſorglos für ſein proteſtantiſches Bewußtſein in den Kirchen Roms herum und trat dem „pfäffiſchen Aberglauben“ wohlgemuth unter die Augen. Er hatte ſeine Gemeinde für ſich, welche das alte Rom, ſeine Künſtler und Dichter beſſer als die Italiener zu verſtehen glaubte. Der Gottesdienſt in der Peterskirche und in den übrigen zahlloſen Kirchen Roms erſchien ihm nur als eine ungeheure Komödie, von ſchlauen, herrſchſüchtigen Pfaffen ſeit Jahrhunderten aufgeführt, um ſich an der Dummheit des Volkes eine angenehme, ehrenvolle und bequeme Exiſtenz zu verdienen. Das katholiſche Volksleben Italiens galt ihm als ein rieſiger Humbug, das ganze Mittelalter als Barbarei, die Renaiſſance als ein halbwegs geglückter Verſuch, die natürliche Beſtimmung des Menſchen für das Schöne und für den Genuß des Schönen wieder zu Recht und Geltung zu bringen. Hier knüpfte er an. Sein ganzes Streben ging auf eine neue Renaiſſance, aber auf eine Renaiſſance, die nicht mehr im Dienſte der Päpſte ſtehen ſollte, eine Renaiſſance, die ſich vom Chriſtenthum völlig emancipirte, mit den Formen antiker Kunſt auch die Anſchauungen der Alten wieder in's Leben zurückführte.

„Von intereſſanten Männern,“ ſo ſchrieb er am 3. Februar 1787 an den Herzog, „hab' ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem ſchönen Geſchlecht kann man ſich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverluſt einlaſſen. Vom Theater und den kirchlichen Zeremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauſpieler geben ſich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klaſſe zu der ich nicht gehöre. Beide Künſte ſind in ein ſeelenloſes Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle iſt der Papſt der beſte Schauſpieler, der hier ſeine Perſon producirt. Die andern Menſchen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meiſt ihr Spiel im Stillen. Vielleicht komm ich auch dazu, dieſes näher zu ſehen. Man kann ſich leicht denken, daß es mitunter ſehr einfach iſt.“ [1]

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 67. — Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 725.

Mit ſolchen Augen ſah Göthe das Papſtthum und ſeine Geſchichte, die katholiſche Kirche und ihr Wirken an. Dieſelbe Anſchauung kehrt allüberall wieder, wo er darauf zu reden kommt. Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, Peter und Paul, alle Privatandachten, alle großen kirchlichen Gottesdienſte, Marienverehrung und Heiligencult, die kirchliche Wiſſenſchaft und das katholiſche Miſſionswerk, die Verfaſſung der katholiſchen Kirche und ihre großartige Stellung in Vergangenheit und Gegenwart waren nur — eine rieſige Komödie, deren lächerliche Helden die Päpſte, deren Opfer die europäiſche Menſchheit war. Die Propaganda ſchien ihm nur dazu gut, Sprachproben, Steine, Pflanzen und Skelette fremder Länder zu ſammeln. Der hl. Philipp Neri, der einzige katholiſche Heilige, mit dem er ſich näher beſchäftigte, war ihm ein komiſcher Revolutionär, ſein Wirken ein am Papſtthum geſcheiterter Verſuch kirchlicher Umwälzung, ſeine humoriſtiſche Geſtalt erträglich, intereſſant genug, um ein Touriſtenaufſätzchen über ihn zu ſchreiben.

„Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts," ſo heißt es in dieſem leichtfüßigen Eſſay, „hatte ſich der Geiſt der bildenden Kunſt völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben: zu freiſinnigen, heitern Wirkungen war ſie gelangt. Was ſich aber in der edeln, menſchlichen Natur auf Verſtand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menſchenſinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tauſende und aber Tauſende, die ihr Seelenheil auf reinem, freiem Wege ſuchten, gingen an Leib und Gütern auf die elendeſte Weiſe zu Grunde.

„Im Süden ſelbſt ſuchten edlere, ſchönere Geiſter ſich von der Gewalt der allbeherrſchenden Kirche loszulöſen, und wir glauben an Philipp Neri einen Verſuch zu ſehen, wie man wohl ein frommer Mann ſein, auch ein Heiliger werden könne, ohne ſich der Alleinherrſchaft des Römiſchen Papſtes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in

dem Element, welches von der römiſchen Kirche beherrſcht wird, gleichfalls ſein Behagen; ſich ganz von ihr los zu halten, wird ihm deßhalb unmöglich.“ [1]

Schaler, ſeichter und oberflächlicher als Göthe hat kaum ein bedeutenderer Romreiſender das katholiſche Rom und ſeine Geſchichte abgethan, karrikirt und mißhandelt. So lächerlich beſchränkt ſind ſeine hiſtoriſchen Ideen, ſo abgeſchmackt ſeine faden Witzeleien, daß man eher einen modernen Commis-Voyageur als ein „Genie“ vor ſich zu haben glaubt. Niebuhr, der vielſeitig gebildete proteſtantiſche Hiſtoriker des alten Rom, hat an Göthe's italieniſcher Reiſe denſelben Eindruck empfunden:

„Wenn man ſo eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergetzung für ſich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts ſieht, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geiſtig und menſchlich Große, Alles, was zum Herzen ſpricht, wenn es da iſt, vornehm beſchaut, wenn es vom Entgegengeſetzten verdrängt und überwältigt worden, ſich an der komiſchen Seite des letztern ergetzt: mir iſt dies eigentlich gräßlich.“ [2]

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 344. Vgl. Acta Sanctorum (Bolland). VI. 460—656.

[2] Vergeblich bemüht ſich Düntzer (Göthe's Werke. XXIV. Vorbemerkungen S. XXI ff.), die ſcharfen und gerechten Urtheile Niebuhrs über Göthe's engherzige und egoiſtiſche Auffaſſung nach ſeiner Gewohnheit in tiefgerührten Huldigungen zu ertränken. Was Niebuhrs Urtheil über Göthe's Kunſtanſchauungen betrifft, beſtätigt Urlichs (Göthe-Jahrb. 1882. III. 4) dasſelbe und weist nach, daß er gar manche Aeußerungen über Kunſtwerke entſchieden zurücknehmen müßte, in Bezug auf das Mittelalter einen „auffallenden Widerwillen“ an den Tag legte u. ſ. w. — Um Göthe in Bezug auf hiſtoriſch-politiſche Kenntniſſe höher ſtellen zu können als Niebuhr, muß man in weimariſchen Liebes- und Stadtklatſchzetteln geradezu jeden Sinn für Geſchichte und Politik verloren haben. Was aber Niebuhrs „Grämlichkeit“ anbelangt, ſo thäte Düntzer beſſer, zu ſchweigen. Denn etwas „Grämlicheres“ als ſeine Bücher gibt es

Vier Monate dauerte Göthe's erſter Aufenthalt in Rom. Den anſehnlichſten Theil ſeiner Zeit widmete er den Bauten und Kunſtſammlungen. Mit der Beſichtigung der Kunſtwerke verband er deren theoretiſches Studium. Reiffenſtein wies ihn an Winckelmann und Mengs, auch auf den alten Sulzer, über den er als junger Recenſent einſt ſo ſpatzenhaft den Stab gebrochen. Zu einem ruhigen Studium gelangte er indeß nicht, da ſich ſeinem Blick ſtets Neues aufdrängte, und er ſich jetzt ebenſo wenig als früher zu concentriren wußte. Dazu kamen Vergnügungspartieen, Beſuche, Zerſtreuungen aller Art. Noch bevor die Iphigenie fertig war, wurde ſie auch hier öfters vorgeleſen. Der Dichter Monti las ihm dafür ſeinen Ariſtodem vor, und die Poetenzunft der „Arcadier" nahm ihn am 4. Januar 1787 als „Megalio" unter ihre Mitglieder auf. Mehr Werth legte Göthe ſelbſt auf die Bekanntſchaft mit der Malerin Angelica Kauffmann, mit der er fortan viel verkehrte und an die er ſich ſehr freundſchaftlich anſchloß. Kaum war die Iphigenie fertig, ſo erwachte wieder die Luſt am Zeichnen, und da er Landſchaften, Figuren und Alles auf einmal trieb, verlor er abermal viel Zeit damit, ohne irgend ein Genre gründlich zu erlernen. Als Karl Auguſt in Berlin mittlerweile einen ſchweren Fall gethan, bot er ſich an, wenn nöthig, ſchon nach Weimar zurückzukehren. Das war indeß nicht nöthig. Da er beſondere Freude an der alten Sculptur hatte, fing er an, Anatomie zu ſtudiren. Des Abends trieb er Perſpective. Dabei hatte er eine neue Oper im Sinne. Dann kam der Carneval. Ehe irgend eines ſeiner poetiſchen Projecte vollendet war, reiſte er Ende Februar nach Neapel, trieb ſich einen Monat da herum, beſtieg dreimal den Veſuv, verliebte ſich wieder in Steine und Pflanzen, machte Bekanntſchaft mit dem liederlichen Ritter Hamilton und mit dem liberalen Nationalökonomen Filangieri [1], ſah ſich auch hier alle alten Tempelreſte

---

nicht. Selbſt der keckſte Humor Göthe's verledert in der unendlichen Langweiligkeit ſeiner buddhiſtiſchen Göthe-Adorationen.

[1] Der mit 27 Jahren ſchon die ganze Welt durch ſeine Scienza

und alle ſchönen Mädchen an und fuhr dann hinüber nach Sicilien. Während ſtürmiſcher Ueberfahrt entwarf der ſeekranke Dichter den Plan zu ſeinem Taſſo, ſchrieb aber in Palermo noch nicht daran. Nach Touriſtenart beſah er ſich raſch in 14 Tagen Stadt und Umgegend[1], reiste dann nach Girgenti und quer durch die Inſel nach Catania und Taormina, hatte wieder Offenbarungen über das Steinreich und das Pflanzenreich, las zur Abwechslung Homer, träumte von einem Drama „Nauſikaa" und langte nach einem glücklich überſtandenen Sturm von Meſſina aus wieder in Neapel an. Hier wurde nur kurze Raſt gehalten. Am 7. Juni 1787, dem Frohnleichnamsfeſt, traf er wieder in Rom ein.

Der zweite römiſche Aufenthalt, vom 7. Juni 1787 bis zum 22. April 1788, bietet weſentlich dieſelbe Phyſiognomie bunteſter Zerfahrenheit. Während von den mit ihm lebenden Künſtler-

---

della legislazione reformiren zu können ſich vermaß. — S. Raumer, Hiſt. Taſchenb. 1871. V. Folge. I. 73. 74. Italien, Frankreich, Deutſchland, Alles war der Charlatanerie junger Leute preisgegeben, die weder gründliches Wiſſen noch Erfahrung beſaßen. Aus ihren unreifen Decocten ſtammt die ganze Weisheit des Revolutionszeitalters.

[1] In Palermo beſuchte Göthe die unglücklichen Verwandten des großen europäiſchen Haupt-Charlatans Caglioſtro, für den er ein geradezu auffallendes Intereſſe hegte. S. über dieſen unſaubern Vogel Brunner, Theologiſche Dienerſchaft am Hofe Joſephs II. S. 190 ff. — Rohrbacher, Lyon. XI. 476. — Civiltà Cattolica. Ser. X. Vol. III. p. 600 sqq. 728 sqq. Vol. IV. 477. 713 sqq. — In ächter Freimaurer-Uneigennützigkeit hat Göthe die Unterſtützung, welche er der armen Familie erwies, gleich in die ganze Welt hinausposaunt, ſo daß man mit dem engliſchen Humoriſten ſagen kann:

To John I owe some obligation,
But John unluckily judges fit
To publish it to all the nation:
So John and I are more than quit!

Freunden ein jeder ſein Fach und Geſchäft trieb, Tiſchbein und Hackert ihre Malerei, Trippel Sculptur, Kayſer Muſik, Hirt Kunſtarchäologie, Moritz Proſodik und Aeſthetik, Reiffenſtein Kunſtliebhaberei, Handel mit Kunſtſachen und Cicerone-Geſchäfte, übernahm Göthe alle dieſe Künſte zugleich und war dabei noch Dichter, Botaniker, Geologe, ſchrieb an den Herzog über den Fürſtenbund, an den Miniſter Schmidt in Weimar über innere Landesgeſchäfte, an Hofrath Voigt über das Bergwerk in Ilmenau, an Göſchen über Buchhändlergeſchäfte, an den Kammerdiener Seidel über den römiſchen Geldkurs und die römiſchen Finanzen. Es war genau dieſelbe verwickelte Wirthſchaft wie früher, nur daß das wärmere Klima ihm wohlbekam, daß er mit Acten und langweiligen Geſchäften nichts zu ſchaffen hatte und ſich ohne Zwang allen Einfällen überlaſſen konnte.

Als Dichter brachte er in dieſen elf Monaten nicht viel zu Stande. Am 11. Auguſt 1787 glaubte er endlich mit dem längſt begonnenen Egmont fertig zu ſein; doch die Schlußredaction verzog ſich noch bis zum 1. September. Die übrigen Monate vertändelte er an den faſt werthloſen Singſpielen „Erwin und Elmire" und an „Claudine von Villa Bella", die endlich im Januar 1788 nach Weimar abgehen konnte. Der Fauſt gedieh um zwei Scenen weiter. Taſſo und alle übrigen Projecte und Fragmente blieben liegen. Nur an der Sammlung der kleineren Gedichte wurde ein wenig redigirt.

Als Künſtler richtete Göthe noch weniger aus. Nachdem er ſich monatelang in allen Kirchen und Kunſtſammlungen umgeſehen und doch nie erſättigt, monatelang gezeichnet und modellirt, Anatomie und Perſpective getrieben, auf Koſten ſeines dichteriſchen Talents ſich faſt ausſchließlich an Maler und Bildhauer angeſchloſſen und ganz in ihrem Ideenkreis gelebt hatte, langte er endlich bei dem troſtloſen Facit an, daß er nicht zum Maler und nicht zum Bildhauer geboren ſei.

Für den künftigen Aeſthetiker waren freilich auch dieſe Erfahrungen nicht ohne Nutzen. Wurden ſie auch nicht unmittelbar verwerthet, ſo lieferten ſie doch, nebſt all den Kunſteindrücken,

die Göthe mit sich nahm, das Material zu den vielen Aufsätzen, welche er später über ästhetische Gegenstände veröffentlichte. Doch wie er ein sehr einseitiger Beobachter war, so hat er auch Italien als ein sehr einseitiger Kunstkritiker verlassen, mit unendlicher Ueberschätzung der Antike, mit blinder Abneigung gegen die katholische Kunst des Mittelalters.

Je weniger Früchte die italienische Reise aber unmittelbar zur Reife brachte, desto tiefer hat sie auf Göthe's spätere Geisteserzeugnisse eingewirkt, seiner geistigen Weiterentwicklung die Richtung gegeben, seine philosophischen, religiösen und ästhetischen Anschauungen für immer entschieden. Sein ganzes übriges Leben lang zehrte er von dem, was er in diesen anderthalb Jahren gesehen und genossen. Sein ganzes übriges Leben verharrte er auf dem Standpunkt, den er sich in Rom zurecht gelegt, und zog diese Folgerungen im Leben wie in der Kunst.

Hatte das Weimarer Hofleben auch den übermüthig wilden Studenten dem Aeußern nach zum zahmen Minister und bedächtigen Philister umgestaltet, so war er doch noch mit einem bedeutenden Rest von Werther-Sentimentalität und Götzen-Trotz auf den ausonischen Gefilden erschienen. Der frühere Briefwechsel an Frau von Stein war wesentlich eine Fortsetzung seiner zärtlichen Briefe an Lotte Buff und Auguste von Stolberg. Der Grundton war schmachtend zärtlich. Die Geliebte war ein überirdisches Wesen, nach dessen Huld der Dichter flehend seufzt, dem er Alles dankt, das allein die übrige Schöpfung verklärt, dem der Dichter sein ganzes inneres und äußeres Leben meist weinerlich, melancholisch, selten freudig und heiter zu Füßen legt. In Italien nimmt dieses Schmachten ein Ende. Der Jean qui pleure wird ein Jean qui rit. Göthe genießt. Er steht auf eigenen Füßen. Die Blumen sind jetzt schön, ohne daß Lotte daran riecht. Der Himmel strahlt sonnig und wonnig, ohne daß er sich in Lotte's Augen zu spiegeln braucht. Schwärmerei und Empfindsamkeit sind vorüber. Göthe sucht die Schönheit nicht mehr in unbestimmten, traumhaften Gestalten, in den Wolken Ossians, er zerlegt sie anatomisch, studirt ihre Propor-

tionen im Skelett, in den Muskeln, in der Perſpective, in Licht und Farben, im concreten Zuſammenhang mit der ganzen Natur; wäre es ihm gelungen, noch Mathematik zu ſtudiren, er hätte ſie auf mathematiſche Formeln reducirt. Da er nicht ſo weit fortſchreiten konnte, hielt er ſich um ſo mehr an das, was die Sinne erfaſſen konnten. Die Statuen der alten Götter ſtudirte er mit nahezu abgöttiſchem Eifer, bei Sonnenlicht und Fackelſchein. Raphaels Gemälde zerlegte er ſich nach Grundſätzen der Künſtler. Luſtig und froh ſah er ſich auch in dem ſinnlich-heitern Volksleben der Italiener um und zwar gerade in denjenigen Kreiſen, in welchen Religion und Sitte am wenigſten blühten. Der Italiener iſt nicht auf's Schmachten angelegt. Da gibt es keine Lotten und keine Werther. Der Italiener iſt leidenſchaftlich, ſtürmt zum Genuß, erſticht ſeinen Nebenbuhler oder macht ſonſt ſeinem glühenden Naturell Luft. Nur für Rache hat er eine zähe Geduld; aber durch ganze Kapitel den Mond anzuleiern und monatelang weinerlich nach der Sünde zu ſchielen, das iſt nicht italieniſch. Im Leben der italieniſchen Künſtler fand Göthe nichts von dieſer nordiſchen Melancholie und Sentimentalität; ſie waren leichtlebige Sanguiniker, mit etwas choleriſcher Beigabe dazu. Das Gewaltſame der Leidenſchaft, das zu Mord und Todtſchlag führte, war ihm verhaßt; er mochte das ſelbſt in der Geologie nicht leiden und verwarf deßhalb von vornherein den Vulkanismus. Aber um ſo mehr ſagte ihm jene ſanguiniſche Leichtlebigkeit, jenes ſorgloſe Genießen des Lebens, jener jugendlich elaſtiſche Realismus zu. „Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde und alle Arten von Hausrath ſind jetzt wohlfeiler zu haben, weil Alles Geld braucht. Man lebt und macht ſich luſtig, um alsdann bis zum Karneval wieder eingezogen zu bleiben.“[1] So ſchreibt er über die Zeit der römiſchen Villegiatur. Die unendliche Mühe und Sorgfalt, welche ſich die katholiſche Kirche gab, die Schattenſeiten des italieniſchen Volkscharakters zu überwinden, beachtete er nicht; noch weniger würdigte er die ſchönen Erfolge,

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 857.

welche ihre erziehende Thätigkeit allzeit aufzuweiſen hatte. Er ſah nur auf die Mißerfolge, die jenen Erfolgen zur Seite gingen, um darüber zu ſpotten. Jene genußſüchtige Leichtlebigkeit aber, gegen welche die Kirche ankämpfte, machte er gerade zu ſeinem Evangelium; er entſchädigte ſich daran für den langen thüringiſchen Jammer.

Auf die religiöſen Ideen, welche den größten Werken der Renaiſſance zu Grunde lagen, ging er nicht ein; aber die Liebſchaften Raphaels, den Triumph der Galathea und die Geſchichte der Pſyche ließ er ſich gefallen. Er las dazu Homer, vor Allem aber auch Ovid und die römiſchen Erotiker. So kam er an der Madonna vorbei, zu welcher die Künſtler der Renaiſſance aus ihren Verirrungen büßend und reuig zurückkehrten, vorbei an dem katholiſchen Glaubensbekenntniß, das den erhabenſten Schöpfungen des Mediciäiſchen Zeitalters aufgeprägt iſt. An die Stelle der Madonna trat für ihn „Helena", der Typus des ſchönen Weibes, nicht wie in der Aphrodite der Griechen mit der Würde der Gottheit umkleidet, ſondern als bloßes Symbol höchſter menſchlicher Schönheit. Das war das Ideal, dem er ſich fürder zuwandte und das ſein ganzes Geiſtesleben beherrſchte. Die Madonna der Renaiſſance betrachtete er nur als einen Schleier, den die Kunſt unter dem Einfluß des Prieſterthums ſeiner Göttin übergeworfen. Die höchſte harmoniſche Körperſchönheit war ihm fürder die höchſte Offenbarung des Göttlichen und Menſchlichen zugleich, der Höhepunkt, dem die ganze Natur zuſtrebte. Die Kunſt ward ihm zur Religion, das Schöne zum Gott, und als Künſtler betete er in ſeinen Werken fürder ſich ſelbſt an.

Hiermit war auch der frühere Titanismus überwunden. Er fühlte ſich nicht mehr als Prometheus, der den Göttern das Feuer ſtahl. Er beſaß das Feuer. Er war jetzt Pygmalion. Das Götterbild war in ſeinen Armen lebendig geworden. Stolz und ſelig lächelnd ſah er jetzt auf die „barocke Komödie" und auf den „ungeheuern Betrug" herab, den die katholiſche Kirche achtzehn Jahrhunderte auf den Trümmern der alten Welt aufgeführt. Das Kreuz war für ihn geſtürzt. Der alte Olymp

war mit neuem Zauber aus Roms Ruinen emporgeſtiegen und hatte ihm mit den alten Claſſikern das Geheimniß des Schönen und damit Alles, Alles erſchloſſen. Dieſen Idealismus konnte er überallhin mit ſich nehmen, als er nicht ganz ohne Schmerz das ewige Rom verließ und ſeiner Concubine Lebewohl ſagte.

19. Egmont.

1775—1787.

„Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stück getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfaſſer ſelbſt ſie muthwillig zerſtört."
Friedrich v. Schiller.

„Egmont war der Repräſentant der harmoniſchen Lebensluſt, der ſchönen Selbſtbefriedigung, die in der Liebe zu Klärchen, einer idealen Verklärung der Sinnlichkeit ohne alle conventionelle Rückſichten, ihren vollſten Ausdruck findet."
R. v. Gottſchall.

Als unmittelbare Früchte der italieniſchen Reiſe werden gewöhnlich Iphigenie und Taſſo dargeſtellt. Das gehört zur Ueberlieferung; hiſtoriſch genau iſt es aber nicht. Die Iphigenie wurde in Italien nur proſodiſch corrigirt und zwar im Anfang der Reiſe, bevor antike Kunſt, italieniſcher Himmel und künſtleriſcher Lebensgenuß die ganze Geiſtes- und Gemüthsverfaſſung des Dichters umwandeln konnte. Der Taſſo wurde erſt 1789 vollſtändig ausgeführt und wuchs dann noch langſam wie ein Orangenbaum, allerdings gepflanzt auf italieniſchem Boden, aber erſt im Treibhaus zu Weimar zu Blüthe und Frucht entwickelt. Ein ganz italieniſches Stück gibt es überhaupt nicht. Die „Nauſikaa", die Göthe in Sicilien plante, iſt Fragment geblieben.

Das einzige Stück, das nicht bloß in Bezug auf Form, ſondern auch in Bezug auf Inhalt dem italieniſchen Aufenthalt ſein Daſein und ſeine Vollendung dankt, iſt merkwürdiger Weiſe dasjenige, in welchem am wenigſten italieniſche Luft weht, ja welches man füglich als einen deutſchen Proteſt und Fehdebrief gegen das katholiſche Italien bezeichnen könnte. Es iſt der „Egmont".

Das mag ein pſychologiſches Räthſel ſcheinen, iſt es aber durchaus nicht, wenn man ſich die Sache etwas nüchtern beſieht. Poetiſche Pläne und Entwürfe mögen plötzlich unter den Zerſtreuungen einer Reiſe entſtehen und mit gutem Glück weiter geſponnen werden. Aber ſorgfältige Verſification und Correctur erfordern Stille, Ruhe, Sammlung. Vergeblich ſuchte Göthe deßhalb im Geſchwirre der ſicilianiſchen Reiſe irgend einen Plan feſtzuhalten. Aus ruhiger Arbeit wurde nichts. Eine neue Idee drängte die andere. Als er deßhalb am Anfang des zweiten römiſchen Aufenthalts, gedrängt durch den Contract mit Göſchen, eine leichtere Arbeit ſuchte, ließ er Taſſo, Fauſt und Nauſikaa liegen und griff zum Egmont, der in Proſa geſchrieben war und ihn vorausſichtlich am wenigſten an ſeinen weiteren Kunſtſtudien, Streifzügen und Malerübungen hemmte. Dazu forderte das katholiſche Rom den decidirten Nichtchriſten, obwohl er ein ſchlechter Proteſtant war, doch unaufhörlich zum Widerſpruch heraus. Die Verherrlichung eines Martyrers der Reformation war die entſchiedenſte Antwort. So konnte es an Stimmung nicht fehlen, und für ein „Klärchen" war auch geſorgt. Am begreiflichſten aber wird die Wahl des Themas durch die viele Mühe und Zeit, welche die „Iphigenie" in Verſen gekoſtet hatte.

So iſt denn auch Egmont kein geniales Werk aus Einem Guß, ſondern ein Product jahrelanger, zerſtückelter, launenhafter Thätigkeit. Schon im Jahre 1775 entwarf er einen Plan und ſchrieb einige Scenen, darunter einige Volksſcenen und die Scene zwiſchen Macchiavel und Regentin im I. Act. Im December 1778 fügte er zwei Scenen hinzu, im Juni 1779 eine dritte. Nachdem dieſe Fragmente über zwei Jahre im Archiv der Frau von Stein geruht, klagte er im December 1781 über „den fatalen IV. Act", machte aber einen proviſoriſchen Abſchluß und ſchickte das Stück an Juſtus Möſers Tochter, die Frau von Voigts. Möſer, der ihn gegen Friedrich II. in Schutz genommen, ſollte es genau cenſiren. Das Vorleſen einzelner Scenen, das Herumſchicken des unvollendeten Fragments, das Liegenlaſſen und Wiederaufnehmen unter dem Einfluß Anderer hatte ſeine Vortheile.

Göthe zog viele Leute in ſein Intereſſe hinein. Die Herren und vor Allem die Damen von Weimar wurden nicht müde, Bruchſtücke und Correcturen anzuhören und ihre äſthetiſche Weisheit darüber vernehmen zu laſſen. Alle Stücke Göthe's wurden ſchon berühmt, bevor ſie einen Schluß hatten. Manche Bemerkung mag ihm zu Statten gekommen ſein. Aber abgeſehen von dem Mangel an Genialität, der in dieſer ſchülerhaften Abhängigkeit ſich offenbart, hatte die Methode auch ihre entſchiedenen Nachtheile. Er bekam Allerlei zu hören. Er konnte nicht auf Alles eingehen. Im Lauf der Zeit veränderten ſich ſeine eigenen Anſchauungen. Fünf Jahre vergingen. Er nahm Egmont erſt wieder vor, nachdem er von Sicilien nach Rom zurückgekehrt war. Er ſelbſt hatte bedeutende Umwandlungen erfahren. Er war nicht mehr der jugendliche Studenten-Titane von Frankfurt, nicht mehr der ſchmachtende Schüler der Frau von Stein. „Es war eine unſäglich ſchwere Arbeit," ſagt er ſelbſt, „die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden, ohne es umzuſchreiben." Das war nur dadurch möglich, daß er Vieles ziemlich unverändert beibehielt, dann klebte und flickte, Einiges reſolut herausſchnitt und Anderes hinzuſetzte. Da der alte Grundſtock blieb, konnte er aber ſeinen neuen Kunſterfahrungen wenig Raum vergönnen; er mußte ſich in die urſprüngliche Stimmung zurückzuverſetzen ſuchen. So „unſäglich ſchwer" war das nun nicht, da er wieder ziemlich ſtudentiſch frei und ungebunden lebte. Aber der alte Wildfang war er doch nicht mehr.

Stoff und Anregung zum Egmont ſchöpfte Göthe aus der „Geſchichte des belgiſchen Krieges", verfaßt von dem Jeſuiten Famian Strada, einem geborenen Römer, am Anfang des 17. Jahrhunderts [1]. Auch Schiller war das Werk bekannt; er benützte

[1] Famiani Stradae Romani e Societate Jesu de Bello Belgico. Romae 1632, wurde ſehr oft neu gedruckt und in verſchiedene Spra-

es faſt gleichzeitig mit Göthe für ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Da Strada ein ausgedehntes Quellenmaterial zur Verfügung ſtand und er dasſelbe viele Jahre lang ſorgfältig durcharbeitete, ſo hat ſein Werk noch heute hiſtoriſchen Werth. Seine Darſtellung iſt durchgängig von der neueren Forſchung beſtätigt worden. Für den Dichter aber war es von beſonderem Vortheil, daß der italieniſche Geſchichtſchreiber kein trockener Annaliſt war, ſondern ein zugleich feingebildeter Schriftſteller, der ſich in Bezug auf Form die antiken Hiſtoriker zum Vorbild nahm. Die verwickelten Ereigniſſe der revolutionären Schilderhebung geſtalten ſich bei ihm zu einem großen Drama, wie ſie es wirklich waren. Er erzählt ſpannend, mit großer Würde, aber zugleich mit anſchaulicher Lebendigkeit. Das Tragiſche im Schickſale der beiden Grafen Egmont und Hoorn tritt in ſeiner Darſtellung mit der erſchütternden Gewalt der Wirklichkeit hervor.

Der Charakter des hiſtoriſchen Egmont entſpricht in hohem Grade jenen Eigenſchaften eines tragiſchen Helden, von welchen die Wirkungsfähigkeit einer Tragödie bedingt wird und welche Ariſtoteles nicht erfunden, ſondern bloß nach vorliegenden Beiſpielen formulirt hat. Der Sieger von St. Quentin und Gravelingen iſt ein tapferer, kräftiger General, muthig, ehrgeizig, volksthümlich, ein bedeutſamer Vertreter und Held ſeiner Nation.

---

chen überſetzt: in's Franzöſiſche von Du Rier, 1649; in's Spaniſche durch de Novar; in's Italieniſche durch Papini, 1638; in's Niederländiſche durch Willem van Aelſt, 1645; in's Engliſche durch Sir Rob. Stapylton, 1650; in's Polniſche, 1649. S. de Backer III. 957—959. Nur in's Deutſche ſcheint das Werk nicht überſetzt worden zu ſein. Eine formgewandte Ueberſetzung desſelben, mit kritiſchen Noten und Benützung der ſeitherigen Forſchungen, wäre noch jetzt eine verdienſtliche Arbeit, um den Mißbrauch gründlich nachzuweiſen, den Göthe und Schiller mit dieſem tüchtigen Geſchichtswerk getrieben haben. Der niederländiſche Dichter Vondel feierte Strada in einem begeiſterten Gedicht. Siehe Dietsche Warande. Nieuwe reeks. I. 389.

Als ſein Haupt fiel, erinnerte der franzöſiſche Geſandte daran, daß Frankreich zweimal vor demſelben gezittert. Karl V. hatte ihn mit dem goldenen Vließe geſchmückt. Als Träger der ruhmreichſten Erinnerungen hätte er bei feſterem Charakter im Sturme des Aufruhrs ein mächtiges Bollwerk der beſtehenden Ordnung werden können. Sein Herz und ſeine Familienverhältniſſe drängten dazu hin. Aber er hatte nicht Klarheit und Feſtigkeit genug. Er ſchwankte, er ließ ſich halb und halb in eine Bewegung hineinreißen, die mit ſeiner Vergangenheit brach und deren Verwicklungen er nicht gewachſen war. Das war ſein Unglück, wie Holzwarth treffend weiter ausführt:

„In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt; in der Heimath angekommen, vermochte er nicht, die Maſchen der von ſeinen Freunden verwickelten Cabale zu entwirren, und das roſenfarbene Licht, in dem er ſeinen Souverän geſchaut, verdüſterte ſich. Der Gedanke an die Greuel des Bilderſturmes erbitterte, der eigene Augenſchein desſelben entrüſtete ihn[1], im Zorne der Entrüſtung ſtrafte er ſtrenge, im Gedanken an ſeine Popularität, in der Eitelkeit, ſie feſtzuhalten, theilte er freigebig Nachſicht und Verſöhnung aus, und machte ſich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte das Sectenweſen begünſtigt, er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch mitgeholfen zum Aufruhr

---

[1] Nur in dieſem Zug iſt dieſe Charakteriſtik, die ich Holzwarth (Der Abfall der Niederlande. Schaffhauſen 1865. I. 365. 366) entnehme, nicht ganz genau. Denn Egmont begünſtigte die Revolution mehr, als er hier andeutet. Nachdem er auf Befehl der Regentin am 14. Auguſt 1566 nach Ypern gegangen, ließ er die Bilderſtürmer daſelbſt am 15. ruhig Kirchen und Klöſter ſchänden, während er noch am Abend dieſes Tages nach Audenarde ging und daſelbſt die Bilderſtürmer durch ſeine Gegenwart mehr ermuthigte als einſchüchterte. S. de Gerlache, Histoire du Royaume des Pays-Bas. Bruxelles 1874. I. 127, und Holzwarth ſelbſt I. 367 ff.

gegen ihn. Bis in die letzte Stunde der Entſcheidung hinein, bis Oranien die Aufforderung zu offener Rebellion ſtellte, hatte dieſer ihn ganz im Netze gehabt, vollſtändig am Gängelbande geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er ſich entſchieden für den König erklärt, läßt er ſich doch noch mit Mißtrauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande doch nicht redlich meine. Immer unſicher ſich wiegend auf den Wogen der Popularität, immer ſchwankend zwiſchen dem König und der Partei, der Vaſallentreue und der Revolution, verfällt er dem Verhängniſſe ſeines Charakters."

So wenig ein ſolcher Charakter dazu angethan war, ein entſcheidender Held der Weltgeſchichte zu werden, ſo ſehr eignete er ſich zum Helden einer Tragödie. Der ganze Kampf der Zeit drängte ſich in ſeinem perſönlichen Schickſal zuſammen. Schuldlos und doch nicht ganz ſchuldlos fällt er als das Opfer der Revolution, die er hatte großziehen helfen und der er erſt zu ſpät entgegentrat, und erleidet den Tod, den Oranien ſich reichlich verdient hatte. Er war kein Martyrer des Aufſtandes, kein Martyrer einer politiſchen Ueberzeugung, ſondern das Opfer ſeines eigenen unglücklichen Charakters und einer noch unheilvolleren Politik, groß genug, daß ſein Mißgeſchick Furcht, ſchuldlos genug, daß es Mitleid erwecken muß. Tief ergreifend iſt es, wie er ſelbſt langſam ein drohendes Netz um ſich webt, unklar über ſeine Lage ſich ſelbſt hineinſtürzt und bis zum letzten Augenblicke noch Rettung hofft. Noch viel ergreifender iſt die wirkliche Kataſtrophe: wie der Biſchof von Ypern fruchtlos zu Alba's Füßen um Erbarmen fleht und nur gezwungen dem Gefangenen die Todesbotſchaft überbringt, wie Egmont das Urtheil des Königs für unmöglich hält, endlich vor ſeiner wirklichen Unwiderruflichkeit zuſammenbricht und nur in den Tröſtungen des allgemein bekämpften Glaubens Muth und Kraft findet, ſich wieder aufzuraffen und ſtandhaft dem Tode in's Auge zu ſchauen[1]. Er

[1] Strada, Della guerra di Fiandra. Volgarizzata da C. Papini 1638. p. 321. 322. Holzwarth a. a. O. IIa. 287 ff.

ſühnt mit ſeinem Blute die Schwäche, die er im Leben gezeigt, verſichert ſterbend den König ſeiner Treue und empfiehlt ihm die verlaſſene Familie, die er mit ſich in's Unglück geſtürzt. Die Tragik, die in ſeinem perſönlichen Untergange liegt, wird mächtig gehoben durch den großen hiſtoriſchen Hintergrund, der damit verknüpft iſt. Das Wohl ſeines Volkes, die höchſten Intereſſen der Religion ſtehen auf dem Spiele und leiden unter ſeiner Kataſtrophe.

Hauptſächlich in doppelter Weiſe iſt Göthe nun zum größten Nachtheil ſeiner Tragödie in der Charakteriſtik des Egmont von der thatſächlichen Geſchichte abgegangen: aus einem ſeine Schuld ſühnenden Katholiken hat er einen Martyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegführer und Parteihaupt einen geckenhaften Lieutenant, der den Mädchen nachläuft und ſeine ſchöne Uniform von ihnen bewundern läßt. Dieſe ſonderbare Umwandlung müßte faſt unbegreiflich erſcheinen, wenn ſie ſich nicht dadurch erklärte, daß Egmont ebenſo wie Götz und Clavigo ein ſubjectives Bekenntniß des Dichters iſt, der in ſeinem Helden die eigene Anſchauungsweiſe zu verherrlichen ſuchte.

Als Göthe den Egmont begann, war er noch vollſtändig der vermeintliche Titane, der Himmel und Erde ſtürmte, Sokrates, Mahomet, Cäſar, den ewigen Juden und den Fauſt im Kopfe trug und ſich dann zu Lili's Füßen ſetzte, um ſich von dem Mädchen ſtreicheln zu laſſen. Es kam ihm durchaus nicht abgeſchmackt, ſondern ſehr großartig vor, ſeine Genialität dem einfältigſten Backfiſch zu Füßen zu legen. Dieſe triviale Liebſchaft trug er deßhalb unbedenklich in den niederländiſchen Aufſtand hinein, und ſo entſtand denn ſtatt einer großartigen hiſtoriſchen Tragödie ein ſeichtes Liebesdrama mit etwas geſchichtlichem Aufputz und der üblichen Vergiftung zum Schluß.

Nachdem in einer lebendigen Volksſcene die Zeitlage etwas[1]

[1] Das Bild iſt ſehr „allgemein menſchlich". Von den Rederijkern, ihrer Poeſie, ihren Pamphleten u. ſ. w., die in dem Aufſtand eine höchſt bedeutende Rolle ſpielten, ſcheint Göthe ſo gut wie nichts

gezeichnet ist, die Statthalterin Margaretha mit Machiavel dieselbe diplomatisch besprochen hat, erscheint nicht der kriegerische Parteiführer, an dessen Wohl und Wehe das Schicksal des Landes geknüpft ist, sondern die allergewöhnlichste Grisette, die ihren Offizier dem unromantischen bürgerlichen Liebhaber vorzieht, nach dem Ausdruck der Mutter „ein verworfenes Geschöpf". Der arme Brackenburg leckt sich indeß noch die Lippen nach ihrem ersten Kuß, lamentirt gewaltig im Stil der Werther-Periode, holt ein Giftfläschchen hervor, hütet sich aber wohlweislich, das Gift zu nehmen, da man dasselbe noch im fünften Acte braucht. Das ist der erste Act.

Die Volksscene, mit welcher der zweite Act eröffnet wird, hat abermals viel Lebendigkeit, wenn auch bei weitem nicht die kräftige Localfarbe, welche Schiller dem Stücke zuschreibt. Egmont erscheint endlich, stillt eine Prügelei, hält mit seinem Secretär eine Weimarer Bureauscene und tritt im Gespräche mit Oranien vorübergehend als der wirkliche historische Egmont auf. Die Elemente, die Strada geboten, sind hier glücklich inscenirt.

Im dritten Act wird Margaretha abermals nicht einem der Männer gegenübergestellt, mit denen sie in wirklichem Conflicte stand, sondern ihrem erdichteten Secretär, dessen kurze unbedeutende Zwischenreden ihren langen Monolog zum Dialog gestalten. Darauf kommt unmittelbar die zärtliche Glanzscene. Klärchen singt ihr „Freudvoll und leidvoll", Egmont zeigt ihr seine schöne Uniform und dann caressiren sie einander. Er ist „nur Mensch, nur Freund, nur Liebster".

---

gekannt zu haben. S. Dr. M. Philippson, Westeuropa im Zeitalter Philipps II. Berlin, Grote. 1882. S. 140. Refereynen ende Liedekens van diversche Rhetoricienen etc. Bruessele, Michiel van Flamont. 1564. — Diversche Refereynen ende Liedekens uit Holland etc. Antwerpen, Françoys van Ravelingen. 1582 u. s. w. Die Kenntniß der Rederijker-Poesie allein hätte dem Drama ein ganz anderes Gepräge geben müssen.

Vansen und die Bürger melden nun die Ankunft Alba's und charakterisiren ihn, ohne daß die Handlung selbst sich eigentlich dramatisch auf der Bühne weiter entwickelt. Alba's Charakter ist im vierten Act nach der Reformationslegende zum Schauerpopanz gestaltet; um ihn sanft noch mehr herabzusetzen, ist ihm ein „natürlicher" Sohn als Lieblingskind beigesellt. Die interessanten Charaktere, welche der historische Blutrath bot, sind ganz vernachlässigt. Eine unendlich lange Scene zwischen Alba und Egmont stellt diesen als protestantischen Freiheitshelden, jenen als katholischen Unmenschen und Tyrannen dar und dient dazu, Egmont mit Anstand abfassen zu lassen. Die ganze Geschichte wird dabei in ein schiefes Licht gerückt.

Im fünften Act geht sie dann vollends wieder in's Liebesdrama über. Klärchen will Egmont retten und läßt sich dazu sogar die Begleitung des langweiligen Brackenburg gefallen, Egmont hält einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Göthe's Tagebücher und Briefe aus der ersten Weimarer Zeit und unendlichen Naturtiraden. Klärchen hält ebenfalls seinen Benefizmonolog. Brackenburg meldet ihr, daß Egmont nicht zu retten ist; darauf beschließt sie, sich zu vergiften. Umsonst sucht er ihr das auszureden, die überspannte Theaterheldin nimmt ihr Gift und wird mittelst Decorationskünsten und Musik in den Himmel aller verliebten Selbstmörderinnen hinüberbegleitet. Statt des Bischofs von Ypern überbringt der uneheliche Sohn Alba's das Todesurtheil. Statt tragisch zusammenzubrechen, wie es wirklich der Fall war, rodomontirt Egmont wie ein Recensent der Frankfurter Gelehrten-Anzeigen; statt sich als christlicher Rittersmann zum Tode vorzubereiten, vermacht er Ferdinand sein Mädchen, schläft trotz all seiner aufgeregten Reden endlich ein und sieht nun im Traume das verklärte Klärchen, das, obwohl an Ferdinand abgetreten, als Genius der Freiheit aus dem Himmel des Selbstmords niederschwebt und ihren schönen Officier mit Lorbeer krönt. Ebenso unmotivirt, wie er eingeschlafen, erwacht Egmont wieder, ergibt sich abermals rodomontirend in sein Geschick und fordert die Welt zur wackern Fortsetzung der Revo-

lution auf: „Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu retten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe!“ Ein Siegesmarsch begleitet ihn zur Scene hinaus, und der Vorhang fällt.

„Als ein Drama, d. h. als ein für die Darstellung angelegtes Werk,“ so urtheilt Lewes von diesem Stücke[1], „entbehrt es der beiden Grundbedingungen: eines Conflicts elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entspringt, und der Verarbeitung seines Stoffes in dramatische Form. Jenes ist ein Fehler der Anlage, dieß der Ausführung; jenes ein Irrthum des dramatischen Dichters, dieß des Dramatikers . . . Das Stück hat einen langsam schleppenden Gang und bei der Aufführung ermüdet es einigermaßen; weniger durch die Länge der Reden und Scenen, als wegen der undramatischen Behandlung der nebensächlichen Einzelheiten. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, kein Drama.“

Hierin kann man Lewes beistimmen; wenn er aber die beiden Charaktere „Egmonts“ und „Klärchens“ als „glänzende, lichte, herrliche Geschöpfe der Dichtung“ feiert, ebenbürtig jedem andern in der langen Reihe der Kunstwerke, so muß man die poetische Darstellung von dem Werth und der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere unterscheiden. Was Sprache und Darstellung anbetrifft, so zeigt sich in denselben, bei unläugbaren Fehlern, doch immerhin Göthe's Genie, in dem Werthe und in der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere aber, wie in Clavigo, Werther und Stella — leider nur die Degradation von Göthe's Charakter, die Frucht genialer Schäferstunden und gehaltloser Liebeständelei. Er selbst hat „Klärchen“ als eine „Nuance zwischen Dirne und Göttin“ bezeichnet, und damit das Publikum gerichtet, das diese Apotheose einer Dirne, oder wie Gottschall sagt, die „verklärte Sinnlichkeit“ als schönste Poesie beklatscht und feiert.

Mehr als ein Jahrhundert vor Göthe hat ein freier Niederländer, der noch mit den Söhnen und Enkeln der Bilderstürmer

---

[1] Lewes (Frese) II. 93.

zuſammenlebte, zweimal den Abfall der vereinigten Niederlande zum Gegenſtand einer dramatiſchen Dichtung gewählt. Obwohl begeiſterter Proteſtant und Republikaner, hat er ſchon das erſte Mal die gewaltige Staatsumwälzung unendlich viel würdiger aufgefaßt als Göthe. Freilich war es kein neuerlich geadelter Geheimrath und Hofpoet, der den Damen zu Gefallen die elenden Liebſchaften ſeiner Jugend bis zum Ueberdruß wiederholte, und um „Poeſie“ zu leben, ſich bei allen hübſchen Geſichtern am Hofe herumbetrog. Es war ein ſchlichter Mann aus dem Volke, doch tief durchdrungen vom Glauben an einen perſönlichen Gott, wahr und innig begeiſtert für ſein Vaterland und deſſen Freiheit. Die Revolution erſchien ihm als erhabene Gottesthat, als eine Erlöſung des auserwählten Volkes aus den Ketten der ägyptiſchen Knechtſchaft. So dachte damals ein gläubiger, niederländiſcher Proteſtant.

Nachdem derſelbe wackere Republikaner aber vierzig Jahre lang die Früchte jener Erlöſung und die bittere Hefe jener Freiheit gekoſtet hatte, nachdem Oldenbarneveldts Haupt calviniſtiſcher Tyrannei zum Opfer gefallen, Grotius in der Verbannung geſtorben war, nachdem der Dichter ſelbſt auf dem Gebiete ſeiner Kunſt, in der Literatur und auf dem Theater, wie in ſeinen innerſten religiöſen Gewiſſens-Angelegenheiten das viel härtere Joch des „freien Volkes“ erfahren hatte, da blickte er, bereits an der Schwelle des Greiſenalters, noch einmal ernſt und nachdenklich auf ſein „Paſchah“, auf die vermeintliche Erlöſung ſeines Volkes, auf die zertrümmerten Ideale ſeiner Jugend zurück, und er durchſchaute dießmal den „Abfall“ als „Abfall“, als eine Nachahmung und Fortſetzung jener Rebellion, welche einſt den ſtolzen Engeln das Glück des Himmels gekoſtet hatte. Sein zweites Drama über den „Abfall der Niederlande“ iſt noch heute der Stolz Hollands, das höchſte Meiſterwerk niederländiſcher Dramatik, als Vorläufer von Miltons „verlorenem Paradies“ einer der großen Markſteine der Weltliteratur. Mag Calderon in ſeinem „Schisma von England“, Shakeſpeare in ſeinem „Heinrich VIII.“ das äußere Getriebe der ſogen. Reformationsepoche lebendiger, farben-

reicher, bühnengerechter dargeſtellt haben, ihre innere Pragmatik hat der Niederländer zum wenigſten ebenſo tief, großartig und echt dramatiſch gezeichnet. Der Dichter heißt „Vondel“, ſeine Dichtung „Lucifer“. Wer Sinn für den wirklichen Volksgeiſt der freien Niederlande hat, der wird ſich daran jedenfalls mehr erfreuen, als an Klärchens nichtsſagendem Liebesgezwitſcher und ihren ſchließlichen „Salto mortale in eine Opernwelt“.

20. Ruhmvolle Quiescirung.

1788.

„Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich."

Göthe. Faust II.

„Er wußte, wo es ihm die Wege verkürzte, seinen Adel, Minister und Excellenz wohl hervorzukehren; als Dichter und in seinen intimen Verhältnissen aber ist er immer unbefangen bürgerlich geblieben."

H. Grimm.

Für das Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach war Göthe's anderthalbjährige Abwesenheit kaum bemerkbar. Die kleine Staatsmaschine ging ruhig weiter. Der Geheimrath Schmidt trug „die Last des Staats", der Geheimrath Voigt besorgte das „Wasser"-Bergwerk in Ilmenau, der Wegcommissär Brunnquell baute eine neue Straße nach Jena, der Rath Kraus unterrichtete 30 junge Frauenzimmer im Zeichnen, der Meister vom Stuhl, Bode, machte eine Reise nach Paris, um der französischen Revolution voranzuhelfen [1], der Legationsrath Bertuch [2] verlegte sich auf National-

[1] Gutzkow, Unterhaltungen am häusl. Herd. 1854. II. 51. — Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 857. 871. 872. — O. Jahn, Göthe's Briefe an G. Chr. Voigt. 121—134. — K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 66 ff.

[2] Die Literatur wurde in Weimar, nach Wielands Ausdruck, schon 1780 als lucrative „Manufactur" betrieben. Herder hatte nicht nur „Ideen", sondern dazu immer leidige „Schulden" und mußte suchen, mit den Ideen gegen die Schulden aufzukommen.

ökonomie, verpachtete seinen schlau parcellirten Garten so, daß er 6 % daraus schlug, schrieb sein Modejournal und eine Literaturzeitung, und Göthe's Kammerdiener Seidel grüßte von Zeit zu Zeit sämmtliche Geheim- und andere Räthe im Namen seines Herrn und Meisters.

Wieland betrieb den „Merkur" geradezu als Geschäft, um sich und seine Familie durchzubringen. Ueber unsere „unvergleichliche deutsche Nationalliteratur" schreibt er den 16. April 1780 (Wagner. 1835. S. 237) an Merck: „Weimar spreizt sich von der literarischen Seite immer mehr auf. In diesem Jahre ziehen wir bereits mit drei Journalen zu Felde, die Acta Ecclesiastica nicht zu rechnen. Jagemann's Magazin der italienischen Literatur gibt eine Menge Notizen und wird Beifall finden und Absatz (!). Bertuch baut sich bloß mit dem, was ihm sein spanisches Magazin in Einem Jahre einträgt, ein schönes neues Haus in seinen Garten. Der versteht, wo Barthel den Most holt! Das Lustigste ist, daß er an den zwei ersten Bänden, die schon heraus sind, und über zwei Alphabete halten, kaum 5—6 Bogen selbst gemacht hat. Einem an Seele und Leib höchst armseligen Lohnübersetzer, der ihm die Gatomachie und das erbauliche Leben des Gran Tacanno von Quevedo zusammen über 24 Bogen (freilich schlecht genug) übersetzt hat, gibt er 10 ℔ Summa summarum für seine saure Arbeit, und er selbst streicht deductis deducendis für jeden Band 1000 Thaler in den Sack. Denn die lieben Teutschen (Gott segne sie!), die sich in den Kopf gesetzt haben, daß er ein klassischer Schriftsteller und das Ideal eines vollkommenen Uebersetzers ist, finden es nicht zu viel, ihm für sein Magazin jährlich vier Reichsthaler zu geben und er verkauft 1500 Exemplare. Voyez-Vous, so weit wirds weder der Hr. Br. noch ich in der Welt bringen . . . Er ist nun einmal ein Schriftsteller, wie ihn die Teutschen brauchen und haben wollen, und so genießt er dessen auch." Als bei der Beamtenwahl in der Weimarer Loge 1808 Göthe gegen Bertuch als Candidat stand, wurde auch richtig nicht das „größte Genie Deutschlands" Meister vom Stuhl, sondern der Mann, welcher wußte, „wo Barthel den Most holt"! Die „Uneigennützigkeit" der classischen „Nationalliteratur", oder, wie Wieland sagen würde, „Nationalmanufactur" ist hiermit über jede Beanstandung erhoben.

Der Herzog lebte ganz der hohen Politik. Noch im November 1786 ging er abermals nach Berlin, wo sein Freund, der Prinz von Preußen, unterdessen als Friedrich Wilhelm II. den Königsthron bestiegen hatte. Er wurde der vorzüglichste Rathgeber und Gehilfe des neuen Königs in Sachen des Fürstenbundes [1]. Die Hauptarbeit des Fürstenbundes ging zunächst darauf, die Wahl eines österreichischen Candidaten für die Coadjutor-Stelle in Mainz zu hintertreiben und statt dessen einen richtigen „deutschgesinnten" Mann zum künftigen Kurfürsten zu erheben. Karl August arbeitete hierfür in Deutschland, der Marquis Luccheſini wirkte als preußischer Bevollmächtigter, der Historiker Johannes Müller als kurmainzischer Agent am römischen Hof. Am 1. April 1787 gelangte ihr Plan zur Ausführung. Karl Augusts Freund, der Statthalter Dalberg, wurde mit einer Mehrheit von 15 Stimmen zum Coadjutor von Mainz erkoren. Der König von Preußen war höchlich zufrieden, die Erfurter Freimaurer hielten eine Freudenloge [2]. Mecklenburg-Schwerin war schon am Anfang des Jahres dem Fürstenbund beigetreten. Am 6. Juni unterschrieb Dalberg den Unionstractat und die geheimen Artikel. Nachdem diese Wahlcampagne mit „geprägten" [3] und ungeprägten Mitteln

---

[1] Weyland (Faſelius), Karl August. S. 13 ff. — Ranke, Werke. XXXI. und XXXII. 259 ff. Aktenstücke. 504 ff. — Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 63—142. — Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 63—120. — Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 57–86. — Häuſſer, Deutsche Geſchichte. 193—217. — Schmidt, Unionsbeſtrebungen. — Düntzer, Karl August. I. 293 ff.

[2] Bei der Erhebung Sr. Exc. des bisherigen Statthalters zu Erfurt, Karl Theodor, Reichsfreiherrn von Dalberg zum Coadjutor u. ſ. w. In der ▭ C. z. d. d. R. i. gehalten den 19. Juni 1787 vom Br. Redner.

[3] Brief Karl Augusts an Knebel vom 4. April 1787. — Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 68. „Die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, ſind nicht werth, daß man ſie nennt; gewiß iſt kein Groſchen dabei veruntreut worden." — Es waren doch

gewonnen war, arbeitete Karl August mit nicht geringerem Eifer daran, sich mit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Mainz über die weiteren praktischen Ziele des Fürstenbundes zu vereinbaren. Der Kurfürst drang vor Allem auf territoriale Sicherstellung seines Staates und deßhalb auf militärische Verstärkung der Festung Mainz.

Karl August dagegen wollte von Rüstungen und Subsidien nichts wissen, sondern betonte die Nothwendigkeit einer weitgehenden Reform der Reichsverfassung. Der Reichshofrath sollte eingeschränkt, die Visitation des Reichskammergerichts wieder aufgenommen, die ganze Reichsgesetzgebung verbessert werden. Während sich die Verhandlungen hierüber in die Länge zogen, wohnte der Herzog in Berlin den Manövern bei, begleitete den König zu den Revuen nach Schlesien und machte dann als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Holland mit. Auf der Hinreise im October und auf der Rückkehr im December wurden in Mainz wieder Reformverhandlungen gepflogen. Es war von einem Congreß deutscher Fürsten in Mainz die Rede. Karl August arbeitete weitläufige Reformpläne aus.

„Wir bauen hier," schrieb er am 11. Januar 1788 von Mainz aus an Herder, „emsig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzuführen. Der Coadjutor ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst. Ich bin sehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen und Sie dann zu fragen, ob sie uns loben, woran nicht wenig liegt." [1]

Der König von Preußen ernannte ihn um diese Zeit zum preußischen Generalmajor und übertrug ihm das Rohrische Kürassierregiment, das in Aschersleben stationirt war. Er ging zu seinem Regiment, machte einige Zeit das „centaurische Leben", d. h. die Exercierübungen mit, arbeitete aber nebenher und nachher

---

180 000 Gulden!! S. die Quittung bei Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 97.

[1] Schöll a. a. O. S. 70.

emsig an den Angelegenheiten des Fürstenbundes weiter. Sehr interessant ist sein Schreiben an den kursächsischen Minister Löben in Dresden (vom 30. März 1788), das er selbst französisch (!) concipirte und von Knebel in's Deutsche übersetzen ließ.

Die entschiedenste preußische Politik ist darin sehr anmuthig mit der Hoffnung verbunden: „Daß alter teutscher Sinn und Denkungsart noch unter uns zu erwecken sey; trotz aller Hindernisse, welche die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legt." „Man hoffte," heißt es dann weiter, „daß der träge Schlummergeist, der Teutschland seit dem Westphälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreut werden könnte, und daß mit diesem Kranze die teutsche Union sich als ein wahres wirksames Corps zur Aufrechterhaltung teutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze, zuletzt schmücken sollte. Auf diese Art sah man das, was bisher geschehen, und was geschickte Hände zu diesem Bunde bereitet hatten, nur als die Anlage an, nur als den Grund, worauf das fernere Gebäude sollte errichtet werden." Nun war das Gebäude, d. h. ein erneuertes Deutschland, mit preußischer Spitze und größerer Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten, durch die Theilnahmslosigkeit der letzteren schon in's Wanken gekommen. „Mein Wunsch ist," sagt der Herzog zum Schluß, „dem Einsturz eines Gebäudes zuvorzukommen, dessen Grundfeste eben erst gelegt worden, das unserer Denkungsart, unserem Jahrhundert Ehre machen sollte, und welches, wenn es nicht sollte erhalten werden können, wenigstens durch meine Schuld nicht ist vernachlässigt worden." [1]

Während der Herzog so den bereits wankenden Fürstenbund als diplomatischer Pfeiler zu stützen suchte, weihte sich sein kleiner Hof, wie ehedem, nur stiller als in der Genieperiode, geselligem Vergnügen und aller Art von künstlerischer Dilettanterie. Herzogin Luise widmete sich still und zurückgezogen der Erziehung ihres Prinzen. Anna Amalia hielt ihre literarischen Thees und Gesellschaften, studirte italienisch und griechisch, zeichnete und musicirte.

[1] Ranke a. a. O. S. 527—532.

Wieland plagte ſich an ſeinem Merkur, Herder an ſeinen Ideen. Auf Schiller, der im Sommer 1787 für etliche Zeit nach Weimar kam, machte Stadt und Hof einen ſehr ärmlichen Eindruck. Doch imponirte ihm die kleine, gewählte Geſellſchaft. „Wieland und ſeine äußerſt gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold; Herder und ſeine Frau, beide voll Geiſt und Genie; Bertuch und ſeine Frau (welche im Umgang recht ſehr genießbar ſind); Bode, Voigt, Hufeland, Riedel, Schmidt und ſeine Tochter (welche immer ſo viel werth ſind als die guten Dresdener Menſchen), die Schröder, die Frau von Stein und ihre Schweſter, die Imhof, Knebel und noch andere — lauter Menſchen, die man an einem Ort nie beiſammen findet," meinte er, könnten für ihn und ſeinen Freund Körner einen ſchönen Hintergrund abgeben. „Der Herzog und alle Weimaraner würden gewinnen, und ich, der ich mich von Euch nicht trennen würde, könnte dann auch hier exiſtiren." Augenblicklich aber fand er die Verhältniſſe noch keineswegs ideal.

„Göthe's Geiſt hat alle Menſchen, die ſich zu ſeinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Speculation und Unterſuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne; kurz, eine gewiſſe kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Secte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man ſich in leeren Demonſtrationen verfinge. Die Idee kann ganz geſund und gut ſein, aber man kann auch viel übertreiben." [1]

Mit dieſem Einfluß fand er in Weimar bereits einen förmlichen Göthe-Cultus verbunden, und der wärmſte der Anbeter war Herder.

„Göthe wurde von ſehr vielen Menſchen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch, denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren, univerſalen Verſtand, das wahrſte und innigſte

[1] Gödeke a. a. O. I. 87.

Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist. — Seine Reise nach Italien hat er von Kindheit an schon im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Gesundheit hat sie nöthig gemacht. Er soll dort im Zeichnen große Schritte gethan haben. Man sagt, daß er sich sehr erholt habe, aber schwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde." [1]

Schiller war längst wieder von Weimar fort, der Herzog dagegen von Aschersleben zurück, als Göthe — am 18. Juni 1788 Abends wieder von Rom heimkehrte. Er hatte sich für die Rückreise wenig Zeit gegönnt. Am 22. April verließ er Rom. Nach einem kurzen Aufenthalte in Florenz und in Mailand langte er schon Anfangs Juni in Konstanz an. Obwohl längst erwartet, verursachte seine Rückkehr doch großen Jubel. Alles drängte sich um ihn. Fast täglich mußte er an der Hoftafel speisen. Der Prinz von Gotha und der Herzog von Meiningen hörten mit gespanntem Interesse die Berichte des Reisenden an. Die Herzogin-Mutter und Herder, welche nun ebenfalls in's Land der blühenden Citronen reisen wollten, ließen sich Alles einzeln erklären. Die fünf Bände der gesammelten Schriften hatten den Ruf des Dichters neu aufgefrischt. Für die folgenden Bände brachte er, wenn auch kein größeres vollendetes Werk, so doch manche kleinere Sachen und Sächelchen mit. Ganze Mappen voll Zeichnungen, Skizzen, Pläne illustrirten die Schilderungen des Dichters, der ganz voll von Italien war; und wenn er, haushälterischer und gemessener als früher, seiner Begeisterung

[1] Daſ. 88. 89.

Luft machte, so währte die Unterhaltung um so länger und wurde der Gefeierte um so ehrfurchtsvoller angestaunt.

Für seine künftige Stellung hatte er noch von Rom aus gesorgt, d. h. im Grunde sowohl als Minister wie auch als Factotum bei Hofe abgedankt und sich selbst zur Disposition gestellt, aber in so fein diplomatischer Weise, daß seine politische Quiescirung sich zu einem wahren Triumph gestaltete. Sein Brief darüber ist ein diplomatischer Meisterzug[1]. Nachdem er dem Herzog seine Rückkehr und deren Reiseroute angegeben, fährt er fort:

„Wie ich nun nach diesen Aspekten erst in der Hälfte Juni anlangen könnte, so würde ich noch eine Bitte hinzufügen, daß Sie mir nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist, bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glücks Manches hat leiden lassen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in den Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstbetrachtungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen.

„Ich darf wohl sagen: Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und benützen."

In der zartesten und elegantesten Weise versicherte er den Herzog dann, daß er nunmehr weit genug sei, selbst — ohne Mentor — zu regieren. Für sich bat er nur um ein bescheidenes Plätzchen als Gast. Die Kammerpräsidentschaft mit dem Kriegsministerium sollte der Geheimrath Schmidt, der diese Stellen während der Reise provisorisch verwaltet hatte, nunmehr definitiv übernehmen. Als zweiten Mann für die Administration empfahl er den früheren Jugendgenossen des Herzogs, den jetzigen Kammerherrn und Oberforstmeister von Wedel. Er selbst wollte mit

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 113—118.

einer reſponſabeln Finanzverwaltung nichts mehr zu ſchaffen haben, ſondern höchſtens allenfalls ſeinem Nachfolger hie und da einen vertraulichen Wink ertheilen. Sein Fiasco als Finanzminiſter geſtand er, wenn auch in etwas verblümter Weiſe, ein:

„Hätte ich beim Antritt meiner Interims-Adminiſtration mehr Kenntniß des Details in denen damals einigermaßen verworrenen Zuſtänden, mehr Entſchloſſenheit bei einem allgemeinen öffentlichen und heimlichen Widerſetzen, mehr Feſtigkeit gehabt, ſo hätte ich Ihnen manchen Verluſt und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit erſparen können. Es war nur Ihnen ſelbſt mit der Zeit vorbehalten, zu thun, was unter andern Verhältniſſen Andere nur gewünſcht hatten.“

Zum Schluß dankte er mit den tiefſten Bücklingen nochmals ganz, vollſtändig ab:

„In dem Geiſte und Sinne, wie ich Sie handeln ſehe, können Sie nichts thun, was nicht auch mir ſowohl fürs Ganze als für mein Individuum wünſchenswerth erſcheinen ſollte. Selbſt wird es mir Freude machen, in eine eingerichtete Haushaltung zu treten, ſo viele ſchwankende Gemüther, welche theils durch Ihre Abweſenheit, theils durch unbeſtimmte Lagen zweifelhaft und ängſtlich waren, beruhigt zu finden, und nicht als Einer, der ordnen und entſcheiden hilft, ſondern als Einer, der ſich in das Entſchiedene und Geordnete mit Freuden fügt, aufzutreten. Sie ſind gut berathen und werden es nach der Art, wie Sie zu Werke gehen, immer beſſer ſein.“

Man kann ſich kaum der Heiterkeit erwehren, wenn man dieſe ſpiralartig gewundene, fein gedrechſelte Höflingsſprache mit den ſouveränen Orakelſprüchen vergleicht, welche Göthe noch vor wenigen Jahren über ſeinen Karl ergehen ließ, oder mit den gradlinigen und ſtallduftenden Kraftausdrücken, mit denen er ſchon bei Uebernahme des Regiments das Nichtige dieſer zeitlichen Herrlichkeit charakteriſirte und die ſich nur mit . . . . . wiedergeben laſſen. Es war wirklich eine Bekehrung vorgegangen, der Student war Philiſter, und der Miniſter ergebenſter Hofpoet geworden.

Karl Auguſt nahm die Demiſſion an, machte ſie aber ſo ehrenvoll als möglich. Der von Göthe patrocinirte Schmidt wurde Kammerpräſident, der ihm ebenſo genehme Voigt in die Kammer berufen. In der Bergwerkscommiſſion behielt Göthe einſtweilen ſeinen Sitz bei. Sein Titel als Geheimrath und ſein Jahresgehalt von 1800 Thalern blieb geſichert, den langweiligen Conſeilsſitzungen brauchte er aber fürder nicht beizuwohnen. Dasſelbe herzogliche Reſcript an die Kammer, durch welches Schmidt zu deren Präſidenten ernannt wurde, eröffnete zugleich, daß der inzwiſchen vom Kaiſer Joſeph II. in den Adelſtand erhobene, Geheime Rath von Göthe, „um in beſtändiger Connexion mit den Kammer-Angelegenheiten zu bleiben," berechtigt ſei, „den Seſſionen des Collegii von Zeit zu Zeit, ſo wie es ſeine Geſchäfte erlauben, beizuwohnen und dabei ſeinen Sitz auf dem für Uns (den Herzog) ſelbſt beſtimmten Stuhle zu nehmen" [1].

Großmüthiger konnte der Herzog nicht handeln. Er nahm Göthe alle Sorge und Verantwortlichkeit ab und ſetzte ihn dafür als Hoſpitanten auf den eigenen Fürſtenſtuhl. Artiger iſt vielleicht nie der Krach und die Demiſſion eines Miniſters verzuckert worden. Karl Auguſt war nicht vergeblich Göthe's Schüler am Liebhabertheater geweſen. Zum vollen Triumphe fehlte nichts, als daß Göthe noch die Hand einer hohen Dame, zum wenigſten einer ſchönen Gräfin erhalten hätte. Mit etwas Geduld hätte ſich vielleicht auch das erringen laſſen; aber er war jetzt ſchon 39 Jahre alt — und hatte nicht mehr die Geduld, auf eine ſolche Ergänzung ſeiner fürſtlichen Hofpoetenſtellung zu warten.

[1] Vogel, Göthe in amtlichen Verhältniſſen. Jena 1834. S. 5.

21. Christiane Vulpius.

1788—1790.

„Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte Göthe gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz."

Körner an Schiller. 27. Oct. 1800.

„Euch darf ich's wohl gestehen — seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt."

Göthe. Unterh. m. d. Kanzler v. Müller.

Zehn Jahre lang hatte Göthe die Oberstallmeisterin Charlotte Freifrau von Stein seiner einzigen, ausschließlichen, ewigen und unwandelbaren Liebe versichert. Sie war sein Engel, seine Beichtigerin, seine Seelenführerin, seine Besänftigerin, seine Geliebte, seine Einzige, seine Madonna, seine Sonne, sein Alpha und Omega. Gott und Welt, Natur und Kunst, Himmel und Erde hatte er ihr zu Füßen gelegt. Was bis dahin noch keinem der verrücktesten Liebespoeten geglückt war, das war ihm geglückt: Zehn Jahre lang mit unermüdlicher Beharrlichkeit an dieselbe Dulcinea Liebesbriefe zu schreiben. Sie hatte den kleinsten Zettel aufbewahrt, wie ein Heiligthum, einen kostbaren Schatz. Diese Heiligthümer waren zu einem ganzen Archiv angewachsen. Noch von Italien aus erhielt sie, allerdings mit vielen Reticenzen und puren Reservationen, seine monatliche Beicht — den Rahm, die Blüthe der italienischen Reise. Ihr Verhältniß zu Göthe erhob

ſie in Schillers Augen zu der bedeutendſten Frau am Hofe[1]. Noch von Palermo aus ſchrieb ihr Göthe in dem thränenfeuchten Stil der Wertherzeit:

„Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich. Ich habe ſchon Freudenthränen vergoſſen, daß ich Euch Freude machen werde. — Lebe wohl, Geliebteſte! Mein Herz iſt bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abweſenheit Alles gleichſam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwiſchen uns ſtockte, brennt und leuchtet die ſchöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.“[2]

Nun war er wieder da. Er hatte den Blick an hundert Götterſtatuen geläutert, die „Flamme der Treue“ war von andern Phänomenen aufgezehrt. Er war fröhlich, aber ſeine Freude galt nicht dem Wiederſehen, ſondern dem Zauber der Kunſt, dem unvergeßlichen Italien. Er ſah Charlotte nicht mehr mit dem Blick des Träumers an. Er bemerkte ihre mehr als 40 Jahre, und fühlte keine Luſt, die tägliche Billetpoſt mit ihr wieder zu eröffnen. Die fein gebildete Baronin, die frühere Sonne ſeines Lebens, trat in die Reihe der Perſonen zurück, mit denen ſich eine nützliche freundſchaftliche Liaiſon unterhalten läßt. Sie konnte ihm allenfalls behilflich ſein, die Maſſe ſeiner Lebenserinnerungen für die weiteren Bände ſeiner Schriften zu verwerthen. Sie hatten ſich geliebt, und Göthe ſtrich keine ſeiner Geliebten aus dem Buche ſeiner Erinnerung. Er mied deßhalb einen offenen Bruch mit ihr, wagte keine offene Erklärung, die einen ſolchen herbeiführen konnte, nahm aber den Faden ſeines Romans nicht wieder auf.

Noch kaum einen Monat war er wieder in Weimar, da begegnete ihm im Park eine kleine Blondine von 23 Jahren, Chriſtiane Vulpius mit Namen, und überreichte ihm eine Bittſchrift. Sie war Waiſe. Ihr Vater war Amtsarchivar geweſen, hatte aber ſchon einige Zeit vor ſeinem Tod (1786) ſeine Stelle

[1] Gödeke a. a. O.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 776.

niederlegen müſſen. Ihr älterer Bruder Chriſtian Auguſt hatte Jura ſtudirt, vorläufig keine Anſtellung gefunden. Er ſuchte ſich nun mit literariſchen Arbeiten und Schreiberdienſten durchzuſchlagen; aber eben war ihm ſein Dienſt als Secretär gekündigt, und deßhalb wandte er ſich an Göthe. Chriſtiane, die keine feinere Bildung erhalten hatte, aber gut kochen und nähen konnte, arbeitete als Blumenmacherin in Bertuchs Fabrik. Das arme Fabrikmädchen war nicht von feiner, idealer Schönheit, aber geſund, munter und drall. Sie hatte, wie ein Gerücht beſagt, ſchon bei einem Beſuch in der Fabrik die Aufmerkſamkeit Göthe's erregt. Genug, ſie gefiel ihm, und er beantwortete die Bittſchrift damit, daß er ſich in ſie verliebte und ſie zu ſeiner Concubine nahm [1].

Das iſt kein ſchönes Wort, aber es iſt das einzige, was dieſes neue Verhältniß ſchlicht und recht bezeichnet. Eine officielle Ehe wollte Göthe nicht eingehen; er erfüllte weder die religiöſen, noch die bürgerlichen Formalitäten, an welche die Eingehung einer Ehe im Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach geknüpft war. Noch gegen das Ende ſeines Lebens erklärte er: „Faſt alle Geſetze ſeien Syntheſen des Unmöglichen: z. B. das Inſtitut der Ehe. Und doch ſei es gut, daß dem ſo ſei, es werde dadurch das Möglichſte erſtrebt, daß man das Unmögliche poſtulire.“ [2]

Um ſeinen unſterblichen Ruhm bei denjenigen aufrecht zu er-

---

[1] Düntzer, Karl Auguſt. I. 304. „In einem unbewachten Augenblicke ließ er ſich leidenſchaftlich hinreißen und ſo ward ſie am 13. Juli ganz die Seine, obgleich das Verhältniß zunächſt geheim blieb.“ In Göthe's Leben. 1882. S. 420 ſagt er: „Göthe ſoll Chriſtianen in ſein Gartenhaus beſtellt haben. Wir wiſſen nur, daß er Sonntags, den 13. Juli, noch keine vier Wochen nach ſeiner Rückkehr, ſeine Gewiſſensehe mit der Glücklichen (!) ſchloß.“ So beginnt der dritte Theil der Düntzer'ſchen „Myſtik“.

[2] Burkhardt, Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. S. 71. Ein andermal ſagte er: „So ſei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine Cultur-Errungenſchaft des Chriſtenthums und von unſchätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich ſei.“ !!

halten, welche die Ehe nicht als eine Syntheſe des Unmöglichen, ſondern als die naturrechtliche, geheiligte Grundlage des ganzen ſocialen Lebens betrachten, hat man das mehr als zweideutige Verhältniß eine „Gewiſſensehe" genannt. Das iſt aber willkürliche Schönfärberei. Noch Monate lang, nachdem der angebliche Gewiſſensbund geſchloſſen, nahm Göthe die junge Blumenmacherin nicht in ſein Haus auf, faſt zwanzig Jahre lang unterſchrieb ſie ſich noch „Chriſtiana Vulpius" [1], nicht Frau von Göthe; erſt als ſie ihm das erſte Kind geboren, lebte er offen mit ihr zuſammen. Erſt 1806 führte er ſie zum Altar und ließ ſeinen Auguſt legitimiren. Göthe's Mutter ſah das Verhältniß nicht für eine Ehe an. Sie nannte Chriſtiane ſeinen „Bettſchatz" [2]. Göthe ſelbſt ſprach noch Jahre lang nicht von ſeiner Gemahlin, ſondern nur von ſeinem „Mädchen". „Ich ſehne mich," ſchreibt er an den Generalſuperintendenten Herder von Ruhla aus, „herzlich nach Hauſe, meine Freunde und ein kleines Erotikon wieder zu finden, deſſen Exiſtenz die Frau (Herders Frau, Caroline) dir wohl wird vertraut haben." Noch deutlichere Stellen, wie antikrealiſtiſch er das Verhältniß nahm, enthalten andere Briefe [3]. Wenn man ſein Verhältniß zu Chriſtiane nichtsdeſtoweniger eine „Gewiſſensehe" nennen will, dann kann man getroſt auch an die Liebesverhältniſſe Ovids dieſen Euphemismus verſchwenden. Von dem Ernſt, der Würde und Weihe, welche die Ehe ſelbſt bei barbariſchen Völkern beſitzt, iſt in den Dichtungen dieſer Zeit nichts zu ſpüren; es qualmt in ihnen nur jene glatte, üppige

[1] Briefe von Göthe ꝛc. an Nicolaus Meyer. Leipzig 1850. S. 68—103. Im Auguſt 1806 unterſchreibt ſie ſich zum erſten Male: „Chr. von Göthe." S. 105.

[2] Keil, Frau Rath. S. 318. — Sie nennt ſie auch „Liebchen", S. 314 daſ., aber nicht „Frau".

[3] Aus Herders Nachlaß. I. 113. 116. 130. Zur letzteren Stelle, welche nicht über den ideellen Geſichtskreis eines liederlichen Bauernburſchen oder der „Chriſtel von Artern" hinausgeht, bemerkt Freſe mit Recht: „So ſchrieb damals ein Miniſter an einen Generalſuperintendenten!" Lewes (Freſe) II. 122.

Sinnenluſt, welche die erotiſche Dichtung eines Ovid zugleich charakteriſirt und entwürdigt.

Schon der Umſtand, daß Göthe mit ſeinem Verhältniß nicht offen hervorzutreten wagte, zeigt, daß er nicht guten Gewiſſens war. Wie ein Dieb nur konnte er zu Chriſtiane ſchleichen; er wagte es nicht, ſich öffentlich mit ihr zu zeigen. Nur nach und nach theilte er ſein „ſüßes Geheimniß" Einzelnen mit und taſtete, ob die Weimarer Geſellſchaft ſeinen völligen Bruch mit Sitte, Religion und Herkommen wohl ertragen könnte. Die Religion mochte ihm allerdings wenig Bedenken machen, da er längſt ſich dem Evangelium der fünf Sinne zugewandt und das Haupt der Weimariſchen Kirche, der Generalſuperintendent Herder, an dem „Erotikon" keinen Anſtoß nahm. Aber um ſo mehr war die Eiferſucht und die Klatſchſucht der Weimarer Damen zu fürchten [1]. Vereinzelt waren auch einige dabei, welchen, wie der Herzogin Luiſe, das Inſtitut der Ehe nicht als „eine geſetzliche Unmöglichkeit" galt. Am meiſten fürchtete Göthe aber die Frau von Stein, die ihr ganzes Herz an ihn gehängt, ihn für immer an ſich gefeſſelt glaubte. Welch ein Schlag mußte es für die zartfühlende, hochgebildete, enthuſiaſtiſch liebende Freifrau ſein, ſich von einem rohen Fabrikmädchen verdrängt zu ſehen! Bei ihrer Kränklichkeit

[1] „Die Geſchichtſchreiber der ‚Glanzzeit' Weimars ſtreifen zwar über dieſe ſchmutzige Rückſeite der glänzenden Medaille meiſt nur ganz leiſe hinweg oder ſuchen dem Publikum nur die Glanzſeite zu zeigen; aber um ſo mehr überzeugt man ſich, daß ‚Klatſch' oder ‚Skandalſucht' eine der Hauptleidenſchaften der ſogenannten ‚guten' Geſellſchaft von Weimar bildeten." Blätter f. lit. Unterh. 1861. I. 439. — Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 228. — Als „intriguante Klatſch-Schweſtern" werden beſonders die Frau v. Schardt und die Frau v. Kalb erwähnt, mit denen indeß Göthe zeitweilig ſehr freundſchaftlich ſtand. S. Bl. f. lit. Unterh. 1860. II. 695. Sie dienen jetzt gewöhnlich als Blitzableiter, um das Odium auf ſie zu wälzen, das Göthe's unſaubere Affairen ſelbſt verdienen. Doch beruht ihr ſogen. „Klatſch" vielfach auf durchaus verbürgten Thatſachen.

konnte ihr die Entdeckung vollends den Rest ihrer Gesundheit kosten. Göthe selbst hing noch an ihr. Ihr Unwille konnte ihm nicht gleichgültig sein, nachdem sie zehn Jahre lang sein vollstes Vertrauen besessen und fast alle Geheimnisse seines Lebens vernommen hatte [1].

Mit dem bösen Gewissen eines Verräthers schlich er jetzt um sie herum, verbarg ihr die schon erfolgte Katastrophe ihres zehnjährigen gemeinschaftlichen Romans, ja gerade unmittelbar, nachdem er Christianens Bittschrift entgegengenommen, fing er wieder an, dann und wann ein Blatt an Frau von Stein zu schreiben. Sie fühlte mit ihrem feinen Takt bald, daß eine erstaunliche Veränderung sich zugetragen. Um so ängstlicher verbarg er deren Ursache, und suchte das frühere Liebesverhältniß langsam, vorsichtig, ohne Eclat zu einer gewöhnlichen literarischen Freundschaft umzugestalten. Er bat sie, „es nicht zu genau mit seinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen" zu nehmen, ihr dürfe er schon gestehen, daß sein Inneres nicht wie sein Aeußeres sei. Er versprach, ihr den achten Band seiner Werke zur Durchsicht zu übergeben, redete ihr von seinem Tasso, ließ sich von ihr ein Frühstück schicken und bat um ihre Liebe — genau wie ehedem [2]. So geschickt er sie zu täuschen suchte, vermochte er es doch nur halb. Die scharfblickende Frau ließ sich mit diesen Liebesversicherungen im alten Stil nicht beruhigen. „Vergib mir, meine Liebe," schrieb er ihr jetzt, „wenn mein letzter Brief ein wenig confus war, es wird sich Alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen." Mit der größten scheinbaren Gleichgiltigkeit verlangte er von ihr seine italienischen Reisebriefe zurück, um, wie er sagte, etwas für Wielands Merkur daraus zusammenzuschreiben. Sie händigte ihm dieselben ein, und er lieferte für das Octoberheft eine Anzahl von Aufsätzen unter dem Titel „Auszüge aus einem Reisejournal" [3].

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 335—337. — Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 288—320.

[2] Schöll a. a. O. III. 305. [3] Schöll a. a. O. III. 307.

Während der Reise Herders in Italien besuchte Göthe dessen Frau so häufig, daß sich die Eifersucht der Frau von Stein für einige Zeit auf diese lenkte und Herder selbst in Italien für die Tugend seiner Frau bange ward[1]. So fühlte Göthe sein eigentliches Geheimniß um so sicherer und bewahrte es vor den Augen Charlottens bis in das folgende Jahr hinein. Unbeschreiblich groß war ihre Aufregung, als sie im März 1789 endlich die wirkliche Sachlage erfuhr. Vergeblich suchte Göthe sie zu besänftigen:

„Wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich sollst Du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören.“[2]

Das war der Frau von Stein zu viel. Sie konnte sich nicht darein finden, einen Menschen weiter zu lieben, der so orientalisch mit der Liebe umsprang und von ihr verlangte, die Nebensonne des ersten besten Fabrikmädchens zu sein. Vor Schmerz und Gram erkrankte sie ernstlich. „Die Stein,“ schrieb Herders Frau um diese Zeit (8. Mai), „ist sehr, sehr unglücklich und Göthe beträgt sich nicht hübsch. Da die Unglücklichen immer unter der Zahl der Heiligen bei mir sind, so steht auch sie jetzt bei mir in dieser Zahl, und ich fürchte, der Kummer verkürzt ihr das

[1] Letztere war, wie H. Marggraff sagt, „heftig und leidenschaftlich sinnlich“. Dabei gab sie viel auf Träume und sogar auf Kartenorakel (s. Bl. f. lit. Unterh. 1860. II. 694). — Göthe erzählte ihr so viel von seinem leichtfertigen Leben und von seinen „Buhlereien“ in Rom, daß sie an der ehelichen Treue ihres Mannes zu zweifeln begann und sogar im Traum von häßlichen Vorstellungen darüber gefoltert wurde.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. III. 326.

Leben. — Er hat sein Herz, wie sie glaubt, ganz von ihr gewendet, und sich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine H . . . vorher gewesen, geschenkt." [1] Auf ärztlichen Rath mußte die kranke Frau im Mai ein Bad am Rhein aufsuchen. Sie ließ Göthe einen Brief zurück, den er am 1. Juni mit folgender Epistel erwiederte:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein, und nicht zu verletzen.

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, so hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen.

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

Das war eitel Spiegelfechterei. Weßhalb er nach Weimar zurückkehrte, ist in seinen Briefen an den Herzog deutlich genug ausgedrückt. Er wollte seine sichere und gute Stellung behalten, um seine gesammelten Werke zu vollenden. Daß er in Weimar wiedergefunden, was er in Italien verlassen, bezeugen die römischen Elegien, in welchen er Christianens Liebe bejubelt:

„Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei! Dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.

[1] Düntzer, Karl August. I. 331. 332. Für die Qualification, welche Herders Frau hier dem „Erotikon" gibt, liegt sonst kein weiteres Zeugniß vor. Jedenfalls würde sich ein wirklich ehrenhaftes Mädchen nicht so leicht zu einem so traurigen Verhältniß entschlossen haben, das ihm gar keine Garantie des Bestandes — nicht einmal den Schein einer Ehe bot.

Eine Welt zwar biſt du, o Rom! Doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom [1].

Obwohl er ſich ſeiner Doppelzüngigkeit bewußt ſein mußte, war er anmaßend genug, der ſchwerbeleidigten Frau gegenüber den Verletzten zu ſpielen und ihr die ganze Entfremdung zur Laſt zu legen. Ja, er ging noch weiter, brandmarkte die neue Geliebte ſelbſt als „ein armes Geſchöpf“ und ſchrieb ſchließlich die wohlbegründete Aufregung Charlottens anſtatt ſeiner eigenen Untreue dem Kaffee zu:

„Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herder, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demſelben Augenblick hartnäckig wiederholen laſſen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menſchen u. ſ. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

„Und welch ein Verhältniß iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher iſt, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre?

„Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältniß verloren haben ſollte.

„Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). II. 18.

„Aber das geſtehe ich gern, die Art wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen, wenn ich mittheilend war, haſt Du mich der Gleichgiltigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt.

„Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte.

„Unglücklicherweiſe haſt Du ſchon lange meinen Rath in Abſicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Geſundheit höchſt ſchädlich iſt. Es iſt nicht genug, daß es ſchon ſchwer hält, manche Eindrücke moraliſch (!) zu überwinden, Du verſtärkſt die hypochondriſche quälende Kraft der traurigen Vorſtellungen durch ein phyſiſches Mittel, deſſen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingeſehen und das Du, aus Liebe zu mir (!), auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hatteſt. Möge Dir die Cur, die Reiſe recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf daß Du mich wieder erkennen werdeſt. Lebe wohl. Fritz iſt vergnügt und beſucht mich fleißig. Der Prinz befindet ſich friſch und munter. G.“ [1]

Das war deutſche Treue und — reine Natur! Das war wieder die Uneigennützigkeit, die man bei Spinoza lernte!

Frau von Stein ſchrieb über den Brief ein O!!! Vergeblich ſuchte Göthe acht Tage ſpäter noch einmal, ſie zu calmiren und neben ſeiner „Odaliske für häusliche Zwecke“ ſich auch eine „Freundin für ſein ideales und literariſches Leben“ zu erhalten. Vergeblich legte er ſeine Seelenführung in ihre Hand: „Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gerne bitten: hilf mir ſelbſt, daß das Verhältniß, das Dir zuwider iſt,

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 327 ff.

nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe wie es ſteht.“ Frau von Stein fühlte wohl, daß es ſich hier nicht mehr um Seelenführung handelte; ſie hatte keine Luſt, die Muſe des glücklichen Paſcha von Weimar zu werden. Sie ſcheint ihm jahrelang nicht geantwortet zu haben. Wenigſtens findet ſich aus den nächſten Jahren keine Spur eines Briefwechſels. Dagegen exiſtirt ein kleines Drama „Dido“ [1], das ſie im Jahre 1794 vollendete und von dem ſich eine Abſchrift unter den Papieren Charlottens von Schiller vorfand.

Unter den Perſonen desſelben ſind unſchwer die Hauptperſonen des damaligen Weimar zu erkennen. Jarbas ſtellt den Herzog Karl Auguſt vor, der Dichter Ogon ſeinen Freund Göthe, Aratus den induſtriellen Gründer Bertuch. Der Prieſter Albicerio iſt Herder, der Philoſoph Dodus Knebel, Eliſſa die Frau von Stein. In einem Geſpräch Ogons mit Aratus läßt ſie Ogon-Göthe ſeine Bekehrung vom Idealismus zum Realismus in folgender Weiſe beſchreiben:

„Ogon: Höre Aratus, ich will Dir nur die Wahrheit geſtehen. Ich war einmal ganz im Ernſt nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte oder wollte das erleſene Weſen der Götter ſein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde ſo mager dabei. Jetzt ſeht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zuſammengeſchrumpften Magen. Alſo was ich Dir vorher ſagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebſten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr.“

In einer andern Scene zwiſchen Ogon und Eliſſa ſtellt ſie ſein genußſüchtiges Treiben ihrem weiblichen Stillleben gegenüber, deſſen andächtigſter Verehrer er einſtens war:

[1] Dido, Trauerſpiel in 5 Aufzügen, herausg. von H. Düntzer. Frankfurt a. M. 1867. — Vgl. Düntzer, Charlotte v. Stein und Corona Schröter. S. 11. 12. — Augsb. Allgem Ztg. 1863. Beil. Nr. 246. — Bl. f. lit. Unterh. 1863. II. 742. — Lewes (Freſe). II. 574—576.

„Ogon (der ſich überall im Zimmer umſieht): Du biſt ein gleichförmiges Weſen; Jahre lang ſah ich dies Zimmer nicht und noch iſt alles auf dem alten Fleck. Es iſt doch wahr, die Frauen können eine langweilige Exiſtenz ertragen.

Eliſſa: Sag lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Erſatz deſſen, was ſie den Männern vorausgaben, einen geſchicktern Sinn ſchenkten.

Ogon: Und das machſt Du wohl zur Tugend?

Eliſſa: Nicht ſo wie Du, der ſich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichſten iſt.

Ogon: Du betrügſt Dich.

Eliſſa: Einmal betrog ich mich in Dir, jetzt aber ſeh ich allzugut, ohngeacht des ſchönen Kammſtrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners und dieſem iſt kein Gelübde heilig.“ [1]

---

[1] Mehr als naiv iſt es, wenn Dr. Otto Volger in Bezug auf dieſe herbe Satire bemerkt: „Jeder Freund Göthe's wird nach dieſer Veröffentlichung getröſtet aufathmend fragen: ‚Alſo Schlimmeres wußte ſie (die von Leidenſchaft hingeriſſene Frau) nicht zu bringen?!‘“ Sind die Bockshörner und Hufe des Faunes denn nicht ſchlimm genug? Iſt damit der Beweis erbracht, daß ihr Verhältniß zu dem fauniſchen Ogon unſchuldig war? Viel richtiger ſcheint mir H. Marggraff zu folgern, wenn er ſagt: „Wir haben an dem Trauerſpiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars ‚goldene Tage‘ für Weimar ſelbſt doch nicht lauteres Gold waren, und daß Knebel, Herder und Caroline ſchwerlich ſo unrecht hatten, wenn ſie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des Weimariſchen Lebens bittere Klage führten.“ Blätter für lit. Unterh. 1863. S. 742. Und Düntzer ſelbſt ſagt von der unglücklichen Frau: „Die Blüthe ihres Lebens war mit dieſer vermeintlichen Untreue zerſtört, ihr Herz gebrochen, ihr ganzes geträumtes Lebensglück zerſtoben.“ — Düntzer, Charlotte von Stein. II. 525. — Das genügt, um zu beweiſen, daß ſie ihn nicht bloß platoniſch geliebt, und daß er an ihr wie ein herzloſer Egoiſt gehandelt hat. — S. Dido, S. 13. 41. 42.

Die hierin liegende Anſchuldigung hat Göthe ſelbſt theilweiſe in dem folgenden Epigramm anerkannt, nur ſeine „Treue und Frömmigkeit" verſuchte er zu retten:

„Frech wohl bin ich geworden, es iſt kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu." [1]

Doch weht in einem gleichzeitigen Epigramm ein Peſſimismus, der nahe an Verzweiflung an aller, auch der eigenen Treue grenzt:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt wie der Menſch ſo der Hund."

Frau von Stein, welcher dieſe Epigramme einige Jahre ſpäter, während einer ſchweren Krankheit, vorgeleſen wurden, ſchrieb mit Bezug auf dieſelben:

„Ich kann immer das Epigramm: ‚Frech wohl bin ich geworden', das man mir eben vorlas, als ich ſo krank war, nicht aus dem Kopf kriegen, und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und ſentimentale Dichtergeiſt darin beiſammen ſteht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorſagen, wenn ihm ſo recht hündiſch wohl iſt, denn er iſt mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und iſt wirklich kein Schuft." [2]

Während die ſchwergekränkte Frau ihren Gram im Stillen verzehrte, gab ſich Göthe mit fauniſchem Jubel dem neuen Verhältniß hin. Er verlegte es im Geiſte nach Rom zurück, umkleidete es mit den Erinnerungen der großen Weltſtadt, ihrer Pracht und Herrlichkeit, verband es mit den lüſternen Bildern, Situationen und Gefühlen Ovids und verherrlichte in den formvollendetſten Diſtichen die ſinnliche Wolluſt, in der er das höchſte Lebensglück gefunden zu haben glaubte. Seine „Römiſchen Elegien" könnte Ovid ſelbſt geſchrieben haben [3]. Als erfahrener

[1] Göthe's Werke (Hempel). II. 151.

[2] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. II. Bd. — Blätter für lit. Unterh. 1863. II. 838.

[3] Sie verherrlichen den Sinnengenuß in völlig heidniſchem Geiſte.

und weiſer Epikuräer hütete ſich Göthe indeß, dem Genuß ſowohl wie dieſer Poeſie des Genuſſes vollſtändig die Zügel ſchießen zu laſſen. Da Frau von Stein ſich nicht zur Balancirſtange hergeben wollte, um das „Verhältniß“ vor Ausartung zu bewahren, ſo ſuchte er ein gewiſſes Gleichgewicht durch Studium, Lectüre, Beobachtung und idealere Poeſie zu gewinnen.

Er arbeitete vor Allem am Taſſo weiter, der um die Zeit des Kaffeebriefes ſchon nahezu vollendet war und nur noch feinerer Durchfeilung bedurfte. Obwohl ihn dieſes längſt geplante und viel beſprochene Stück fortwährend an Frau von Stein erinnern mußte, unter deren „Führung“ er es einſt begonnen, ſo beſaß er doch ſpinoziſtiſche Moral genug, um ſich während der Ausarbeitung nicht von Gefühlen der Demuth und Reue beſchleichen zu laſſen. Das Schmerzliche, das die Erinnerung mit ſich brachte, war nicht ungeeignet, für das tragiſche Loos des Helden die geeignete Stimmung herbeizuführen. Als feſten und klugen Antonio konnte er ſich dann der eigenen trüberen Stimmung und den Aeußerungen des Publikums gegenüberſtellen, welche ſich über ſein „Verhältniß“ entrüſten wollten. Die Erinnerungen ſeines früheren miniſteriellen Lebens, ſeine Kämpfe mit Fritſch, der innere Zwieſpalt zwiſchen Politik und Poeſie, den er ſo ſchmerzlich empfunden, ſeine Verehrung für Herzogin Luiſe, ſeine Stellung zum Herzog, ſeine frühere Liebe zur Frau von Stein, das Alles miſchte ſich ſonderbar mit den Gefühlen ſeiner jetzigen Lage, ſeinen altrömiſchen Freuden und ſeinem Widerſpruch zum conventionellen Leben: aus der Miſchung dieſer Eindrücke erhielt Taſſo eine ganz andere Geſtalt, als er ihm in Italien hatte geben wollen. Unter dem Einfluß des Proſodikers Moritz, der ihn noch im December 1788 in Weimar beſuchte, ſchöpfte er Muth, dem tiefgedachten Seelengemälde die feinſte äußere Form zu verleihen. Die Ausführung ſelbſt erheiſchte den beharrlichſten Fleiß, der Gegenſtand führte zu den edleren Eindrücken zurück, die Göthe aus Italien nach Hauſe gebracht. So war ein Gegengewicht geſchaffen, daß er nicht ganz zum „Humanismus des Bordells“ herabſank, wie man füglich die Richtung der „Elegien“ nennen

könnte, ſondern ſich ſogar zu einer ähnlichen idealen Höhe erſchwang, wie in der Iphigenie.

Eine Mittelſtellung zwiſchen Göthe's ernſterer Poeſie und ſeiner frivolen Erotik nehmen ſeine naturwiſſenſchaftlichen, vor Allem jetzt botaniſchen Studien ein.

„Es kam," ſagt Virchow[1], „die Zeit, wo die Natur nicht mehr dachte und nicht mehr ſann, wo ſie nicht mehr durch das Herz ſprach, die Zeit der Beobachtung und Forſchung, der Zergliederung und Analyſe. In Italien war es, wo ſich dieſe Metamorphoſe vollendete, und als er heimkehrte, ſtolzer faſt auf die Entdeckung der Urpflanze und der daran ſich knüpfenden Geſetze der Morphologie überhaupt, als auf die Vollendung von Egmont und Iphigenie, da wandte ſich ſein frohlockender Geſang bald (sic!) nicht mehr an die ſtolze Freifrau, ſondern an das arme Mädchen, das ſeinem Hauſe endlich die Ruhe gab. Jetzt ſpricht die Natur nicht mehr durch den Mund der Liebe, ſondern die Liebe erſchließt ſich ſelbſt als Höchſtes aus der Metamorphoſenreihe der Natur."

Nüchterner ausgedrückt will das ſo viel ſagen, daß Göthe den morphologiſchen Aufbau und die Entwicklung der Pflanze mit vielem Eifer ſtudirte, ſich wie früher bei Fachmännern darüber Raths erholte, die verſchiedenen Pflanzenorgane verglich, mikroſkopiſche Unterſuchungen darüber anſtellte und endlich gegen Ende 1789 „als Herzenserleichterung" einen „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären", herausgab[2]. Da Göſchen die Schrift nicht drucken wollte, übernahm ſie Ettinger in Gotha. Damit war denn ſeiner Begier, in der gelehrten Welt als Entdecker aufzutreten, wenigſtens in etwa genuggethan[3]. Gleichzeitig

[1] Göthe als Naturforſcher. S. 13.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XXXIII. 15.

[3] Obwohl Göthe's „botaniſche Dilettanterieen" weſentlich denſelben Charakter tragen, wie ſeine „Mineralogie, Geologie, Oſteologie u. ſ. w." (ſ. oben S. 532 ff.), ſo haben ſich doch vereinzelte Botaniker gefunden, welche die Göthe-Idololatrie auch in dieſer Hinſicht auszubilden beſtrebt waren, zuletzt Dr. Ferdinand Cohn

benützte er aber auch das morphologiſche Studium, um die Blumenmacherin Chriſtiane botaniſch zu belehren und zu unter-

(Göthe als Botaniker. Deutſche Rundſchau 1881. XXVIII. 26—57). Das Recept ſeiner belletriſtiſchen Lobrede iſt höchſt einfach. Er übergeht die ganze gleichzeitige Entwicklung der Botanik, ſowie deren Vorgeſchichte mit Stillſchweigen, ſo daß man nichts vor ſich hat als „unſern einzigen Göthe", faßt dann Göthe's buntes Vergnügungsleben unter dem Geſichtspunkte der „Botanik" auf, läßt alles weg, was hindern könnte, in Göthe einen ernſten Mann der Wiſſenſchaft zu erblicken, flickt dann aus Göthe's ſpäteren vierzig Lebensjahren und der bis zur Lächerlichkeit eiteln „Geſchichte meines botaniſchen Studiums" einen künſtlichen Doctormantel zuſammen, verſichert, daß Göthe durch Spinoza den Vortheil gehabt, die Pflanze sub specie aeternitatis aufzufaſſen, und bricht endlich in den frommen Wunſch aus: „Hätte Göthe nur noch Darwin erlebt!" Nun, Göthe würde dieſen, wie hundert andere Naturforſcher, im Dienſte ſeiner eigenen Eitelkeit verwerthet und die eigentliche Fachwiſſenſchaft ebenſo wenig vorangebracht haben, als mit der „Urpflanze", von der kein Bild vorhanden iſt und die als bloßer Begriff, ſoweit derſelbe neu iſt, Irrthümer in ſich ſchließt, und ſoweit er wahr iſt, den Botanikern im Grunde nicht neu war. Vgl. Schleiden, Grundzüge der wiſſenſchaftl. Botanik. 4. Aufl. 1861. — Jul. Sachs, Geſchichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860 (VI. Bd. der „Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland"). 1875. — A. Braun, Die Idee der Pflanzen-Metamorphoſe bei Wolff und Göthe. 1867. — Blumenbach, Ueber den Bildungstrieb. Göttingen 1789. — C. Batſch, Naturgeſchichte. Jena 1796. — C. Cohn, Die Pflanze. Breslau 1882. S. 23—64. — Oscar Schmidt, Die Anſchauungen der Encyclopädiſten über die organiſche Natur. Deutſche Rundſchau. 1876. VII. 82—96. — A. Wigand, Kritik und Geſchichte der Lehre von der Metamorphoſe der Pflanze. 1846. — Göthe's Werke (Hempel). XXXIII. Einl. v. Kaliſcher. CVI ff. — Helmholtz, Populär-wiſſenſchaftl. Vorträge. 2. Aufl. 1876. 1. Heft. S. 35 ff. — Virchow, Göthe als Naturforſcher. — Wie in andern Zweigen der Naturwiſſenſchaft, ſtimmt das Urtheil der tüchtigſten, unparteiiſchen Fachmänner darin überein, daß Göthe ein großes Talent für Naturbeobachtung und Naturbeſchreibung beſeſſen, aber nicht

halten, wobei auch für seine erotische Poesie Einiges abfiel. Wenn Virchow findet, daß sich in diesen botanischen Erotika „die Liebe als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur erschließt", so lautet das stark euphemistisch. Wenn die Natur nicht mehr denkt und sinnt, so sinkt sie eben in das animalisch-vegetative Leben herab und sucht ihre Freude in Genüssen, die Mensch und Thier gemeinsam sind. Comparatus est jumentis insipientibus et similis factus est illis. „Uebrigens studire ich die Alten," schrieb Göthe an Jacobi, „und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen will."

Am Weihnachtstage 1789 kam Christiane mit einem Knaben nieder. Der Generalsuperintendent Herder taufte denselben zwei Tage später. Göthe wohnte aber der Taufe nicht bei. Der Herzog Karl August übernahm die Pathenstelle. Das Kind wurde Julius August Werther genannt. Das Verhältniß Göthe's zu Christiane wurde durch die stillschweigende Zustimmung der höchsten beiden Autoritäten in Weimar, Papst und Kaiser, als vollendete Thatsache anerkannt und jeder wirksamen Anfechtung entzogen. Leisteten auch die Weimarer Damen noch passiven Widerstand und weigerten sie sich, das bisherige Fabrikmädchen als ihnen ebenbürtig und hoffähig anzuerkennen, so konnte ihr Protest doch nichts mehr ändern. Als eine Ehe galt das Verhältniß weder bei Hofe, noch in Frankfurt bei Göthe's Verwandten. Frau Rath Göthe ließ sich zwar herab, das „Liebchen" ihres Sohnes grüßen zu lassen, mit ihr in Correspondenz zu treten und sie als Tochter anzuerkennen; aber noch 1795, als ein neues Enkelchen erwartet wurde, schrieb sie:

„Nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf in's Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentliches Freudenfest anstellen. Doch tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist." [1]

---

jenen tiefern philosophischen Geist, der diese Zweige des Wissens zur eigentlichen Wissenschaft erhebt.

[1] Keil, Frau Rath. S. 319.

Wie ſich das Verhältniß zu göttlichen und menſchlichen Geſetzen verhalte, das kümmerte ſie nicht — ihren Hätſchelhans kümmerte das noch weniger. Er war ganz ſelig über ſeine zweideutige Vaterſchaft, die ſich nicht im Anzeigeblättchen ſehen laſſen durfte. Schon am 9. Februar 1790 meldete er dem Herzog, der in Berlin war, daß er mit Vergünſtigung der Göttin Lucina wieder der Liebe zu pflegen begonnen und ſeinen römiſchen Elegien eine neue hinzugefügt habe[1]. Als er im März erſt nach Jena und dann nach Italien reiſen mußte, um in Venedig die heimkehrende Herzogin-Mutter abzuholen, wurde er über den Abſchied von ſeinem „Mädchen“ und ſeinem „Kleinen“ ganz mürbe. Er ging nicht gerne weg. Italien, das Land ſeiner früheſten Sehnſucht und ſeiner Lieblingsträume, das Land ſeiner künſtleriſchen Wiedergeburt und ſeiner dichteriſchen Liebe, hatte allen Zauber, alle magnetiſche Kraft verloren. Seine Welt hieß jetzt Chriſtiane Vulpius, ſeine ſogen. „Liebe“ war in das Stadium des Philiſteriums getreten. Ein Herr Papa mit vierzig Jahren ſieht die Dinge anders an, als ein lediger Künſtler, der nach dem „Ideale des Schönen“ in der Welt herumzigeunert. Dem Herzog ſchrieb er:

„Uebrigens muß ich im Vertrauen geſtehen, daß meiner Liebe für Italien durch dieſe Reiſe ein tödtlicher Stoß verſetzt wird. Nicht, daß mir's in irgend einem Sinne übel gegangen wäre — wie wollt es auch? — aber die erſte Blüthe der Neigung und Neugierde iſt abgefallen, und ich bin doch auf und ab ein wenig ſchelmfungiſcher geworden. Meine Elegien haben ihre Summe erreicht. Dagegen bringe ich einen libellum epigrammatum zurück, der ſich Ihres Beifalls, hoffe ich, erfreuen ſoll.“[2]

Dieſe Sammlung, die „Venetianiſchen Epigramme“, ſind inhaltlich eine Fortſetzung der römiſchen Elegien, vorwiegend erotiſche Gedichte in Geiſt und Manier der Alten[3]. Doch unter-

---

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 156.

[2] Ebd. I. 162. 163.

[3] Die „Attribute des Waldbewohners“ treten darin ebenſo deutlich hervor.

ſcheidet ſie von den Elegien nicht bloß die knappere Form des Sinnſpruchs, ſondern auch ein herberer, ungemüthlicher Ton. Das Stein- und Waſſerneſt Venedig iſt ihm zuwider. Er hat für nichts mehr rechtes Intereſſe, als für die Gemäldeſammlungen und für die Tänzerin Bettine, die ihn an Chriſtiane erinnert. Er ſehnt ſich zu ſeinem „Mädchen" zurück, ohne das ihn alle Schätze der Kunſt und alle Reize der Natur nicht zu befriedigen vermögen. Selbſt dieſe Sehnſucht hat keinen idealen Anflug mehr.

„Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beſchäftigt:
Morgen mein Liebchen zu ſehen, das ich acht Tage nicht ſah." [1]

Eine Anzahl dieſer Epigramme wagte Göthe ſelbſt nicht einmal zu veröffentlichen, weil ſie nach ſeinem eigenen Gefühl die Grenze des Erlaubten überſchritten [2]. Dieſe Grenze iſt aber auch in den veröffentlichten nicht feſtgehalten, und den Geiſt der Unreinheit begleitet auch hier jener der Läſterung:

„Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß;
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!"

„Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz."

Da er ſeine frühere Correſpondentin, Frau von Stein, verloren hatte, ſeine Chriſtiane aber ihm keine literariſchen Blauſtrumpf-Briefe ſchrieb noch ſchreiben konnte, ſo lagerte er ſeine venetianiſchen Eindrücke und Beobachtungen bei Frau von Kalb und Frau von Herder ab. Das „Mädchen" war nicht ſo eiferſüchtig, wie Frau von Stein. Durch die beiden Damen ließ er ſchon vor der Rückkehr in Weimar verkündigen, daß er der Er-

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). III. 149.

[2] Daſ. III. 148.

klärung der Thiergestalt um eine ganze Formel näher gerückt sei, also eine höchst wichtige wissenschaftliche Entdeckung gemacht habe[1]. Von seinen Briefen an Christiane sind keine veröffentlicht. An Frau von Kalb schrieb er:

„Unter andern löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann.“[2]

An Herder schrieb er:

„Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin aus dem Kreise des italiänischen Lebens gerückt.“[3]

Als gesetzter Herr kam er am 20. Juni 1790 mit der Herzogin nach Weimar zurück und hoffte, sich endlich eines hampelmännischen Stilllebens zu erfreuen, als ihn schon zwei Tage darauf ein Brief des Herzogs nach Schlesien rief. Er versprach

---

[1] Diese „Entdeckung“ knüpft sich an einen „zerschlagenen Schöpsenkopf“, den Göthe im Sande des Judenkirchhofes in Venedig aufhob. Er glaubte in den Gesichtsknochen desselben deutlich die weitere Entwicklung von Wirbeln zu erkennen. Er behielt diese „Wirbeltheorie des Schädels“ jedoch für sich, bis 1807 Oken mit derselben hervortrat. Es entspann sich nun ein Prioritätsstreit über die Entdeckung zwischen Oken und Göthe, später eine weitere Controverse über die Richtigkeit der Theorie selbst zwischen Owen (On the architype etc. 1848) und Huxley (On the theory of the vertebrate skull. 1858). Eine weitere Besprechung der Entdeckung gehört also nicht in diesen Theil von Göthe's Biographie. Vgl. Virchow, Göthe als Naturforscher. S. 60—63, 103—120. — Lewes (Frese). II. 191—196. — Helmholtz, Populär-wissenschaftliche Vorträge. 1876. 1. Heft. S. 37. — Göthe's Werke (Hempel). XXXIII. S. CXLII—CL.

[2] Düntzer, Karl August. II. 11.

[3] Aus Herders Nachlaß. I. 123. 124.

zu kommen, fand aber Gründe genug, sich vorläufig noch in Weimar nützlicher zu machen. Vor Allem galt es, der Herzogin-Mutter in Belvedere eine Wohnung einzurichten, da ihr Schlößchen in Tiefurt durch eine Ueberschwemmung gelitten hatte. Dann wollte er beim Schloßbau sein Wörtchen mitsprechen. Endlich beabsichtigte er noch, sein Faustfragment druckfertig zu machen und damit seine gesammelten Werke zum Abschluß zu bringen.

„Meinen Faust," schrieb er den 9. Juli an Knebel, „und das botanische Werkchen wirst Du erhalten haben; mit jenem habe ich die fast so mühsame als genialische Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt; mit diesem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde. Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt." [1]

Knebel war es in Weimar nicht weniger prosaisch zu Muthe.

„Der Herzog," so schrieb er an seine Schwester (am 5. April), „hat die uninteressirtesten, gutmüthigsten und edeldenkende Menschen, wie vielleicht kein Fürst in Deutschland; aber ein böser Genius hat das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein preußisches Cürassierregiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge unfaßliche und widrige Maximen in den Kopf gesetzt. Er hat das Centrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert er alles, Kraft, Muth und Leben, zumal bei der engen Wirthschaft und den kleinen Besoldungen." [2]

Noch viel weniger rosig lautet Göthe's Urtheil über die literarischen Zustände dieser Zeit:

„Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff, und so lange solche Stücke allgemeinen Beifall finden, welche von mittelmäßigen Menschen ganz artig und leidlich gegeben werden können, warum soll ein Direktor nicht auch eine sittliche Truppe wünschen, da

---

[1] Guhrauer I. 96.

[2] Knebels Briefe an seine Schwester Henriette.

er bei ſeinen Leuten nicht auf vorzügliches Talent zu ſehen braucht, welches ſonſt allein den Mangel aller übrigen Eigenſchaften entſchuldigt. Die Deutſchen ſind im Durchſchnitt rechtliche, biedere Menſchen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunſtwerkes haben ſie nicht den mindeſten Begriff. Das heißt mit Einem Worte ſie haben keinen Geſchmack. Verſteht ſich auch im Durchſchnitt. Den rohern Theil hat man durch Abwechſelung und Uebertreiben, den gebildetern durch eine Art Honnetetät zum Beſten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, ein redlicher, biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. ſ. w. und durchaus eine wohl ſoutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts in das Platte, aufwärts in den Unſinn einige Schritte wagt, das ſind nun ſchon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unſerer Romane und Schauſpiele.“ [1]

[1] Brief Göthe's an den Schauſpieler Schröder. Allgemeine muſikaliſche Zeitung. 1842. 29.

22. Taſſo.

1780—1789.

„Idee?“ ſagte Göthe, — „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand in mir das Bild des Taſſo ..... Ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.“

Göthe zu Eckermann. 1827. III. 117.

„Der ganze Conflict bewegt ſich auf dem Boden der Geſinnung, in den Contraſten der Seelenmalerei und ſublimirt ſo die dramatiſche Form zu einer Höhe, welche weder dem ſtrengeren Geſetz des Dramas, noch den Anforderungen der praktiſchen Bühne entſpricht.“

R. v. Gottſchall,
Die deutſche Nationalliteratur.

In den Verdrießlichkeiten ſeiner höfiſchen und politiſchen Stellung tröſtete ſich Göthe oft mit dem Gedanken, daß alle dieſe Plackereien und kleinen Leiden ſchließlich dem Dramatiker zu gute kommen würden. Seine Mappe, meinte er, müßte ſich mit den mannigfaltigſten Verwicklungen, den intereſſanteſten Charakteren, den ſpannendſten Ideen füllen. Er täuſchte ſich. Eben weil er immer Poeſie leben wollte, um Poeſie hervorzubringen, brachte er viel weniger Poeſie hervor, als Andere, welche ſich beherzt in die Proſa des Lebens ſtürzten und dieſelbe dichtend in Poeſie verwandelten. Am nachtheiligſten für ſeine dramatiſche Entwicklung aber war es wohl, daß er vor allen großen Ideen, Bewegungen und Kämpfen ſeiner Zeit ſich in ein nichtsſagendes Kleinleben zurückzog und ſich darin noch zum Sklaven einer Dame machte, deren Horizont viel enger war als der ſeinige

und über ein jämmerlich beschränktes, sentimentales Gefühlsleben nicht hinausreichte. Für den Dichter des Götz und Faust war die Frau von Stein eine wahre Dalila[1]. Sie beschnitt ihm die Haare und nahm ihm die Kraft, daß er die Philister in Ruhe ließ, keine Häuser mehr umriß, das große Menschenleben unerquicklich fand und still mit ihr tändelte. Unter ihrer Erziehung verlor er unendlich an Receptivität wie an Productionskraft, gab sich einer gewissen mystisch-ascetischen Reflexion hin, stellte sich sein eigenes Leben als ein tragisches Seelenleiden dar und bespiegelte sich jahrelang als dessen Helden, bis er schließlich nicht nur geistig, sondern auch körperlich unter dem Mißverhältniß litt und sich durch Flucht daraus rettete.

Aus dieser Zeit mystischer Selbstbetrachtung und weiblicher Seelenführung stammt der Anfang des „Tasso", eines Dramas, das fast gar keine äußere Handlung hat und in Folge dessen alle Theaterdirectoren in Verlegenheit bringt, das aber ein inneres Seelenleiden mit bewunderungswürdiger Feinheit in allen seinen Phasen vorführt und die Tragik, welche aus dem Gegensatz einer kränkelnden Dichterphantasie zur Prosa der Wirklichkeit hervorgeht, in rührender Wahrheit, antiker Ruhe und tadellosester Formschönheit vor Augen stellt. Das Drama ist ein Unicum. Weder Griechen noch Engländer, weder Spanier noch Franzosen haben ein solches Drama aufzuweisen. Sophokles hat im Philoktet den körperlichen Schmerz zum Grundmotiv einer Tragödie gemacht, aber eine ganz innerliche Seelenkrankheit zum Kern einer Tragödie zu nehmen, ist keinem der griechischen Tragiker eingefallen. Der wirkliche Tasso hat seinen psychischen Leiden wohl in lyrischen Klagen Luft gemacht, aber er hat sich selbst nicht reflexiv beobachtet, um aus seinem Seelenjammer ein Drama zu gestalten. Diese liebevolle Selbstbespiegelung innerer Seelenzustände ist ächt deutsch, einer der charakteristischen Züge der Wertherperiode. Tasso ist wie der Orest in Göthe's Iphigenie

[1] Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. 1876. S. 565.

noch ein nachgeborener Bruder des jungen Werther, oder im Grunde derselbe phantasie- und liebeskranke Poet, nur in variirten Situationen. Das erste Mal kommt der verrückte Schwärmer so weit, daß er sich erschießt. Das zweite Mal folgt er Nicolai's Rath und läßt sich durch ein „schönes Miſel" retten. Das dritte Mal führt die prosaische Wirklichkeit des Lebens selbst die Heilung der kranken Phantasie herbei. Es ist aber immer ein und derselbe Göthe, der sich erst durch die hoffnungslose Liebe zur Wetzlarer Lotte in eine phantastische Poetenverzweiflung hineinarbeitet, dann unter Leitung der Frau von Stein sich von den wilden Träumereien der Sturm- und Drangperiode zu läutern sucht, endlich nach neuen, wenn auch sanfteren Seelenplagen sich realistisch mit der wirklichen Welt versöhnt und ruhigen Blickes auf die jahrelange Selbstquälerei zurückblickt. Tasso ist der letzte Schlußaccord, in dem sich die liebesklagenden Dissonanzen der Wertherzeit auflösen. Es fängt jetzt eine andere Tonart, ja eine ganz andere Musik an.

Einen zweiten biographischen Bestandtheil des Tasso bildet der Conflict zwischen Poesie und Prosa, der zehn lange Jahre in seinem Herzen wogte, ihn mitunter fast zu dem Entschluß trieb, Weimar ganz zu verlassen, ihn dann wieder fesselte und endlich in der italienischen Reise seinen Abschluß fand. Dem jungen Poeten mit seinen ehrgeizigen Aspirationen und seinem wilden Treiben stand anfänglich der Hr. v. Fritsch als prosaischer Antonio gegenüber; als der Dichter mit der Mentorschaft des Herzogs auch den entscheidensten Einfluß bei Hofe und nach und nach die ganze Regierung des Herzogthums an sich gerissen hatte, da trat der Kampf in sein eigenes Innere zurück; er war nun Staatsmann und Dichter zugleich; der Dichter stand dem Staatsmann, der Staatsmann dem Dichter im Wege. Nach langen Leiden rettete sich die poetische Natur endlich dadurch, daß sie auf die prosaischen Verantwortlichkeiten des Geschäftslebens verzichtete, den Antonio hiermit wieder von sich ablöste, denselben in Gestalt befreundeter Männer vor sich hatte und sich in collegialischer Würde und Gemüthlichkeit mit ihm versöhnte.

In dieſen Conflict und ſeine Löſung ſpielt endlich ein drittes Moment hinein, das ebenſowohl zu der Dichtung anregte, als ihre Ausführung beſtimmte: die Stellung Göthe's zu dem herzoglichen Hofe. Wie er in ſeinen bisherigen Dichtungen die bürgerliche Geſellſchaft verherrlicht hatte, in deren Mitte ſeine Jugendjahre dahingefloſſen, ſo drängte es ihn, auch den Hof zu verherrlichen, durch deſſen Freundſchaft er in die höchſten Kreiſe des Lebens eingeführt worden war, der an ſeinem innern Seelenleben wie an ſeiner äußern Stellung und Thätigkeit den innigſten Antheil nahm, ja mit deſſen Exiſtenz ſich die ſeine völlig verſchmolzen hatte. Auch hier war nicht Alles glatt abgegangen. Der Herzog und ſein Freund ſtanden ſich mehr als einmal ſehr mißvergnügt gegenüber; aber ſie fanden ſich ſchließlich immer wieder zuſammen. Als endlich die Wege völlig ſich zu trennen ſchienen, Karl Auguſt vollſtändig Politiker, Göthe wieder Dichter und Gelehrter wurde, da war durch eben dieſe Trennung ein Quell beiderſeitiger Mißſtimmung gehoben; die Freundſchaft nahm nun weniger familiäre Formen an, aber ſie wurde nun um ſo feſter und dauerhafter. Karl Auguſt fühlte, daß der hochbegabte Dichter in unabhängiger Muße ſeinem Hofe mehr zum Nutzen und Zierde gereichen würde, als wenn er ſeine Kräfte am Rade Ixions verzehrte. Göthe aber ſeinerſeits, als penſionirter Miniſter auf den Herzogsſtuhl erhoben, erhitzte ſich nun auch nicht mehr, wie früher, über „Sauhatze" und preußiſche Heeresfolge, ſondern wartete ruhig die Zeit ab, bis des Herzogs kriegeriſche und politiſche Gelüſte endlich ausgetobt haben und er friedlich zu Haus und Hof zurückkehren würde.

Das ſind die hauptſächlichen pſychologiſchen Anhaltspunkte der Dichtung, die — allerdings mit langer Unterbrechung — neun Jahre zu ihrer Vollendung brauchte.

Am 30. März 1780 wird Taſſo zuerſt in einer Tagebuch-Notiz erwähnt[1]; die Ausarbeitung aber begann erſt im October.

---

[1] Riemer, Mittheilungen. II. 116. — Göthe's Werke (Hempel). VII. 183—196.

Die erſte Scene las er am 5. November der Frau von Stein und ſeinem Freunde Knebel vor, am 12. war der erſte Act fertig. Noch im November begann er am zweiten Act zu arbeiten; aber die Arbeit ſtockte bald. Am Jahresſchluß ſchrieb er der Frau von Stein: „Mein Taſſo dauert mich ſelbſt, er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an; aber wie will ich zureichen. Ich muß allen meinen Weizen unter das Commisbrod backen.“ [1] Erſt ſpät im folgenden Jahr wurde der zweite Act fertig; dann folgte eine Unterbrechung von ſechs Jahren. Das in rhythmiſcher Sprache geſchriebene Fragment wurde 1786 zwar für den VI. Band der geſammelten Werke in Ausſicht genommen, aber in Italien von andern Plänen zurückgedrängt, bis Göthe endlich im Februar 1788 zu der Anſicht kam: „Taſſo muß umgearbeitet werden; was daſteht, iſt zu nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen, noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben.“ Im März gedieh ein neuer Plan; eine neue Biographie Taſſo's, die inzwiſchen der Abbate Seraſſi [2] veröffentlicht hatte, gab ebenſowohl weitere Anregung als Stoff; noch in Rom entſtanden einige Scenen; die vollſtändige Ausführung erfolgte indeß erſt nach nochmaliger Unterbrechung, im Frühjahr und Sommer 1789, in der üppigen erſten Zeit ſeines Liebesverhältniſſes zu Chriſtiane, wo er in ſinnlicher Zufriedenheit auf die melancholiſchen Irrfahrten, Stürme und Träumereien der letzten zehn Jahre zurückblickte. Die poetiſche „Beicht“ ging jetzt flott von ſtatten. Aller politiſche Verdruß mit dem Herzog, alle Schwerenoth mit Militär und Wegen, aller Jammer mit Frau von Stein, kurz die ganze überſtandene Leidenszeit erſchien ihm jetzt in Strahlen der Verklärung, er verſetzte ſie poetiſch an den Hof von Ferrara, umgab ſie mit dem vornehmen Glanz der Renaiſſance und der reizenden Scenerie Italiens. Wie Geiſt und Auge an den Sculpturen der Alten zur Ruhe gelangt, ſo

---

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 382.

[2] Erſchien in Rom 1785. Eine frühere Biographie iſt die von G. J. Manſo. Napoli 1634.

hatte ſein Ohr ſich an italieniſchen Wohllaut und antiken Rhythmen gebildet, ſeine Sprache an der Verſification der Iphigenie und kleineren proſodiſchen Uebungen ſich zu hoher Vollkommenheit herangeſchult. So nahm die Dichtung, wenn auch nicht mühelos, ſo doch viel raſcher als früher und gleich unmittelbar metriſche Geſtalt an.

Der Stoff war zu einem Drama nicht ungünſtig [1]. Torquato Taſſo hängt durch ſeinen Vater noch mit dem Medicäiſchen Zeitalter zuſammen und iſt ſelbſt eine der glänzendſten Geſtalten der italieniſchen Literatur. Das Kunſtpatronat der Medicäer ſetzte ſich noch fort an den italieniſchen Höfen, wie an der päpſtlichen Curie: Kunſt und Literatur blühten hier fröhlich weiter, während das unglückliche Deutſchland der Barbarei entgegenging. Damit war für die Dichtung ein bedeutender Hintergrund und ein weiter Gedankenkreis eröffnet. Das „Befreite Jeruſalem" zog die großartige Welt des Mittelalters in dieſelbe hinein. Die claſſiſche Kunſtform hatte ſich in dieſem Gedicht herrlich mit dem chriſtlichen Gehalte verſchmolzen. In Mitte dieſer poetiſchen Welt ſtand ein wahrhaft tragiſcher Charakter, ein glänzend begabter Dichter, geliebt und geehrt, aber durch melancholiſche Gemüthsart, ungeſtümen Ehrgeiz, Leidenſchaftlichkeit in ſeiner ſchönen Laufbahn aufgehalten, in die traurigſten Wirren verſtrickt und ihnen erliegend. Die Dunkelheit, welche über ſeinem Looſe waltete, die widerſprechenden Nachrichten der Geſchichtſchreiber, verſtatteten der Fiction weiten Raum. Es war von ſehr verwickelten, leidenſchaftlichen Liebeshändeln, lebhaftem Hader, wiederholter Flucht, gewaltſamen leidenſchaftlichen Ausbrüchen, gezückten Degen, Ein-

[1] S. Rosini, Saggio sugli amori di Torqu. Tasso. Pisa 1832. — Cibrario, Degli amori etc. di T. T. Torino 1861. — Cardona, Studi novi sopra del T. alienato, in der Nuova Antologia. Febr. 1873. — Cecchi, Torquato Tasso. Firenze 1877. Deutſch von Lebzeltern. Leipzig 1880. — G. Voigt, Torquato Taſſo am Hofe von Ferrara, in Sybels hiſtoriſcher Zeitſchrift. 1868. XX. 23—52. — H. Hettner, Ital. Studien. 1879. — O. Speyer, Zur Charakteriſtik Taſſo's. Bl. f. lit. Unterhaltung. 1881. II. 561.

kerkerung die Rede. Mit den bunten Verwicklungen eines Mantel- und Degenstücks boten sich am Charakter des Dichters selbst kraftvolle Motive zu ergreifenden Scenen. Tief erschütternd ist endlich der Tod des unglücklichen Tasso in dem Augenblick, wo ihm die höchste Ehre, die Krönung auf dem Capitol, in Aussicht steht.

Doch wie immer, so fehlte auch hier dem deutschen Dichter der historische Sinn, das selbstlose Interesse für den außer ihm liegenden Stoff, jene Objectivität, welche Shakespeare, Calderon, Schiller in ihren Werken an den Tag legen. Wie mächtig glüht das Temperament des Südens, italienische Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit in so manchen von Shakespeare's Dramen! Wie gab er sich ganz und gar den Schöpfungen seiner Phantasie und den Eindrücken der Außenwelt hin! Othello ist nicht Shakespeare, sondern Othello! Romeo und Julie sind nicht eine maskirte Shakespeare-Liebschaft, sondern die glänzendste Ausführung eines italienischen Romans. Shylock ist kein Londoner Jude, über den sich Shakespeare geärgert hat, und Antonio kein Schauspieler, um Shakespeare's Tagebuch-Gefühle vor's Publikum zu bringen. Ihm war London und Venedig und die ganze große Welt kein Spiegel, um sein Ich und etwa noch eine Geliebte darin zu schauen, sondern ein gewaltiges Schauspiel, das Jahrtausende vor ihm begonnen, gegen das seine Individualität verschwand, dessen weiterem Verfolge er fröhlich nachträumte, ohne in der Zukunft sein Bild mit Lorbeer bekränzt und von weiblichen Genien umtanzt, einherschweben zu sehen. Calderon war noch selbstloser und freier von jeder Autoreitelkeit: er sorgte erst für den Druck seiner Werke, als Andere dieselben völlig zu verderben drohten. In dieser ächten Künstlerdemuth und Selbstlosigkeit aber fanden diese großen Dichtercharaktere die Kraft einer unerschöpflichen Productivität. Je weniger sie an sich selbst dachten, desto mehr Zeit hatten sie, an Anderes zu denken, und aus dem bunten Weltschauspiel stets neue Gestalten auf die Bühne zu ziehen oder sie durch die schöpferische Thätigkeit ihrer Phantasie zu neuen Wesen umzuwandeln.

Göthe dagegen war und blieb der unverbesserliche deutsche

Philoſoph, der immer vom „Ich“ ausging und zum „Ich“ zurückkehrte[1], nichts intereſſant fand als ſein „Ich“, Natur und Menſchheit in der vielſeitigſten Dilettanterie um dieß koſtbarſte „Ich“ gruppirte, ſchon von Jugend auf an ſeiner Biographie ſchrieb, ſich in Correſpondenzen durch ganz Deutſchland als Dichter aufſpielte, und ſich ſelber ſchon den Lorbeer aufſetzte, bevor noch ſeine geſammelten Werke zum erſten Mal vollſtändig gedruckt erſchienen. Er brachte ſich und ſein Weimar mit nach Italien — und darum brachte er auch keine neue Erfindung aus Italien zurück, ſondern bloß etwas Coſtüm und Scenerie, um ſich und Weimar à la Italienne glorreich zu dramatiſiren, etwas Marmor, um ſich ſelbſt ein Denkmal zu ſetzen, und einen Lorbeerkranz aus Ferrara, um ſich von weimariſchen Herzoginnen damit krönen zu laſſen[2]. Wenn man nicht gründlich auf ein ewiges Leben im Jenſeits rechnet, dann iſt es allerdings gerathen, den eigenen Ruhm nicht der Nachwelt zu überlaſſen. Wem „das liebe Ding, das ſie Gott heißen“, nur ein verliebtes Gefühlsphantom iſt, dem kann auch Natur, Menſchheit und Geſchichte nichts mehr ſein, als ein Arabeskenkranz für das eigene Porträt.

Das iſt das eigentliche Geheimniß, weßhalb der Taſſo keine leidenſchaftliche Tragödie, kein hiſtoriſch-romantiſches Drama, kein lebendiges Zeitgemälde, ja nicht einmal ein beliebtes Bühnenſtück geworden iſt, „das zieht“, ſondern bloß ein Salons- und Cabinetsſtück von höchſter Eleganz, ein Seelengemälde voll der feinſten Züge, Ideen und Contraſte, ein Leſedrama, das „im Bau der Acte, in der Führung der Scene, im Ausdruck der Gedanken“[3],

---

[1] Ueber die hierin begründete „Familienähnlichkeit“ der Hauptgeſtalten der meiſten Göthe'ſchen Dichtungen vgl. C. Hoheiſel, Göthe's dramatiſche und epiſche Hauptwerke. Eiſenach 1873. S. 88. 89.

[2] Gervinus. 1844. V. 101. „In dieſem Stück liegen Arioſt und Taſſo ſo im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte.“ — „In vielen Punkten ſprach Göthe hier ſein eigenes Verhältniß zum Hofe aus,“ ſagt Tieck (Köpke II. 191). Er tadelt beſonders die „Unklarheit“ im Charakter des Fürſten.

[3] H. Grimm, Vorleſungen. II. 79.

in Schönheit der Sprache und Wohllaut des Verses unübertrefflich ist, das schönste Festspiel, um an Göthe-Tagen den Dichter in seinem Repräsentanten Tasso, mit seinen Worten, ja gleichsam nach seiner testamentarischen Verfügung, durch eine schöne Theater-Prinzessin krönen zu lassen. „Jedes Wort ist ein Gedanke." Die Sprache ist Musik. Niemand hat Göthe seiner gelobt, als er es in diesem Stücke gethan, Niemand seine Schwächen liebevoller und geistreicher entschuldigt. Als Tasso und Antonio vereinigt er in seiner Person die Energie und Weisheit des Staatsmannes mit dem ganzen Zauber einer hochstrebenden Dichternatur und ist so die höchste Zierde des Hofes, dem er seine Stellung dankt. Er behält aber das empfangene Licht nicht für sich, er strahlt es dankbar auf den Herzog zurück. Die Freundschaft Beider wird zu einem welthistorischen Ereigniß erhoben, das kleine Weimar als Bildungsstätte neben das ewige Rom gerückt, die Spießbürgerei und Kleinstädterei seines bisherigen Lebens zum Ideal verklärt, das Religion, Vaterland, Wissenschaft, Kunst, ja alles Große in Welt und Leben eminent in sich schließt:

„Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack.
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir steh'n." [1]

Götz von Berlichingen, der „Redliche", hat sich ganz von Grund aus bekehrt. Er erlaubt sich nicht bloß keine pöbelhaften Ausdrücke mehr, er spricht vielmehr die feinste dichterische Salonsprache, die seit den Tagen Ludwigs XIV. gesprochen ward. Den gewöhnlichsten Complimenten weiß er dichterische Würde und Weihe zu geben. Mit italienischer Grazie kniet der einstige Titane vor Prinzessinnen nieder, um unter den liebenswürdigsten Versicherungen seiner Bescheidenheit den Lorbeerkranz in Empfang zu nehmen. Man fühlt es, daß es dem bürgerlichen Parvenu unter

[1] Göthe's Werke (Hempel). VII. 212.

den Hoheiten unendlich wohl iſt[1], und daß er ihnen ſeine Phantaſieleiden nur darum vorführt, um neue, noch gewähltere Schmeicheleien daran zu knüpfen. Nachdem er der ſchweren Noth des Bauernkrieges glücklich entronnen, überläßt er das heilige römiſche Reich unbekümmert ſeinem Untergang und ſonnt ſich fröhlich an den Strahlen, die ſein Genie über den Herzog und ſein Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach, über Hof, Stadt und Welt verbreitet.

Doch ſehen wir von dieſer ſtolzen Selbſtverherrlichung und von dem Uebermaß höfiſcher Schmeichelei ab, das ſich ſchließlich auf dieſelbe zurücklenkt und keinem geſunden, freiſinnigen Geiſt behagen kann. Die Art und Weiſe, in welcher Göthe ſich dieß ewige Denkmal geſetzt, iſt nicht nur höchſt geiſtreich und künſtleriſch, ſie verräth dasſelbe hohe dichteriſche Genie, das blitzähnlich die ungeſchlachten Formloſigkeiten des Götz durchzuckt. Nur iſt die wilde Naturkraft jetzt gebändigt, der äſthetiſche Revolutionär zu Geſetz und Regel zurückgekehrt, der unbändige Urpoet ein ſolcher Verehrer ſtrenger Kunſt geworden, daß die Kunſt nicht mehr weiter gehen dürfte, ohne an Künſtelei zu ſtreifen. Denn in äſthetiſcher Hinſicht geht Taſſo, wie früher Götz, in's Extrem. Tieck ſteht indeß nicht an, den Taſſo eine „ächte Tragödie“ zu nennen[2], und wenn man die innern Seelenvorgänge und Seelenſtimmungen für Handlung gelten laſſen will, ſo kann man ihm beipflichten[3].

---

[1] Viel zu weit, wie in ſeinen meiſten Urtheilen über Göthe, iſt Wolfg. Menzel gegangen, wenn er ſagt: „das ganze Stück ſei darauf berechnet, allen Prinzeſſinnen der Welt nahezulegen, daß ſie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, ſondern verliebte Dichter lieben ſollten“. Das konnte der Dichter kaum beabſichtigen, der ſich mit einem Fabrikmädchen sine matrimonio zufrieden gab. Vgl. Boden, Vertheidigung deutſcher Klaſſiker. Erlangen 1869. S. 7.

[2] A. a. O. II. 191.

[3] Eine ſehr übertriebene Lobrede hinterließ A. F. C. Vilmar, Ueber Göthe's Taſſo. Frankfurt a. M., Heyde u. Zimmer, 1869.

Mit der Ruhe und Klarheit antiker Sculpturen zeichnet die meiſterhafte Expoſition ſowohl den Schauplatz als die Charaktere der fünf handelnden Perſonen, ihre gegenſeitigen Beziehungen und den darin ruhenden Keim der Verwicklung. Der Glanz eines italieniſchen Frühlings erleuchtet den Schloßpark von Belriguardo. Zwei Idealgeſtalten fürſtlicher Frauen winden Kränze für die Dichterheroen, welche den Garten zieren, und verrathen in ſinnigem Zwiegeſpräch zugleich die feinſte geiſtige Bildung und ein Intereſſe für den Dichter Taſſo, das an Liebe ſtreift. Der Herzog kommt und führt das Bild des melancholiſchen, träumeriſchen Dichters weiter aus. Damit iſt auch ein Anfang von Handlung gegeben, eine zarte, liebevolle Conſpiration, um die krankhaften Anlagen des Dichters zu überwinden und ihn durch freundliche Hilfe dazu zu bringen, daß er ſein Kunſtwerk endlich abſchließt. Kaum haben ſich die Drei das Wort gegeben, da naht der Dichter ſich. Das „Befreite Jeruſalem“ iſt vollendet. Taſſo legt das Gedicht in die Hände ſeines Mäcenas nieder, die Prinzeſſin krönt ihn mit dem Ehrenkranze Virgils, und der enthuſiaſtiſche Schwärmer träumt einen halbmelancholiſchen, ſüßſchwermüthigen Freudentraum. Ehe er ihn ausgeträumt, erſcheint Antonio von Rom zurück, zieht den Dialog in's politiſche Geſchäftsleben hinüber, wird aber vom Herzog auf Taſſo's Krönung zurückgelenkt. Anſtatt in die Begeiſterung des Herzogs und der Damen einzuſtimmen, lobt er in langer Rede Arioſt und weckt dadurch in dem eiteln, träumeriſch mit ſich beſchäftigten Taſſo peinliche Gefühle, und ſtört ſein überſchwengliches Phantaſieglück.

Es ſind im Grunde keine ſchönen, hohen Motive, welche die Verwickelung begründen: kleinliche Dichtereitelkeit, krankhafte Empfindlichkeit, ein melancholiſcher Neid, eine faſt unausſtehliche Eingenommenheit von ſich ſelbſt und entſprechende Liebeleien, kurz all die kleinlichen Leidenſchaften, die man bei zartlyriſchen Dichternaturen mitunter findet. Weder Dante noch der hiſtoriſche Taſſo, nicht einmal Petrarca, waren ſolche Zuckerſeelchen. Sie hatten alle noch zu viel römiſchen Stoff im Blut. Aber all dieſe

kleinen Laſter, die einzeln genommen mikroſkopiſch häßlich ſind, hat Göthe mit ſo freundlichen Farben colorirt und ſo artig gemiſcht, daß ſie in ihrer Verbindung nicht wie eine Schuld, ſondern wie ein unvermeidliches Unglück, ja wie eine liebenswürdige Seelenkrankheit erſcheinen, die Theilnahme weckt, ja in gefühlvolleren Seelen eine ähnliche Rührung wachrufen mag, wie der Werther. Der ſchwärmeriſche Idealismus, mit welchem der Dichter ganz in ſein Ich, ſeinen Dichterruhm, ſeine Liebe, die Träume ſeiner Eitelkeit verſenkt iſt, führt nothwendig einen Conflict mit der proſaiſchen Wirklichkeit des Lebens herbei. Die Welt dreht ſich nach ganz andern Geſetzen, als nach den Träumen ſeines Gefühls, ſie macht ihn nicht zu ihrem Mittelpunkt. Die natürlichſten Begegniſſe erſcheinen ihm als feindliche Herausforderungen, Beleidigungen; er ſieht Feindſchaft und Zurückſetzung, wo ihm nur das aufrichtigſte Wohlwollen gegenüberſteht. Indem er ſich aus dem Netz dieſer Vorſtellungen herauszureißen ſucht, verſtrickt er ſich immer mehr in dieſelben, bis ſein ganzer Stolz und ſeine ſchwärmeriſche Liebe endlich an der rauhen Wirklichkeit zuſammenbricht, und er bei dem Hilfe ſucht, den er als ſeinen größten Feind betrachtet hatte.

Aus den mitleidigen Bemühungen der Prinzeſſin, ſein Gemüth zu beruhigen, lieſt er eine Liebeserklärung heraus und träumt, berauſcht davon, einen Traum unermeßlicher Seligkeit, will in dieſem Rauſch ſich nun Antonio zum Freunde machen, ſtößt aber wiederum auf den nüchternſten Realismus, bäumt ſich dawider auf, geräth in Wortwechſel, zieht den Degen, verletzt die ſchuldige Ehrfurcht gegen den Herzog und erhält nun einen im Grunde ſehr proſaiſchen Stubenarreſt. Hier entwickelt ſich nun die Heroenkrankheit der modernen Geſellſchaft — die Hypochondrie — erſt zur vollen Blüthe. Für die beiden Prinzeſſinnen iſt natürlich nichts rührender, als dieſe moraliſch-phyſiſche Erbärmlichkeit, welche den Mann auf das Niveau ihrer eigenen ungeſunden Gefühlsſchwärmerei herabſetzt.

„Da wurde Leiden oft Genuß und ſelbſt
Das traurige Gefühl zur Harmonie.“

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ihr krankhaftes Mitleid verstärkt nothwendig das Uebel, das sie heilen wollen. Wie im Werther beschreibt Göthe den ganzen weiteren Verlauf der Seelenkrankheit von Etappe zu Etappe zugleich mit der Leidenschaftlichkeit des Kranken, der von ihr ergriffen ist, und mit der Ruhe des Arztes, der sie beobachtend verfolgt. Wie im Werther wird die im tiefsten Grunde sinnliche Grillenfängerei zu einem grandiosen, erhabenen Gefühlsleiden aufgebauscht. Wie im Werther kommt es endlich zu der unvermeidlichen, leidenschaftlichen Umarmungsscene und darauf zur Verzweiflung Aber anstatt sich zu erschießen, bricht der Schwärmer dießmal weinerlich in sein moralisches Nichts zusammen und bittet den in Antonio personificirten gesunden Menschenverstand, sich seiner zu erbarmen. Das ist unzweifelhaft tragisch, aber weder in der Art Shakespeare's noch der Alten. Es ist die Tragik eines verweichlichten, sentimentalen Geschlechts [1].

[1] Wer sollte es für möglich halten, daß deutsche Pädagogen diese krankhafte Sentimentalität sogar für „Haus und Schule" als Heiligkeit und Tugend anzupreisen wagten! Aber so weit ist der Göthe-Cult gediehen. So sagt z. B. C. Gude (Erläuterungen deutscher Dichter. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1876. Bd. II. S. 55): „Die Prinzessin des Tasso — wer hätte nicht voll Entzücken und schmerzlicher Rührung vor dieser herrlichen Frauengestalt gestanden! Wer empfände nicht die tiefe sittliche (!) Grazie dieses einzigen Wesens, durch die sie wie ein seliger Geist jeden, der sie erkennt, mit ebenso unwiderstehlichem Reize (!) an sich zieht, um durch ihre heiligende (!) Nähe sich von jeder falschen Unruhe und Begier reinigen (!) zu lassen, als sie anderseits auch wieder in ehrfurchtsvoller Scheu und Zurückhaltung jeder zu lauten und irdisch stürmischen Huldigung gebieten heißt! Sie scheint bestimmt zu sein, gleichsam der sittliche Genius (!) für Tasso's ganzes Wesen zu werden, ja, sie ist selbst, könnte man sagen, ein weiblicher Tasso, nur eben dadurch verschieden, daß ihr Kunstwerk kein anderes als ihre eigene Seele ist, voll Reichthum, Tiefe, Zartheit, Innigkeit, Maß und Harmonie. Allein es bedurfte, um sie uns menschlich näher zu rücken (sic!), auch einer Schwäche; auch dieses Herz voll Tiefe und Ruhe mußte in eine Bewegung hineingerissen werden, welche gegen die sonstige

Das „cyniſche Schlußkapitelchen“, das Leſſing zum „Werther“ verlangte, ſollte auch beim „Taſſo“ nicht fehlen: es ſind die „Römiſchen Elegien“ und die „Venetianiſchen Epigramme“. Und Göthe hat das Kapitelchen nicht bloß geſchrieben, ſondern auch gelebt. Weder die glänzende Formvollendung der Elegien und Epigramme, noch der Seelenreichthum und die Sprachſchönheit des Taſſo vermochte einſichtigeren Männern die troſtloſe Nichtigkeit des Seelenlebens zu verbergen, welches Göthe im Taſſo mit dem Glanze der Verherrlichung zu umgeben bemüht war. In deutlicher Fracturſchrift hat Schiller zum „Taſſo“ ein ähnliches Poſtſcriptum verfaßt, wie Leſſing es dem „Werther“ gewidmet hatte:

„Er fängt an alt zu werden,“ ſchrieb er am 1. November 1790 über Göthe an Körner, „und die ſo oft von ihm geläſterte Weiberliebe ſcheint ſich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schickſal

---

ewige Freiheit dieſes Gemüths nur einen um ſo ergreifenderen Contraſt bildete, — und der Dichter hat den Punkt zu treffen verſtanden, der ſie uns nur noch liebwerther machen mußte, der Zug ihres Herzens hin zu Taſſo, worin, da dieſer der Prinzeſſin ſtille Selbſtbeherrſchung nicht theilen kann, für ihn und ſie die Quelle unſäglichen Leidens liegt. Dieſe Liebe zu einem gottbegnadigten Mann, welche alle Innigkeit der Geſchlechtsliebe (!!) und alle Reinheit (!!) der Schweſterliebe in ſich trägt, überdieß durch ihren ganzen Lebensgang ſo pſychologiſch nothwendig gemacht, ſo mit ihrem ſüßen, unvermerkten Zug immer weiter (!) führend und alle Gefahr verdeckend — dieſe iſt das, worauf, wenn von irgend einem Vorwurf gegen ſie die Rede ſein dürfte (!!), wenn wir uns, ſtatt beklagend, anklagend gegen ſie verhalten dürften (!!), zuletzt doch alle unſere Angriffe gerichtet ſein müßten.“ — Das Buch, in welchem dieſer blühende Unſinn ſteht, wird, wie ich höre, ſowohl in proteſtantiſchen als auch in katholiſchen Anſtalten zur Heranbildung von „Lehrerinnen“ gebraucht. Dr. Falk hat kein Reſcript dagegen erlaſſen, um die deutſche Jugend vor „ungeſunder Sentimentalität“ zu bewahren! Solche Sünden gegen die Sittlichkeit und den geſunden Menſchenverſtand gelten heute als „ächt chriſtliche, nationale und humane Geiſtes- und Gemüthsbildung“!

eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen iſt eine Mamſell Vulpius, die ein Kind von ihm hat, und ſich nun in ſeinem Hauſe faſt ſo gut als etablirt hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind ſoll er ſehr lieb haben, und er wird ſich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu liebe geſchehe, und daß dieſes wenigſtens das Lächerliche dabei vermindern könne." [1]

Körner antwortete hierauf:

„Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht ſehr befremden. Erſtlich fragt ſich vielleicht, ob die ſchlimmen Gerüchte von ihr begründet ſind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn ſein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortſetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut iſt, daß alle Welt auf ſie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Exiſtenz verſchaffen kann, ohne ſie zur Frau zu nehmen. In Weimar ſcheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." [2]

Neun Jahre ſpäter, nachdem Schiller längſt nach Weimar gezogen war und aus mehrjährigem Verkehr Göthe's Privatverhältniſſe perſönlich und genau kennen gelernt hatte, meldete er an Körner über Göthe's Productivität:

„Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen." [3]

Körner erwiederte hierauf:

„Daß Göthen ſeine Verhältniſſe drücken müſſen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer als in Weimar ſein ſoll. Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da ſeine Exiſtenz! Das andere Geſchlecht hat eine höhere Beſtimmung,

---

[1] Gödeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. 2. Aufl. I. 384.
[2] Ebd. I. 386. [3] Ebd. II. 359.

als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für ein entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Göthe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für sie und die ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird.

Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kraft zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu überwinden sucht." [1]

Erst abermal sechs Jahre später, während die Franzosen in Weimar hausten, entschloß sich Göthe, dem unerquicklichen Verhältniß ein Ende zu machen, und meldete seinem Freunde und Victualienlieferanten Nicolaus Meyer in Bremen:

„Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen."

Es scheint, daß Frau von Stein ihre Anschauungen über Göthe nicht ganz aus der Luft schöpfte, wenn sie in ihr Drama „Dido" folgende Bemerkungen einflocht:

Elissa (Charlotte von Stein): Ich möchte meine Sicherheit nicht in deine Hände legen, da deine Moral von Deiner Küche abhängt.

Ogon (Göthe): Dieß gehört nicht zur Sache, die ich mit Dir abhandeln wollte. Du weißt, daß ich Dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen; aber ächte menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter [2].

---

[1] Ebd. — Keil schreibt den Brief (wohl irriger Weise) Schiller zu. Corona Schröter. S. 263. 264.

[2] Dido. S. 44.

Was immer auch die Verehrer Göthe's aufgeboten haben, um ſeine Jugend mit dem Glorienſchein glänzender Entwicklung und bleibenden Verdienſtes zu umgeben, er ſelbſt hat klarer geſehen und deutlicher geſprochen, als ſie alle. Er war ſich klar bewußt, gleich hundert andern Studenten, nur ein bischen „genialer", ſeine ſchönen Jugendjahre verbummelt zu haben.

„Wie ich alles Wiſſenſchaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren laſſen, wie eine Art von demüthiger Selbſtgefälligkeit durch alles geht, was ich damals ſchrieb. Wie kurzſinnig in menſchlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens ſo wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenſchaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber iſt, wie nun kein Weg zurückgelegt, ſondern vielmehr ich nur daſtehe wie einer, der ſich aus dem Waſſer rettet und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen."

Es war ein ſehr lichter Augenblick, als Göthe am 7. Auguſt 1779 dieſe Rückſchau auf ſein Leben hielt. Die Zeit von 1775 bis 1779 getraute er ſich damals noch nicht zu überſchauen. Doch hat er dieſe vier Jahre und die ſechs folgenden Jahre dazu am Abend ſeines Lebens in nicht weniger energiſcher Weiſe verurtheilt. Er lobte den Franzoſen J. J. Ampère, daß er ſeine Dichtungen nicht nach allgemeinen Grundſätzen, ſondern als „verſchiedene Früchte verſchiedener Lebensepochen des Dichters" aufgefaßt und beurtheilt habe, und fügte bei:

„Er hat den abwechſelnden Gang meiner irdiſchen Laufbahn und meiner Seelenzuſtände im Tiefſten ſtudirt und ſogar die Fähigkeit gehabt, das zu ſehen, was ich nicht ausgeſprochen und was ſozuſagen nur zwiſchen den Zeilen zu leſen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den erſten zehn Jahren meines weimariſchen Dienſt- und Hoflebens ſo gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Luſt zum Schaffen, die Geſchichte des Taſſo ergriffen, um mich in Behandlung dieſes angemeſſenen Stoffs von

demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den ‚Tasso' einen gesteigerten ‚Werther'."

Erst in Italien erwachte Göthe's poetischer Genius von Neuem. „Ich lebte," sagte er, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben."

Doch so sehr lastete noch das Joch seines bisherigen Treibens auf ihm, daß er auch in Italien einen schönen Theil dieses akademischen Freiheitslebens wiederum an die alten, unbedeutenden Singspielchen, an neue Liebeleien und an das fruchtlose Bemühen verschwendete, ein Maler zu werden. Kein einziges neues Stück, nur Fragmente und Correcturen, neue Ideen und Anschauungen brachte er aus Italien mit nach Hause. Er brauchte abermals Jahre, bis in neuen Dichtungen und ästhetischen Abhandlungen die Früchte der Reise zu Tage traten. Iphigenie, Egmont und Tasso gehören nur in sehr geringer Weise Italien an. Iphigenie und Tasso aber sind die einzigen Leistungen dieser fünfzehn Jahre, welche an literaturgeschichtlichem Interesse mit Götz und Werther gleichgestellt werden können. Von diesen drei Stücken ist „Egmont" (wie „Götz") eine verunglückte Nachahmung der Shakespeare'schen Dramatik. „Iphigenie" und „Tasso" allein kommen in Anlage, Stil und Sprache einigermaßen den Dichtungen der Alten nahe und können, obwohl sie das Wesen und den Charakter der antiken Tragödie durchaus nicht treffen, in ihrer Art doch als „classische" Meisterwerke betrachtet werden. Ihre Entwicklungsgeschichte aber bestätigt das traurige Selbstbekenntniß Göthe's, daß er seine Jugend an Schattenleidenschaft vergeudet und die ersten zehn Weimarer Jahre fast ebenso an unfruchtbare Tändelei verschwendet habe.

„Iphigenie" und „Tasso" sind nämlich nur dadurch zu ihrer Vollendung gelangt, daß Göthe aus dem Wirrwarr seiner zahllosen Geschäfte, Geschäftchen, Tändeleien floh, in Einsamkeit und Sammlung ernstlich arbeitete, die Alten studirte, die Vorzüge ihrer Werke bis in's Einzelne zu erfassen und nachzubilden suchte,

die eigene Sprache nach ihnen modelte. Mit diesem Studium verband sich dasjenige der antiken Kunst überhaupt und zwar gerade jener Werke, welche durch religiöse Weihe und ernstsittlichen Gehalt mit der ernsten Tragödie der Alten am meisten verwandt sind. Ferner gab sich Göthe Mühe, den Wohllaut und die Schönheit des italienischen Idioms, so weit als möglich, für die noch ungefügige deutsche Sprache zu gewinnen. Ja, ohne es zu beabsichtigen, näherte er sich durch die Renaissance dem christlichen Geist, der es einst versucht hatte, die Schönheit und die Harmonie altclassischer Formen mit christlichem Gehalte zu vermählen. Er wollte seine „Iphigenie" nichts sagen lassen, was nicht einer christlichen Heiligen geziemte. Er ging im „Tasso" noch weiter und nahm sogar das vielgeschmähte Papstthum der Renaissance zum Hintergrunde der Handlung. Daß „Tasso" und „Iphigenie" keine trostlosen Fragmente und Skizzen in Prosa geblieben sind, danken sie, außer der ernsten Arbeit und künstlerischen Sammlung des Dichters, ebenso sehr auch dem Studium der Alten und dem Einfluß des katholischen Italiens, das den Dichter trotz seines Widerstrebens in seinen Zauberkreis zog und mächtig beeinflußte.

Was sich Göthe aber erst als gereifter Mann von nahezu vierzig Jahren durch Studium und ernste Geistesarbeit nachträglich in Italien erwarb, das hätte er längst zuvor als Student in Frankfurt, Leipzig und Straßburg erwerben können. Geniale Anlagen waren vorhanden; sie bedurften nur der Pflege und Entwicklung. Er sprudelte immer von kühnen Plänen und großen Ideen, wenn er mit wahrhaft bedeutenden Gegenständen in Berührung trat. Die Bibel, Homer, Sophokles, Shakespeare fanden in ihm einen mächtigen Widerhall. „Götz" war ein Versuch, ein deutscher Shakespeare zu werden; aber er ahmte nach, bevor er gründlich studirt hatte. Er fühlte, daß Wieland die wahre Größe der Alten nicht erfaßte; aber anstatt sie gründlich zu studiren, persiflirte er den gefälschten Herkules in einer werthlosen Farce. Eine mächtige Neigung seines Genius zog ihn nach Italien, dem Heimathlande der Kunst; doch Lili's goldenes

Herzchen rief ihn vom Gotthard nach Frankfurt zurück. In Liebeständeleien mit diesem Mädchen ward die Faustsage zu einer Gretchen-Tragödie, Egmont zu einem galanten jungen Offizier. Auch jetzt noch hätte er sich vielleicht eine Irrfahrt von zehn Jahren ersparen können, wenn er beherzt die Reise nach Italien unternommen und sich mit ganzer Seele dem Studium der Alten gewidmet hätte. Was zehn Jahre später den halbvertrockneten Bureausklaven neu begeisterte und neu belebte, das hätte an dem feurigen Jüngling nicht ohne Einwirkung vorübergehen können. Auch an die Erscheinungen des katholischen Italiens wäre er vielleicht mit weniger Vorurtheil herangetreten. Zu fruchtreichem Studium stand ihm noch die volle Kraft der Jugend zu Gebot. Geld, Freiheit, Freunde hatte er zur Verfügung. Wie er es später that, konnte er von einer fruchtreichen Wanderschaft in das väterliche Haus zurückkehren, um in treuer Arbeit die gesammelten Schätze zu verwerthen. „Tasso" und „Iphigenie" beweisen, daß sorgfältige, emsige Arbeit kein Hinderniß des Genies gewesen wären. Erst durch die Schulung seiner Kräfte ist er zu künstlerischer Vollendung gelangt.

Was ihn aber hinderte, diesen einzigen, vernünftigen Weg der Bildung einzuschlagen, das waren im Grunde dieselben feindlichen Mächte, an denen schon die großen Ideen und Pläne seiner Jugend gescheitert waren: es war sein leichtfertiger Hang, „genial", wie man es nannte, d. h. ungebunden, planlos, romanhaft in den Tag hineinzuleben, wenn möglich eine diesen Gelüsten entsprechende, glänzende Stellung zu erhaschen, neue Liebesabenteuer durchzumachen, dilettantisch in allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit herumzustöbern und aus dem wirren Chaos gelegentlich einen neuen Roman oder ein Drama zu gestalten. Das war ihm Poesie und Genie.

Scheinbar gelang dem kühnen Streber Alles: er ward der Günstling eines unabhängigen Fürsten, der erste Mann bei Hof, Theaterdirector und Protagonist eines herzoglichen Liebhabertheaters, maître des plaisirs, Minister des herzoglichen Hauses, Stütze des herzoglichen Cabinets, Minister der öffentlichen Ar-

beiten, Kriegsminister, Finanzminister, der erste Mann im Herzogthum, dazu Gelehrter und Künstler in allen Zweigen, Nationalökonom, Geolog, Mineralog, Botaniker, Zoolog, Meteorolog, Anatom, Naturphilosoph, Theosoph, Politiker, Historiker, Zeichner, Maler, Plastiker, Architekt, Musiker, Mime, Balletmeister, Hofpoet, Löschhauptmann, Straßenaufseher, Bureauchef, Gefängnißvisitator, Recrutirungscommissär, diplomatischer Geheimschreiber, Agent bei andern Höfen, Gärtner, Parkinspector, Bergwerkdirector, Bienenzüchter, Ingenieur. Es fiel ihm sogar der Wunsch ein, noch Bauer zu werden. Dem Generalsuperintendenten corrigirte er seine Predigten und wissenschaftlichen Werke, den Herzog vertrat er im Conseil, alle Beamtungen im Lande und bei Hofe waren schließlich fast nur mit seinen Leuten besetzt, die angesehenste Dame am Hof war seine Geliebte und Vertraute, die erste Sängerin und Schauspielerin seine „Freundin" und zwei Herzoginnen waren fast stolzer auf seine Dienste, als auf die Gunst, die sie ihm schenkten.

Aber es war etwas zu viel für Einen Mann. Nach und nach brach die ganze Herrlichkeit zusammen[1]. In mühseliger

---

[1] Das dürfte wohl der Hauptgrund gewesen sein, weßhalb er seine Selbstbiographie nicht auf die erste Zeit in Weimar ausdehnen wollte. „Die wahre (!) Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder des Mährchens darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichsten Anforderungen (!) — ernstliche Studien (?) neben verwegensten Unternehmungen, und heiterste Mittheilungen trotz abweichender Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles miterlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimniß." So erklärte er dem Kanzler Friedrich v. Müller. S. dessen

Bureauarbeit verſiegte der gute Humor, deſſen der maître des plaisirs bedurfte. Der Faſchingstraum der erſten Jahre verſandete in unſterblicher Langweile. Der Herzog emancipirte ſich von dem allmächtigen Günſtling: ſchmollend zog ſich dieſer erſt in das Gebiet der innern Politik und dann auf dasjenige der Gelehrſamkeit zurück. Hier ebenfalls kein Erfolg. Als der Dichter wieder zu ſich kam, fand er als Früchte zehnjähriger Thätigkeit nur langweilige Actenſtöße, ein paar unbedeutende Singſpiele, Farcen und Fragmente von Dramen und Romanen in ſeinen Händen. Da dankte er ab und verſuchte das einzuholen, was er in dieſen zehn Jahren verſcherzt. Es war aber zu ſpät.

So viel Zeit er auch jetzt noch an ſeine Singſpiele verſchwendete, ſie erreichten weder den Wohllaut eines italieniſchen Operntextes, noch jene tiefgreifende literariſche Bedeutung, die er ſich verſprach; ſie vermochten nicht einmal Wielands „Alceſte" zu verdrängen und ſind nicht mehr werth, als dieſer ſchale Operntext.

„Wilhelm Meiſters Lehrjahre" blieben noch jahrelang ein Fragment.

„Egmont" wurde trotz des ewig blauen italieniſchen Himmels ein bis zur Lächerlichkeit ſentimentales, opernhaftes Effectſtück, ohne wahre dramatiſche Leidenſchaft und ohne harmoniſch-vollendete Form.

„Iphigenie" verlor unter dem Einfluß eines zehnjährigen Liebesromans alle Kraft und Großartigkeit der altgriechiſchen Tragödie und gewann dafür nur einen ſcheinbaren Anhauch chriſtlicher Idealität. Erſt als Göthe der Frau von Stein entronnen war und wieder fleißig arbeitete, rundete die äußere Form des Dramas ſich ab und erhielt ihre claſſiſche Schönheit.

Der italieniſchen Reiſe ungeachtet blieb „Taſſo" ein düſterer Nachklang der Wertherperiode. Feine Durcharbeitung mäßigte

„Göthe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit". Weimar, Hoffmann, 1832. S. 7. — Er hat alſo nicht erwartet, daß ſeine Freunde und Verehrer ihn durch ſeine eigenen Correſpondenzen und Tagebücher aus ſeiner „mythologiſchen" Götterherrlichkeit in die wunderliche Wirklichkeit zurückbefördern würden. Sie haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn der Sonnenglanz ihres Idols erbleicht.

zwar den melancholiſch-elegiſchen Kern, wob einen glänzenden Schleier um die verlorenen zehn Jahre und hob den Dichter und ſeinen Mäcenas auf ein Piedeſtal italieniſchen Ruhmes. Aber der Kern des Dramas blieb der traurige Seelenjammer eines eiteln, liebeskranken Poeten. Der unentbehrliche Commentar zu dieſem Stück iſt die Sammlung der tauſend Liebesbriefe, die Göthe im Laufe dieſer zehn Jahre an Frau von Stein ſchrieb, um ihr am Ende zu ſagen, daß ſie zu viel Kaffee getrunken, und daß er ihre Liebe mit derjenigen eines jungen, ungebildeten Mädchens vertauſcht habe. „Taſſo" beruht ganz genau auf denſelben unmoraliſchen Prämiſſen, wie „Werther", d. h. auf romanhaften Experimenten mit ſog. „Liebe", welche hinterher dichteriſch beſchrieben und verklärt werden. Der Held der Dichtung gelangt durch dieſe Experimente zu einem mehr oder minder tragiſchen Untergang, der Dichter ſelbſt aber curirt ſeine melancholiſchen Grillen mit einem Verhältniß, das ſelbſt nach Körners Urtheil des großen Mannes durchaus unwürdig war und ihm für entbehrtes häusliches Glück keinen Erſatz bieten konnte.

Das iſt das Ergebniß dieſer fünfzehn Lehr- und Wanderjahre. Göthe ſteht nun als „Meiſter" vor uns, jedoch nur als „Meiſter" eines buntzerſtückten Erfahrungswiſſens, heidniſcher Lebensanſchauungen, feiner Weltklugheit, glänzender Kunſtvollendung in Form und Sprache; ein „Meiſter" in tiefer, gründlicher Wiſſenſchaft, männlicher Tugend, chriſtlicher Wahrheit und Weisheit iſt er nicht.

Perſonen-Regiſter.

A.

Aeſchylos 178. 198.
Agincourt, Chevalier d' 576.
Alba, Herzog 600. 602.
Albert der Große 546.
Alberti, Diakon in Hamburg 460.
Albrecht, Gymnaſialdirector. 15.
— Hofrath 491.
d'Alembert 523.
Ampère 655.
Amyot 51.
Anna Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar 211—222. 226. 227. 228. 229. 230. 234. 236. 238. 242. 243. 248. 250. 251. 253. 261. 263. 270. 282. 286. 290. 291. 299. 303. 305. 309. 311. 313. 327. 328. 332. 347. 350. 354. 375. 394. 441. 442. 458. 469. 481. 485. 611. 637.
André, Componiſt 167. 171.
Anſon 12.
Ariſtophanes 466. 480.
Ariſtoteles 23. 65. 77. 546. 598.
Arnold, G., Kirchenhiſtoriker 44.
Arnswalde, v. 483.
Arringhi 576.
Aulhorn, Tanzmeiſter 448.
Avellaneda 239.
Ayrenhoff 328.
Ayrer, Jakob 50.

B.

Bachof von Echt, Baron 239.
Bahrdt 88. 142.
Baſedow 145. 146. 222. 460.
Batſch, Profeſſor in Jena 562.
Baty 357. 372. 453.
Bayle 23. 50. 153.
Beaumarchais 121. 122.
Bechtolsheim, Fräul. v. 286. 305.
Behriſch 32. 33. 40. 41. 48.
Bellarmin, Cardinal 117.
Bellomo, Schauſpieler 483.
Benda, v., Kammerfrau 235.
Benno, der hl. 494.
Berbisdorf 308.
Berlichingen, Götz v., Ritter 70 bis 72.
Bernays, M. 316. 363.
Bernhard, Herzog v. Weimar 466.
Berner, Chriſtian 235.
Bernis, Cardinal 580.
Bernſtorff, Gräfin v. 460.
Bertuch, Friedrich Juſtin 235. 238. 255. 257. 267. 334. 366. 459. 462. 463. 572. 607. 612. 619. 627.
Bickſchmitt, Chriſtian 235.
Bieſter 95. 523.
Biſchofswerder, preuß. Major 506.
Bismarck, Fürſt 444. 453.
Blumenbach, Joh. Friedr. 543. 548.

Digitized by Google

Boccaccio 165. 309.
Bode, Joh. Heinrich 415. 459. 460. 462. 505. 607. 612.
Bodmer, J. J. 64. 190. 223.
Böhme, Hofrath 25. 26. 28.
— Hofräthin 26. 29.
Böckmann 83.
Bohl, Dichterin 572.
Boie 95. 133.
Boileau 65. 77.
Bondeli, Julie 225.
Bonnet 142.
Born, v. 104.
Borromäus, Karl, der hl. 142.
Bosio 576.
Bottari 576.
Boucher, Maler 239.
Bramante 578.
Branconi, Marquise 281. 434. 555.
Breidbach-Bürresheim, Jos. Emmerich, Erzbischof, Kurfürst 226. 240.
Breitkopf, Buchhändler 33. 37. 38.
Brentano, Bettina 315.
— Peter, Kaufmann 108. 119.
Brion, Friederike 42. 56—60. 62. 73. 92. 101. 122. 156. 167. 245. 279. 289. 310. 375. 430. 431. 441.
Brühl, Gräfin Tina 555.
Brunnquell, Wegcommissar 572. 607.
Bruno, Giordano 50. 153.
Bünau, v., Minister 220.
Bürger 95. 163.
Büsching 207.
Buff, Amtmann 97.
— Frau 97. 99.
— Lenchen 97. 108.
— Lotte 93. 98—110. 122. 125. 157. 161—163. 166. 167. 169. 170. 178. 198. 245. 289. 298. 375. 591.
Buffon 535. 537.
Buri, v. 24.
Burkmann, Joh. Ernst 235.
Bury, Friedr., Maler 582.
Byron, Lord 573.

C.

Cäsar 178. 613.
Cagliostro 589.
Calderon 318. 378. 573. 605. 645.
Calvin 117.
Camper, Peter, Professor 542. 543. 549.
Canitz 11.
Cardan 324. 517.
Castrop, Jean Antoine de, Artilleriehauptmann 369. 394. 399. 483.
Catull 571. 582.
Caylus 35.
Cervantes 239. 378.
Charpentier, Wilhelm v., Mineraloge 535. 536.
Christ, Joh. Friedr. 35.
Christel (von Artern) 296. 305. 385.
Christen, Bildhauer 581.
Cicero 25. 27. 297.
Claudi (Claus), J. A., Pfarrer 17.
Claudius 116. 134. 555.
Clavijo, Publicist 122.
Clemens XIII., Papst 239.
Clermont, Betty v. (Frau Jacobi) 151.
Clodius, Professor 28.
Constantin, Prinz von Sachsen-Weimar 164. 165. 211. 218. 229. 231. 232. 253. 276. 309. 331. 337. 370. 373. 376. 423. 491—492.
Corneille 18. 67.
Cramer 163.
Cranach 516.
Crébillon 517.
Crespel (Krespel) 119.
Creuz, F. K. K. von 11.
Crusoe, Robinson 12.
Cumberland, Richard 265.
Cuvier 544.

D.

Dalberg, Karl Theodor A. M., Freiherr v. 234. 239—241. 242. 243. 244. 252. 253. 255. 258. 260. 275. 295. 307. 308. 311. 312. 313. 354. 357. 365. 417. 458. 580. 609.
Dante 152. 153. 198. 318. 449. 571. 649.
Danzel 152.
Darfaincourt, Madame 492.
Debus, Justus 235.
Deinet, Buchhändler 82. 133.
Denis 85. 86.
Derones 18.
Descartes 153.
Diderot 33. 283. 517. 521—524. 532.
Diezmann, August 279. 280. 348.
Döbbelin, K. Theoph., Schauspieler 217.
Dolomieu, Geologe 541.
Dreffel, P. Ludwig, S. J. 539 bis 541.
Drollinger 11.
Düntzer 316. 318. 374—379. 383. 385—386. 400. 457. 491.
Dürkheim, v., Kammerjunker 217.
Dumeix, Propst 119.
Duni 328.

E.

Eckard, Dr., Regierungsrath 360.
Eckermann, J. P. 52. 130. 136. 639.
Eckhof, Schauspieler 342.
Edelsheim, badischer Minister 499. 506. 507. 554. 555.
Egloffstein, Henriette v., Hofdame 212. 327.
Egmont, Graf 598—600.
Ehrmann, J. Christian 49.
— J. Friedr. 49.
Eichendorff 135.
Einsiedel, Hildebrand v., Regierungsassessor 237. 255. 256. 257. 274. 305. 306. 307. 309. 310. 311. 332. 333. 334. 415. 482. 572.
Elisabeth von Thüringen, die hl. 206. 216.
Engel, Joh. Jakob, Schauspieler 33.
Epikur 224. 464.
Erneſti, Philolog 25. 27. 28.
Ernst, Herzog von Sachsen-Gotha 458.
— August, Herzog von Sachsen-Weimar 208—211.
— August Constantin, Herzog von Sachsen-Weimar 211. 217.
Erthal, Karl Jos. Friedr., Erzbischof von Mainz 506.
— Franz Ludwig, Bischof von Würzburg(-Bamberg) 506. 507.
Eschenburg 131.
Ettinger, Buchhändler 631.
Euripides 395. 396. 400. 401. 403. 406. 407. 409. 412. 452.
Eutrop 222.
Everard, Jan Nicolai, Humanist 297. 324. 385. 517.
Ewald, Prediger 172.
Ewein, Philippine 24.

F.

Fabricius, Bibliograph 50.
Fahlmer, Tante 150. 151. 170. 172. 251. 258. 262. 266. 418. 431.
Falk, Dr., preuß. Cultusminister 652.
— Johannes 315.
Falke, Bürgermeister von Hannover 95.
Fenelon 12.
Ferdinand, Herzog von Braunschweig 458. 462.
Ferrari, Gebrüder 236.
Fielding 50.
Filangieri 588.

Digitized by Google

Flachsland, Caroline 42. 81. 82. 109.
Fleischer, Buchhändler 25.
Forster, Joh Georg A., 542. 543. 555.
Frankenberg 556.
Franzenberger, Philippine 235.
Freitag 104.
Friedrich II., König von Preußen 13. 16. 18. 63. 211. 212. 254. 368. 467. 493. 496. 497. 498. 501. 510. 522. 596.
Fritsch, Thomas v., Geheimer Rath, Conseilspräsident 215. 228. 230. 231. 250. 263. 264. 268—271. 306. 308. 371. 458. 460. 461. 482. 630. 641.
Füchsel, J. Chr., Geolog 535. 541.
Fürstenberg, Fr., Frhr. v. 555.
Füßlin, Heinrich, Maler 141. 142.

G.

Galiani, Abbate 356.
Gallitzin, Fürstin Amalie v. 241. 555.
Garve, Philosoph 555.
Gellert 11. 27. 28. 33. 85. 128. 142.
Gerock, Antoinette und Charlotte 105. 108. 245.
Gerstenberg 460.
Gervinus 12. 112. 326. 331. 410. 412.
Geßner 23.
Gianini, Gräfin, Oberhofmeisterin 442.
Gleichen, Graf v. 187. 188.
Gleim, Joh. Ludwig 85. 224.
Gluck 392.
Göchhausen, Luise v. (Thusnelde) 241. 313. 332. 350. 376. 429. 442.
Gödeke 188. 317. 415. 474.
Görtz, Graf 165. 219. 220. 227. 228. 231. 232. 233. 234. 236. 242. 273.
Görtz, Gräfin 219.
Göschen, Buchhändler 565. 572. 590. 596.
Göthe, Cornelia 10 42. 43. 72. 104. 109. 170. 259. 279. 289. 387. 431.
— Katharina Elisabeth 5—10. 12. 43. 73. 145. 212. 258. 266. 279. 285. 350. 424. 429. 432. 442. 633.
— Hans Christian, Hufschmied 3.
— Friedr. Georg, Schneider 3.
— Hermann Jakob, Zinngießer 4.
— Joh. Kaspar, kaiserl. Rath 4—5. 8. 10. 12. 13. 16. 18. 22. 26. 47. 63. 64. 94. 109. 145. 247. 258. 259. 266. 279. 285. 426—429. 513.
— **Joh. Wolfgang v.,** siehe Inhaltsverzeichniß.

Werke:

Asan Aga, Klagegesang von den edlen Frauen des 186.
Aufzug der vier Weltalter 481. 553.
Aufzug des Winters 481. 453.
Baukunst, von deutscher 112.
Behrisch, drei Oden an meinen Freund 33.
Belinde, an 186.
Berlichingen, s. Götz.
Biblische Fragen, zwo wichtige 119.
Brey, Pater, ein Fastnachtsspiel vom 81—82.
Briefe aus der Schweiz 191. 479.
Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** 116—118.
Christel (Gedicht) 296.
Clavigo. Ein Trauerspiel 61. 70—79. 81—83. 95. 119. 151. 164. 175. 193. 195. 197. 256. 280. 397. 399. 502. 551. 566. 601.

Egmont. Ein Trauerſpiel 149. 466. 484. 519. 542. 552. 567. 583. 590. 595—606. 631. 656. 658. 660.
Elegien, römiſche 582. 624. 629. 630. 634. 652.
Elpenor. Ein Trauerſpiel 469. 484. 552. 567.
Elyſium (Gedicht) 82.
Ephemeriden 50.
Epigramme, venetianiſche 573. 634. 652.
Erlkönig (Ballade) 481. 485. 553.
Erwin und Elmire (Singſpiel) 186. 334. 552. 590.
Erwins Grab, dritte Wallfahrt nach 191.
Ewige Jude, der (Fragment) 159. 180—182. 551. 601.
Falconet, nach und über 115.
Farbenlehre 564.
Fauſt. Ein Fragment 159. 173. 182—186. 193. 194. 197. 198. 253. 280. 367 385. 433. 484. 526. 552. 567. 590. 596. 601. 637. 658.
Felsweihe-Geſang an Pſyche 82.
Fiſcher, der (Ballade) 553.
Fiſcherin, die (Singſpiel) 481. 552.
Frankfurter gelehrte Anzeigen, (Recenſionen) 83 ff.
Geheimniſſe, die 512. 553.
Geſang der Geiſter über den Waſſern 433. 553.
Geſchwiſter, die. Ein Schauſpiel 312. 313. 334. 336. 385. 552. 567.
Götter, Helden und Wieland. Eine Farce 120.
Göttin, meine (Gedicht) 485. 553.
Göttliche, das (Gedicht) 485. 553.
Götz von Berlichingen (Schauſpiel) 61. 70—79. 81—83. 95. 119. 151. 164. 175. 193. 195. 197. 198. 256. 280. 397. 399. 400. 502. 551. 566. 567. 601.
Granit, über den 538.
Harzreiſe im Winter 325. 553.
Harzreiſe, geognoſtiſches Tagebuch der 537.
Hausgenoſſen, die ungleichen. Ein Singſpiel 553.
Herder, an (Gedicht) 261.
Hochzeitslied an Ewald 172.
Höllenfahrt Chriſti (Jugendgedicht) 16. 24.
Hohe Lied, das (Ueberſetzung) 189.
Jahreshefte, Tag- und 361.
Jahrmarktsfeſt, das, zu Plundersweilern. Ein Schönbartſpiel 119. 350. 415.
Jery und Bätely 479—480. 552.
Ilmenau 362. 485. 553.
Johannes Secundus, an den Geiſt des 296—297. 313. 335.
Iphigenie. Ein Schauſpiel 369 bis 370. 374. 392—415. 551. 565. 567. 572. 573. 583. 588. 595. 596. 631. 644. 656. 657. 660.
Klaudine von Villa Bella. Ein Singſpiel 186. 552. 590.
Knabe, der untreue 148.
Kronos, an Schwager 164.
Laune, die, des Verliebten (Schäferſpiel) 38.
Lappländer, ein Zug (Maskenzug) 481. 553.
Leiden des jungen Werther 124—137. 161. 162—164. 168. 174. 193. 195. 197. 238. 245. 298. 341. 343. 484. 519. 566. 567. 606. 651.
Leipziger Liederbuch 38.
Lila 337. 339. 552.
Lili, an 167. 170. 194. 256.
Lili's Park 167.

Literatur, Gespräch über deutsche 467.
Loge (Gedichte) 463—465.
Mahomet (Fragmente) 176 bis 177. 551. 601.
Meisters, Wilhelm, Lehrjahre 241. 298. 484. 505. 552. 567. 660.
Metamorphose der Pflanzen 631 bis 633.
Mieding, auf M.'s Tod (Gedicht) 389. 485. 553.
Mitschuldigen, die. Ein Lustspiel 38. 333. 334. 336. 339. 385. 552. 567.
Mond, an den (Gedicht) 325. 344. 553.
Morgenlied, Pilgers 82.
Nachtlied, Wanderers 325.
Natur, die (Aufsatz) 526—530.
Nausikaa 589. 595—596.
Neri, Philipp, der humoristische Heilige 586.
Neueste von Plundersweilen, das 470. 552.
Physiognomische Fragmente 191.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes 120.
Promotionsdissertation 38.
Proserpina (Monodrama) 341. 552.
Prometheus 159. 166. 178—180. 341.
Reisejournal, aus einem 622.
Reyniers, Joh. Peter, Stammbuch 186.
Satyros 120.
Scherz, List, Rache. Ein Singspiel 511. 552.
Seefahrt (Gedicht) 325. 553.
Shakespeare-Rede 66—69.
Stein, Gedichte an Frau von 292. 359. 629.
Stella. Ein Trauerspiel 186 bis 191. 197. 199. 280. 287. 298. 299. 335. 385. 565. 567. 604.
Straßburger Münster 154.
Sturmlied, Wanderers 82.
Tagebücher 302 ff.
Torquato Tasso. Ein Schauspiel 466. 484. 519. 552. 567. 589. 590. 595. 596. 622. 630. 640—652. 656. 657. 660.
Triumph, der, der Empfindsamkeit. Eine dramatische Grille 339. 342. 345. 523. 552. 565. 567.
Vögel, die; nach dem Aristophanes 466. 480. 552.
Weibliche Tugenden, die 481. 553.
Zueignung 553. 567.
Zwischenknochen der oberen Kinnlade. Aufsatz 543—550.

Göthe, Julius August v. 620. 633.
Goldsmith 56. 58.
Gotter, Legationssecretär 95. 163. 255.
Gottschall, R. v. 25. 388. 389. 469. 595. 639.
Gottsched, Joh. Christ. 25. 64.
Goué, Aug. Friedr. v. 95. 99. 105. 106.
Grebel, Landvogt 141.
Gregor VII., Papst 494.
Greiner, Christoph v. 214. 215.
Gretchen 19. 184. 245. 279. 283. 301.
Greuze, Genremaler 239.
Grienitz, Pfarrer 208.
Griesheim 311.
Grimm, Baron v. 469. 522.
— Hermann 152. 317. 330. 379. 491. 607.
Grote, v. 482.
Grotius 605.
Gustav Adolph 70.
Gutermann, Sophie v., siehe La Roche.

H.

Hackert, Maler 590.
Händel 447.
Hagedorn 11. 35.
Haller, Albrecht v. 11. 88.
Hamann 54. 116. 149. 512.
Hamilton, Ritter 588.
Hardenberg, v., Minister 104.
Hartmann, Eduard v. 380.
Haugwitz, Kurt v., Frhr. 170.
Hauptmann, Hofjäger 328.
Heermann, G. Ephr. 238.
Heine, Heinrich 514.
Heinse 128. 146. 147. 327.
Helvetius 89.
Hemsterhuys 512. 555.
Hendrich, v. 483.
Hennings, v. 125.
Herder, Joh. Gottfr. v. 36. 42. 54. 56. 64. 75. 80. 82. 83. 84. 116. 138. 139. 140. 142. 143. 149. 190. 192. 195. 200. 204. 212. 255. 258–262. 289. 299. 311. 312. 313. 320. 323. 324. 339. 369. 412. 417. 423. 459. 476. 481. 490. 512. 516. 520. 543. 545. 553. 566. 567. 572. 582. 610. 612. 613. 620. 623. 625. 633.
— Karoline v. 620. 623. 635.
Herzan, Cardinal 494. 580. 581.
Hesiod 178.
Heß, Felix 142.
Hesse, v., Geheimrath 81.
— v., Geheimräthin 81.
Heygendorff, Frau v., siehe Jagemann.
Hillenbrand, Dorothea 225.
Hiller, Componist 33.
Hirt 581. 590.
Höfer 279. 382.
Hölty 163.
Höpfner 82. 103.
Holbach 52. 55. 149. 153. 199.
Holstein-Eutin, Prinz von 55.
Homann 536.
Homer 12. 55. 58. 67. 72. 84. 96. 108. 152. 196. 197. 198. 200. 245. 256. 313. 318. 571. 589. 593. 657.
Hoorn, Graf 598.
Horn, Göthe's Jugendgenosse 30.
Horaz 318. 356. 582.
Hufeland 612.
Humboldt, Wilhelm v. 581.
Hume 89.

J.

Jabach, Patricier in Köln 147. 148.
Jacobi, Friedrich 146—153. 157. 170. 188. 192. 250. 416—419. 421. 555. 559. 572. 635.
— Joh. Georg 146—148. 165. 170. 192.
Jagemann, Chr. Jos. 235. 238.
— Karoline (Frau von Heygendorff) 238.
Jean Paul 112.
Jerusalem, Abt in Braunschweig 142. 222. 260.
— Gesandtschaftssecretär 92. 105 bis 107. 125—127. 132. 162.
Ignatius Loyola, der hl. 378.
Ilten, Karoline, Fräulein v. 241. 295. 311. 337. 345. 373. 376 423. 490.
— Amalie, Fräulein v. 241. 345.
Imhoff, Major 242.
— Frau 299. 304. 309. 310. 311. 612.
Johannes Secundus, s. Everard.
Joseph II. 19. 93. 472. 493—495. 497—498. 508. 616.
Irving of Drum 282.
Isenbiehl 517.
Juel 435.
Jung-Stilling 48. 50. 53. 54. 146.

Digitized by Google

K.

Käſtner 142. 305.
Kalb, Kammerherr v. 194. 203. 237. 248. 255. 257. 264. 265. 268. 270. 304. 310. 311. 360. 462. 472. 478.
— K. Alexander, Kammerpräſident 248.
— Frau v. 635. 636.
— Minna v. 345.
Kanne, Dr. 32.
Kant 54.
Karl der Große 19. 203.
— V., Kaiſer 598.
— Herzog von Pfalz-Zweibrücken 493. 498. 503. 506.
— Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar 164. 165. 194. 211. 218. 219. 220—222. 227. 229. 230—236. 241. 242–278. 284. 285. 286. 287. 290. 294. 299. 300. 301. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 317. 318. 324. 329. 331. 332. 336. 338. 342. 343. 347. 348. 354. 357. 359. 362. 365. 367. 370. 388. 389. 394. 399. 423. 424. 425. 427. 428. 432. 433. 434. 440. 442. 445. 450. 456. 462. 463. 466. 469. 471. 475. 478. 481. 482. 483. 495. 500—512. 514. 522. 542. 553. 555. 566. 572. 585. 588. 590. 609—611. 616. 627. 630. 633. 634. 638. 642.
— Friedrich, Erbprinz von Sachſen-Weimar 516.
— Friedrich, Markgraf von Baden 163.
— Theodor, Kurfürſt von Bayern 498.
Karoline, Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt 233. 234.
Karſchin, „die deutſche Sappho" 192.
Katharina II., Kaiſerin von Rußland 493.
Katharina Lisbeth, Wetzlaer Strumpfwäſcherin 108. 161. 162.
Kauffmann, Angelica 588.
Kaufmann, Chriſtoph 311. 320.
Kaunitz, Fürſt Wenzel Anton v. 494. 496. 503.
Kayſer, Phil. Chriſt., Componiſt 320. 581. 590.
Keil, R. 382. 388. 395.
Keller, Fräulein v. 286.
Keſtner, Joh. Chriſtian 93. 95. 97—104. 106—110. 125. 127. 129. 157. 161—163. 572.
Kielmannsegge, v. 95.
Klettenberg, Fräulein v. 14. 15. 43. 44. 46. 49. 54. 144. 183. 279. 378.
Klinger, Max 193. 267. 304. 305. 320. 321. 322.
Klopſtock, Friedrich Gottlieb 11. 35. 36. 138. 139. 142. 163. 164. 178. 192. 193. 195. 234. 272. 273. 276. 277. 336. 341. 380. 460.
Knebel, Henriette v. 169. 612.
— K. Ludwig v. 164. 165. 190. 229. 231. 237. 247. 248. 250. 280. 343. 359. 394. 470. 475. 510. 545. 555. 572. 637. 643.
Kniep, Chriſt. Heinrich 581.
Koch, Schauſpieler 217.
Körner, Chriſt. Gottl. 216. 617. 652. 653.
— Theodor 359.
Kotzebue, Amalie v. 235. 331. 336. 376.
— Auguſt v. 38. 214.
Kraft, Geheimexperte 445.
Kranz, Joh. Friedr. 350.
Kraus, Georg Melchior, Maler und Zeichenlehrer 239. 248. 255. 257. 305. 308. 350. 607.
Kreiten, P. Wilhelm, S. J. 523.
Krüger, Schauſpieler 33. 412.
Kühne, F. G. 383.

L.

Langer, Hofmeister 40. 41.
La Roche, Maximiliane de 108. 245. 279. 375.
— Michael de 119.
— Sophie de (geb. Gutermann) 81. 86. 104. 128. 146. 165. 192. 223. 225. 517.
Laßberg, Christiane v. 343—345.
Lauth, die zwei Jungfern 48.
Lavater, J. C. 89. 90. 116. 138 bis 146. 149. 157. 171. 175. 191. 192. 253. 266. 281. 301. 386. 393. 419. 438. 439. 443. 444. 466. 467. 490. 505. 513. 517—520. 533. 555.
Lehmann, J. G. 535. 541.
Leibniz 106. 153.
Lenz, Reinhold 61. 111. 193. 267. 304. 305. 310. 313. 320. 321.
Leo, der hl., Papst 513.
Lerse, Fr. Christian 48. 73.
Lessing, G. E. 18. 23. 29. 33. 35. 36. 46. 54. 64. 69. 77. 84. 118. 128. 131. 132. 140. 163. 188. 191. 193. 195. 197. 298. 380. 523. 559. 579. 580.
Leuchsenring, Franz Mich. 81. 82. 104.
Levasseur, Therese 387.
Lewes 191. 197. 247. 316. 318. 345. 363. 381. 383. 604.
Leyser 351.
Leysewitz 163.
Lichtenberg, v. 311. 382.
Lichtenstein, Ulrich v. 378.
Lili, s. Schönemann.
Lilienthal, Prediger 54.
Limprecht, J. Christian 40. 48.
Lindenau, Graf v. 32. 33. 41.
Linné 568.
Lippert, Phil. Daniel 35.
Lips, Zeichner 146.
Livius 222.
Lobstein, Anatom 49.
Loder, Anatom 459. 541. 543. 548. 563.
Löben, kursächsischer Minister 611.
Löhlein, Componist 33.
Loen, Jos. Mich. v. 14.
Lope 378.
Lotte, s. Buff.
Louis Philipp 318.
Lucchesini, Marquis, preuß. Bevollmächtigter 609.
Lucian 15. 224.
Ludecus, Rath 235.
Ludwig XIV., König von Frankreich 578. 647.
— XV., König von Frankreich 221.
— Professor und Hofrath 31. 32.
Luise, Herzogin von Sachsen-Weimar 194. 231. 233. 234. 244. 248. 250. 252. 253. 261. 263. 266. 267. 272. 273. 286. 290. 299. 301. 304. 312. 313. 337. 338. 341. 344. 349. 350. 354. 375. 420. 423. 442. 471. 475. 483. 512. 553. 611. 621. 625. 630.
Luther, Martin 48. 117. 140. 152. 153. 189. 206. 262. 516. 517. 574. 579.
Lutz, Schneidermeister 3.
Lynar, Graf 580.
Lyncker, v., Consistorialrath 329. 331. 483.

M.

Macaulay 576.
Machiavelli 144.
Mahomet 176. 177.
Malebranche 153.
Maracci 177.
Margaretha, Statthalterin der Niederlande 602.
Maria Theresia, deutsche Kaiserin 6. 213. 493.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich 50.

Marot 51.
Martin, Dr., Ernst 42.
Mayr (Jena) 222.
Meiningen, Georg Friedr., Prinz von 174. 193. 194.
— Karl August, Prinz von 193. 194.
Meixner, Charitas 20.
Melber, Materialienhändler 6.
Mendelssohn 23. 50. 77. 106. 132. 142. 176.
Mengs 588.
Merck, J. H. 80—82. 103. 104. 108. 109. 110. 119. 122. 123. 133. 157. 163. 166. 172. 187. 190. 197. 234. 247. 258. 259. 261. 284. 301. 347. 350. 357. 360. 421. 428. 429. 434. 442. 456. 475. 495. 501. 512. 534. 536. 541. 542—544. 545. 548. 549. 572.
— Frau 104. 105. 109.
Mettrie, de la 89. 149.
Metz, Arzt 44.
Meyer, H., Maler 580.
— John, Mediciner 48.
— Nik., Dr., Medicinalrath in Bremen 654.
Michel Angelo 152. 153. 577. 578.
Mieding, Schreiner 267. 328. 331. 389.
Miller, Joh. Martin 163. 320. 340.
Milton 198. 605.
Möser, Justus 596.
Molière 222.
Montaigne 51.
Monti 588.
Moors, Göthe's Freund 30. 31.
Morhof (Polyhistor) 23.
Moritz, Rath 20.
— Karl Phil., Literat 399. 580. 590. 630.
Morus, Professor 29.
Moser, v. 110. 466.
Moses 89. 144.
Müller, v., Kanzler (Weimar) 326. 380. 493. 513. 617.
— Dr. K. W. (Leipzig) 389.
— Johannes, Historiker 609.
Münch, Sibylle 121. 245. 279. 289.
Münter, Dr. 89.
Musäus, J. K. A., Professor 236. 238. 312. 331. 333. 334. 339. 459.

N.

Napoleon 234. 472.
Nettesheim, Agrippa v. 50.
Newton, Isaak 564.
Nicolai, Christoph Friedr. 77. 83. 132. 133. 134. 188. 191. 193. 469. 523. 641.
Niebuhr, B. G. 587.
Nonne, Geheimrath 215.
Nostiz, Luitgarde v. 235.

O.

Oberreit, J., Theol. 555.
Oeser, Maler 34. 36. 47. 75. 399. 442.
— Friederike 37. 39. 47. 245. 279.
Oken, L. 636.
Oldenbarneveldt 605.
d'Orville, Fabrikant 171.
Ossian 50. 58. 86. 127. 245. 591.
Ovid 12. 222. 224. 571. 582. 593. 620. 629.

P.

Pascal 89.
Passavant 171.
Paulus, der hl. 117. 575.
Petersen, Professor 81.
Petrarca 13. 224. 571. 649.
Petrus, der hl. 117. 575.
Pfenninger 143.
Phidias 152. 153.
Philipp Neri, der hl. 586. 587.

Digitized by Google

Pierer, Karoline 235.
Pindar 96.
Piron 18.
Pius VI., Papst 324. 494. 584.
Plato 23. 50. 152. 153. 224. 464.
Pöllnitz 556.
Probst, Wilhelmine 313. 346. 390.
Properz 582.
Putbus, Graf 329.
— Frau zu, Oberhofmeisterin 235.

Q.

Quenstedt 535.

R.

Rabelais 51.
Racine 18. 351.
Raphael 115. 152. 153. 577. 592. 593.
Raschau, Sophie v. 345.
Raynal, Abbé 555.
Reich, Buchhändler 34. 191.
Reichardt, Gärtner 267. 311. 512.
Reiffenstein 580. 588. 590.
Rembrandt 115. 350. 442.
Reynier, Peter 186.
Rhediger, v., Conseilspräsident 212.
Riedel 612.
Riese, Joh. Jakob 25. 193.
Riemer, Friedr. Wilh. 315. 316. 389.
Rousseau, J. J. 35. 39. 50. 52. 65. 69. 89. 96. 114. 116. 135. 149. 153. 200. 243. 266. 279. 283. 340. 387. 432. 434. 441. 490. 520. 521. 524. 532.
Roussilon, Fräulein v. 82.
Rubens 115. 116.

S.

Sack 142.
Salis-Marschlins, Karl Ulysses v. 163.
Salzmann, Actuarius 48. 58. 59. 64. 72.
Saussure, Naturforscher 435. 541.
Schäfer 316.
Schardt, Frau v. 280.
— Fräulein v. 241.
— v., Geheimrath 482.
— v., Hofmarschall 282. 482.
Schelhorn, Cornelia, Wittwe (geb. Walter) 4.
Scherr, Joh. 60. 124.
Schiller, Charlotte v. 627.
— Friedr. v. 203. 204. 216. 280 282. 285. 358. 440. 595. 597. 602. 612. 613. 617. 645. 652.
Schlegel, Aug. Wilh. v. 398.
— Joh. Elias 33.
Schlosser, Joh. Georg 32. 80. 82. 104. 107. 143. 151. 431. 505.
Schmehling, Sängerin 33.
Schmidt, Geheimrath 222. 264. 268. 313. 572. 590. 607. 612. 614. 616.
Schneider, Madame 512. 531.
— Rath 11. 19.
Schönborn, dänischer Consul 124.
Schönemann, Banquier 166.
— Frau (geb. d'Orville) 166. 172.
— Lili 166—174. 194. 195. 198. 245. 246. 249. 252. 256. 279. 280. 284. 286. 289. 291. 294. 375. 430. 431. 436. 441. 601. 657.
Schönkopf, Weinhändler 32.
— Käthchen 32. 37. 39. 47. 245. 279. 290.
Schöpflin 50.
Schröder, F. L. 351. 612.
Schröter, Corona 33. 37. 290. 291. 311. 313. 341. 342. 343. 345. 346. 347. 348. 375. 376. 379. 381. 382. 388—392. 395. 396. 399. 423. 448. 469.
— W., Pfarrer 467.
Schrötter, Silberdiener 235.
Schubert 136.

Schütz, Joh. Georg 581.
Schulze, Karoline, Schauspielerin 33.
Schumann, Maler 328.
Schweitzer, A., Componist 217. 228. 420.
Scott, Walter 79.
Seckendorf, Sigmund Leo, Frhr. v. 117. 238. 242. 248. 257. 271. 331. 332. 349. 420. 462. 482. 510. 511.
Seidel, Philipp, Göthe's Kammerdiener 250. 265. 331. 366. 427. 431. 572. 590. 608.
Seidler, J. W., Gymnasiallehrer 219.
Selbiz 71.
Seuckenberg, Erasmus, Arzt 4. 16.
Seraffi, Abbate 643.
Seyler, Schauspieler 217.
Shakespeare 35. 36. 50. 55. 56. 64—69. 72. 76. 77. 84. 113. 152. 153. 175. 178. 196. 197. 198. 200. 318. 321. 338. 386. 398. 538. 573. 603. 605. 645. 651. 657.
Sickingen, v., 71. 75.
Siegrott, Kammerlakai 235.
Slevoigt, Förster 255.
Smith, Adam, Nationalökonom 356.
Sömmering 505. 512. 542. 543. 548.
Sokrates 23. 131. 175. 224.
Sonnenfels, Joseph von 86.
Sophokles 67. 132. 198. 318. 640. 657.
Soulavie, Abbé 537.
Spalding 142.
Spielmann, Chemiker 49.
Spinoza, Baruch v. 144. 147. 148. 150—160. 199. 279. 490. 512. 517. 521. 525. 558. 559—561. 563.
Sprengel 95.
Staël, Frau v. 204. 241.
Stahr, Adolf 382.
Staff, Kammerherr 306. 308. 332. 482.
Starck, Prediger 6. 12. 17.
Stein, v., Hofmarschall 235.
— Fritz v. 7. 469. 472. 490. 505. 512. 558. 572. 624. 625.
— Gottlob Ernst Josias Friedrich, Freiherr v., Stallmeister 237. 282. 288. 299. 329. 383. 452. 482.
— Charlotte v. 171. 235. 237. 241. 253. 254. 263. 267. 279. 281—300. 301. 303. 304. 306. 308. 309. 310. 313. 319. 335. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 354. 358. 372. 375. 376. 379. 381. 382. 386—388. 390. 393. 397. 399. 400. 403. 408. 428. 430. 431. 434. 439. 443. 448. 449—452. 456. 468. 469. 471. 476. 486—491. 501. 503. 509. 513. 515. 519. 521. 533. 537. 543. 553. 557—559. 562. 566. 572. 583. 597. 612. 617—618. 621—630. 640. 643. 654. 660. 661.
Steinbach, Erwin v. 113. 114.
Sterne 50. 84. 340.
Stolberg, Auguste, Gräfin zu 161. 168. 169. 170. 172. 245. 252. 279. 289. 375. 591.
— Christian, Graf zu 170. 171. 175. 252. 254. 282. 555.
— Friedr. Leopold, Graf zu 159. 163. 170. 171. 175. 225. 252. 253. 254. 273. 276. 277. 282. 385. 555.
Strada, P. Famian, S. J. 597. 598.
Straube, Frau 29.
Strauß, David 380.
Struensee, Graf 89.
Stubenvoll, v. 483.
Sueton 522.
Sulzer 83. 84. 193. 588.
Synesius 517.

T.

Tabor, v. 264.
Tasso 571. 644. 649.
Tauler 50.
Tell 171.
Textor, J. Nik., Stadtcommandant 5.
— J. Wolfg., Syndicus 5.
— J. Wolfgang, Dr. juris, Schultheiß 5. 16. 42.
— Schöffe 6.
— Katharina Elisabeth, s. Göthe, Katharina Elisabeth.
Theiß, Advocat 63.
Thersites 68.
Theokrit 67.
Thomas von Aquin, der hl. 546.
— von Kempen 50.
Thorane, Mr., Lieutenant 16. 17.
Thusnelde, s. Göchhausen.
Tibull 582.
Tieck, Ludwig 410. 648.
Tischbein 580. 590.
Tizian 224. 570.
Trapp, Aug. 20.
Trebra, v. 306. 307. 360.
Trescho, Prediger 54.
Trippel 581. 590.
Tyndall 564—565.

U.

Ulysses 68.
Uz, J. P. 224.

V.

Vehse 209.
Veronica, die hl. 180.
Viehoff 189. 316.
Villoison 555.
Vincenz von Paul, der hl. 364.
Virgil 12. 131.
Vogel 566.
Voigt, Christian Gottlob, Geheimrath 361. 572. 590. 607. 612. 616.
Voigt, K. W., Geologe 534. 536. 563.
Voigts, Jenny (geb. Möser) 63. 596.
Volgstett 448. 467.
Voltaire 50. 51. 52. 55. 64. 65. 68. 69. 77. 88. 89. 135. 149. 153. 158. 160. 176. 177. 178. 179. 189. 200. 222. 283. 324. 358. 385. 419. 464. 517. 520 bis 524. 532.
Vondel 598. 604—606.
Voß, Joh. Heinr. 163.
Vulpius, Christian Aug. 619.
— Christiane 381. 618—624. 632—635. 653.

W.

Wagner 193.
Waitz 505.
Waldner-Freundstein, Luise Adelaide v., Hofdame 236. 241. 294. 345. 346. 376.
Walldorf, Adelheid v. 74. 76.
Warren-Hastings 242. 299.
Warnsdorff, Lieutenant 190.
Wedel, C. J. M. v. 237. 309. 311. 312. 332. 348. 420. 425. 426. 429. 483. 614.
Weibel, Karl 235.
Weishaupt 458. 460.
Weislingen 74. 75. 122.
Weiße, Christian Felix 35. 37. 83.
Welling (Opus mago-cabbalisticum) 46.
Wenk, Rector 81. 82.
Werner, Abraham Gottlob, Geolog 535. 536. 541.
Werther, Baron v. 482.
Werthern, Graf 239. 482.
— Gräfin 239. 241. 304. 305. 309. 312. 359. 376. 379. 442. 467. 471.
Wiedeburg, Mathematiker 563.
Wieland, Christoph Martin 7. 28. 35. 36. 64. 68. 87. 88. 119.

120. 121. 123. 128. 147. 165. 192. 195. 197. 212. 216. 217. 222—229. 232. 236. 237. 241. 242. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 253. 254. 260. 261. 262. 266. 287. 292. 299. 301. 304. 309. 311. 313. 320. 321. 322. 323. 327. 332. 338. 347. 350. 354. 358. 365. 392. 419—422. 423. 441. 469. 490. 550. 565. 572. 612. 622. 657.
Wilhelm Ernſt, Herzog von Sachſen-Weimar 208.
Winckelmann, J. J. 34. 35. 36. 579. 580. 588.
Winkler, Phyſiker 27. 28.
Witzleben, v., Oberhofmarſchall 230. 342. 483.
Wöllwarth, v., Hofdame 351. 415.
Wolf, Adam 251.
— Madame 351.
Wolff, Chriſtian 153. 512.
— E. W., Kapellmeiſter 217. 238.
Wrangel, v. 343.

X.

Xenophon 228.

Z.

Zelter 204.
Ziegler, Lila v. 82.
Zimmermann, J. G., Arzt 143. 157. 171. 192. 271. 281. 285.
Zollikofer 142.

Berichtigungen.

S 245, Zeile 3 von oben und S. 279, Zeile 8 von unten lies „Antoinette“ ſtatt „Anna“ (Gerock).

S. 427, Anm. 3, Zeile 3 iſt in dem Ausdruck „Das Neue Freie Deutſche Hochſtift“ das Wort „Neue“ zu tilgen.

S. 552, Anm. 2, Zeile 2 lies „Buen“ ſtatt „Buon“.

Digitized by Google

Urtheile der Presse

über die erste Auflage des vorliegenden Werkes.

„Baumgartner ist ein kenntnißreicher Mann; er weiß in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, in den Schriften von und über Göthe gut Bescheid; er ist geistvoll und schlagfertig, ein gewandter Stilist; er hat auch einen gewissen Sinn für Poesie, und in manchem Einzelurtheil befleißigt er sich eines löblichen Strebens nach Objectivität." (Blätter f. literar. Unterhaltung. 1880. Nr. 20.)

„Der weitschichtige Stoff aus den Werken und Briefen des Dichters und aus den zahlreichen Correspondenzen seines Kreises ist genau und sorgfältig geprüft, in prägnante Kürze zusammengedrängt und in so lebhafter Darstellung vorgeführt, daß man die Schrift von Anfang bis zu Ende mit Spannung liest. . . . Baumgartner kann in der Kunst der Darstellung mit Lewes wetteifern, während seine Auffassung viel ernster und gründlicher als die des Engländers ist."
(Joh. Janssen in Nr. 327 des Literar. Handweisers. 1883.)

„Aus Anlaß seiner früheren Publicationen, namentlich der zuvor gedachten Schrift ‚Göthe's Jugend', war dem Verfasser von einem feinen Standpunkt nichts weniger als gutheißenden Kritiker öffentlich die Anerkennung zu Theil geworden, daß er kenntnißreich, geistvoll und schlagfertig, ein gewandter Stilist und in der Geschichte unserer Literatur wohl bewandert sei. In wohl noch größerem, jedenfalls in gleichem Maße gebührt ihm solches Lob als Verfasser der vorliegenden Schrift. Seine Vertrautheit mit der zu einer stattlichen Bibliothek angewachsenen Göthe-Literatur tritt in den überaus zahlreichen, offenbar direct aus den Quellen geschöpften Citaten hervor, womit er jede thatsächliche Aufstellung belegt, beziehungsweise näher ausführt, erläutert. Die stilistische Formgebung bekundet die feinste, fast möchten wir sagen, weltmännischste Durchbildung; es übt die mit ächt attischem Salz gewürzte Sprechweise einen derartigen Reiz aus, daß selbst mit Jesuitenscheu in höherem Grade Behaftete, wenn sie einmal in dem Buche zu lesen angefangen hätten, schwerlich dem Reize, immer weiter und weiter zu lesen, widerstehen würden, wie unsympathisch sie auch die Anschauungsweise des Verfassers und die Ergebnisse seiner Göthe-Studien anmuthen möchten." (A. Reichensperger in der Lit. Rundschau. 1883. Nr. 2.)

Urtheile der Presse über die erste Auflage.

„Herr Baumgartner beherrscht die beinahe endlose Göthe-Literatur vollkommen, er handhabt sein Material mit möglichster Objectivität und läßt entweder die Thatsachen oder die Zeitgenossen und Autoritäten sprechen. Daß ihm bisweilen Scherz, Laune, Ironie und gerechte Entrüstung die Feder führen, liegt in der Natur der Sache. Seine Arbeit hält jede kritische Prüfung aus."

(Historisch-politische Blätter. 1883. 91. Bd. S. 946—959.)

„Es war geradezu ein Bedürfniß, daß dem vielfachen Götzendienst und der Reliquienverehrung, welche mit Göthe getrieben worden ist, einmal rücksichtslos auf Grund der außerordentlich vollständigen Acten christliche Wahrheit gegenübergehalten wurde."

(Allg. Conservative Monatsschrift v. Nathusius. 1883. Febr.)

„In dreifacher Hinsicht ist diese Schrift vorzüglich: einmal in der gewissenhaften, mit unendlichem Fleiß besorgten Sammlung und Benutzung aller der tausend und tausend historischen Punkte, welche die unumgängliche Basis der solidesten Forschung bilden, sodann in der lebendigen Durchdringung dieses chaotischen Stoffes und der Erfüllung desselben mit demjenigen Geiste, welcher die Einzelheiten zum plastischen, concreten, wahren und getreuen Gesammtbilde gestaltet (eine Aufgabe, welche von den bisherigen Göthe-Biographen entweder gar nicht oder zum Nachtheil der Wahrheit und Objectivität gelöst worden ist), und drittens endlich die kritische Würdigung sowohl der einzelnen Momente des vorliegenden Zeitraums Göthe'schen Lebens, Schaffens und Wesens, als auch der bezüglichen Uebertreibungen und Entstellungen der Götheanbeter. Jeder dieser drei Punkte ist für sich schon hoch interessant; alle drei zusammen machen die Schrift Baumgartners zu einem Meisterwerke. Daß Stil und Schreibart Baumgartners auf der vollen Höhe steht, welche für diese Arbeit vorausgesetzt werden muß, ist nach seinen bekannten bisherigen literarischen Arbeiten nicht mehr besonders hervorzuheben.

„Wir möchten das Buch am besten dahin charakterisiren: Es ist die einzige, auf der Höhe der Wissenschaft und der Form stehende Würdigung Göthe's vom einfachen, christlichen erleuchteten, objectiven Standpunkt der Vernunft und des gesunden Verstandes aus."

(Deutsches Volksblatt. Stuttgart. 1882. Nr. 230.)

„Man muß das Werk im Zusammenhang mit andern ähnlichen literarischen Kundgebungen und als ein bedeutsames Zeichen der Zeit auffassen. Der Verfasser ist ein Geistesverwandter von Onno Klopp und Johannes Janssen."

(Schwäbischer Merkur. 1883. Nr. 30. Sonntagsbeilage.)

Digitized by Google

Andere Werke von Alexander Baumgartner S. J.

In der **Herder**'schen Verlagshandlung in **Freiburg** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lessing's religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens". (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 2.) gr. 8°. (IV u. 168 S.) *M.* 2.

„Das Buch ist mit Sachkenntniß, mit Geist und Schlagfertigkeit geschrieben."

(Blätter f. liter. Unterhaltung. 1878. II. 657.)

Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 5.) gr. 8°. (IV u. 176 S.) *M.* 2.25.

„Abgesehen von dem religiös-philosophischen Kern bietet die Broschüre nach der literarischen Seite hin eine vollständige Uebersicht über die dichterischen Leistungen dieses größten amerikanischen Dichters und eine gediegene Analyse seiner bedeutenderen Werke, sowie treffliche Uebersetzungsproben schöner Stellen und Gedichte. Wir können deßhalb die anziehende Schrift nicht nur als einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der modernen Ideenrichtungen, sondern auch als eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltungslektüre anempfehlen."

(Kölnische Volkszeitung. 1878. Nr. 147.)

Calderon. Festspiel. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12°. (LII u. 67 S.) *M.* 1.60. Elegant geb. in engl. Leinwand mit reicher Golddeckenpressung und Goldschnitt *M.* 2.70.

In's Spanische übersetzt u. d. T.:

Calderon. Poemita dramatico, precedido de una introduccion sobre la vida y las obras del poeta Español. Madrid. Libreria de San José. 1882.

„. . . Der Jesuit A. Baumgartner veröffentlichte ein interessantes Festspiel zur Calderonfeier, dem ich in Spanien nur die loa (Festspiel) ‚La mejor corona' an die Seite zu setzen wüßte, die, von den ersten Dichtern Sevilla's, im Bunde mit der unvergeßlichen Fernan Caballero, verfaßt, am 17. Januar 1868, am 268. Geburtstage Calderons, im Teatro de San Fernando zu Sevilla aufgeführt wurde." (Dr. Joh. Fastenrath im Wochenbl. der Frankfurter Zeitung. 1881. Nr. 22.)

„In mehr als einer Beziehung scheint uns das Gedicht selbst auch den höchsten Anforderungen der Kritik Stand halten zu können. Selbst die mit den entsprechenden allegorischen Dichtungen Calderons Unbekannten, die sich etwa durch die Fremdartigkeit des Festspiels abgestoßen finden möchten, werden der kunstvollen Durchführung der Grundidee, dem reichen poetischen Gewande, welches tiefgehende Verstandesspeculationen umkleidet, endlich dem seltenen Wohllaute der Sprache ihre Anerkennung nicht versagen können. Der Tendenz des Stückes pflichten sicherlich Alle bei, deren Ueberzeugung dahin geht, daß für den Einzelnen und für die Welt nur im Kreuze das Heil zu finden ist. — Die dem Festspiele vorangeschickten, auf das Leben und die Werke Calderons bezüglichen Abhandlungen orientiren in gedrängter, ansprechender Weise den Leser in Bezug auf alles betreffende Wesentliche."

(Germania. 1881. Nr. 121.)

„Lecciones son estas de mucho valor y trascendencia, que nunca se agradecerán bastante al ilustre Padre Baumgartner. Gracias, por otra parte, á esta preciosa obrita de Calderón, tendrán en Alemania un conocimiento más intenso y comprensivo que el que le hicieron formar de él los primeros literatos, que alli admiraron su genio.

Demostró en su bellísima pieza, que como caballero, como sacerdote, y sobre todo como el mayor de los poetas católicos, Calderón pertenece á la España verdadera, y es gloria suya y de la Iglesia." (J. M. Orti y Lara. Ciencia Cristiana. 1882. Vol. 24. p. 63—67.)

„The chief merit of Father Baumgartner's play consists in bringing out the striking contrast between Calderon, the poet of scholastic theology, the champion of the catholic faith, the brother of Dante, and the unbelievers who are the heroes of modern thought." (The Month. April 1883. p. 597.)

„Un beau poème allégorique, qui fait parfaitement ressortir les éminentes qualités du grand poète espagnol.“
(Précis historiques. Bruxelles. 1881. p. 422.)

„El Padre Baumgartner presenta en lucha los principios del moderno filosofismo con los principios del teatro de Calderon; y demuestra la supremacia de estos sobre aquellos. Este último trabajo es el que tiene mayor importancia, siendo verdaderamente admirable desde el principio hasta el fin.“
(Boletin Bibliografico de Madrid. 1881. Nr. 4)

„Einzelne Stellen des Gedichtes sind von höchster Schönheit; die in der spanischen Romanzenstrophe — vierfüßigen Trochäen — geschriebenen Verse fließen leicht und gefällig; das Auto, welches den zweiten Theil der Dichtung ausmacht und den Reichthum wie den Charakter der Poesie Calderons skizzirt, ist für sich ein kleines Meisterwerk.“ (Coblenzer Volkszeitung. 1881. Nr. 121.)

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. Mit Vondels Bildniß. 8°. (XVI u. 379 S.) *M.* 4.40.

„Met een meer dan gewoon talent, met eene zeldzame orde en aanschouwelijkheid in zijne schikking der meê te deelen verschijnsels, met eene benijdbare volledigheid van bronnenstudie, heeft de Heer Alexander Baumgartner aan ons in stilte uitgesproken verlangen voldaan.

Zijn *Joost van den Vondel* is het model eener monografie.“
(Alberdingk-Thijm. — De Amsterdammer, Weekblad voor Nederland. 1882. Nro. 260.)

„Ueberhaupt zeugt Baumgartners Werk von einem so liebevollen Eingehen und Verständniß, von einer so minutiösen und gewissenhaften Prüfung der Geisteswerke und des ganzen Bildungsganges des großen Dichters, daß uns nur der Wunsch erübrigt, alle Deutschen, die sich fernerhin mit niederländischer Literatur befassen, möchten mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Vorurtheilslosigkeit an die Arbeit gehen.“ (Ferd. v. Hellwald. Augsb. Allgem. Zeitung. 1882. Nr. 213. Beil.)

„Die Angaben über Vondels Leben sind bei Baumgartner vollständiger und richtiger, als bei irgend einem seiner Vorgänger. Uebersichten über das Hauptsächlichste aus der Vondelliteratur, über Vondels Werke und die Aufführungen seiner Dramen machen die Schrift zu einem werthvollen Nachschlagebuch.“
(J. Minor. Literaturbl. für Germanische und Romanische Philologie. 1882. Nr. 12.)

„P. Baumgartners Buch bekundet sowohl ein liebevolles Versenken in den großen niederländischen Dichter, als ein fleißiges Studium der Literatur über denselben, und entrollt von ihm und seinen Werken ein lebensfrisches, gutgezeichnetes Bild. Die zahlreichen eingestreuten Proben sind durchgehends meisterhaft übersetzt; oft würde man freilich richtiger sagen ‚nachgedichtet'."
(J. Franck. Deutsche Literaturzeitung. Berlin. 1882. Nr. 51.)

„Jedenfalls hat sich der Verfasser der vorliegenden Monographie nach Kräften bemüht, unter dem Bilde Vondels uns zugleich die Lichtseiten der holländischen Literatur eindringlich und anschaulich vor Augen zu führen. Sein Buch ist aus sorgfältigen, an Ort und Stelle gemachten Studien hervorgegangen und außerordentlich gewandt geschrieben." (Dr. Matthiessen. Deutsches Literaturblatt. Gotha. 1882. Nr. 24.)

„Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Kenntniß der niederländischen Dichtung gab der katholische Literaturhistoriker A. Baumgartner in dem Buche ‚Joost van den Vondel'."
(Meyers Konversationslexikon. Jahressupplement. 1883. S. 232.)

„Niet slechts is door den schrijver de Vondelliteratuur zoowel van vroegere eeuwen, als ook van onzen tijd met ijver gestudeerd, maar ook heeft hij zich met de politieke en maatschappelijke toestanden van ons Vaderland zoo vertrouwd gemaakt, dat hij er schijnt thuis te behooren."
(J. W. Brouwers. De Wetenschappelijke Nederlander. 1882. Nr. 7.)

„Wir haben bei der Lectüre des Werkes einen wahren Genuß gehabt, und können dasselbe jedem Leser mit Sicherheit voraussagen." (Dr. J. Scheicher. Linzer Theol.-praktische Quartalschr. 1882. 4. Heft.)

„Nicht zum ersten Male tritt der ebenso theologisch und philosophisch, wie geschichtlich und ästhetisch gebildete Verfasser vor dem katholischen Publikum auf. In den letzten Jahren hat er uns Lessings religiösen Entwicklungsgang geschildert u. s. w. Vondel war ein deutscher Dichter, ein ächter deutscher Sänger, wie von Geburt, so durch seinen offenen biedern Charakter, seine wackere deutsche Gesinnung, durch seine Sympathie für Kaiser und Reich. Diesen Dichter dem katholischen Deutschland wieder erobert zu haben, ist eine That, welche ein besonderes Dankesvotum verdient."
(Dr. Bellesheim. Historisch-politische Blätter. 89. Bd. S. 933—942.)

„Niederländische Literatur ist lange Zeit von unsern Literaturhistorikern unverantwortlich vernachlässigt worden, erst neuerdings hat man angefangen, die Schätze zu heben und dieselbe in den Be-

reich unſeres nationalen Intereſſes zu ziehen . . . Dem Stolze der Nation, dem Dichter ‚Jooſt van den Vondel‘, ſetzt nun Alexander Baumgartner durch eine ausführliche Biographie und Charakteriſtik ſeiner Werke ein würdiges Denkmal. Vondel (geb. 1587), der als Kölner durch ſeine Geburt Deutſchland angehört, aber ſeiner Erziehung und ſeinem Weſen nach ganz Holländer war, repräſentirt die Literatur dieſer Nation im 16. und 17. Jahrhundert ſo eminent, daß die Kenntniß dieſes Dichters, der in erſter Linie Dramatiker war, uns die ganze Richtung jener Zeiten vollſtändig vor Augen führt, und das geſchieht auch durch die Biographie dieſes Lieblings der Holländer, auf deren Bühne er namentlich in ſeinen patriotiſchen Werken noch heimiſch iſt. Aber auch die geiſtlichen Dichtungen des vom Anabaptismus zum Katholicismus übergetretenen Dichters ſind beim holländiſchen Volke unvergeſſen, und es lohnt ſich wirklich, eingehend mit einem Dichter ſich zu beſchäftigen, der eine Nation ſo lebendig repräſentirt.“

(Ueber Land und Meer. 1882. Nr. 34.)

„Le livre du Père Baumgartner n'est pas seulement une critique saine et judicieuse, attestante une étude approfondie et un goût littéraire sûr et élevé, c'est de plus un travail biographique vraiment intéressant. Quel homme que ce Vondel! Noble caractère, esprit fécond, coeur ardent et inaccessible à toute bassesse, chrétien fervent et généreux dans les épreuves et les contradictions, que lui valut sa fidélité, citoyen dévoué, père et époux modèle, voilà celui dont le génie créa tant d'oeuvres impérissables!“ (Précis historiques. Bruxelles. 1882. p. 703. 704.)

„Der Verfaſſer hat ſich mit großer Liebe und Mühe in Vondels Zeit verſetzt. In die politiſche und literariſche Geſchichte Niederlands ſowohl als in die neuere Vondel-Literatur iſt er tief eingedrungen. Der Methode van Lennep's folgend, läßt er überall die Beſprechung der Werke Vondels mit der Beſchreibung ſeines Lebens zuſammenfließen. Die Umſtände, die auf die Entwicklung der Talente des Dichters ihren Einfluß ausübten, ſein Umgang mit den berühmten Zeitgenoſſen, mit den Mitgliedern des ‚Muijdenerkrings‘, ſein Briefwechſel mit Grotius u. ſ. w. werden ausführlich und con amore behandelt.“

(L. van Heemſtede. Literariſche Rundſchau. 1882. Nr. 11.)

Die Lauretaniſche Litanei. Sonette. 8°. (VII u. 58 S.) *M.* 1. Elegant geb. *M.* 2.

„Ein tiefer ſtiller Fluß iſt dieſes prächtige Büchlein des als Götheforſcher bekannten Literaturhiſtorikers. Durchgehends finden wir Tiefe des Gemüths und der Ideen, Innigkeit und Zartheit, Kraft der Phantaſie und Originalität der Stoffauffaſſung und Behandlung.“ (Dr. Muth. Literariſche Rundſchau. 1883. Nr. 11.)

„Dem geistvollen allegorischen Festspiel ‚Calderon' (1881) folgte 1883 der ebenso tief durchdachte wie tief empfundene Sonettenkranz ‚Die Lauretanische Litanei'. Ein scharfer Denker, auf allen Gebieten der Weltpoesie zu Hause, aufgewachsen in dem Studium der großen Meister der Renaissance, wußte Baumgartner der Form des Sonetts neues Leben einzuhauchen."

(Dr. Norrenberg, Allgemeine Geschichte der Literatur. III. 322.)

„Deze Sonnetten bevatten alles wat diep theologische opvatting, wat warm gevoel en vroomheid, wat aesthetische smaak, wat zin voor treffende beelden en gelijkenissen, wat kinderlijke envoud van eene poëtische verheerlijking der Moeder Gods kunnen voortbrengen. Bovendien onderscheidt zich deze sonnettenkrans door eene edele, krachtige en lieflijk vloeiende taal."

(De Wetenschappelijke Nederlander. 1883. Nr. 12.)

„Es fehlt in unserer jüngsten Literatur nicht an poetischen Umschreibungen der lauretanischen Litanei. Welches aber die Vorzüge ähnlicher Büchlein sein mögen, an theologisch-tiefer Auffassung, Reichthum und Erhabenheit der Gedanken kommt wohl keine der Baumgartner'schen auch nur entfernt nahe. Die schwierige Form des Sonetts ist trefflich gehandhabt." (Büchermarkt. 1883. Nr. 4.)

Die Lilie. Isländische Mariendichtung aus dem 14. Jahrhundert. Von Eystein Ásgrimsson. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von Alexander Baumgartner, S. J. 12°. (XI u. 72 S.) *M.* 1. Elegant geb. in Leinwand mit Goldschnitt *M.* 2.

„Alexander Baumgartner, der geistvolle Jesuit, ist unseren Lesern nicht unbekannt, da wir uns vor längerer Zeit ausführlich mit seinen polemischen Arbeiten über Göthe beschäftigt. Wenn wir nun auch den Anschauungen Baumgartners über unsern größten Dichter energisch entgegentreten mußten, so haben wir trotzdem seine schriftstellerischen Vorzüge offen anerkannt. Baumgartner hat indessen nicht nur in der Göthe-Literatur, sondern auch auf anderen Gebieten sich einen Namen gemacht. Meisterhaft ist sein Buch über Joost van den Vondel, den niederländischen Dichter, der noch heute als Gipfelpunkt der holländischen Literatur gilt. Auch als Dichter ist Baumgartner aufgetreten. Wir kennen von ihm ein treffliches, poetisch gedachtes Calderon-Festspiel, in welchem der Spanier als der eigentliche Dichter des Katholicismus verherrlicht wird, sowie einen schwungvollen, an die heilige Jungfrau gerichteten Sonettenkranz (‚Die Lauretanische Litanei'). So war Baumgartner befähigt, auch die schwierige Verdeutschung des vorliegenden nordischen Werkes durchzuführen ... Vom literarhistorischen Standpunkt aus müssen wir dem Uebersetzer dankbar sein, daß er uns mit seiner Arbeit

einen Einblick in die spätere isländische Literatur gewährt, die im allgemeinen so gut wie unbekannt ist, da das Interesse an der Edda alles andere in den Hintergrund gedrängt hat. Die ‚Lilie' beweist jedenfalls, daß das absprechende Urtheil, welches man gemeinhin über die Skaldenpoesie zu fällen pflegt, einiger Einschränkung bedarf. Die Form schließt sich an die eddische an, ist aber weit künstlicher und drängt bereits auf ein bestimmtes Silbenmaß hin, hier das trochäische. Baumgartner, dessen Uebersetzung volle Anerkennung verdient, hat sich mit Recht auf die Beibehaltung des letzteren beschränkt, dagegen auf die schwierige und nutzlose Nachbildung der Assonanzen und Stabreime, wo sich dieselben nicht selber darboten, verzichtet. Das Büchlein wird nicht nur in katholischen Kreisen, sondern auch bei allen Literaturfreunden dankbare Leser finden."

(Hans Herrig. Deutsches Tageblatt. Berlin. 1884. Nr. 133.)

„Die schöne Dichtung, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verfaßt, drang schon zu Lebzeiten ihres Verfassers tief in's Volk ein und erlangte eine solche Beliebtheit, daß es zum Sprüchwort ward: ‚Jeder Skalde möchte die Lilie gedichtet haben.' Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit ward sie zum beliebten Volksgebet; selbst in den entlegensten Ortschaften der Insel hat sie sich wenigstens bruchstückweise durch mündliche Ueberlieferung erhalten. Die Gelehrten und Kritiker achteten sie als die vollendetste religiöse Dichtung, die Island, ja ganz Skandinavien während des Mittelalters hervorgebracht. P. Baumgartner hat also mit seinem schönen Büchlein nicht nur im religiösen, katholischen Interesse gehandelt, sondern auch um die Literatur und Culturgeschichte sich verdient gemacht ... Das schöne Büchlein eignet sich vornehmlich zu Geschenken und wird gewiß bald zahlreiche Freunde gewinnen."

(Germania 1884. Nr. 104.)

„Als reife Frucht einer im vorigen Jahre nach der Insel Island unternommenen Reise bietet P. Baumgartner uns dieses anmuthige Gedicht. Der Uebersetzung der ‚Lilie' ist eine schwungvoll geschriebene Einleitung vorausgesandt, die sofort den trefflichen Kenner der mittelalterlichen Literatur und den feinen Kunstkritiker verräth. Dieselbe behandelt Islands ältere Literatur, wie sie in den Liedern der Edda und den Gesängen der Skalden Gestalt gewonnen, die Lebensumstände Eysteins, die Form und Architektonik der Lilie, sowie Text und Ausgaben der letzteren ... Das trochäische Versmaß hat der gewandte Uebersetzer glücklich beibehalten. In prächtiger Sprache und tiefsinniger theologischer Auffassung schildert der Dichter die großen Glaubenslehren der Kirche, besonders das Dogma der Menschwerdung und der Gottesmutterschaft Mariä."

(Kölnische Volkszeitung 1884. Nr. 151.)

„Un joli petit volume. L'auteur (bien connu par ses talents poétiques et ses savants études sur divers auteurs néerlandais,

allemands, nord-américains, espagnols) a, dans une rapide introduction écrite avec goût, esquissé à grands traits le développement de la littérature islandaise; ensuite il expose très sobrement la vie si obscure du poète; puis il passe à la forme du Lilja et à sa division tripartite qu'il compare fort ingénieusement à un triptique; enfin il donne une bibliographie du poème plus complète en certains points que celle de Th. Moebius. Il termine par une traduction allemande aussi fidèle qu'il est possible de la faire en vers."

(E. Beauvois. Polybiblion. Paris. Sept. 1884.)

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen. Mit Greith's Bildniß. 8°. (113 S.) *M.* 1.40.

„Sehr gewandte Darstellung vereinigt sich hier mit hochbedeutsamem Inhalt. Als edler Mensch, frommer Priester, glänzender theologischer Schriftsteller und muthiger Vertheidiger der Freiheit der Kirche ist der Name Greith in die Blätter der Kirchengeschichte unauslöschlich eingetragen. Schon seit seinen Studienjahren stand er mit bedeutenden Männern Deutschlands in den innigsten Beziehungen und führte dadurch der katholischen Schweiz neue belebende Elemente zu. Unter seinen Freunden begegnen uns Görres, Lassaulx, Schlosser, Clemens Brentano und v. Laßberg. Sein schönes Buch: ‚Die deutsche Mystik im Prediger-Orden' gibt Zeugniß von seinen ausgedehnten germanistischen Studien, wie von seiner tiefen Frömmigkeit. In Irland genoß er besonderes Ansehen wegen seines Buches über ‚Die altirische Kirche und ihre Beziehungen zu Alemannien'. Auf dem Concil von 1870 gehörte er zur Minderheit; aber nach gefälltem Spruch hat er sich mit rührender Pietät gefügt. Jede Biographie eines katholischen Bischofes beansprucht in unserer Zeit Interesse; die vorliegende um so größeres, je bedeutender die Gestalt des Mannes ist, der uns hier in so edler Zeichnung entgegentritt."

(Kölnische Volkszeitung. Dec. 1884.)

„Wer den Verfasser dieser Schrift kennt, wird etwas Tüchtiges erwarten, und wenn er sie zur Hand nimmt, seine Erwartungen bestätigt finden. Die St. Gallischen Verhältnisse werden soweit besprochen, als sie auch auswärts interessiren und zur Zeichnung des Lebensbildes gehören. Auf dieser Folie wird in knappen, aber meisterhaften Zügen das Bild des Verewigten als Gelehrter, Priester und Mann des öffentlichen Lebens gezeichnet. Eine Menge von Daten über seinen Bildungsgang, seine Beziehungen zu den deutschen Gelehrten, besonders zu Görres, sind ebenso interessant als bisher den Wenigsten bekannt."

(Schweizerische Kirchenzeitung. 1884. Nr. 43.)

„Die Schrift führt uns besonders den Bildungsgang des Verewigten, seine Beziehungen und Leistungen in der Gelehrtenwelt, eine treffliche Zeichnung seines Geistes und Charakters vor Augen und bietet auf wenigen Bogen eine Fülle von Daten, welche von allgemeinem Interesse sind.“ (Die Ostschweiz. 1884. Nr. 248.)

Reisebilder aus Schottland. Mit einem Titelbilde, 15 in den Text gedruckten Holzschnitten und 16 Vollbildern. gr. 8°. (XII u. 316 S.) *M.* 5. Geb. in Leinwand mit Deckenpressung *M.* 8.

„Dem Verfasser hat am meisten bei der Reise in Schottland der religiöse Punkt gefesselt, nicht als etwas für sich Bestehendes, von dem Uebrigen Getrenntes, nein, als eine Lebenserscheinung, die mit Geschichte und Literatur, Kunst und Volksleben des schönen Landes auf's Innigste zusammenhängt. Ist nach des Verfassers Ausspruch nächst der schönen Natur nichts wie die Kirche, welche diese Inselwelt so unvergeßlich und bedeutsam gemacht hat, so ist er doch wissenschaftlich vielseitig genug, um einen interessanten Bericht auch über weltliche Erlebnisse und Erfahrungen zu erstatten. Die Reisebilder sind ebenso anziehend als belehrend. Jeder der 17 Abschnitte bringt neue Ueberraschungen, eröffnet neue, wohl wenig bekannte Schönheiten, ein zauberisches, herrliches Bild folgt dem andern. Der Verfasser entwickelt eine beneidenswerthe Gabe, seine Erlebnisse und Beobachtungen lebhaft und anziehend zu erzählen, die fesselnden Naturherrlichkeiten und Kunstdenkmäler anschaulich, in der That meisterhaft zu schildern. Eigene Gedanken und der Erfahrung entnommene Grundsätze sind theilweise ernst, theilweise humoristisch und spottend in die Mittheilungen mitverflochten. Die socialen Zustände des modernen Schottlands sind an mehreren Stellen besprochen, mit Vorliebe auf die günstigern Verhältnisse des Mittelalters hinweisend. Die Sprache ist edel und würdevoll, frisch und farbenreich, erhebt sich öfter zu dichterischem Schwunge. Der Verfasser bekundet eine angenehme Fähigkeit der gebundenen Rede, nicht nur durch die mitgetheilten Uebersetzungen aus englischen wie schottischen Dichtungen, sondern auch durch die selbstverfaßten Verse ... Die Ausstattung des Buches ist musterhaft, wie bei allen Büchern der Herder'schen Verlagshandlung. Die höchst sauber ausgeführten Illustrationen, namentlich die charakteristischen Abbildungen der Städte und Landschaften, entsprechen vollständig dem Zweck, auch äußerlich ein kleines Bild von Schottlands malerischer Schönheit zu geben. Das geistreiche Buch gewährt nicht nur die reichste angenehmste Belehrung, sondern auch einen erfrischenden Genuß.“

(Erste Beilage zum Deutschen Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischen Staatsanzeiger. 1885. Nr. 47.)

„Was beim ersten Blicke auffällt, ist die Meisterschaft des Verfassers in der Schilderung landschaftlicher Schönheiten, und die Kunst, wie er seine eigenen Gedanken und Erlebnisse bald in ernster, bald in humoristischer, zuweilen auch in satirischer Art in seine Mittheilungen zu verweben versteht. Das Buch hat dabei für katholische Leser noch ein ganz besonderes Interesse durch die eingehende Berücksichtigung der religiösen Verhältnisse des Landes. Meist im Anschlusse an die Beschreibung der einzelnen Fahrten entwirft der Verfasser ein Bild der katholischen Vergangenheit Schottlands von Columba bis zu der Blüthe des Katholicismus im Mittelalter, von welcher ‚die herrlichsten Trümmer alter Kathedralen und Klöster' ein so beredtes Zeugniß ablegen. Dabei wird natürlich auch jener heldenmüthigen Nachfolger Columba's gedacht, welche zur Zeit, als der katholische Glaube vor den Siegen des Puritanismus in die entlegensten Glens und auf die einsamsten Inseln sich zurückzog, unter steter Lebensgefahr, gleich dem gehetzten Wilde umherzogen, um die letzten Reste des Katholicismus herüberzuretten bis in die Gegenwart, wo die katholische Kirche dieses Landes am Beginne eines zweiten Frühlings steht."

(Literar. Handweiser. 1884. Nr. 372/373.)

"In this volume F. Baumgartner records his impressions of a tour in Scotland. As a writer he displays his well-known qualities of splendid language and large views. But his work will much impress the reader by the glimpses it gives of the history of the land, people, art and church of a country formerly wholly Catholic, and an important link in the European Christian family. Special interest may be claimed for the descriptions of Iona and Staffa. But not only on the marvellous beauties of 'Caledonia wild and stern' does the author dwell. Few Scotchmen could enlarge on Scotch history, poetry and architecture with such extensive and solid knowledge as are here displayed. Hence we can recommend this singularly well done work."

(Dublin Review. London 1885. January.)

„Cet ouvrage, en même temps édifiant et littéraire, peut être recommandé, comme itinéraire, pour l'exactitude des renseignements de tout genre qu'il contient."

(Emm. de Saint-Albin. Polybiblion. Paris. 1885. Mai. p. 431.)

„Das Baumgartner'sche Werk ist eines der werthvollsten Bücher dieses Genres, welche wir seit Jahren kennen gelernt haben, und zugleich geht ein tiefreligiöser Zug durch dasselbe, der uns das alte Schottland mit seinen herrlichen Trümmern von Klöstern und Kathedralen so besonders anziehend macht. Wir erhalten ein klares, lebensvolles Bild des schottischen Landes und seiner Bewohner und werden mit dem religiösen Leben und Walten genau bekannt gemacht,

deren Schilderung uns die reiche Reiseliteratur über Schottland bisher in ausreichender Weise vorenthalten hat. A. Baumgartner führt uns durch die bedeutendsten schottischen Städte, wie durch die Landschaft und an die weltberühmten Seen. Ueberall weiß er auf unsern Wanderungen unser Interesse zu wecken und rege zu erhalten, mag er uns in das Arbeiterviertel in Glasgow, in die Fingalshöhle, in das schottische Athen, wie Edinburgh genannt wird, oder mitten hinein in den Kulturkampf und das Missionsleben im Hochlande geleiten. Dankbar nehmen wir von dem Buche Abschied, das uns so viel des Belehrenden geboten, das unserm Denken und Empfinden so nahe getreten ist in seiner prunklosen und dabei so fesselnden Art und das dabei doch nie den erfrischenden und unterhaltenden Reiz verliert. Alles in Allem ist das von der Verlagshandlung in schöner und dem Werthe seines Inhalts durchaus angemessener Ausstattung herausgegebene Buch ein prächtiger Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Wir möchten Jedem, der Schottland kennen zu lernen oder zu durchreisen beabsichtigt, den Rath geben, sich Baumgartners ‚Reisebilder' als Cicerone zu wählen, er wird trefflich berathen sein." (Illustrirte Familienzeitung. Hamburg. [1885.] I. Band. Nr. 24.)

„Der Verfasser befand sich in der glücklichen Lage, im verflossenen Jahre Schottland nochmals besuchen zu können, und hat demzufolge seine Materialien über Caledonien theils ergänzt, theils verbessert. Aus ihnen gestaltete er sein Buch, das mit nicht weniger als 32 trefflichen Holzschnitten ausgestattet und damit auch äußerlich in die Reihe wahrer Prachtwerke erhoben ist.

Wir können nur wünschen, daß Jeder, der Sinn für Religion, Kunst und Wissenschaft besitzt, zu diesem zeitgemäßen Buche greifen und sich dessen Inhalt aneignen möge. In schweren Stunden — und deren gibt es heute nicht wenige — gewährt eine solche Lektüre ein wahres Labsal. Dieses entquillt nicht bloß der ungebundenen, sondern in vielleicht noch höherem Grade der gebundenen Rede. Die tiefempfundenen *lyrischen Gesänge*, welche dem Herzen des Verfassers entsprungen, sind wie kostbare Perlen, die über glänzende Gewebe der Darstellung ausgestreut wurden."

(Historisch-politische Blätter. München. 94. Bd. S. 453 ff.)

„Wir wollen indeß über die hier hervorgehobenen Einzelheiten nicht das Ganze vergessen, die treffliche Schilderung von Land und Leuten, überall anschaulich, geistvoll und vom Schwunge der Empfindung belebt, ob der Verfasser nun vom Königsschloß zu Edinburgh erzählt oder vom Loch Katrine, wo die Jungfrau vom See spielt, und vom romantischen Loch Lomond."

(Deutsches Tageblatt. Berlin. 1884. Nr. 10.)

„Von dem berühmten Stonyhurst-Colleg in der englichen Grafschaft Lancaster ausgehend, führt der Verfasser uns durch die zahl-

losen Inseln West-Schottlands nach den Hochlanden und bringt uns zuletzt nach der Landeshauptstadt Edinburgh. Tiefgefühlte, prächtige Naturbeschreibungen, verbunden mit anziehenden Schilderungen aus der Zeit des alten katholischen Schottland, wirken hinreißend auf den Leser ein. Dabei versäumt der Verfasser nicht, auch das moderne Schottland mit seinem hochentwickelten Handels- und Industrie-Leben uns vorzuführen, sowie den Spuren der heute wieder zu neuem Leben erstarkten und überall segensreich wirkenden katholischen Kirche nachzugehen." (Kölnische Volkszeitung. 1884. Nr. 237.)

„Diesem Buche kann man dieselben Vorzüge nachrühmen wie dem vorhergehenden (P. Kolbergs Ecuador). An Feinheit des Stils mag der formgewandte, poetisch veranlagte P. Baumgartner den P. Kolberg noch übertreffen. Durch seine Exactheit und Zuverlässigkeit in der Forschung wie durch die Mannigfaltigkeit, die in seinen historischen, religiösen, landschaftlichen, zeitgeschichtlichen Schilderungen herrscht, erreicht er den P. Kolberg; zu seinem Lobe dürfte man nichts Besseres sagen können."

(Echo der Gegenwart. 1884. Nr. 296.)

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

THIS BOOK IS THE PROPERTY OF THE
NEW YORK PUBLIC LIBRARY
AND IS LENT SUBJECT TO THE RULES
OF THE LIBRARY. IT MUST NOT BE
LENT OUTSIDE THE BORROWER'S
FAMILY, AND MUST BE RETURNED
ON OR BEFORE THE LATEST DATE
STAMPED BELOW.

A FINE OF
FIVE CENTS
A DAY WILL BE
IMPOSED FOR
KEEPING THIS
BOOK OVERDUE.